HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

8420
I
33

Gespräche mit Goethe.

Über die Anordnung dieser Ausgabe, Verschmelzung von Anmerkungen und Register, siehe Seite 704.

Das Goethe-Haus in Weimar.
Nach einem Aquarell von S. Röfel.
1828.

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zehnte Originalauflage.

Nach dem ersten Druck
und dem Originalmanuskript des dritten Teils
mit einem Nachwort und Register
neu herausgegeben

von

Dr. H. H. Houben.

Mit 28 Illustrationstafeln, darunter 3 Dreifarbendrucke,
und 1 Faksimile.

102607
21/6/15

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1910.

Lodge

Inhalt.

	Seite
Vorrede (zum ersten und zweiten Teil) von J. P. Eckermann	7
Einleitung von J. P. Eckermann	11
Erster Teil	29
Zweiter Teil	215
Vorrede zum dritten Teil von J. P. Eckermann	409
Dritter Teil	414
Nachwort des Herausgebers	617
Anhang: Ein Goethe-Aufsatz Eckermanns	709
Register einschließlich Anmerkungen	715

Verzeichnis der Illustrationstafeln.

Das Goethe-Haus in Weimar. Nach einem Aquarell von S. Rösel. 1828	Titelbild
Treppenaufgang des Goethe-Hauses	28
Grundriß des Goethe-Hauses in Weimar	48
Eckermann. Nach einer Zeichnung von Jos. Schmeller. 1827	56
Antike Gemme und Medaille von Brandt: Theseus findet die Waffen seines Vaters	68
Studie von Johann Heinrich Roos	74
Goethes Gartenhaus in Weimar. Nach einem Aquarell von S. Rösel. 1828	80
Decken-Zimmer im Goethe-Hause	104
Meyer und Riemer. Nach Zeichnungen von Jos. Schmeller. — Coudray. Nach Zeichnung von Heinr. Meyer. 1828	120
Goethes Arbeits- und Schlafzimmer	170
Rembrandt. Jesus im Tempel (Handzeichnung und Kupferstich)	200
Juno-Zimmer im Goethe-Hause	236
Adriaen van Ostade. „Gutmann und Gutweib"	244
Zwei Handzeichnungen von Goethe. Die Kegelbrücke in Weimar. Zelters Wappen	270
Claude Lorrain. Landschaften	282
Jan Lingelbach. „Hafenstück"	314
Gips-Medaillons von David d'Angers: Fabvier. Byron. Hugo. Deschamps. Mérimée. Béranger	318

Inhalt

Seite

August von Goethe. Gemalt von E. Grünler 1828; Ottilie von Goethe. Gezeichnet von H. Müller 344
Urbinozimmer, Büstenzimmer im Goethe-Hause 368
Eugen Neureuther. Randzeichnung zu Goethes „Legende vom Hufeisen". 1829 394
Goethes Sterbezimmer. Nach einem Aquarell von von Germar. 1832 404
Soret und Kanzler von Müller. Nach Zeichnungen von Jos. Schmeller. 1824 416
Altes Theater in Weimar 1779—1825; Neues Theater in Weimar 1825—1907 442
Goethe mit seinem Sekretär John im Arbeitszimmer. Nach einem Gemälde von Jos. Schmeller 458
Rubens. „Die Landschaft mit dem doppelten Schatten" 494
Schillers Wohnung in Jena 1797—1799. Nach einem Stich von Chr. L. Roux 522
Goethe. Gemalt von Jos. Stieler. 1828 550
Majolika-Zimmer im Goethe-Hause 584
Faksimile eines Blattes aus dem Manuskript Eckermanns zum dritten Teil der „Gespräche" 656

Erſter Theil.

Ihro Kaiserlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin zu
Sachsen-Weimar und Eisenach,

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland,

dankbar unterthänigst zugeeignet.

Vorrede.

Diese Sammlung von Unterhaltungen und Gesprächen mit Goethe ist größtentheils aus dem mir inwohnenden Naturtriebe entstanden, irgend ein Erlebtes, das mir werth oder merkwürdig erscheint, durch schriftliche Auffassung mir anzueignen.

Zudem war ich immerfort der Belehrung bedürftig, sowohl als ich zuerst mit jenem außerordentlichen Manne zusammentraf, als auch nachdem ich bereits Jahre lang mit ihm gelebt hatte, und ich ergriff gerne den Inhalt seiner Worte und notirte ihn mir, um ihn für mein ferneres Leben zu besitzen.

Wenn ich aber die reiche Fülle seiner Äußerungen bedenke, die während eines Zeitraumes von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon schriftlich aufzufassen gelungen ist, so komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht ist, dem aber das Meiste durch die Finger läuft.

Doch wie man zu sagen pflegt, daß Bücher ihre Schicksale haben, und wie dieses Wort eben sowohl auf ihr Entstehen als auf ihr späteres Hinaustreten in die weite und breite Welt anzuwenden ist, so dürfte es auch von der Entstehung des gegenwärtigen Buches gelten. Monate vergingen oft wo die Gestirne ungünstig standen, und wo Unbefinden, Geschäfte und mancherley Bemühungen um die tägliche Existenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günstige Sterne ein und es vereinigten sich Wohlseyn, Muße und Lust zu schreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu thun. Und dann, wo tritt bey einem längeren Zusammenleben

nicht mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdiente! —

Dieses alles erwähne ich besonders aus dem Grunde, um die manchen bedeutenden Lücken zu entschuldigen, die der Leser finden wird, im Fall er etwa so geneigt seyn sollte, das Datum zu verfolgen. In solche Lücken fällt manches unterlassene Gute, so wie besonders manches günstige Wort, was Goethe über seine weitverbreiteten Freunde, so wie über die Werke dieses oder jenes lebenden deutschen Autors gesagt hat, während sich Anderes ähnlicher Art notirt findet. Doch wie gesagt: Bücher haben ihre Schicksale schon während sie entstehen.

Übrigens erkenne ich dasjenige, was in diesen Bänden mir gelungen ist zu meinem Eigenthum zu machen und was ich gewissermaßen als den Schmuck meines Lebens zu betrachten habe, mit innigem Dank gegen eine höhere Fügung; ja ich habe sogar eine gewisse Zuversicht, daß auch die Welt mir diese Mittheilung danken werde.

Ich halte dafür, daß diese Gespräche für Leben, Kunst und Wissenschaft nicht allein manche Aufklärung und manche unschätzbare Lehre enthalten, sondern daß diese unmittelbaren Skizzen nach dem Leben auch ganz besonders dazu beytragen werden, das Bild zu vollenden, was man von Goethe aus seinen mannigfaltigen Werken bereits in sich tragen mag.

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiemit nun der ganze innere Goethe gezeichnet sey. Man kann diesen außerordentlichen Geist und Menschen mit Recht einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt. Und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Personen ein Anderer war, so kann ich auch in meinem Falle nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: dieß ist *mein* Goethe.

Und dieses Wort dürfte nicht bloß davon gelten, wie er sich mir darbot, sondern besonders auch davon, wie ich ihn aufzufassen und wiederzugeben fähig war. Es geht in solchen Fällen eine Spiegelung vor und es ist sehr selten, daß bey dem Durchgange

durch ein anderes Individuum nichts Eigenthümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges sich beymische. Die körperlichen Bildnisse Goethe's von Rauch, Dawe, Stieler und David sind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen sie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die sie hervorbrachte. Und wie nun ein Solches schon von körperlichen Dingen zu sagen ist, um wie viel mehr wird es von flüchtigen, untastbaren Dingen des Geistes gelten! — Wie dem nun aber in meinem Falle auch sey, so werden alle diejenigen, denen aus geistiger Macht oder aus persönlichem Umgange mit Goethe ein Urtheil dieses Gegenstandes zusteht, mein Streben nach möglichster Treue hoffentlich nicht verkennen.

Nach diesen größtentheils die Auffassung des Gegenstandes betreffenden Andeutungen bleibt mir über des Werkes Inhalt selber noch Folgendes zu sagen.

Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in Betreff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes; vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannigfaltigen Offenbarungen eines weit und tief greifenden Naturgesetzes, nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abzuthun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch, sondern man gelangt durch alles dieses zusammen erst zu Aproximationen, geschweige zum Ziele selber.

So, um nur ein Beispiel anzuführen, tragen Goethe's einzelne Äußerungen über Poesie oft den Schein der Einseitigkeit und oft sogar den Schein offenbarer Widersprüche. Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt giebt, bald alles auf das Innere des Dichters; bald soll alles Heil im Gegenstande liegen, bald alles in der Behandlung: bald soll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachlässigung aller Form, alles vom Geiste.

Alle diese Aus- und Widersprüche aber sind sämmtlich einzelne Seiten des Wahren und bezeichnen zusammen das Wesen und führen zur Annäherung der Wahrheit selber, und ich habe mich daher sowohl in diesen als ähnlichen Fällen wohl gehütet, dergleichen scheinbare Widersprüche, wie sie durch verschiedenartige Anlässe und den

Verlauf ungleicher Jahre und Stunden hervorgerufen worden, bey dieser Herausgabe zu unterdrücken. Ich vertraue dabey auf die Einsicht und Übersicht des gebildeten Lesers, der sich durch etwas Einzelnes nicht irren lassen, sondern das Ganze im Auge halten und alles gehörig zurechtlegen und vereinigen werde.

Ebenso wird man vielleicht auf Manches stoßen, was beym ersten Anblick den Schein des Unbedeutenden hat. Sollte man aber tiefer blickend bemerken, daß solche unbedeutende Anlässe oft Träger von etwas Bedeutendem sind, auch oft etwas Spätervorkommendes begründen, oder auch dazu beytragen, irgend einen kleinen Zug zur Characterzeichnung hinzuzuthun, so dürften sie, als eine Art von Nothwendigkeit, wo nicht geheiliget, doch entschuldiget werden.

Und somit sage ich nun diesem lange gehegten Buche zu seinem Hinaustritt in die Welt das beste Lebewohl, und wünsche ihm das Glück angenehm zu seyn und mancherley Gutes anzuregen und zu verbreiten.

Weimar, den 31. October 1835.

Einleitung.

Der Autor giebt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe.

Zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, auf der Gränze des Marsch- und Haidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, sondern wo man auf einer gleich an der Hausthür stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg.

Als der Zuletztgeborne einer zweyten Ehe, habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt wie sie schon im vorgerückten Alter standen, und bin zwischen beyden gewissermaßen einsam aufgewachsen. Aus meines Vaters erster Ehe lebten zwey Söhne, wovon der eine, nach verschiedenen Seereisen als Matrose, in fernen Welttheilen in Gefangenschaft gerathen und verschollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Walfisch- und Seehunde-Fang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt war und dort in mäßigen Umständen lebte. Aus meines Vaters zweyter Ehe waren vor mir zwey Schwestern aufgewachsen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlassen hatten und theils im Orte theils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unserer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unserm täglichen Bedarf mit Milch versah, sondern von der wir auch jährlich ein Kalb mästen und außerdem zu gewissen Zeiten für einige Groschen Milch verkaufen konnten. Ferner besaßen wir einen Acker Land, der uns die nöthigen Gemüsearten für das Bedürfniß des Jahres gewinnen

ließ. Korn zu Brod indeß und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine besondere Geschicklichkeit im Wollspinnen; auch schnitt und nähete sie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu besonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beydes zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geschäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verschiedenen Jahreszeiten variirte und ihn veranlaßte häufig von Haus abwesend zu seyn und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuschweifen. Im Sommer sah man ihn, mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken, in der Haidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hausiren gehen. Zugleich kaufte er hier wollene Strümpfe und Beyderwand (ein aus der braunen Wolle der Haideschnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er denn auf dem jenseitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hausirend, wieder absetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinewand, die er in den Dörfern der Haide- und Marschgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte sein Gewinn sehr gering seyn, denn wir lebten immer in einiger Armuth.

Soll ich nun von meiner kindlichen Thätigkeit reden, so war sie gleichfalls nach den Jahreszeiten verschieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und so wie die Gewässer der gewöhnlichen Elb-Überschwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und sonstigen Erhöhungen angespülte Schilf zu sammeln und als eine beliebte Streu für unsere Kuh anzuhäufen. Wenn sodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erste Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinschaft mit anderen Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig in Bestellung unseres Ackers, auch schleppte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbey. Zur Zeit der Korn-Ernte sah man mich wochenlang in den Feldern mit Ährenlesen beschäftigt, und später, wenn die Herbstwinde die Bäume schüttelten, sammlete ich Eicheln, die ich metzenweise an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänse damit zu füttern, verkaufte. So wie ich aber genugsam herangewachsen war, begleitete ich meinen Vater auf seinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Diese Zeit gehört zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter solchen Zuständen und Beschäftigungen, während welcher ich auch periodenweise die Schule besuchte und nothdürftig lesen und schreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste, und konnte also auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicherweise in mir nicht Statt finden.

Man hat gesagt, die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, und so möchte man vom Menschen sagen, daß er oft durch etwas was er ganz zufällig thut, über das belehrt werde was etwa Höheres in ihm schlummert. Ein solches ereignete sich mit mir, und da es, obgleich an sich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, so hat es sich mir als etwas Unvergeßliches eingeprägt.

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beyden Eltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Paket Taback mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor, als sey meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und sich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb schlaflos, ich dachte beständig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieser Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der sinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hülfe in solchen Dingen fehlte, so war ich schon sehr glücklich, als unser Nachbar, ein Töpfer, mir ein Paar Hefte mit Contouren gab, welche ihm bey Bemalung seiner Teller und Schüsseln als Vorbild dienten.

Diese Umrisse zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das sorgfältigste nach, und so entstanden zwey Hefte, die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erste Person des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beschenkte mich, und lobte mich auf die liebevollste Weise. Er fragte mich, ob ich Lust habe ein Maler zu werden; er wolle mich in solchem Fall, wenn ich confirmirt sey, zu einem geschickten Meister nach Hamburg senden. Ich sagte, daß ich wohl Lust habe und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Diese aber, beyde aus dem Bauernstande, und in einem Orte lebend, wo größtentheils nichts Anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten sich unter einem Maler nichts weiter als einen Thüren- und Häuser-Anstreicher. Sie widerriethen es mir daher auf das sorglichste, indem sie anführten, daß es nicht allein ein sehr schmutziges, sondern zugleich ein sehr gefährliches Handwerk sey, wobey man Hals und Beine brechen könne, welches sich, zumal in Hamburg bey den sieben Stockwerk hohen Häusern, sehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, so verging mir die Lust zu diesem Metier und ich schlug das Anerbieten des guten Oberamtmannes aus dem Sinne.

Indessen war nun einmal die Aufmerksamkeit höherer Personen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und suchte mich auf manche Weise zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen vornehmen Kinder Theil nehmen, ich lernte französisch und etwas Latein und Musik; zugleich versah man mich mit besserer Kleidung, und der würdige Superintendent Parisius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an seinem eigenen Tische zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich suchte so günstige Umstände so lange fortzusetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erst in meinem sechzehnten Jahre confirmirt wurde.

Nun aber entstand die Frage, was aus mir werden solle. Wäre es nach meinen Wünschen gegangen, so hätte man mich zur Verfolgung wissenschaftlicher Studien auf ein Gymnasium geschickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, sondern die gebieterische Noth meiner Umstände verlangte auch, mich sehr bald in einer Lage zu sehen, wo ich nicht allein für mich selber zu sorgen, sondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen im Stande wäre.

Eine solche Lage eröffnete sich mir gleich nach meiner Confirmation, indem ein dortiger Justizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und anderen kleinen Dienstverrichtungen zu sich zu nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbesuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand zu erlangen, sondern mich auch in Abfassung schriftlicher Aufsätze vielfältig zu üben, so daß ich mich denn für eine solche Stelle sehr wohl qualificirt halten konnte. Dieses Verhältniß, wobey ich auch kleine Advocaturgeschäfte trieb, und nicht selten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beydes, Klageschrift und Urtheil, abzufassen, dauerte zwey Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannöverische Amt Winsen an der Luhe aufgelöst und, im Departement der Nieder-Elbe begriffen, dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anstellung im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, und als diese im nächsten Jahre gleichfalls aufgelöst wurde, kam ich in das Büreau der Unterpräfectur zu Ülzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfect, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairie-Secretair zu Bevensen anstellte. Diesen Posten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die herannahenden Kosaken uns zur Befreiung von der französischen Herrschaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abschied und ging in meine Heimath mit keinem anderen Plan und Gedanken, als mich sobald wie möglich den Reihen der vaterländischen Krieger anzuschließen, die sich im Stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieses vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchse und Holster als Freywilliger in das Kielmannsegge'sche Jäger-Corps und machte mit diesem in der Compagnie des Capitain Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen den Marschall Davoust. Darauf marschirten wir über den Rhein gegen den General Maison und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer, ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Museen. Es waren im Grunde die ersten Gemälde die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren, ich sah nun was es heißen wolle ein Maler zu seyn; ich sah die gekrönten, glücklichen Fortschritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir

versagt worden eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entschloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, ich verschaffte mir schwarze Kreide und eines Bogen Zeichenpapier vom größten Format und setzte mich sogleich vor ein Bild um es zu copiren. Große Begierde zur Sache ersetzte hiebey was mir an Übung und Anleitung fehlte, und so brachte ich die Contoure der Figuren glücklich zu Stande; ich fing auch an, von der linken Seite herein das Ganze auszuschattiren, als eine Marschordre eine so glückliche Beschäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abstufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Theile mit einzelnen Buchstaben anzudeuten, in Hoffnung daß es mir in ruhigen Stunden gelingen würde es auf diese Weise zu vollenden. Ich rollte mein Bild zusammen und that es in einen Köcher, den ich, neben meiner Büchse auf dem Rücken hängend, den langen Marsch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jäger-Corps im Herbst des Jahres 1814 aufgelöst. Ich ging in meine Heimath, mein Vater war todt, meine Mutter noch am Leben und bey meiner ältesten Schwester wohnend, die sich indeß verheirathet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun sogleich an mein Zeichnen fortzusetzen; ich vollendete zunächst jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an passenden Mustern fehlte, so hielt ich mich an die kleinen Rambergischen Kupfer, die ich mit schwarzer Kreide ins Große ausführte. Hiebey merkte ich jedoch sehr bald den Mangel gehöriger Vorstudien und Kenntnisse; ich hatte so wenig Begriffe von der Anatomie des Menschen wie der Thiere; nicht mehr wußte ich von Behandlung der verschiedenen Baumarten und Gründe, und es kostete mich daher unsägliche Mühe, ehe ich auf meine Weise etwas herausbrachte das ungefähr so aussah.

Ich begriff daher sehr bald, daß, wenn ich ein Künstler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Suchen und Tasten auf eigenem Wege ein durchaus verlorenes Bemühen sey. Zu einem tüchtigen Meister zu gehen und ganz von vorne anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meister betraf, so lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieser Stadt mich um so eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umständen lebte, von dessen Treue ich mir jede Stütze versprechen durfte, und dessen Einladungen sich wiederholten.

Ich säumte daher auch nicht lange und schnürte meinen Bündel und machte mitten im Winter 1815 den fast vierzigstündigen Weg durch die öde Haide bey tiefem Schnee einsam zu Fuß, und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht alsobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünsche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben schien er an meinem Talent nicht zu zweifeln, doch machte er mir bemerklich, daß die Kunst nach Brod gehe, daß die Überwindung des Technischen viel Zeit verlange, und daß die Aussicht, der Kunst zugleich die äußere Existenz zu verdanken, sehr ferne sey. Indessen zeigte er sich sehr bereit, mir seinerseits alle Hülfe zu schenken; er suchte sogleich aus der Masse seiner Zeichnungen einige passende Blätter mit Theilen des menschlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bey meinem Freunde und zeichnete nach Rambergischen Originalen. Ich machte Fortschritte, denn die Blätter die er mir gab wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menschlichen Körpers zeichnete ich durch, und ward nicht müde die schwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen einige glückliche Monate. Wir kamen indeß in den May und ich fing an zu kränkeln; der Juny rückte heran und ich war nicht mehr im Stande den Griffel zu führen, so zitterten meine Hände.

Wir nahmen unsere Zuflucht zu einem geschickten Arzt. Er fand meinen Zustand gefährlich. Er erklärte, daß in Folge des Feldzuges alle Hautausdünstung unterdrückt sey, daß eine verzehrende Glut sich auf die inneren Theile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage so fortgeschleppt hätte, ich unfehlbar ein Kind des Todes gewesen seyn würde. Er verordnete sogleich warme Bäder und ähnliche wirksame Mittel um die Thätigkeit der Haut wieder herzustellen; es zeigten sich auch sehr bald erfreuliche Spuren der Besserung, doch an Fortsetzung meiner künstlerischen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bey meinem Freunde die liebevollste Behandlung und Pflege genossen; daß ich ihm lästig sey, oder in der Folge lästig werden könnte, daran war seinerseits kein Gedanke und nicht die leiseste Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie diese schon länger gehegte heimliche Sorge wahrscheinlich dazu beygetragen hatte den Ausbruch der in mir schlummernden Krankheit zu beschleunigen, so trat sie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherstellung bedeutende Ausgaben vor mir sah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In solcher Zeit äußerer und innerer Bedrängniß eröffnete sich mir die Aussicht zu einer Anstellung bey einer mit der Kriegs-Canzley in Verbindung stehenden Commission, die das Montirungswesen der hannöverischen Armee zum Gegenstand ihrer Geschäfte hatte, und es war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umstände nachgab und, auf die künstlerische Bahn Verzicht leistend, mich um die Stelle bewarb und sie mit Freuden annahm.

Meine Genesung erfolgte rasch und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich sie lange nicht genossen. Ich sah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu vergüten was er so großmüthig an mir gethan. Die Neuheit des Dienstes, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiste Beschäftigung. Meine Obern erschienen mir als Männer von der edelsten Denkungsart, und mit meinen Collegen, von denen einige mit mir in demselbigen Corps den Feldzug gemacht, stand ich sehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieser gesicherten Lage fing ich nun erst an, in der manches Gute enthaltenden Residenz mit einiger Freyheit umherzublicken, so wie ich auch in Stunden der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von neuem zu durchstreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künstler, hatte ich eine innige Freundschaft geschlossen; er war auf meinen Wanderungen mein beständiger Begleiter. Und da ich nun auf ein practisches Fortschreiten in der Kunst wegen meiner Gesundheit und sonstigen Umstände fernerhin Verzicht leisten mußte, so war es mir ein großer Trost, mich mit ihm über unsere gemeinsame Freundinn wenigstens täglich zu unterhalten. Ich nahm Theil an seinen Compositionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir mit einander durchsprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anschauung der Sachen fehlte, von denen diese Männer handeln, so konnte ich mir auch aus solcher Lectüre nur das Allgemeinste aneignen und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Residenz geboren und aufgewachsen, war mein Freund in geistiger Bildung mir in jeder Hinsicht voran, auch hatte er eine recht hübsche Kenntniß der schönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieser Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir dessen Gedichte Leyer und Schwerdt, die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künstlerischen Wirkung eines Gedichtes gesprochen und sie sehr hoch gestellt; mir aber will erscheinen, daß die stoffartige die eigentlich mächtige sey, worauf alles ankomme. Ohne es zu wissen machte ich diese Erfahrung an dem Büchlein Leyer und Schwerdt. Denn, daß ich gleich Körner den Haß gegen unsere vieljährigen Bedrücker im Busen getragen, daß ich gleich ihm den Befreyungskrieg mitgemacht, und gleich ihm alle Zustände von beschwerlichen Märschen, nächtlichen Bivouacs, Vorpostendienst und Gefechten erlebt und dabey ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verschaffte diesen Gedichten in meinem Innern einen so tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und productiv zu machen, so ging es mir auch mit diesen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich selber hin und wieder kleine Gedichte geschrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entstehende Dinge damals keinen großen Werth legte und weil überall zur Schätzung des poetischen Talents immer einige geistige Reife erforderlich ist. Nun aber erschien mir diese Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges und es erwachte in mir ein mächtiger Trieb, zu versuchen, ob es mir nicht gelingen wolle es ihm einigermaßen nachzuthun.

Die Rückkehr unserer vaterländischen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünschte Gelegenheit. Und wie mir in frischer Erinnerung lebte, welchen unsäglichen Mühseligkeiten der Soldat im Felde sich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hause oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, so dachte ich, daß es gut seyn möchte dergleichen Verhältnisse in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch, auf die Gemüther wirkend, den zurückkehrenden Truppen einen desto herzlicheren Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Kosten drucken und in der Stadt vertheilen. Die Wirkung die es that war günstig über meine Erwartung. Es verschaffte mir den Zudrang einer Menge sehr erfreulicher Bekanntschaften, man theilte meine ausgesprochenen Empfindungen und Ansichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Versuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der Mühe werth sey weiter zu cultiviren. Man theilte das Gedicht in Zeitschriften mit, es ward an verschiedenen Orten nachgedruckt und

einzeln verkauft, und überdieß erlebte ich daran die Freude, es von einem sehr beliebten Componisten in Musik gesetzt zu sehen, so wenig es sich auch im Grunde, wegen seiner Länge und ganz rhetorischen Art, zum Gesang eignete.

Es verging von nun an keine Woche wo ich nicht durch die Entstehung irgend eines weiteren Gedichts wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vier und zwanzigsten Jahre; es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geistige Cultur und Kenntnisse. Man empfahl mir das Studium unserer großen Dichter und führte mich besonders auf Schiller und Klopstock. Ich verschaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte sie, allein ich fand mich durch sie wenig gefördert; die Bahn dieser Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieser Zeit hörte ich zuerst den Namen Goethe und erlangte zuerst einen Band seiner Gedichte. Ich las seine Lieder und las sie immer von neuem und genoß dabey ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtseyn zu gelangen; es kam mir vor als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt. Auch stieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes wozu mein bloß menschliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländischer und veralteter Gottheiten, wobey ich mir nichts zu denken wußte; vielmehr fand ich das menschliche Herz in allen seinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutsche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in diesen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir den Wilhelm Meister zu bekommen, dann sein Leben, dann seine dramatischen Werke. Den Faust, vor dessen Abgründen menschlicher Natur und Verderbniß ich anfänglich zurückschauderte, dessen bedeutend-räthselhaftes Wesen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Festtage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in diesen Werken und dachte und sprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftstellers ziehen, kann mannigfaltiger Art seyn; ein Hauptgewinn aber möchte darin bestehen, daß wir uns nicht allein unseres eigenen Innern, sondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher

bewußt werden. Eine solche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethe's. Auch ward ich durch sie zur besseren Beobachtung und Auffassung der sinnlichen Gegenstände und Charactere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichsten Harmonie eines Individuums mit sich selber, und somit ward mir denn das Räthsel der großen Mannigfaltigkeit sowohl natürlicher als künstlerischer Erscheinungen immer mehr aufgeschlossen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethe's Schriften befestiget und mich nebenbey in der Poesie practisch auf manche Weise versucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten, und las in den besten Übersetzungen nicht allein die vorzüglichsten Stücke von Shakspeare, sondern auch den Sophocles und Homer.

Hiebey merkte ich jedoch sehr bald, daß von diesen hohen Werken nur das Allgemein-Menschliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verständniß des Besonderen, sowohl in sprachlicher als historischer Hinsicht, wissenschaftliche Kenntnisse und überhaupt eine Bildung voraussetze, wie sie gewöhnlich nur auf Schulen und Universitäten erlangt wird.

Überdieß machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe und daß, ohne eine sogenannte classische Bildung, nie ein Dichter dahin gelangen werde sowohl seine eigene Sprache mit Geschick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt, dem Gehalt und Geiste nach, etwas Vorzügliches zu leisten.

Da ich nun auch zu dieser Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu sehen, welche Bildungswege sie eingeschlagen um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bey ihnen überall den Gang durch Schulen und Universitäten wahrzunehmen hatte, so faßte ich, obgleich bey so vorgerücktem Alter und unter so widerstrebenden Umständen den Entschluß, ein Gleiches auszuführen.

Ich wendete mich alsobald an einen als Lehrer beym Gymnasium zu Hannover angestellten vorzüglichen Philologen und nahm bey ihm Privat-Unterricht, nicht allein in der lateinischen, sondern auch in der griechischen Sprache, und verwendete auf diese Studien alle Muße die meine, wenigstens sechs Stunden täglich, in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte mir gewähren wollten.

Dieses trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortschritte; allein bey meinem unaussprechlichen Drange vorwärts, kam es mir vor als gehe es zu langsam und als müsse ich auf andere Mittel denken.

Es wollte mir erscheinen, daß, wenn ich erlangen könne täglich vier bis fünf Stunden das Gymnasium zu besuchen und auf solche Weise ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortschritte machen und ungleich schneller zum Ziele gelangen würde.

In dieser Meinung ward ich durch den Rath sachkundiger Personen bestätigt; ich faßte daher den Entschluß so zu thun, und erhielt dazu auch sehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnasiums größtentheils auf eine solche Tageszeit fielen wo ich vom Dienste frey war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntag-Vormittag zu dem würdigen Director um die erforderliche Prüfung zu bestehen. Er examinirte mich mit aller möglichen Milde, allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparirter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens, setzte er mich nach Secunda.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich, als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtentheils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich alles übersehen und ertragen. Auch hatte ich mich im Ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und besseren Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen und selbst einige Ausbunde von Übermuth hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im Ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Büreau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es sodann nach Haus; ich verschluckte ein wenig Mittagsessen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach sieben Uhr in meinem Beruf beschäftiget war und

den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieses Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, und es bestätigte sich die alte Wahrheit: daß niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freyer Luft und Bewegung, so wie die fehlende Zeit und Ruhe zum Essen, Trinken und Schlaf, erzeugten nach und nach einen krankhaften Zustand; ich fühlte mich abgestumpft an Leib und Seele und sah mich zuletzt in der dringenden Nothwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Existenz wegen nicht anging, so blieb kein anderer Ausweg als das erstere zu thun und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es schien zu dem besondern Geschick meines Lebens zu gehören Mancherley zu probiren, und so gereute es mich denn keineswegs auch eine gelehrte Schule eine Zeitlang probirt zu haben.

Ich hatte indeß einen guten Schritt vorwärts gethan, und da ich die Universität nach wie vor im Auge behielt, so blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzusetzen, welches denn auch mit aller Luft und Liebe geschah.

Nach der überstandenen Last des Winters verlebte ich einen desto heiteren Frühling und Sommer; ich war viel in der freyen Natur, die dieses Jahr mit besonderer Innigkeit zu meinem Herzen sprach, und es entstanden viele Gedichte, wobey besonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muster vor Augen schwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernstlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache wenigstens binnen Jahresfrist die Universität zu beziehen. In der lateinischen Sprache war ich so weit vorgeschritten, daß es mir gelang von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil, so wie von den Metamorphosen des Ovid einige mich besonders ansprechende Stücke metrisch zu übersetzen, so wie die Reden des Cicero und die Kriegesgeschichten des Julius Cäsar mit einiger Leichtigkeit zu lesen. Hiemit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für academische Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch sehr weit zu kommen und sodann das Fehlende auf der Universität selber nachzuholen.

Unter den höheren Personen der Residenz hatte ich mir manchen Gönner erworben; sie versprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschließen wolle ein sogenanntes Brod-

studium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag und da ich in der festen Überzeugung lebte, daß der Mensch nur dasjenige cultiviren müsse wohin ein unausgesetzter Drang seines Innern gehe, so blieb ich bey meinem Sinn und jene versagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen sollte als ein Freytisch.

Es blieb nun nichts übrig als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzusetzen und mich zu einer literarischen Production von einiger Bedeutung zusammenzunehmen.

Müllners Schuld und Grillparzers Ahnfrau waren zu dieser Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufsehen. Meinem Naturgefühl waren diese künstlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schicksalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unsittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entschluß gegen sie aufzutreten und darzuthun, daß das Schicksal in den Characteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen sie streiten sondern mit der That. Ein Stück sollte erscheinen welches die Wahrheit ausspreche, daß der Mensch in der Gegenwart Samen streue der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böse, je nachdem er gesäet habe. Mit der Weltgeschichte unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charactere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und bildete mir die einzelnen Scenen und Acte bis ins Einzelne aus und schrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenstunden einiger Wochen. Ich genoß dabey das höchste Glück, denn ich sah daß alles sehr leicht und natürlich zu Tage kam. Allein im Gegensatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen, als eine gespannte rasch fortschreitende Handlung, und auch nur poetisch und rhythmisch, wenn Charactere und Situationen es erforderten. Nebenpersonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich theilte es den nächsten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verstanden wie ich es wünschte; man warf mir vor: einige Scenen gehören ins Lustspiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig gelesen. Ich, eine bessere Aufnahme erwartend, war anfänglich im Stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Überzeugung, daß meine Freunde nicht so ganz unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch die Charactere richtig gezeichnet und

das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewissen Besonnenheit und Facilität so zur Erscheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch, dem darin entwickelten Leben nach, auf einer viel zu niedern Stufe stehe, als daß es sich geeignet hätte damit öffentlich aufzutreten.

Und dieses war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuschreiten, damit ich fähig sey alles höher zu stellen. Der Drang nach der Universität, wo ich alles zu erlangen hoffte was mir fehlte und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältnisse zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenschaft. Ich faßte den Entschluß meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte um von einem Verleger ein ansehnliches Honorar erwarten zu können, so wählte ich den für meine Lage vortheilhafteren Weg der Subscription.

Diese ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünschtesten Fortgang. Ich trat jetzt bey meinen Obern mit meiner Absicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlassung; und da diese nun die Überzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernst sey und daß ich nicht nachgebe, so begünstigten sie meine Zwecke. Auf Vorstellung meines Chefs, des damaligen Obristen von Berger, gewährte die Kriegs-Canzley mir den erbetenen Abschied und ließ mir jährlich 150 Thaler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwey Jahre.

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das schnellste drucken und versenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von 150 Thaler behielt. Ich ging darauf im May 1821 nach Göttingen, eine theure Geliebte zurücklassend.

Mein erster Versuch, nach der Universität zu gelangen, war daran gescheitert, daß ich hartnäckig jedes sogenannte Brodstudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt, und der unsäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals sowohl gegen meine nächste Umgebung als gegen einflußreiche höhere Personen zu bestehen hatte, war ich klug genug gewesen, mich den Ansichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und sogleich zu erklären, daß ich ein Brodstudium wählen und mich der Rechtswissenschaft widmen wolle.

Dieses hatten sowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdisches Fortkommen am Herzen lag und die sich von der Gewalt meiner geistigen Bedürfnisse keine Vorstellung machten, sehr vernünftig gefunden. Aller Widerspruch war mit einem Mal abgethan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht zu meiner Bestätigung in so guten Vorsätzen anzuführen, daß das juristische Studium keineswegs der Art sey, daß es nicht dem Geiste einen höheren Gewinn gebe. Ich würde, sagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältnisse thun wie ich auf keine andere Weise erreichen könne. Auch wäre dieses Studium keineswegs von solchem Umfang, daß sich nicht sehr viele sogenannte höhere Dinge nebenbey treiben lassen. Man nannte mir verschiedene Namen berühmter Personen, die alle Jura studirt hätten und doch zugleich zu den höchsten Kenntnissen anderer Art gelangt wären.

Hiebey jedoch wurde sowohl von meinen Freunden als von mir übersehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgestattet zur Universität kamen, sondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieterische Noth meiner besonderen Umstände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, so wie ich andere getäuscht hatte, täuschte ich mich nach und nach selber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernst Jura studiren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In diesem Wahn, etwas zu suchen was ich gar nicht zu besitzen und anzuwenden wünschte, fing ich sogleich nach meiner Ankunft auf der Universität mit dem Juristischen an. Auch fand ich diese Wissenschaft keineswegs der Art daß sie mir widerstanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorsätzen und Bestrebungen wäre zu voll gewesen, mich ihr recht gerne ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeschlagene Heirathspartie bloß deßwegen allerley zu erinnern findet, weil ihr unglücklicher Weise ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorlesungen der Institutionen und Pandekten sitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatischer Scenen und Acte. Ich gab mir alle Mühe meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden, allein er lenkte gewaltsam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken, als Poesie und Kunst und meine

höhere menschliche Entwickelung, warum ich ja überall seit Jahren mit Leidenschaft nach der Universität gestrebt hatte.

Wer mich nun das erste Jahr in meinen nächsten Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geschichte legte in mir für fernere Studien dieser Art den besten Grund, so wie die Klarheit und Gediegenheit seines Vortrages auch in anderer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich besuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu seyn.

Das zweyte academische Jahr begann ich vernünftiger Weise mit gänzlicher Beseitigung des juristischen Studiums, das in der That viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebensache hätte mitgewinnen können, und das mir in der Hauptsache als ein zu großes Hinderniß anhing. Ich schloß mich an die Philologie. Und wie ich im ersten Jahre Heeren sehr viel schuldig geworden, so ward ich es nun Dissen. Denn nicht allein, daß seine Vorlesungen meinen Studien die eigentlich gesuchte und ersehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt sah, und nach seinen Andeutungen sichere Richtungen für künftige Productionen nahm, sondern ich hatte auch das Glück, dem werthen Manne persönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, bestärkt und ermuntert zu sehen.

Überdieß war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studirenden und das unaufhörliche Besprechen der höchsten Gegenstände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unschätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günstigsten Einfluß.

Indessen war das Ende meiner pecuniären Hülfsmittel nicht mehr ferne. Dagegen hatte ich seit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wissens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen, ohne ein practisches Verwenden, war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrschte daher in mir ein leidenschaftlicher Trieb, mich durch einige schriftstellerische Productionen wieder frey und nach ferneren Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatische Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Interesse nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erscheinen sollte; als auch Ideen in Bezug auf Grundsätze der Poesie, die sich besonders als Widerspruch gegen damals herrschende Ansichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszusprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbst 1822 die Universität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich schrieb zunächst jene theoretischen Aufsätze, von denen ich hoffte, daß sie besonders bey jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, sondern auch zur Beurtheilung dichterischer Werke beytragen würden, und gab ihnen den Titel Beyträge zur Poesie.

Im May 1823 war ich mit dieser Arbeit zu Stande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, sondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und so entschloß ich mich kurz, und schickte das Manuscript an Goethe, und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitstern hinaufblickte, dessen Aussprüche mit meiner Denkungsweise in Harmonie standen und mich auf einen immer höheren Punkt der Ansicht stellten, dessen hohe Kunst in Behandlung der verschiedensten Gegenstände ich immer mehr zu ergründen und ihr nachzustreben suchte, und gegen den meine innige Liebe und Verehrung fast leidenschaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zugesendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige schriftliche Worte zu erhalten, sondern auch von Reisenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von Kunst und Alterthum meiner gedenken wolle.

Dieses zu wissen, war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, so wie es mir auch jetzt den Muth gab das so eben vollendete Manuscript vertrauensvoll an ihn zu senden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu seyn; und so machte ich mich denn zur Erreichung dieses Wunsches gegen Ende des Monats May auf, und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werrathal nach Weimar.

Auf diesem wegen großer Hitze oft mühsamen Wege hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, als stehe ich unter der besonderen Leitung gütiger Wesen, und als möchte dieser Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen seyn.

Treppenaufgang des Goethe-Hauses.

1823.

Weimar, Dienstag den 10. Juny 1823. Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen, heute war ich zuerst bey Goethe. Der Empfang seiner Seits war überaus herzlich und der Eindruck seiner Person auf mich der Art, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens rechne.

Er hatte mir gestern, als ich anfragen ließ, diesen Mittag zwölf Uhr als die Zeit bestimmt, wo ich ihm willkommen seyn würde. Ich ging also zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und sich anschickend mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauses machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu seyn war alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethe's besondere Neigung zur bildenden Kunst und dem griechischen Alterthum. Ich sah verschiedene Frauenzimmer, die unten im Hause geschäftig hin und wieder gingen; auch einen der schönen Knaben Ottiliens, der zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseyns überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweytes, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging mich seinem Herrn zu melden. Hier war die kühlste erquicklichste Luft, auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rothes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter meublirt; gleich zur Seite stand ein Flügel, und an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe.

Durch eine offene Thür gegenüber blickte man sodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war mich zu melden.

Es währte nicht lange so kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Gestalt! Der Eindruck war überraschend. Doch verscheuchte er sogleich jede Befangenheit durch die freundlichsten Worte. Wir setzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in seinem Anblick und seiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu sagen.

Er fing sogleich an von meinem Manuscript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her, sagte er; ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie empfiehlt sich selber.“ Er lobte darauf die Klarheit der Darstellung und den Fluß der Gedanken und daß alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht sey. „Ich will es schnell befördern, fügte er hinzu, heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Post, und morgen schicke ich das Paket mit der fahrenden nach.“ Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir sprachen darauf über meine fernere Reise. Ich sagte ihm daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend sey, wo ich an einem passenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu schreiben gedenke. Zunächst jedoch wolle ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena schon Bekannte habe, ich erwiederte daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er versprach mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer desto bessern Aufnahme gewiß sey.

„Nun, nun! sagte er dann, wenn Sie in Jena sind, so sind wir ja nahe bey einander und können zu einander und können uns schreiben wenn etwas vorfällt.“

Wir saßen lange beysammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Kniee, ich vergaß das Reden über seinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig und braun und voller Falten und jede Falte voller Ausdruck. Und in Allem solche Biederkeit und Festigkeit und solche Ruhe und Größe! Er sprach langsam und bequem, so wie man sich wohl einen bejahrten Monarchen denkt wenn er redet. Man sah ihm an, daß er in sich selber ruhet und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir bey ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, so

wie es jemandem seyn mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.

Er kam sodann auf meinen Brief und daß ich Recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen anderen Dingen tauglich sey.

„Man kann nicht wissen wie sich das drehet und wendet, sagte er dann; ich habe manchen hübschen Freund in Berlin, da habe ich denn dieser Tage Ihrer gedacht."

Dabey lächelte er liebevoll in sich. Er machte mich sodann aufmerksam, was ich in diesen Tagen in Weimar alles noch sehen müsse, und daß er den Herrn Secretair Kräuter bitten wolle mich herumzuführen. Vor allen aber solle ich ja nicht versäumen das Theater zu besuchen. Er fragte mich darauf wo ich logire und sagte, daß er mich noch einmal zu sehen wünsche und zu einer passenden Stunde senden wolle.

Mit Liebe schieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem seiner Worte sprach Wohlwollen und ich fühlte daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch den 11. Juny 1823. Diesen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittelst einer von ihm beschriebenen Charte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bey ihm. Er erschien mir heute ganz ein anderer als gestern, er zeigte sich in allen Dingen rasch und entschieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwey dicke Bücher als er zu mir hereintrat. „Es ist nicht gut, sagte er, daß Sie so rasch vorübergehen, vielmehr wird es besser seyn daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünsche Sie mehr zu sehen und zu sprechen. Da aber das Allgemeine so groß ist, so habe ich sogleich auf etwas Besonderes gedacht, das als ein Tertium einen Verbindungs- und Besprechungs-Punkt abgebe. Sie finden in diesen beyden Bänden die Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773, und zwar sind auch darin fast alle meine damals geschriebenen kleinen Recensionen. Diese sind nicht gezeichnet; doch da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie diese Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir sagten was Sie davon denken. Ich möchte wissen, ob sie werth sind in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir selber stehen diese Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngeren aber müßt wissen, ob sie für euch Werth haben und in wiefern sie bey dem

jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen, die Sie dann später haben sollen um sie mit dem Original zu vergleichen. Demnächst, bey einer sorgfältigen Redaction, würde sich denn auch finden, ob man nicht gut thue hie und da eine Kleinigkeit auszulassen, oder nachzuhelfen, ohne im Ganzen dem Character zu schaden."

Ich antwortete ihm, daß ich sehr gerne mich an diesen Gegenständen versuchen wolle, und daß ich dabey weiter nichts wünsche, als daß es mir gelingen möge ganz in seinem Sinne zu handeln.

„So wie Sie hineinkommen, erwiederte er, werden Sie finden daß Sie der Sache vollkommen gewachsen sind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureisen gedenke und daß es ihm lieb seyn würde wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter sehen und sprechen und persönlich näher kommen möchten.

„Auch wünschte ich, fügte er hinzu, daß Sie in Jena nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, sondern daß Sie sich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbst von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits gestern wegen einer Wohnung und dergleichen geschrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde."

„Sie finden dort die verschiedenartigsten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien; auch einen sehr gebildeten geselligen Umgang, und überdieß ist die Gegend so mannigfaltig, daß Sie wohl funfzig verschiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und fast alle zu ungestörtem Nachdenken geeignet sind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden in der Zeit für sich selbst manches Neue zu schreiben und nebenbey auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen so gute Vorschläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer ferneren Unterredung.

Montag den 16. Juny 1823. Ich war in diesen Tagen wiederholt bey Goethe. Heute sprachen wir größtentheils von Geschäften. Ich äußerte mich auch über seine Frankfurter Recensionen, die ich Nachklänge seiner academischen Jahre nannte, welcher Ausspruch ihm zu gefallen schien, indem er den Stand-Punct bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir sodann die ersten eilf Hefte von Kunst und Alterthum, damit ich sie neben den Frankfurter Recensionen als eine zweyte Arbeit nach Jena mit hinüber nehme.

„Ich wünsche nämlich, sagte er, daß Sie diese Hefte gut studirten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber machten, sondern auch aufsetzten, welche Gegenstände nicht als abgeschlossen zu betrachten sind, damit es mir vor die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuspinnen habe. Es wird mir dieses eine große Erleichterung seyn und Sie selber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf diesem practischen Wege den Inhalt aller einzelnen Aufsätze weit schärfer ansehen und in sich aufnehmen, als es bey einem gewöhnlichen Lesen nach persönlicher Neigung zu geschehen pflegt."

Ich fand dieses alles gut und richtig und sagte daß ich auch diese Arbeit gern übernehmen wolle.

Donnerstag den 19. Juny 1823. Ich wollte heute eigentlich schon in Jena seyn, Goethe sagte aber gestern wünschend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Post fahren möchte. Er gab mir gestern die Empfehlungsbriefe und auch einen für die Familie Frommann. „Es wird Ihnen in diesem Kreise gefallen, sagte er, ich habe dort schöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel und was in Deutschland sonst Namen hat ist dort gewesen und hat dort gerne verkehrt und noch jetzt ist es der Vereinigungs-Punkt vieler Gelehrten und Künstler und sonst angesehener Personen. In einigen Wochen schreiben Sie mir nach Marienbad, damit ich erfahre wie es Ihnen geht und wie es Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn gesagt, daß er Sie während meiner Abwesenheit drüben einmal besuche."

Ich fühlte mich Goethen für so viele Sorgfalt sehr dankbar, und es that mir wohl aus allem zu sehen, daß er mich zu den Seinigen zählt und mich als solchen will gehalten haben.

Sonnabend den 21. Juny nahm ich sodann von Goethe Abschied und fuhr des andern Tages nach Jena hinüber und richtete mich in einer Gartenwohnung ein bey sehr guten redlichen Leuten. In den Familien des Herrn von Knebel und Frommann fand ich auf Goethe's Empfehlung eine freundliche Aufnahme und einen sehr belehrenden Umgang. In den mitgenommenen Arbeiten schritt ich auf das Beste vor, und überdieß hatte ich bald die Freude, einen

Brief von Herrn von Cotta zu erhalten, worin er sich nicht allein zum Verlage meines ihm zugegangenen Manuscriptes sehr bereit erklärte, sondern mir auch ein ansehnliches Honorar zusicherte und den Druck in Jena unter meinen Augen geschehen ließ.

So war nun meine Existenz wenigstens auf ein Jahr gedeckt, und ich fühlte den lebhaftesten Trieb, in dieser Zeit etwas Neues hervorzubringen und dadurch mein ferneres Glück als Autor zu begründen. Die theoretische und kritische Richtung hoffte ich durch die Aufsätze meiner Beyträge zur Poesie ein für allemal hinter mir zu haben; ich hatte mich dadurch über die vorzüglichsten Gesetze aufzuklären gesucht, und meine ganze innere Natur drängte mich nun zur practischen Ausübung. Ich hatte Pläne zu unzähligen Gedichten, größeren und kleineren, auch zu dramatischen Gegenständen verschiedener Art, und es handelte sich nach meinem Gefühl jetzt bloß darum, wohin ich mich wenden sollte um mit einigem Behagen eins nach dem andern ruhig ans Licht zu bringen.

In Jena gefiel es mir auf die Länge nicht, es war mir zu stille und einförmig. Ich verlangte nach einer großen Stadt, die nicht allein ein vorzügliches Theater besitze, sondern wo sich auch ein freyes großes Volksleben entwickele, damit ich bedeutende Lebenselemente in mich aufzunehmen und meine innere Cultur auf das rascheste zu steigern vermöge. In einer solchen Stadt hoffte ich zugleich ganz unbemerkt leben und mich zu jeder Zeit zu einer ganz ungestörten Production isoliren zu können.

Ich hatte indessen das von Goethe gewünschte Inhaltsverzeichniß der ersten vier Bände von Kunst und Alterthum entworfen und sendete es ihm mit einem Brief nach Marienbad, worin ich meine Wünsche und Pläne ganz offen aussprach. Ich erhielt darauf alsobald die folgenden Zeilen.

„Das Inhaltsverzeichniß ist mir zur rechten Zeit gekommen und entspricht ganz meinen Wünschen und Zwecken. Lassen Sie mich die Frankfurter Recensionen bey meiner Rückkehr auf gleiche Weise redigirt finden, so zolle den besten Dank, welchen ich vorläufig schon im Stillen entrichte, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Pläne mit mir theilnehmend herumtrage um bey meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können. Mehr sag' ich heute nicht. Der Abschied von Marienbad giebt mancherley zu denken und zu thun, während man ein allzukurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet."

„Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht. Leben Sie wohl; freue mich auf ein längeres und engeres Zusammenseyn."

Marienbad, den 14. August 1823.

„Goethe."

Durch solche Zeilen Goethe's, deren Empfang mich im hohen Grade beglückte, fühlte ich mich nun vorläufig wieder beruhigt. Ich ward dadurch entschieden, keinen eigenmächtigen Schritt zu thun, sondern mich ganz seinem Rath und Willen zu überlassen. Ich schrieb indeß einige kleine Gedichte, beendigte die Redaction der Frankfurter Recensionen und sprach meine Ansicht darüber in einer kurzen Abhandlung aus, die ich für Goethe bestimmte. Seiner Zurückkunft aus Marienbad sah ich mit Sehnsucht entgegen, indem auch der Druck meiner Beyträge zur Poesie sich zu Ende neigte, und ich auf alle Fälle zu einiger Erfrischung noch diesen Herbst eine kurze Ausflucht von wenigen Wochen an den Rhein zu machen wünschte.

Jena, Montag den 15. September 1823.

Goethe ist von Marienbad glücklich zurückgekommen, wird aber, da seine hiesige Gartenwohnung nicht die erforderliche Bequemlichkeit darbietet, hier nur wenige Tage verweilen. Er ist wohl und rüstig, so daß er einen Weg von mehreren Stunden zu Fuß machen kann und es eine wahre Freude ist ihn anzusehen.

Nach einem beyderseitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe sogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß gerade heraussagen, begann er, ich wünsche daß Sie diesen Winter bey mir in Weimar bleiben." Dieß waren seine ersten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poesie und Critik steht es mit Ihnen aufs Beste, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das ist Ihr Metier woran Sie sich zu halten haben, und welches Ihnen auch sehr bald eine tüchtige Existenz zu Wege bringen wird. Nun ist aber noch Manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört, und was Sie doch auch wissen müssen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hiebey nicht lange Zeit verlieren, sondern schnell darüber hinwegkommen. Das sollen Sie nun diesen Winter bey uns in Weimar, und Sie sollen sich wundern wie weit Sie Ostern seyn werden. Sie sollen von Allem das Beste haben, weil die besten Hülfsmittel in meinen Händen

sind. Dann stehen Sie fürs Leben fest und kommen zum Behagen und können überall mit Zuversicht auftreten."

Ich freute mich dieser Vorschläge und sagte, daß ich mich ganz seinen Ansichten und Wünschen überlassen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe, fuhr Goethe fort, werde ich sorgen; Sie sollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es ist in Weimar noch viel Gutes beysammen und Sie werden nach und nach in den höhren Kreisen eine Gesellschaft finden, die den besten aller großen Städte gleich kommt. Auch sind mit mir persönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntschaft Sie nach und nach machen werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich seyn wird."

Goethe nannte mir verschiedene angesehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die besonderen Verdienste jedes Einzelnen.

„Wo finden Sie, fuhr er fort, auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes! Auch besitzen wir eine ausgesuchte Bibliothek und ein Theater, was den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bey uns, und nicht bloß diesen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Thore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reisen, und sehen nach und nach, was Sie zu sehen wünschen. Ich bin seit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall gewesen! — Aber ich bin immer gerne nach Weimar zurückgekehrt."

Ich war beglückt, Goethen wieder nahe zu seyn und ihn wieder reden zu hören, und ich fühlte mich ihm mit meinem ganzen Innern hingegeben. Wenn ich nur dich habe und haben kann, dachte ich, so wird mir alles Übrige recht seyn. Ich wiederholte ihm daher, daß ich bereit sey, alles zu thun was er in Erwägung meiner besonderen Lage nur irgend für gut halte.

Jena, Donnerstag den 18. September 1823.

Gestern morgen, vor Goethe's Abreise nach Weimar, war ich so glücklich wieder ein Stündchen bey ihm zu seyn. Und da führte er ein höchst bedeutendes Gespräch, was für mich ganz unschätzbar ist und mir auf mein ganzes Leben wohl thut. Alle jungen Dichter in Deutschland müßten es wissen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Gespräch ein indem er mich fragte, ob ich diesen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber im Ganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie sich in Acht, sagte er darauf, vor einer großen

Arbeit. Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß was es mir geschadet hat. — Was ist da nicht alles in den Brunnen gefallen! — Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen."

„Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen seyn. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen, so werden alle Gedanken zurückgewiesen und man ist für die Behaglichkeit des Lebens selbst so lange verloren. Welche Anstrengung und Verwendung von Geisteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in sich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungestörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszusprechen. Hat man sich nun im Ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren; ist man ferner, bey einem so umfangreichen Gegenstande, in einzelnen Theilen nicht völlig Herr seines Stoffes, so wird das Ganze stellenweise mangelhaft werden und man wird gescholten; und aus allem entspringt für den Dichter, statt Belohnung und Freude für so viele Mühe und Aufopferung, nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung was sich ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, so ist nichts daran verloren."

„Da ist der August Hagen in Königsberg, ein herrliches Talent; haben Sie seine Olfried und Lisena gelesen? Da sind Stellen darin, wie sie nicht besser seyn können; die Zustände an der Ostsee und was sonst in dortige Localität hineinschlägt, alles meisterhaft. Aber es sind nur schöne Stellen, als Ganzes will es niemanden behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet! ja er hat sich fast daran erschöpft. Jetzt hat er ein Trauerspiel gemacht!" Dabey lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und sagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in Kunst und Alterthum gerathen, nur kleine Gegenstände zu behandeln. „Freilich habe ich das, erwiederte Goethe; aber thut man denn, was wir Alten sagen? Jeder glaubt, er müsse es doch selber am besten wissen, und dabey geht mancher verloren und mancher hat lange daran zu irren. Es ist aber jetzt

keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen, und was hätte uns alle unser Suchen und Irren geholfen, wenn Ihr jüngeren Leute wieder dieselbigen Wege laufen wolltet. Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zu Gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll nicht abermals irren und suchen, sondern er soll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortschreiten. Es soll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll Ziel seyn und als Schritt gelten."

„Tragen Sie diese Worte bey sich herum und sehen Sie zu, was Sie davon mit sich vereinigen können. Es ist mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Sie durch mein Zureden vielleicht schnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß ist. Machen Sie vor der Hand, wie gesagt, immer nur kleine Gegenstände, immer alles frisch weg was sich Ihnen täglich darbietet, so werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leisten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächst in die Taschenbücher, in die Zeitschriften; aber fügen Sie sich nie fremden Anforderungen, sondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn."

„Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte seyn, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein specieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts."

„Man sage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetischem Interesse fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, daß er geistreich genug sey, einem gewöhnlichen Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Puncte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden ist Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnstein, den sogenannten Naturdichter, er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt sich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, besonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn

er hat von Jugend auf unter solchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenstand durch und durch, er wird Herr seines Stoffes seyn. Und das ist eben der Vortheil bey kleinen Sachen, daß man nur solche Gegenstände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennet, von denen man Herr ist. Bey einem großen dichterischen Werk geht das aber nicht, da läßt sich nicht ausweichen, alles was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten ist, muß dargestellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bey der Jugend aber ist die Kenntniß der Dinge noch einseitig; ein großes Werk aber erfordert Vielseitigkeit, und daran scheitert man."

Ich sagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beschäftigungen und Belustigungen aller Stände hinein zu verflechten. „Hier ist derselbige Fall, sagte Goethe darauf, es kann Ihnen Vieles daran gelingen, aber Manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforscht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fischer, aber der Jäger vielleicht nicht. Geräth aber am Ganzen etwas nicht, so ist es als Ganzes mangelhaft, so gut einzelne Partien auch seyn mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleistet. Stellen Sie aber bloß die einzelnen Partien für sich, selbstständig dar, denen Sie gewachsen sind, so machen Sie sicher etwas Gutes."

„Besonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Ansicht der Dinge geben und die ist in der Jugend selten reif. Ferner: Charactere und Ansichten lösen sich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Productionen der Fülle. Und endlich: welche Zeit geht nicht an der Erfindung und inneren Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zu gute thut, vorausgesetzt daß wir überall mit unserer Arbeit zu Stande kommen."

„Bey einem gegebenen Stoff hingegen ist alles anders und leichter. Da werden Facta und Charactere überliefert und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabey seine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzuzuthun; auch ist der Verlust von Zeit und Kräften bey weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rathe sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen. Wie oft ist nicht die Iphigenie gemacht, und doch sind alle verschieden; denn jeder sieht und stellt die Sachen anders, eben nach seiner Weise."

„Aber lassen Sie vor der Hand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug gestrebt, es ist Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben ist die Bearbeitung kleiner Gegenstände das beste Mittel."

Wir waren bey diesem Gespräch in seiner Stube auf und ab gegangen; ich konnte immer nur zustimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Wesen. Bey jedem Schritt ward es mir leichter und glücklicher, denn ich will nur gestehen, daß verschiedene größere Pläne, womit ich bis jetzt nicht recht ins Klare kommen konnte, mir keine geringe Last gewesen sind. Jetzt habe ich sie von mir geworfen und sie mögen nun ruhen, bis ich einmal einen Gegenstand und eine Partie nach der andern mit Heiterkeit wieder aufnehme und hinzeichne, so wie ich nach und nach durch Erforschung der Welt von den einzelnen Theilen des Stoffes Meister werde.

Ich fühle mich nun durch Goethe's Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefsten Seele das Glück zu erkennen, was es sagen will, wenn man einmal mit einem rechten Meister zusammentrifft. Der Vortheil ist gar nicht zu berechnen.

Was werde ich nun diesen Winter nicht noch bey ihm lernen, und was werde ich nicht durch den bloßen Umgang mit ihm gewinnen, auch in Stunden, wenn er eben nicht grade etwas Bedeutendes spricht! — Seine Person, seine bloße Nähe scheint mir bildend zu seyn, selbst wenn er kein Wort sagte.

Weimar, Donnerstag den 2. October 1823. Bey sehr freundlichem Wetter bin ich gestern von Jena herübergefahren. Gleich nach meiner Ankunft sendete mir Goethe, zum Willkommen in Weimar, ein Abonnement ins Theater. Ich benutzte den gestrigen Tag zu meiner häuslichen Einrichtung, da ohnehin im Goethe'schen Hause viel Bewegung war, indem der französische Gesandte, Graf Reinhard aus Frankfurt, und der preußische Staatsrath Schultz aus Berlin gekommen waren, ihn zu besuchen.

Diesen Vormittag war ich dann bey Goethe. Er freute sich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, sagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrath Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunstwerken beschäftigt fand und wo er mich ihm vorstellte und uns dann zu weiterem Gespräch allein ließ.

„Es ist sehr erfreulich, sagte Schultz darauf, daß Sie in Weimar bleiben und Goethe bey der Redaction seiner bisher ungedruckten Schriften unterstützen wollen. Er hat mir schon gesagt, welchen Gewinn er sich von Ihrer Mitwirkung verspricht, und daß er nun auch noch manches Neue zu vollenden hofft."

Ich antwortete ihm, daß ich keinen andern Lebenszweck habe als der deutschen Literatur nützlich zu seyn, und daß ich, in der Hoffnung hier wohlthätig einzuwirken, gerne meine eigenen literarischen Vorsätze vorläufig zurückstehen lassen wolle. Auch würde, fügte ich hinzu, ein practischer Verkehr mit Goethe höchst wohlthätig auf meine fernere Ausbildung wirken, ich hoffe dadurch nach einigen Jahren eine gewisse Reife zu erlangen, und sodann weit besser zu vollbringen, was ich jetzt nur in geringerem Grade zu thun im Stande wäre.

„Gewiß, sagte Schultz, ist die persönliche Einwirkung eines so außerordentlichen Menschen und Meisters wie Goethe ganz unschätzbar. Ich bin auch herübergekommen, um mich an diesem großen Geiste einmal wieder zu erquicken."

Er erkundigte sich sodann nach dem Druck meines Buches, wovon Goethe ihm schon im vorigen Sommer geschrieben. Ich sagte ihm, daß ich in einigen Tagen die ersten Exemplare von Jena zu bekommen hoffe und daß ich nicht verfehlen würde, ihm eins zu verehren und nach Berlin zu schicken, im Fall er nicht mehr hier seyn sollte.

Wir schieden darauf unter herzlichem Händedrücken.

Dienstag den 14. October 1823. Diesen Abend war ich bey Goethe das erste Mal zu einem großen Thee. Ich war der erste am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bey offenen Thüren eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgegen kam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn so wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das sogenannte Deckenzimmer, wo das über einem rothen Kanapee hängende Gemälde der aldobrandinischen Hochzeit mich besonders anzog. Das Bild war, bey zur Seite geschobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja, sagte Goethe, die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bey ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neueren auch wohl große Intentionen, allein wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen als wir es uns dachten."

Nun kam auch Riemer und Meyer, auch der Canzler v. Müller und mehrere andere angesehene Herren und Damen von Hofe. Auch Goethe's Sohn trat herein und Frau von Goethe, deren Bekanntschaft ich hier zuerst machte. Die Zimmer füllten sich nach und nach und es ward in allen sehr munter und lebendig. Auch einige hübsche junge Ausländer waren gegenwärtig mit denen Goethe französisch sprach.

Die Gesellschaft gefiel mir, es war alles so frey und ungezwungen, man stand, man saß, man scherzte, man lachte und sprach mit diesem und jenem, alles nach freyer Neigung. Ich sprach mit dem jungen Goethe sehr lebendig über das Bild von Houwald, welches vor einigen Tagen gegeben worden. Wir waren über das Stück einer Meinung und ich freute mich, wie der junge Goethe die Verhältnisse mit so vielem Geist und Feuer auseinander zu setzen wußte.

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem und zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen als selber viel zu reden. Frau v. Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor Kurzem gesagt, daß mir das Theater so große Freude mache und daß es mich sehr aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe ohne darüber viel zu denken. Dieß schien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zustand passend zu seyn.

Er trat mit Frau v. Goethe zu mir heran. „Das ist meine Schwiegertochter, sagte er; kennt Ihr beyden Euch schon?" Wir sagten ihm, daß wir so eben unsere Bekanntschaft gemacht. „Das ist auch so ein Theaterkind wie Du, Ottilie, sagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unsere beyderseitige Neigung. „Meine Tochter, fügte er hinzu, versäumt keinen Abend." So lange gute heitere Stücke gegeben werden, erwiederte ich, lasse ich es gelten, allein bey schlechten Stücken muß man auch etwas aushalten. „Das ist eben recht, erwiederte Goethe, daß man nicht fort kann und gezwungen ist auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto besseren Einsicht des Guten. Beym Lesen ist das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten." Ich gab ihm Recht und dachte, der Alte sagt doch gelegentlich immer etwas Gutes.

Wir trennten uns und mischten uns unter die Übrigen, die sich um uns herum und in diesem und jenem Zimmer laut und lustig unterhielten. Goethe begab sich zu den Damen; ich gesellte mich zu Riemer und Meyer, die uns viel von Italien erzählten.

Regierungsrath Schmidt setzte sich später zum Flügel und trug Beethovensche Sachen vor, welche die Anwesenden mit innigem Antheil aufzunehmen schienen. Eine geistreiche Dame erzählte darauf viel Interessantes von Beethovens Persönlichkeit. Und so ward es nach und nach zehn Uhr, und es war mir der Abend im hohen Grade angenehm vergangen.

Sonntag den 19. October 1823. Diesen Mittag war ich das erste Mal bey Goethe zu Tisch. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig und wir waren also bequem unter uns. Goethe zeigte sich ganz als Familienvater, er legte alle Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel und zwar mit besonderem Geschick, und verfehlte auch nicht, mitunter einzuschenken. Wir anderen schwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommnisse des Tages; besonders war Fräulein Ulrike sehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war im Ganzen still, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwischenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabey blickte er hin und wieder in die Zeitungen und theilte uns einige Stellen mit, besonders über die Fortschritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Englisch lernen müsse, wozu Goethe dringend rieth, besonders des Lord Byron wegen, dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz, wie sie nicht dagewesen und wohl schwerlich wieder kommen werde. Man ging die hiesigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Aussprache, weßhalb man es für besser hielt, sich an junge Engländer zu halten.

Nach Tisch zeigte Goethe mir einige Experimente in Bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenstand war mir jedoch durchaus fremd, ich verstand so wenig das Phänomen als das, was er darüber sagte; doch hoffte ich, daß die Zukunft mir Muße und Gelegenheit geben würde, in dieser Wissenschaft einigermaßen einheimisch zu werden.

Dienstag den 21. October 1823. Ich war diesen Abend bey Goethe. Wir sprachen über die Pandora. Ich fragte ihn, ob man diese Dichtung wohl als ein Ganzes ansehen könne, oder ob noch etwas Weiteres davon existire. Er sagte, es sey weiter nichts vorhanden, er

habe es nicht weiter gemacht, und zwar deßwegen nicht, weil der Zuschnitt des ersten Theiles so groß geworden, daß er später einen zweyten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geschriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weßhalb er sich auch dabey beruhiget habe.

Ich sagte ihm, daß ich bey dieser schweren Dichtung erst nach und nach zum Verständniß durchgedrungen, nachdem ich sie so oft gelesen, daß ich sie nun fast auswendig wisse. Darüber lächelte Goethe. „Das glaube ich wohl, sagte er, es ist alles als wie in einander gekeilt."

Ich sagte ihm, daß ich wegen dieses Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im Werther, Wilhelm Meister, Faust und Wahlverwandtschaften einzeln ausgesprochen sey, wodurch doch die Sache sehr unfaßlich und schwer werde.

„Schubarth, sagte Goethe, geht oft ein wenig tief; doch ist er sehr tüchtig, es ist bey ihm alles prägnant."

Wir sprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen sehe, sagte Goethe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bey der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm seyn. Übrigens habe ich über seine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vorne herein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freylich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um seine Meinung hinsichtlich der Verse zur deutschen Tragödie. „Man wird sich in Deutschland, antwortete er, schwerlich darüber vereinigen. Jeder machts wie er eben will und wie es dem Gegenstande einigermaßen gemäß ist. Der sechsfüßige Jambus wäre freylich am würdigsten, allein er ist für uns Deutsche zu lang, wir sind, wegen der mangelnden Beywörter, gewöhnlich schon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einsylbigen Wörter noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und sprach dann über die altdeutsche Baukunst und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man sieht in den Werken der altdeutschen Baukunst, sagte er, die Blüthe eines außerordentlichen Zustandes. Wem eine solche

Blüthe unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anstaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinsieht, in das Regen der Kräfte und wie sich die Blüthe nach und nach entwickelt, der sieht die Sache mit ganz anderen Augen, der weiß was er sieht."

„Ich will dafür sorgen, daß Sie im Lauf dieses Winters in diesem wichtigen Gegenstande einige Einsicht erlangen, damit, wenn Sie nächsten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beym Straßburger Münster und Cölner Dom zu Gute komme."

Ich freute mich dazu und fühlte mich ihm dankbar.

Sonnabend den 25. October 1823. In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bey Goethe. Er saß auf einem hölzernen Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische; ich fand ihn in einer wunderbar sanften Stimmung, wie einer der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einer der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in seine Nähe setzen.

Wir sprachen sodann vom Theater, welches zu meinen Hauptinteressen dieses Winters gehört. Raupachs Erdennacht war das letzte gewesen, was ich gesehen. Ich gab mein Urtheil darüber: daß das Stück nicht zur Erscheinung gekommen, wie es im Geiste des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrsche als das Leben, daß es mehr lyrisch als dramatisch sey, daß dasjenige, was durch fünf Acte hindurch gesponnen und hindurch gezogen wird, weit besser in zweyen oder dreyen wäre zu geben gewesen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen sich um Aristokratie und Demokratie drehe und daß dieses kein allgemein menschliches Interesse habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue gesehen, nämlich seine Verwandtschaften und die Versöhnung. Ich lobte daran den frischen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die interessanten Seiten desselben und die mitunter sehr kernige wahre Darstellung. Goethe stimmte mir bey. „Was zwanzig Jahre sich erhält, sagte er, und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas seyn. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky; die bürgerlichen Scenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es nichts."

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, besonders die beyden Klingsberge. „Es ist nicht zu läugnen,

fügte er hinzu, er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt."

„Geist und irgend Poesie, fuhr Goethe fort, kann man den neueren tragischen Dichtern nicht absprechen; allein den meisten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darstellung; sie streben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcirte Talente nennen."

Ich zweifle, sagte ich, daß solche Dichter ein Stück in Prosa schreiben können, und bin der Meinung, daß dieß der wahre Probierstein ihres Talentes seyn würde. Goethe stimmte mir bey und fügte hinzu, daß die Verse den poetischen Sinn steigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir sprachen darauf dieß und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von seiner Reise über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz, die er in drey Heften liegen hat und die er mir zusenden will, damit ich die Einzelnheiten lese und Vorschläge thue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden sehen, sagte er, es ist alles nur so hingeschrieben, wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künstlerische Ründung ist dabey gar nicht gedacht, es ist als wenn man einen Eimer Wasser ausgießt."

Ich freute mich dieses Gleichnisses, welches mir sehr geeignet schien, um etwas durchaus Planloses zu bezeichnen.

Montag den 27. October 1823. Heute früh wurde ich bey Goethe auf diesen Abend zum Thee und Conzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liste der zu invitirenden Personen, woraus ich sah, daß die Gesellschaft sehr zahlreich und glänzend seyn würde. Er sagte, es sey eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel spielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht, die Schachmaschine sollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirthin aber ergoß sich darüber in ein solches Lob, daß ein großes Verlangen sich meiner bemächtigte es zu sehen. Überdieß befand ich mich den Tag über nicht zum besten, und es ward mir immer mehr, als passe ich besser in eine lustige Comödie als in eine so gute Gesellschaft.

Gegen Abend eine Stunde vor dem Theater ging ich zu Goethe. Es war im Hause schon alles lebendig; ich hörte im Vorbeygehen in dem größeren Zimmer den Flügel stimmen, als Vorbereitung zu der musikalischen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in seinem Zimmer allein, er war bereits festlich angezogen, ich schien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier, sagte er, wir wollen uns so lange unterhalten, bis die Übrigen auch kommen." Ich dachte, da kommst du doch nicht los, da wirst du doch bleiben müssen; es ist dir zwar jetzt mit Goethen allein sehr angenehm, doch wenn erst die vielen fremden Herren und Damen erscheinen, da wirst du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, so war das Theater der Gegenstand unseres Gesprächs und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens sey, zumal da ich in früherer Zeit so gut wie gar nichts gesehen, und jetzt fast alle Stücke auf mich eine ganz frische Wirkung ausübten. Ja, fügte ich hinzu, es ist mit mir so arg, daß es mich heute sogar in Unruhe und Zwiespalt gebracht hat, obgleich mir bey Ihnen eine so bedeutende Abendunterhaltung bevorsteht.

„Wissen Sie was? sagte Goethe darauf, indem er stille stand und mich groß und freundlich ansah, gehen Sie hin! geniren Sie sich nicht! ist Ihnen das heitere Stück diesen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuständen angemessener, so gehen Sie hin. Bey mir haben Sie Musik, das werden Sie noch öfter haben." Ja, sagte ich, so will ich hingehen, es wird mir überdieß vielleicht besser seyn, daß ich lache. „Nun, sagte Goethe, so bleiben Sie bis gegen sechs Uhr bey mir, da können wir noch ein Wörtchen reden."

Stadelmann brachte zwey Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine Elegie von Marienbad.

Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieses Gedichts Einiges nachholen. Gleich nach Goethe's dießmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort verbreitete sich hier die Sage, er habe dort die Bekanntschaft einer an Körper und Geist gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer rasch seinen Hut genommen und sey zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde versäumt bey ihr zu seyn, er habe glückliche Tage gelebt; sodann die Trennung sey ihm sehr schwer geworden und er habe in solchem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum ansehe und geheim halte.

Ich glaubte dieser Sage, weil sie nicht allein seiner körperlichen Rüstigkeit, sondern auch der productiven Kraft seines Geistes und der gesunden Frische seines Herzens vollkommen entsprach. Nach dem Gedicht selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anstand genommen Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äußern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth halte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesesmal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

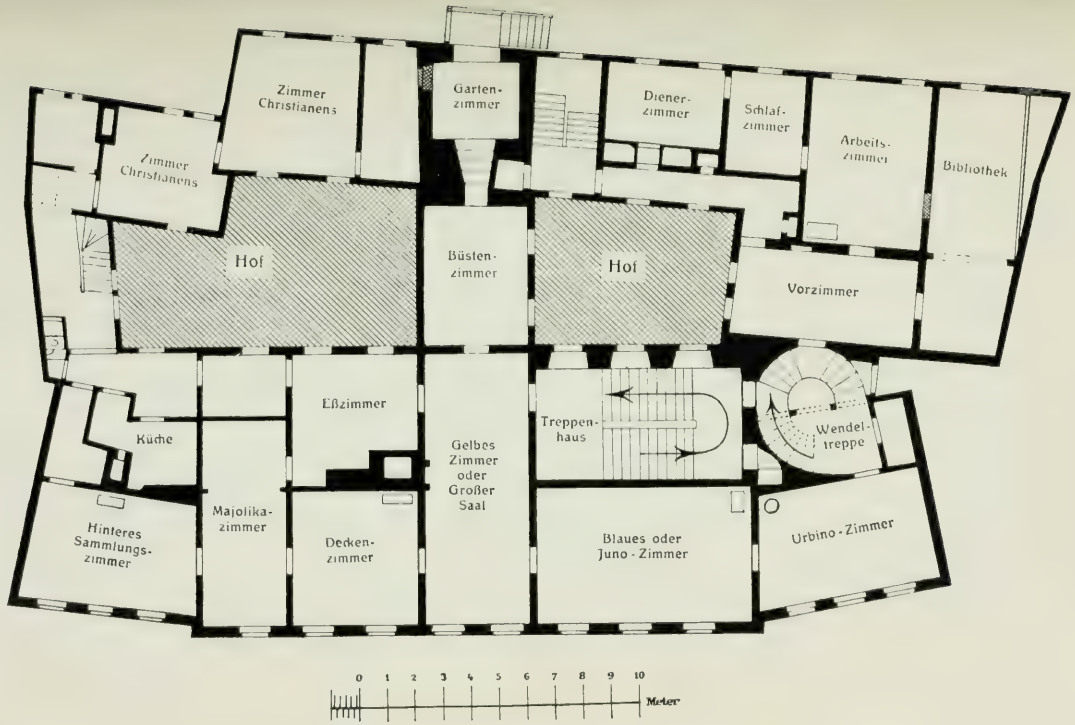
Als ich ausgelesen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt! sagte er, da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt. In einigen Tagen sollen Sie mir darüber weissagen.“ Es war mir sehr lieb, daß Goethe durch diese Worte ein augenblickliches Urtheil meinerseits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu schnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte sagen können.

Goethe versprach, bey ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen und ich schied unter herzlichem Händedrücken.

Die Schachmaschine mochte ein sehr gutes Stück seyn und auch eben so gut gespielt werden, allein ich war nicht dabey, meine Gedanken waren bei Goethe.

Nach dem Theater ging ich an seinem Hause vorüber, es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß gespielt wurde und bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Am andern Tag erzählte man mir, daß die junge polnische Dame, Madame Szymanowska, der zu Ehren der festliche Abend veranstaltet worden, den Flügel ganz meisterhaft gespielt habe, zum Entzücken der ganzen Gesellschaft. Ich erfuhr auch, daß Goethe sie



Grundriß des Goethe-Hauses in Weimar.

Der von Goethe bewohnte erste Stock.

diesen Sommer in Marienbad kennen gelernt und daß sie nun gekommen, ihn zu besuchen.

Mittags communicirte mir Goethe ein kleines Manuscript: Studien von Zauper, worin ich sehr treffende Bemerkungen fand. Ich sendete ihm dagegen einige Gedichte, die ich diesen Sommer in Jena gemacht und wovon ich ihm gesagt hatte.

Mittwoch den 29. October 1823.

Diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn sehr frischen aufgeweckten Geistes, seine Augen funkelten im Wiederschein des Lichtes, sein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing sogleich von den Gedichten, die ich ihm gestern zugeschickt, zu reden an, indem er mit mir in seinem Zimmer auf und ab ging.

„Ich begreife jetzt, begann er, wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rathe jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie scheinen für natürliche Gegenstände besondern Sinn und Blick zu haben."

„Nur zwey Worte will ich Ihnen über die Gedichte sagen. Sie stehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie nothwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunst durchbrechen müssen, zur Auffassung des Individuellen. Sie müssen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und sind so weit vorgeschritten, jetzt müssen Sie. Sie sind dieser Tage in Tiefurt gewesen, das möchte ich Ihnen zunächst zu einer solchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drey bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die characteristische Seite abgewinnen und alle Motive beysammen haben; doch scheuen Sie die Mühe nicht, studiren Sie alles wohl und stellen Sie es dar; der Gegenstand verdient es. Ich selbst hätte es längst gemacht, allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zustände selbst mit durchlebt, ich bin zu sehr darin befangen, so daß die Einzelnheiten sich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder, und lassen sich vom Castellan das Vergangene erzählen und sehen nur das Gegenwärtige, Hervorstechende, Bedeutende."

Ich versprach, mich daran zu versuchen, obgleich ich nicht läugnen könne, daß es eine Aufgabe sey, die mir sehr fern stehe und die ich für sehr schwierig halte.

„Ich weiß wohl, sagte Goethe, daß es schwer ist, aber die Auffassung und Darstellung des Besonderen ist auch das eigentliche Leben der Kunst."

„Und dann: so lange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns niemand nach, warum? weil es die Anderen nicht erlebt haben."

„Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Besondere keinen Anklang finde. Jeder Character, so eigenthümlich er seyn möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur ein Mal da wäre."

„Auf dieser Stufe der individuellen Darstellung, fuhr Goethe fort, beginnet dann zugleich dasjenige, was man Composition nennet."

Dieses war mir nicht sogleich klar, doch enthielt ich mich danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künstlerische Verschmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meint er auch etwas anderes. Goethe fuhr fort:

„Und dann setzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum wann Sie es gemacht haben." Ich sah ihn fragend an, warum das so wichtig? „Es gilt dann, fügte er hinzu, zugleich als Tagebuch Ihrer Zustände. Und das ist nichts Geringes. Ich habe es seit Jahren gethan und sehe ein, was das heißen will."

Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finnland!" rief er mir scherzend nach. Es ward nämlich gegeben: Johann von Finnland von der Frau von Weißenthurn.

Es fehlte dem Stück nicht an wirksamen Situationen, doch war es mit Rührendem so überladen, und ich sah überall so viel Absicht, daß es im Ganzen auf mich keinen guten Eindruck machte. Der letzte Act indeß gefiel mir sehr wohl und söhnte mich wieder aus.

In Folge dieses Stückes machte ich nachstehende Bemerkung. Von einem Dichter nur mittelmäßig gezeichnete Charactere werden bey der Theater-Darstellung gewinnen, weil die Schauspieler, als lebendige Menschen, sie zu lebendigen Wesen machen und ihnen zu irgend einer Art von Individualität verhelfen. Von einem großen Dichter meisterhaft gezeichnete Charactere dagegen, die schon alle mit einer durchaus scharfen Individualität dastehen, müssen bey der Darstellung nothwendig verlieren, weil die Schauspieler in der Regel nicht durchaus passen und die Wenigsten ihre eigene Individualität so sehr verläugnen können. Findet sich beym Schauspieler nicht

ganz das Gleiche, oder besitzt er nicht die Gabe einer gänzlichen Ablegung seiner eigenen Persönlichkeit, so entsteht ein Gemisch und der Character verliert seine Reinheit. Daher kommt es denn, daß ein Stück eines wirklich großen Dichters immer nur in einzelnen Figuren so zur Erscheinung kommt, wie es die ursprüngliche Intention war.

Montag den 3. November 1823. Ich ging gegen fünf zu Goethe. Als ich hinauf-kam, hörte ich in dem größeren Zimmer sehr laut und munter reden und scherzen. Der Bediente sagte mir, die junge polnische Dame sey dort zu Tisch gewesen und die Gesellschaft noch beysammen. Ich wollte wieder gehen, allein er sagte, er habe den Befehl mich zu melden; auch wäre es seinem Herrn vielleicht lieb, weil es schon spät sey. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe sehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in sein Zimmer ging. Mein Besuch schien ihm angenehm zu seyn. Er ließ sogleich eine Flasche Wein bringen, wovon er mir einschenkte und auch sich selber gelegentlich.

„Ehe ich es vergesse, sagte er dann, indem er auf dem Tisch etwas suchte, hier haben Sie ein Billet ins Concert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauses ein öffentliches Concert geben, das dürfen Sie ja nicht versäumen." Ich sagte ihm, daß ich meine Thorheit von neulich nicht zum zweytenmal begehen würde. Sie soll sehr gut gespielt haben, fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!" sagte Goethe. Wohl so gut wie Hummel? fragte ich. „Sie müssen bedenken, sagte Goethe, daß sie nicht allein eine große Virtuosin, sondern zugleich ein schönes Weib ist; da kommt es uns denn vor, als ob alles anmuthiger wäre; sie hat eine meisterhafte Fertigkeit, man muß erstaunen!" Aber auch in der Kraft groß? fragte ich. „Ja auch in der Kraft, sagte Goethe, und das ist eben das Merkwürdigste an ihr, weil man das sonst bey Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet." Ich sagte, daß ich mich sehr freue, sie nun doch noch zu hören.

Secretair Kräuter trat herein und referirte in Bibliotheks-angelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe seine große Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in Geschäften.

Ich brachte sodann das Gespräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reise in die Schweiz, wovon er mir die Manuscripte in drey Heften dieser Tage mitgetheilt und die ich bereits fleißig studirt hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer soviel über die Gegenstände der bildenden Kunst nachgedacht.

„Ja, sagte Goethe, was ist auch wichtiger als die Gegenstände, und was ist die ganze Kunstlehre ohne sie. Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künstler die würdigen Gegenstände fehlen, so hapert es auch so mit aller Kunst der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verläugnen können."

„Die wenigsten Künstler, fuhr er fort, sind über diesen Punkt im Klaren und wissen was zu ihrem Frieden dient. Da malen sie z. B. meinen Fischer und bedenken nicht, daß sich das gar nicht malen lasse. Es ist ja in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt sich das malen!"

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reise an Allem Interesse genommen und Alles aufgefaßt habe: Gestalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüsse, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entstehung und successive Bildung; Baukunst, Malerey, Theater; Städtische Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Oeconomie, Straßenbau; Menschenrace, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und so noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Musik, und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreise lag. Jeder muß wissen, worauf er bey einer Reise zu sehen hat und was seine Sache ist."

Der Herr Canzler trat herein. Er sprach Einiges mit Goethe und äußerte sich dann gegen mich sehr wohlwollend und mit vieler Einsicht über eine kleine Schrift, die er in diesen Tagen gelesen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel gespielt wurde.

Als er gegangen war, sprach Goethe sehr gut über ihn und sagte dann: „Alle diese vortrefflichen Menschen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältniß haben, das ist es, was ich eine Heimath nenne, zu der man immer gerne wieder zurückkehrt."

Ich erwiederte ihm, daß ich bereits den wohlthätigen Einfluß meines hiesigen Aufenthaltes zu spüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretischen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Werth des augenblicklichen Zustandes zu schätzen wisse.

„Das müßte schlimm seyn, sagte Goethe, wenn Sie das nicht sollten. Beharren Sie nur dabey und halten Sie immer an der Gegenwart fest. Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Werth, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit."

Es trat eine kleine Pause ein, dann brachte ich das Gespräch auf Tiefurt und in welcher Art es etwa darzustellen. Es ist ein mannigfaltiger Gegenstand, sagte ich, und schwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am Bequemsten wäre es mir, ihn in Prosa zu behandeln.

„Dazu, sagte Goethe, ist der Gegenstand nicht bedeutend genug. Die sogenannte didactisch-beschreibende Form würde zwar im Ganzen die zu wählende seyn, allein auch sie ist nicht durchgreifend passend. Am besten ist es, Sie stellen den Gegenstand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, so wie es die verschiedenen Seiten und Ansichten verlangen, wodurch denn das Ganze wird umschrieben und beleuchtet seyn." Diesen Rath ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabey auch einmal dramatisch zu verfahren und ein Gespräch etwa mit dem Gärtner führen zu lassen? — Und durch diese Zerstückelung macht man es sich leicht und kann besser das Characteristische der verschiedenen Seiten des Gegenstandes ausdrücken. Ein umfassendes größeres Ganze dagegen ist immer schwierig und man bringt selten etwas Vollendetes zu Stande."

Mittwoch den 10. November 1823.

Goethe befindet sich seit einigen Tagen nicht zum besten; eine heftige Erkältung scheint in ihm zu stecken. Er hustet viel, obgleich laut und kräftig; doch scheint der Husten schmerzlich zu seyn, denn er faßt dabey gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war diesen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bey ihm. Er saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken in ein Kissen gesenkt; das Reden schien ihm schwer zu werden.

Nachdem wir Einiges gesprochen, wünschte er, daß ich ein Gedicht lesen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von Kunst und Alterthum eröffnet. Er blieb in seinem Stuhle sitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und setzte mich ein wenig entfernt von ihm an seinen Schreibtisch, um es zu lesen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Character, so daß ich mich nach einmaligem Lesen, ohne es jedoch ganz zu verstehen, davon

eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenstande und war als Trilogie behandelt. Der darin herrschende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darstellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenstandes sehr schwer ward. Auch war Goethe's persönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn husten, bald hörte ich ihn seufzen, und so war mein Wesen getheilt, meine eine Hälfte las und die andere war im Gefühl seiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher lesen und wieder lesen, um nur einigermaßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von desto bedeuternderem Character und auf einer desto höheren Stufe der Kunst wollte es mir erscheinen.

Ich sprach darauf mit Goethe sowohl über den Gegenstand als die Behandlung, wo mir denn durch einige seiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freylich, sagte er darauf, die Behandlung ist sehr knapp und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor wie eine aus Stahldräthen geschmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenstand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, so daß er denn freylich Zeit hatte, sich von allem Ungehörigen zu läutern."

Es wird Wirkung thun, sagte ich, wenn es beym Publicum hervortritt.

„Ach, das Publicum!" — seufzete Goethe.

Sollte es nicht gut seyn, sagte ich, wenn man dem Verständniß zu Hülfe käme und es machte, wie bey der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben sucht?

„Ich bin nicht der Meinung, sagte Goethe. Mit Gemälden ist es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten besteht, so hebt ein Wort das andere auf."

Goethe scheint mir hierdurch sehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich scheitern. Es frägt sich aber, ob es nicht möglich sey, eine solche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hülfe zu kommen, ohne das Zarte seines innern Lebens im mindesten zu verletzen.

Als ich ging, wünschte er, daß ich die Bogen von Kunst und Alterthum mit nach Hause nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; deßgleichen die östlichen Rosen von Rückert, von

welchem Dichter er viel zu halten und die besten Erwartungen zu hegen scheint.

Mittwoch den 12. November 1823. Ich ging gegen Abend, um Goethe zu besuchen, hörte aber unten im Hause, der preußische Staatsminister von Humboldt sey bey ihm, welches mir lieb war, in der Überzeugung, daß dieser Besuch eines alten Freundes ihm die wohlthätigste Aufheiterung gewähren würde.

Ich ging darauf ins Theater, wo die Schwestern von Prag, bey ganz vollkommener Besetzung, musterhaft gegeben wurden, so daß man das ganze Stück hindurch nicht aus dem Lachen kam.

Donnerstag den 13. November 1823. Vor einigen Tagen, als ich Nachmittags bey schönem Wetter die Straße nach Erfurt hinausging, gesellte sich ein bejahrter Mann zu mir, den ich seinem Äußeren nach für einen wohlhabenden Bürger hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Gespräch auf Goethe kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe persönlich kenne. „Ob ich ihn kenne! antwortete er mit einigem Behagen, ich bin gegen zwanzig Jahre sein Kammerdiener gewesen!" Und nun ergoß er sich in Lobsprüche über seinen früheren Herrn. Ich ersuchte ihn, mir etwas aus Goethe's Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigte.

„Als ich bey ihn kam, sagte er, mochte er etwa 27 Jahre alt seyn; er war sehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können."

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener ersten Zeit seines Hierseyns auch sehr lustig gewesen? „Allerdings, antwortete er, sey er mit den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nie über die Grenze; in solchen Fällen sey er gewöhnlich ernst geworden. Immer gearbeitet und geforscht und seinen Sinn auf Kunst und Wissenschaft gerichtet, das sey im Allgemeinen seines Herrn fortwährende Richtung gewesen. Abends habe ihn der Herzog häufig besucht und da hätten sie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenstände gesprochen, so daß ihm oft Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. Und die Naturforschung, fügte er hinzu, war schon damals seine Sache."

„Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „Hast Du nichts am Himmel gesehen?" fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „so laufe einmal nach

der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen." Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben so lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre, sagte er dann zu mir, wir sind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins." Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bette setzen und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme."

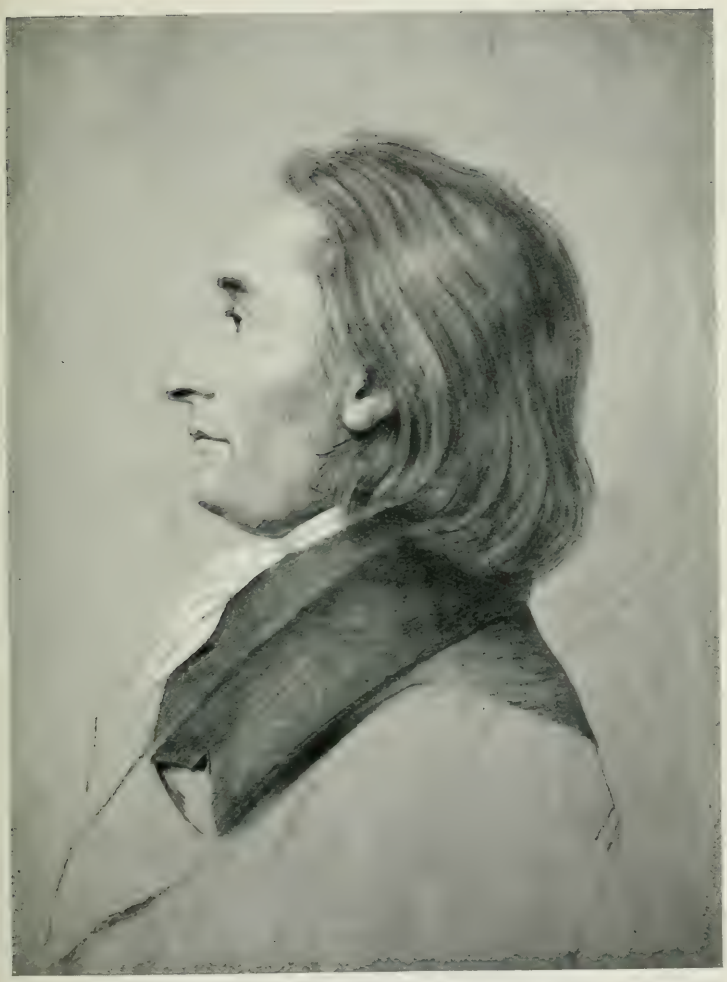
Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter gewesen.

„Es war sehr wolkig, sagte er, und dabey regte sich kein Lüftchen, es war sehr still und schwül."

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausspruch sogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja, sagte er, ich glaubte ihm aufs Wort, denn was er vorhersagte, war immer richtig. Am nächsten Tage, fuhr er fort, erzählte mein Herr seine Beobachtungen bey Hofe, wobey eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flisterte: „Höre! Goethe schwärmt!" Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselbigen Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden."

Freytag den 14. November 1823. Gegen Abend sendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu besuchen. Humboldt sey an Hof und ich würde ihm daher um so willkommener seyn. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in seinem Lehnstuhl sitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmlischer Sanftmuth einige Worte sprach. Ein großer Ofenschirm stand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tisch standen. Auch der Herr Canzler trat herein und gesellte sich zu uns. Wir setzten uns in Goethe's Nähe und führten leichte Gespräche, damit er sich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrath Rehbein. Er fand Goethe's Puls, wie er sich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!" klagte er dann. Rehbein schlug vor, ihm ein Pflaster dahin zu legen; wir sprachen über die guten Wirkungen eines solchen Mittels, und Goethe ließ sich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Gespräch auf Marienbad, wodurch bey Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden schienen. Man machte Pläne, nächsten Sommer wieder hinzugehen und be-



Eckermann.
Nach einer Zeichnung von Jos. Schmeller.
1827.

merkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Aussichten Goethe in die heiterste Stimmung versetzt wurde. Auch sprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo sie hier war und die Männer sich um ihre Gunst bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Canzler die indischen Gedichte. Goethe sprach derweile mit mir über seine Elegie von Marienbad.

Um acht Uhr ging der Canzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich setzte mich wieder. Das Gespräch kam auf das Theater und daß morgen der Wallenstein würde gegeben werden. Dieß gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

Es geht mir mit Schiller eigen, sagte ich; einige Scenen seiner großen Theater-Stücke lese ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verstöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbst mit dem Wallenstein geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er sich denken konnte, mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider seyn.

„Es ist betrübend, sagte Goethe, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frey zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dieß brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob, fügte Goethe lächelnd hinzu, die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!"

„Es war nicht Schillers Sache, fuhr Goethe fort, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflectiren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin und her zu reden, so daß er alle seine späteren Stücke Scene für Scene mit mir durchgesprochen hat."

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgend jemanden zu reden, selbst

nicht mit Schiller. Ich trug Alles still mit mir herum und niemand erfuhr in der Regel etwas als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen Hermann und Dorothea fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Sylbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte."

„Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum Wallenstein sagen werden! Sie werden große Gestalten sehen und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es sich wahrscheinlich nicht vermuthen."

Sonnabend den 15. November 1823. Abends war ich im Theater, wo ich zum ersten Mal den Wallenstein sah. Goethe hatte nicht zuviel gesagt; der Eindruck war groß und mein tiefstes Innere aufregend. Die Schauspieler, größtentheils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe persönlich auf sie einwirkten, brachten mir ein Ensemble bedeutender Personen vor Augen, wie sie, beym Lesen, meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erschienen waren, weßhalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es sogar während der Nacht nicht aus dem Sinn brachte.

Sonntag den 16. November 1823. Abends bey Goethe. Er saß noch in seinem Lehnstuhl und schien ein wenig schwach. Seine erste Frage war nach dem Wallenstein. Ich gab ihm Rechenschaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit sichtbarer Freude.

Herr Soret kam, von Frau von Goethe hereingeführt, und blieb ein Stündchen, indem er im Auftrag des Großherzogs goldene Medaillen brachte, deren Vorzeigung und Besprechung Goethen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren schien.

Frau von Goethe und Herr Soret gingen an Hof, und so war ich mit Goethe wieder alleine gelassen.

Eingedenk des Versprechens, mir seine Elegie von Marienbad zu einer passenden Stunde abermals zu zeigen, stand Goethe auf, stellte ein Licht auf seinen Schreibtisch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe setzte sich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungestörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile gelesen, wollte ich ihm etwas darüber sagen, es kam mir aber vor, als ob er schlief. Ich benutzte aber den günstigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabey einen seltenen Genuß. Die jugendlichste Glut der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, das erschien mir im

Allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Character. Übrigens kam es mir vor, als seyen die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in anderen Gedichten Goethe's anzutreffen gewohnt sind, und ich schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie sehen das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes, fügte er hinzu; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen."

„Ich schrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreis'te und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es Abends fertig auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus einem Gusse, welches dem Ganzen zu Gute kommen mag."

Zugleich, sagte ich, hat es in seiner ganzen Art viel Eigenthümliches, so daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert.

„Das mag daher kommen, sagte Goethe. Ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Übertreibung so hoch zu steigern als möglich."

Diese Äußerung erschien mir sehr wichtig, indem sie Goethe's Verfahren ans Licht setzet und uns seine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indeß gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, seinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich that.

Er ließ sich darauf von diesem das verordnete Pflaster auf die Brust zur Seite des Herzens legen. Ich stellte mich derweil ans Fenster. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß sein Übel sich gar nicht bessern wolle und daß es einen bleibenden Character annehme. Als die Operation vorbey war, setzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er seit einigen Nächten gar nicht geschlafen habe und daß auch zum Essen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun so hin, sagte er, ich kann nichts thun, ich kann nichts zusammenbringen, der Geist hat gar keine Kraft." Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht so viel an seine Arbeiten zu denken und daß ja dieser Zustand hoffentlich bald vorüber gehen werde. „Ach, sagte er darauf, ungeduldig bin ich

auch nicht, ich habe schon zu viel solcher Zustände durchlebt und habe schon gelernt zu leiden und zu dulden.“ Er saß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über seine Kniee und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bette gehen, sagte er, ich werde so auf meinem Stuhl die Nacht sitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht.“

Es war indeß Zeit geworden, er reichte mir seine liebe Hand und ich ging.

Als ich unten in das Bedientenzimmer trat, um meinen Mantel zu nehmen, fand ich Stadelmann sehr bestürzt. Er sagte, er habe sich über seinen Herrn erschrocken; wenn er klage, so sey das ein schlimmes Zeichen. Auch wären die Füße plötzlich ganz dünne geworden, die bisher ein wenig geschwollen gewesen. Er wolle morgen in aller Frühe zum Arzt gehen, um ihm die schlimmen Zeichen zu melden. Ich suchte ihn zu beruhigen, allein er ließ sich seine Furcht nicht ausreden.

Montag den 17. November 1823. Als ich diesen Abend ins Theater kam, drängten viele Personen sich mir entgegen und erkundigten sich sehr ängstlich nach Goethe's Befinden. Sein Zustand mußte sich in der Stadt schnell verbreitet haben und vielleicht ärger gemacht worden seyn, als er wirklich war. Einige sagten mir, er habe die Brustwassersucht. Ich war betrübt den ganzen Abend.

Mittwoch den 19. November 1823. Gestern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer seiner Familie niemand zu ihm gelassen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in seinem Lehnstuhl sitzen, er schien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlassen, doch war er heiteren Geistes.

Wir sprachen besonders über Zauper und die sehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

Freytag den 21. November 1823. Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf und in seinem Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: Ghaselen des Grafen Platen. „Ich hatte mir vorgenommen, sagte er, in Kunst und Alterthum etwas darüber zu sagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zustand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen.“

Ich versprach, mich daran zu versuchen.

„Es ist bey den Ghaselen das Eigenthümliche, fuhr Goethe fort, daß sie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der stets

wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrath ähnlicher Gedanken bereit finden. Deßhalb gelingen sie nicht Jedem; diese aber werden Ihnen gefallen." Der Arzt trat herein und ich ging.

Montag den 24. November 1823.

Sonnabend und Sonntag studirte ich die Gedichte. Diesen Morgen schrieb ich meine Ansicht darüber und schickte sie Goethen zu, denn ich hatte erfahren, daß er seit einigen Tagen niemanden vor sich lasse, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in seine Nähe gesetzt; er reichte mir seine Hand entgegen und war äußerst liebevoll und gut. Er fing sogleich an, über meine kleine Recension zu reden. „Ich habe mich sehr darüber gefreut, sagte er, Sie haben eine schöne Gabe. Ich will Ihnen etwas sagen, fuhr er dann fort, wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literarische Anträge gemacht werden sollten, so lehnen Sie solche ab oder sagen es mir wenigstens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden sind, so möchte ich nicht gerne, daß Sie auch zu Anderen ein Verhältniß hätten."

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle und daß es mir auch vor der Hand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu thun sey.

Das war ihm lieb, und er sagte darauf, daß wir diesen Winter noch manche hübsche Arbeit mit einander machen wollten.

Wir kamen dann auf die Ghaselen selbst zu sprechen und Goethe freute sich über die Vollendung dieser Gedichte, und daß unsere neueste Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen, fuhr er dann fort, möchte ich unsere neuesten Talente zu einem besonderen Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie sich von allem, was in unserer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntniß setzten und mir das Verdienstliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von Kunst und Alterthum darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem besten Willen komme ich bey meinem hohen Alter und bey meinen tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu."

Ich versprach dieses zu thun, indem ich mich zugleich freute zu sehen, daß unsere neuesten Schriftsteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen als ich mir gedacht hatte.

Die Tage darauf sendete Goethe mir die neuesten literarischen Tagesblätter zu dem besprochenen Zwecke. Ich ging einige Tage

nicht zu ihm und ward auch nicht gerufen. Ich hörte, sein Freund Zelter sey gekommen ihn zu besuchen.

Montag den 1. December 1823. Heute ward ich bey Goethe zu Tisch geladen. Ich fand Zelter bey ihm sitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier, sagte Goethe, haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntschaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin schicken, da sollen Sie denn von ihm auf das Beste gepflegt werden." In Berlin mag es gut seyn, sagte ich. „Ja, sagte Zelter lachend, es läßt sich darin viel lernen und verlernen."

Wir setzten uns und führten allerley Gespräche. Ich fragte nach Schubarth. „Er besucht mich wenigstens alle acht Tage, sagte Zelter. Er hat sich verheirathet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben."

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. Seinen Namen, sagte ich, habe ich bereits sehr oft nennen hören, doch von seinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts. „Ich habe seine Bekanntschaft zu Münster gemacht, sagte Zelter; es ist ein sehr hoffnungsvoller junger Mann und es wäre ihm zu wünschen, daß seine Anstellung ihm für seine Kunst mehr Zeit ließe." Goethe lobte gleichfalls sein Talent. „Wir wollen sehen, sagte er, wie er sich entwickelt; ob er sich bequemen mag, seinen Geschmack zu reinigen und hinsichtlich der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam gesprungen und machte sich an Zelter und seinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn Du kommst, unruhiger Geist, sagte Goethe, so verdirbst Du gleich jedes Gespräch." Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet ihm alles zu Willen zu thun.

Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike traten herein; auch der junge Goethe in Uniform und Degen, um an Hof zu gehen. Wir setzten uns zu Tisch. Fräulein Ulrike und Zelter waren besonders munter und neckten sich auf die anmuthigste Weise während der ganzen Tafel. Zelters Person und Gegenwart that mir sehr wohl. Er war als ein glücklicher gesunder Mensch immer ganz dem Augenblick hingegeben und es fehlte ihm nie am rechten Wort. Dabey war er voller Gutmüthigkeit und Behagen und so ungenirt, daß er alles heraussagen mochte und mitunter sogar sehr Derbes. Seine eigene geistige Freyheit theilte sich mit, so daß alle beengende Rück-

sicht in seiner Nähe sehr bald wegfiel. Ich that im Stillen den Wunsch, eine Zeitlang mit ihm zu leben, und bin gewiß, es würde mir gut thun.

Bald nach Tisch ging Zelter. Auf den Abend war er zur Großfürstinn gebeten.

Donnerstag den 4. December 1823. Diesen Morgen brachte mir Secretair Kräuter eine Einladung bey Goethe zu Tisch. Dabey gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner Beyträge zur Poesie zu verehren. Ich that so und brachte es ihm ins Wirthshaus. Zelter gab mir dagegen die Gedichte von Immermann. „Ich schenkte das Exemplar Ihnen gerne, sagte er, allein Sie sehen, der Verfasser hat es mir zugeschrieben, und so ist es mir ein werthes Andenken, das ich behalten muß."

Ich machte darauf mit Zelter vor Tisch einen Spaziergang durch den Park nach Oberweimar. Bey manchen Stellen erinnerte er sich früherer Zeiten und erzählte mir dabey viel von Schiller, Wieland und Herder, mit denen er sehr befreundet gewesen, was er als einen hohen Gewinn seines Lebens schätzte.

Er sprach darauf viel über Composition und recitirte dabey mehrere Lieder von Goethe. „Wenn ich ein Gedicht componiren will, sagte er, so suche ich zuvor in den Wortverstand einzudringen und mir die Situation lebendig zu machen. Ich lese es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß, und so, indem ich es mir immer einmal wieder recitire, kommt die Melodie von selber."

Wind und Regen nöthigten uns, früher zurückzugehen, als wir gerne wollten. Ich begleitete ihn bis vor Goethe's Haus, wo er zu Frau von Goethe hinauf ging, um mit ihr vor Tisch noch Einiges zu singen.

Darauf um zwey Uhr kam ich zu Tisch. Ich fand Zelter bereits bey Goethe sitzen und Kupferstiche italienischer Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein und wir gingen zu Tisch. Fräulein Ulrike war heute abwesend, deßgleichen der junge Goethe, welcher bloß herein kam, um guten Tag zu sagen und dann wieder an Hof ging.

Die Tischgespräche waren heute besonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, sowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenschaften ihres gemeinschaftlichen Freundes Friedrich August Wolf zu Berlin ins Licht zu setzen. Dann ward über die Nibelungen viel gesprochen, dann über Lord Byron und seinen zu hoffenden Besuch in Weimar, wo-

ran Frau v. Goethe besonders Theil nahm. Das Rochusfest zu Bingen war ferner ein sehr heiterer Gegenstand, wobey Zelter sich besonders zwey schöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit sich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken schien. Das gesellige Lied Kriegsglück von Goethe, ward darauf sehr heiter besprochen. Zelter war unerschöpflich in Anekdoten von blessirten Soldaten und schönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweisen. Goethe selber sagte, er habe nach solchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar persönlich erlebt. Frau v. Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerspiel, indem sie nicht zugeben wollte, daß die Frauen so wären, als das „garstige" Gedicht sie schildere.

Und so vergingen denn auch heute die Stunden bey Tisch sehr angenehm.

Als ich darauf später mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun, sagte er, wie gefällt er Ihnen?" Ich sprach über das durchaus Wohlthätige seiner Persönlichkeit. „Er kann, fügte Goethe hinzu, bey der ersten Bekanntschaft etwas sehr derbe, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum jemanden, der zugleich so zart wäre wie Zelter. Und dabey muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beysammen, daß man mit der Delicatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob seyn muß, um sich über Wasser zu halten."

1824.

Dienstag den 27. Januar 1824. Goethe sprach mit mir über die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte, mit deren Ausarbeitung er sich gegenwärtig beschäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß diese Epoche seines spätern Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne, wie die Jugendepoche von Wahrheit und Dichtung.

„Ich muß, sagte Goethe, diese späteren Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erscheinung kommen. Überhaupt ist die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche sich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von Wahrheit und Dichtung abschließt. Später beginnt der Conflict mit der Welt, und dieser hat nur insofern Interesse als etwas dabey herauskommt."

„Und dann, das Leben eines deutschen Gelehrten, was ist es? Was in meinem Fall daran etwa Gutes seyn möchte, ist nicht mitzutheilen, und das Mittheilbare ist nicht der Mühe werth. Und wo sind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?"

„Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie Wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweyte Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und sich auf das Innigste verbindet. Aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat."

„Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünf und siebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Be-

hagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben seyn wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von Außen als Innen, waren zu viele."

„Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weisen bewähren, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweyten Male thue."

„Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer schweige. Dieses würde nun in der That ein sehr schlechter Spaß seyn, wenn ich dabey nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Anderen denken, aber sie nicht wie ich."

Sonntag den 15. Februar 1824. Heute vor Tisch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend, als ich zu ihm ins Zimmer trat; er schien sehr heiterer Stimmung.

„Ich habe einen angenehmen Besuch gehabt, sagte er mir freudig entgegen, ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Westphalen, ist vorhin bey mir gewesen. Er hat Gedichte gemacht, die sehr viel erwarten lassen. Er ist erst achtzehn Jahre alt und schon unglaublich weit."

„Ich freue mich, sagte Goethe darauf lachend, daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutschland auch erst achtzehn, da ließ sich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert und es sind alle Wege verrannt."

„Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, daß wir kaum alles übersehen können, und nun sollen wir noch Griechen und Lateiner seyn, und Engländer und Franzosen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weisen und da muß denn ein junger Mensch ganz confus werden."

„Ich habe ihm zum Trost meine colossale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bey den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er ist ein prächtiger junger Mensch! Wenn

er sich vor Zersplitterung in Acht nimmt, so kann etwas aus ihm werden."

„Aber, wie gesagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieser durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wissen. Ja selbst wenn ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu spät, denn auch dort wäre es schon zu helle."

Sonntag den 22. Februar 1824. Zu Tisch mit Goethe und seinem Sohn, welcher letztere uns manches heitere Geschichtchen aus seiner Studentenzeit, namentlich aus seinem Aufenthalt in Heidelberg erzählte. Er hatte mit seinen Freunden in den Ferien manchen Ausflug am Rhein gemacht, wo ihm besonders ein Wirth in gutem Andenken geblieben war, bey dem er einst mit zehn andern Studenten übernachtet und welcher unentgeltlich den Wein hergegeben, bloß damit er einmal seine Freude an einem so genannten Kommersch haben möge.

Nach Tisch legte Goethe uns colorirte Zeichnungen italienischer Gegenden vor, besonders des nördlichen Italiens mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago maggiore. Die Borromäischen Inseln spiegelten sich im Wasser, man sah am Ufer Fahrzeuge und Fischergeräth, wobey Goethe bemerklich machte, daß dieß der See aus seinen Wanderjahren sey. Nordwestlich, in der Richtung nach dem monte rosa stand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkelen blauschwarzen Massen, so wie es kurz nach Sonnenuntergange zu seyn pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düstere Erhabenheit solcher Massen ein unheimliches Gefühl errege und daß ich keineswegs Lust verspüre, in solchen Schluchten zu wandern.

„Dieses Gefühl, sagte Goethe, ist in der Ordnung. Denn im Grunde ist dem Menschen nur der Zustand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bey wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen."

Wir besahen darauf eine große Folge von Kupferstichen nach Gemälden neuer Künstler aus einer französischen Gallerie. Die Erfindung in diesen Bildern war fast durchgehends schwach, so daß wir unter vierzig Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Diese

guten waren: ein Mädchen, das sich einen Liebesbrief schreiben läßt; eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fischfang; Musikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landschaft in Poussin's Manier war nicht übel, wobey Goethe sich folgendermaßen äußerte: „Solche Künstler, sagte er, haben den allgemeinen Begriff von Poussin's Landschaften aufgefaßt und mit diesem Begriff wirken sie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht schlecht nennen. Sie sind nicht schlecht, weil überall ein tüchtiges Muster hindurchblickt. Aber man kann sie nicht gut heißen, weil den Künstlern gewöhnlich Poussin's große Persönlichkeit fehlt. Es ist unter den Poeten nicht anders, und es giebt deren, die sich z. B. in Shakspeare's großer Manier sehr unzulänglich ausnehmen würden."

Zum Schluß Rauch's Modell zu Goethe's Statue, für Frankfurt bestimmt, lange betrachtet und besprochen.

Dienstag den 24. Februar 1824. Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuscripte vor, die er für das erste Heft des fünften Bandes von Kunst und Alterthum dictirt hatte. Zu meiner Beurtheilung des deutschen Paria fand ich von ihm einen Anhang gemacht, sowohl in Bezug auf das französische Trauerspiel, als seine eigene lyrische Trilogie, wodurch denn dieser Gegenstand gewissermaßen in sich geschlossen war.

„Es ist gut, sagte Goethe, daß Sie bey Gelegenheit Ihrer Recension sich die indischen Zustände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unsern Studien am Ende doch nur das, was wir practisch anwenden."

Ich gab ihm Recht und sagte, daß ich bey meinem Aufenthalt auf der Academie diese Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu dessen Anwendung eine practische Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht später bey mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergessen. Ich habe, sagte ich, bey Heeren alte und neue Geschichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geschichte in der Absicht studiren, um ihn etwa dramatisch darzustellen, so würde ich solche Studien mir sicher für immer zu eigen machen.

„Überall, sagte Goethe, treibt man auf Academien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bey weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde

Antike Gemme.

Medaille von Brandt.

Theseus findet die Waffen seines Vaters.

gehörig, vorgetragen und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnet daher alle zerstreuende Anforderungen ab und beschränkt sich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem."

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Critik, die er über Byrons Cain geschrieben und die ich mit großem Interesse las.

„Man sieht, sagte er, wie einem freyen Geiste wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu schaffen gemacht und wie er sich durch ein solches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreyen gesucht. Die englische Geistlichkeit wird es ihm freylich nicht Dank wissen; mich soll aber wundern, ob er nicht in Darstellung nachbarlicher biblischer Gegenstände fortschreiten wird, und ob er sich ein Süjet, wie den Untergang von Sodom und Gomorra, wird entgehen lassen."

Nach diesen literarischen Betrachtungen lenkte Goethe mein Interesse auf die bildende Kunst, indem er mir einen antiken geschnittenen Stein zeigte, von welchem er schon Tags vorher mit Bewunderung gesprochen. Ich war entzückt bey der Betrachtung der Naivität des dargestellten Gegenstandes. Ich sah einen Mann, der ein schweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu lassen. Diesem aber ist es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das Getränk will nicht fließen, und, indem er seine beyden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und scheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das? sagte Goethe. Wir Neueren, fuhr er fort, fühlen wohl die große Schönheit eines solchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntniß und den Begriff wie es zu machen wäre, allein wir machen es nicht, der Verstand herrschet vor und es fehlet immer diese entzückende Anmuth."

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theseus darstellend, wie er die Waffen seines Vaters unter dem Stein hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugsame Anstrengung der Glieder gegen die Last des Steines. Auch erschien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling schon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach

der Natur der Sache wird er zuerst den schweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. „Dagegen, sagte Goethe, will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derselbe Gegenstand von einem Alten behandelt ist."

Er ließ von Stadelmann einen Kasten herbeyholen, worin sich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bey Gelegenheit seiner italienischen Reise sich aus Rom mitgebracht. Da sah ich nun denselbigen Gegenstand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling stemmt sich mit aller Anstrengung gegen den Stein, auch ist er einer solchen Last gewachsen, denn man sieht das Gewicht schon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben, um sehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die schwere Masse und nur seine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieser Behandlung.

„Meyer pflegt immer zu sagen, fiel Goethe lachend ein, wenn nur das Denken nicht so schwer wäre! — Das Schlimme aber ist, fuhr er heiter fort, daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig seyn, so daß die guten Einfälle immer wie freye Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: da sind wir! —"

Mittwoch den 25. Februar 1824. Goethe zeigte mir heute zwey höchst merkwürdige Gedichte, beyde in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weßhalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

„Könnten Geist und höhere Bildung, sagte er, ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr seyn und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen und er hat daher Ursache sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakspear's kräftigen

Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakspeare ein gefühltes Bedürfniß wird."

Auch liegt sehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beyden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückstoßendes. Einzelne Motive sind allerdings an sich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze so viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechischer Heroen zurückversetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meister Ariost, ist weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bey weitem verwegener.

„Sie haben Recht, sagte Goethe, es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen."

Die französischen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzosen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Interesse. „Ich muß die Bourbons wegen dieses Schrittes durchaus loben, sagte er, denn erst hiedurch gewinnen sie ihren Thron, indem sie die Armee gewinnen. Und das ist erreicht. Der Soldat kehret mit Treue für seinen König zurück, denn er hat aus seinen eigenen Siegen, so wie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterschied es sey, einem Einzelnen gehorchen oder Vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß sie fortwährend in sich selber brav sey und daß sie auch ohne Napoleon zu siegen vermöge."

Goethe wendete darauf seine Gedanken in der Geschichte rückwärts und sprach sehr viel über die preußische Armee im siebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beständiges Siegen gewöhnt und dadurch verwöhnt worden, so daß sie in späterer Zeit, aus zu großem Selbstvertrauen, so viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig und ich hatte sein glückliches Gedächtniß zu bewundern.

„Ich habe den großen Vortheil, fuhr er fort, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tages-

ordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom siebenjährigen Krieg, sodann von der Trennung Amerika's von England, ferner von der französischen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hiedurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich seyn wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen."

„Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen so bald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt Statt finde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteyen wird kein Ende haben."

„Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuster bleibe bey seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürst wisse zu regieren. Denn dieß ist auch ein Metier, das gelernt seyn will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht."

Goethe kam darauf wieder auf die französischen Zeitungen. „Die Liberalen, sagte er, mögen reden; denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gerne zu; allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschiren lassen und köpfen und hängen, das ist recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publicum von Königen, da möchten sie reden."

„In dem, was ich selber zu thun und zu treiben hatte, fuhr Goethe fort, habe ich mich immer als Royalist behauptet. Die Anderen habe ich schwatzen lassen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte ich als Einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreyen und mehreren be-

gangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter Vielen ist zu vielerley Meinung."

Darauf bey Tisch war Goethe von der heitersten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worin er sehr schöne Verse geschrieben. Es war ein Platz für ihn zwey Jahre lang offen gelassen und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Versprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel gelesen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobey ich auf manchen bedeutenden Namen stieß. Gleich auf der nächsten Seite stand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Gesinnung und dem Tone seiner Urania geschrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit, sagte Goethe, war ich im Begriff einige Verse darunter zu setzen; es freut mich aber, daß ich es unterlassen, denn es ist nicht das erste Mal, daß ich durch rückhaltlose Äußerungen gute Menschen zurückgestoßen und die Wirkung meiner besten Sachen verdorben habe."

„Indessen, fuhr Goethe fort, habe ich von Tiedge's Urania nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts declamirt wurde als die Urania. Wo man hinkam, fand man die Urania auf allen Tischen; die Urania und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu seyn. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sey glücklich im Stillen, aber er hat nicht Ursache sich darauf etwas einzubilden. Bey Gelegenheit von Tiedge's Urania indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinirte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht seyn, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: haben wir nicht Recht gehabt? haben wir es nicht vorhergesagt? ist es nicht einge-

troffen? Und damit würde denn auch drüben der Langenweile kein Ende seyn."

„Die Beschäftigung mit Unsterblichkeits-Ideen, fuhr Goethe fort, ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu seyn gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen, und ist thätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeits-Gedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum Besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken."

Donnerstag den 26. Februar 1824. Mit Goethe zu Tisch. — Nachdem gegessen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuille's mit Kupferstichen herbeyschleppen. Auf den Mappen hatte sich einiger Staub gesammelt, und da keine passende Tücher zum Abwischen in der Nähe waren, so ward Goethe unwillig und schalt seinen Diener. „Ich erinnere Dich zum letzten Mal, sagte er, denn gehst Du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, so gehe ich morgen selbst, und Du sollst sehen, daß ich Wort halte." Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauspieler Becker, fuhr Goethe gegen mich heiter fort, der sich weigerte, einen Reiter im Wallenstein zu spielen. Ich ließ ihm aber sagen, wenn er die Rolle nicht spielen wolle, so würde ich sie selber spielen. Das wirkte. Denn sie kannten mich beym Theater und wußten, daß ich in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollste zu thun."

Und würden Sie im Ernst die Rolle gespielt haben? fragte ich.

„Ja, sagte Goethe, ich hätte sie gespielt und würde den Herrn Becker herunter gespielt haben, denn ich kannte die Rolle besser als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und schritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hiebey in Bezug auf mich sehr sorgfältig, und ich fühle, daß es seine Absicht ist, mich in der Kunstbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einsicht zu bringen. Nur das in seiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künstlers Intention und Verdienst deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Besten nachzudenken und den Besten gleich zu empfinden. „Dadurch, sagte er heute, bildet sich das, was wir Geschmack nennen. Denn den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten.

Studie von Johann Heinrich Roos.

Ich zeige Ihnen daher nur das Beste; und wenn Sie sich darin befestigen, so haben Sie einen Maßstab für das Übrige, das Sie nicht überschätzen, aber doch schätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beste in jeder Gattung, damit Sie sehen, daß keine Gattung gering zu achten, sondern daß jede erfreulich ist, sobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieses Bild eines französischen Künstlers z. B. ist galant wie kein anderes und daher ein Musterstück seiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt und ich sah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenster und Thüren die Aussicht in den Garten hat, sieht man eine Gruppe der anmuthigsten Personen. Eine sitzende schöne Frau von etwa dreyßig Jahren hält ein Notenbuch, woraus sie so eben gesungen zu haben scheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite sitzend, lehnt sich ein junges Mädchen von etwa fünfzehn. Rückwärts am offenen Fenster steht eine andere junge Dame; sie hält eine Laute und scheint noch Töne zu greifen. In diesem Augenblick ist ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen sich richten; er scheint die musikalische Unterhaltung unterbrochen zu haben, und, indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen steht, macht er den Eindruck, als sagte er entschuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich, sagte Goethe, wäre so galant, wie irgend ein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieser Art das Vorzüglichste gesehen. Was aber sagen Sie hiezu?"

Mit diesen Worten reichte er mir einige radirte Blätter des berühmten Thiermalers Roos; lauter Schafe, und diese Thiere in allen ihren Lagen und Zuständen. Das Einfältige der Physiognomieen, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußersten Wahrheit, als wäre es die Natur selber.

„Mir wird immer bange, sagte Goethe, wenn ich diese Thiere ansehe. Das Beschränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zustandes zieht mich in das Mitgefühl desselben hinein; man fürchtet zum Thier zu werden, und möchte fast glauben, der Künstler sey selber eins gewesen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erstaunenswürdig, wie er sich in die Seelen dieser Geschöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Character in der äußern Hülle mit solcher Wahrheit durchblicken zu lassen. Man sieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bey Gegenständen bleibt, die seiner Natur analog sind."

Hat denn dieser Künstler, sagte ich, nicht auch Hunde, Katzen und Raubthiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? ja hat er, bey der großen Gabe sich in einen fremden Zustand hineinzufühlen, nicht auch menschliche Charactere mit einer gleichen Treue behandelt?

„Nein, sagte Goethe, alles das lag außer seinem Kreise; dagegen die frommen, grasfressenden Thiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht müde ewig zu wiederholen; dieß war seines Talentes eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran that er wohl! Das Mitgefühl der Zustände dieser Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Psychologischen war ihm gegeben, und so hatte er denn auch für deren Körperliches ein so glückliches Auge. Andere Geschöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht so durchsichtig und es fehlte ihm daher zu ihrer Darstellung sowohl Beruf als Trieb."

Durch diese Äußerung Goethe's ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit gesagt, daß dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sey und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen, sagte er, als junger Mensch von zwey und zwanzig, und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht und ich mußte also die Kenntniß mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Anticipation besitzen."

„Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich und ich hatte keine Lust mehr sie darzustellen. Ja ich möchte sagen: hätte ich mit Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte so wäre meine Darstellung Persiflage geworden."

„Es liegt in den Characteren, sagte er ein ander Mal, eine gewisse Nothwendigkeit, eine gewisse Consequenz, vermöge welcher bey diesem oder jenem Grundzuge eines Characters gewisse secundäre Züge Statt finden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren seyn. Ob bey mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich: wenn ich jemanden eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwey Stunden reden lassen."

So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sey und daß ihm ihre Darstellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel: ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thierische Natur darzustellen, indem seine Individualität mir zu gewaltsam erscheine, um sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieses zu und erwiederte, daß die Anticipation sich überall nur soweit erstrecke, als die Gegenstände dem Talent analog seyen, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beschränkt oder umfassend sey, das darstellende Talent selbst von größerem oder geringerem Umfange befunden werde.

Wenn Eure Excellenz behaupten, sagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren sey, so haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabey im Sinne, aber nicht die empirische Welt der Erscheinung und Convenienz; und wenn also dem Dichter eine wahre Darstellung derselben gelingen soll, so muß doch wohl die Erforschung des Wirklichen hinzukommen?

„Allerdings, erwiederte Goethe, es ist so. — Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist aber nicht angeboren: wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bey einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im Faust den düstern Zustand des Lebensüberdrusses im Helden, so wie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Anticipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

Es ist aber, sagte ich, im ganzen Faust keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als sey Ihnen das alles, ohne die reichste Erfahrung, nur so geschenkt worden.

„Mag seyn, antwortete Goethe, allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz todtes vergebliches Bemühen. Das

Licht ist da und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Sonnabend den 28. Februar 1824.

„Es giebt vortreffliche Menschen, sagte Goethe, die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu thun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt was man augenblicklich wünscht, allein auf diesem Wege wird das Höchste geleistet."

Ich brachte das Gespräch auf Ramberg. „Das ist freylich ein Künstler ganz anderer Art, sagte Goethe, ein höchst erfreuliches Talent, und zwar ein improvisirendes, das nicht seines Gleichen hat. Er verlangte einst in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in seine Heimath zurückkehrend, vom Wagen steigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle seines Hauses zu betreten. Sie werden zugeben, daß dieß ein Gegenstand der allerschwierigsten Sorte ist, der bey einem anderen Künstler die reiflichste Überlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgesprochen, als Ramberg schon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenstand sogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht läugnen, ich möchte einige Blätter von Rambergs Hand besitzen."

Wir sprachen sodann über andere Künstler, die in ihren Werken leichtsinnig verfahren und zuletzt in Manier zu Grunde gehen.

„Die Manier, sagte Goethe, will immer fertig seyn und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung. Roos ist unermüdlich in emsiger Zeichnung der Haare und Wolle seiner Ziegen und Schafe, und man sieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinste Seligkeit genoß und nicht daran dachte fertig zu werden."

„Geringeren Talenten genügt nicht die Kunst als solche; sie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bey so weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen."

Sonntag den 29. Februar 1824.

Ich ging um zwölf Uhr zu Goethe, der mich vor Tisch zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend als ich zu ihm hereintrat, und setzte mich ihm gegenüber, indem ich das Gespräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinschaftlich in Bezug auf die neue Ausgabe seiner Werke

beschäftigen. Ich redete ihm zu, sowohl seine Götter, Helden und Wieland als auch seine Briefe des Pastors in diese neue Edition mit aufzunehmen.

„Ich habe, sagte Goethe, auf meinem jetzigen Standpunct über jene jugendlichen Productionen eigentlich kein Urtheil. Da mögt Ihr Jüngeren entscheiden. Ich will indeß jene Anfänge nicht schelten; ich war freylich noch dunkel und strebte in bewußtlosem Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünschelruthe, die mir anzeigte wo Gold war."

Ich machte bemerklich, daß dieses bey jedem großen Talent der Fall seyn müsse, indem es sonst bey seinem Erwachen in der gemischten Welt, nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indeß angespannt und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir sprachen verschiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen französischen Zeitungen.

„Die Constitution in Frankreich, sagte er, bey einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderem Fundament als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen; ja die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden."

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Eugen Napoleons (Herzog von Leuchtenberg), die diesen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben schien. „Er war einer von den großen Characteren, sagte Goethe, die immer seltener werden, und die Welt ist abermals um einen bedeutenden Menschen ärmer. Ich kannte ihn persönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zusammen. Er war ein schöner Mann von etwa zwey und vierzig Jahren, aber er schien älter zu seyn, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgestanden und wie in seinem Leben sich ein Feldzug und eine große That auf die andere drängte. Er theilte mir in Marienbad einen Plan mit, über dessen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Canal zu vereinigen. Ein riesenhaftes Unternehmen! wenn man die widerstrebende Localität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, erscheint nichts unmöglich. Carl der Große hatte schon denselbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen, allein das Unternehmen gerieth bald in Stocken: der Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmassen fielen von beyden Seiten immer wieder zusammen."

Montag den 22. März 1824.

Mit Goethe vor Tisch nach seinem Garten gefahren. Die Lage dieses Gartens, jenseits der Ilm, in der Nähe des Parks, an dem westlichen Abhange eines Hügelzuges, hat etwas sehr Trauliches. Vor Nord- und Ostwinden geschützt, ist er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des südlichen und westlichen Himmels offen, welches ihn, besonders im Herbst und Frühling, zu einem höchst angenehmen Aufenthalte macht.

Der in nordwestlicher Richtung liegenden Stadt ist man so nahe, daß man in wenigen Minuten dort seyn kann, und doch, wenn man umherblickt, sieht man nirgend ein Gebäude oder eine Thurmspitze ragen, die an eine solche städtische Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Aussicht nach jener Seite. Sie ziehen sich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sternes, ganz nahe an den Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt.

Gegen Westen und Südwesten blickt man frey über eine geräumige Wiese hin, durch welche, in der Entfernung eines guten Pfeilschusses, die Ilm in stillen Windungen vorbeygeht. Jenseits des Flusses erhebt sich das Ufer gleichfalls hügelartig, an dessen Abhängen und auf dessen Höhen, in den mannigfaltigen Laub-Schattirungen hoher Erlen, Eschen, Pappelweiden und Birken, der sich breit hinziehende Park grünet, indem er den Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzet.

Diese Ansicht des Parkes über die Wiese hin, besonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als sey man in der Nähe eines Waldes, der sich Stundenweit ausdehnt. Man denkt, es müsse jeden Augenblick ein Hirsch, ein Reh auf die Wiesenfläche hervorkommen. Man fühlt sich in den Frieden tiefer Natureinsamkeit versetzt, denn die große Stille ist oft durch nichts unterbrochen, als durch die einsamen Töne der Amsel oder durch den pausenweise abwechselnden Gesang einer Walddrossel.

Aus solchen Träumen gänzlicher Abgeschiedenheit erwecket uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Thurmuhr, das Geschrey der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblasen des Militairs der Caserne. Und zwar nicht unangenehm; denn es erwacht mit solchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man sich meilenweit versetzt glaubte.

Zu gewissen Tages- und Jahres-Zeiten sind diese Wiesenflächen nichts weniger als einsam. Bald sieht man Landleute, die nach

Goethes Gartenhaus in Weimar.
Nach einem Aquarell von S. Röfel.
1828.

Weimar zu Markt oder in Arbeit gehen und von dort zurückkommen; bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen der Ilm, besonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewissen Tagen ein sehr besuchter Ort ist. Sodann die Zeit der Heuerndte belebt diese Räume auf das Heiterste. Hinterdrein sieht man weidende Schafherden, auch wohl die stattlichen Schweizerkühe der nahen Oeconomie.

Heute jedoch war von allen diesen die Sinne erquickenden Sommer-Erscheinungen noch keine Spur. Auf den Wiesen waren kaum einige grünende Stellen sichtbar, die Bäume des Parks standen noch in braunen Zweigen und Knospen; doch verkündigte der Schlag der Finken, so wie der hin und wieder vernehmbare Gesang der Amsel und Drossel das Herannahen des Frühlings.

Die Luft war sommerartig, angenehm; es wehte ein sehr linder Südwestwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; sehr hoch bemerkte man sich auflösende Cirrus-Streifen. Wir betrachteten die Wolken genau und sahen, daß sich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflösten, woraus Goethe schloß, daß das Barometer im Steigen begriffen seyn müsse.

Goethe sprach darauf sehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die Wasserbejahung und Wasserverneinung nannte. Er sprach über das Ein- und Ausathmen der Erde nach ewigen Gesetzen; über eine mögliche Sündfluth bey fortwährender Wasserbejahung. Ferner: daß jeder Ort seine eigene Atmosphäre habe, daß jedoch in den Barometerständen von Europa eine große Gleichheit Statt finde. Die Natur sey incommensurabel, und bey den großen Irregularitäten sey es sehr schwer das Gesetzliche zu finden.

Während er mich so über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauses, das er seinem Diener aufzuschließen befahl, um mir später das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenseiten sah ich ganz mit Rosenstöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, sich bis zum Dach hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem besonderen Interesse an den Wänden in den Zweigen des Rosengebüsches eine große Zahl mannigfaltiger Vogelnester, die sich von vorigem Sommer her erhalten hatten und jetzt bey mangelndem Laube den Blicken frey standen. Besonders Nester der Hänflinge und verschiedener Art Grasemücken, wie sie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauses, das ich vorigen Sommer zu sehen versäumt hatte. Unten fand ich nur ein wohnbares Zimmer, an dessen Wänden einige Karten und Kupferstiche hingen; deßgleichen ein farbiges Portrait Goethe's in Lebensgröße und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beyder Freunde aus Italien. Goethe erscheint hier im kräftigen mittleren Mannesalter, sehr braun und etwas stark. Der Ausdruck des wenig belebten Gesichtes ist sehr ernst; man glaubt einen Mann zu sehen, dem die Last künftiger Thaten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die oberen Zimmer; ich fand deren drey und ein Cabinetchen, aber alle sehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe sagte, daß er in früheren Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und sehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieser Zimmer war etwas kühl und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freyen. In dem Hauptwege in der Mittagsonne auf- und abgehend, kam das Gespräch auf die neueste Literatur, auf Schelling, und unter andern auch auf einige neue Schauspiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unsere Aufmerksamkeit auf die uns umgebende nächste Natur zurück. Die Kaiserkronen und Lilien sproßten schon mächtig, auch kamen die Malven zu beyden Seiten des Weges schon grünend hervor.

Der obere Theil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wiese mit einzelnen zerstreut stehenden Obstbäumen. Wege schlängeln sich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte mich oben umzusehen. Goethe schritt, diese Wege hinansteigend, mir rasch voran und ich freute mich über seine Rüstigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürstlichen Park herübergekommen zu seyn schien; wobey Goethe mir sagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der anderen Seite den sich schlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüsch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Versen des bekannten Gedichtes:

„Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten"

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer classischen Stelle befinde.

Ganz nahe dabey kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchsiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand

ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiederte, daß er dergleichen an dieser Stelle häufig gefunden, woraus ich schloß, daß diese Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen seyn mögen, die in dieser Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauses. Die so eben umschrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie sie untermischt stehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen setzten die einen runden Tisch umgaben. Die Sonne war so mächtig, daß der geringe Schatten dieser blätterlosen Bäume bereits als eine Wohlthat empfunden ward. „Bey großer Sommerhitze, sagte Goethe, weiß ich keine bessere Zuflucht als diese Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, sie heranwachsen zu sehen und genieße nun schon seit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieser Eichen und Buchen ist der mächtigsten Sonne undurchdringlich; ich sitze hier gerne an warmen Sommertagen nach Tische, wo denn auf diesen Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden: daß der Pan schlafe."

Indessen hörten wir es in der Stadt zwey Uhr schlagen und fuhren zurück.

Dienstag den 30. März 1824. Abends bey Goethe. — Ich war alleine mit ihm, wir sprachen vielerley und tranken eine Flasche Wein dazu. Wir sprachen über das französische Theater im Gegensatz zum deutschen.

„Es wird schwer halten, sagte Goethe, daß das deutsche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen alles durch einander gegeben wird. An derselbigen Stelle, wo wir gestern den Hamlet sahen, sehen wir heute den Staberle, und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entsteht beym Publicum eine Confusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt. Und dann hat Jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisirt fand. An demselbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er sie morgen

wieder pflücken, und er würde ein sehr verdrießliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen."

„Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dieß setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unsern kleinen Verhältnissen nicht zu realisiren."

Wir sprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art sehr hoch schätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler, sagte er, daß niemand die Gattungen gehörig unterscheidet, sind die Stücke jener Männer oft sehr ungerechter Weise getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar so populare Talente wieder kommen."

Ich lobte Ifflands Hagestolzen, die mir von der Bühne herunter sehr wohl gefallen hatten. „Es ist ohne Frage Ifflands bestes Stück, sagte Goethe; es ist das einzige, wo er aus der Prosa ins Ideelle geht."

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortsetzung der Hagestolzen gemacht, aber nicht geschrieben, sondern bloß gesprächsweise gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Scene für Scene; es war sehr artig und heiter und ich hatte daran große Freude.

Goethe sprach darauf über einige neue Schauspiele von Platen. „Man sieht, sagte er, an diesen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüth des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird."

„Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens sehr tüchtigem Character, allein das kommt, wahrscheinlich aus einer abweichenden Kunstansicht, hier nicht zur Erscheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geist, treffenden Witz, und sehr viele künstlerische Vollendung, allein damit ist es, besonders bey uns Deutschen, nicht gethan."

„Überhaupt: der persönliche Character des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beym Publicum hervor, nicht die Künste seines Talents. Napoleon sagte von Corneille: S'il vivait, je le ferais Prince! — Und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von diesem sagte er es nicht. Deßhalb steht auch der Lafontaine bey den Franzosen in so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienstes wegen, sondern wegen der Großheit seines Characters, der aus seinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen sodann auf die Wahlverwandtschaften zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreisenden Engländer, der sich scheiden lassen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über solche Thorheit und erwähnte mehrerer Beyspiele von Geschiedenen, die nachher doch nicht hätten von einander lassen können.

„Der selige Reinhard in Dresden, sagte er, wunderte sich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke."

Diese Äußerung Goethe's war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil sie ganz entschieden an den Tag legt, wie er es mit jenem so oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir sprachen darauf über Tieck und dessen persönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tiecken herzlich gut, sagte Goethe, und er ist auch im Ganzen sehr gut gegen mich gesinnt; allein es ist in seinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht seyn sollte. Und zwar bin ich daran nicht Schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine Ursachen anderer Art."

„Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugsam bedeutend erscheine, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dieses schadete unserm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung."

„Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakspeare vergleichen wollte, der sich

auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Goethe war diesen Abend besonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuscript ungedruckter Gedichte herbey, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art ihm zuzuhören, denn nicht allein daß die originelle Kraft und Frische der Gedichte mich in hohem Grade anregte, sondern Goethe zeigte sich auch beym Vorlesen von einer mir bisher unbekannten höchst bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichtes voller Falten! und welche Augen! —

Mittwoch den 14. April 1824. Um ein Uhr mit Goethe spazieren gefahren. Wir sprachen über den Styl verschiedener Schriftsteller.

„Den Deutschen, sagte Goethe, ist im Ganzen die philosophische Speculation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Styl am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophirt, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich grade beschäftige."

„Gleicherweise giebt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Styl schreiben, so daß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen."

„Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als practische auf das Reale gerichtete Menschen."

„Die Franzosen verläugnen ihren allgemeinen Character auch in ihrem Styl nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publicum zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu seyn, um ihren Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihm zu gefallen."

„Im Ganzen ist der Styl eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Styl schreiben, so sey es ihm zuvor klar in seiner Seele, und will jemand einen großartigen Styl schreiben, so habe er einen großartigen Character."

Goethe sprach darauf über seine Gegner und daß dieses Geschlecht nie aussterbe. „Ihre Zahl ist Legion, sagte er, doch ist es nicht unmöglich, sie einigermaßen zu classificiren."

„Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, die mich nicht verstanden, und die mich tadelten, ohne mich

zu kennen. Diese ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es soll ihnen verziehen seyn, denn sie wußten nicht was sie thaten."

„Eine zweyte große Menge bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gerne vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören."

„Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Succeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkele."

„Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frey seyn. Da es mir aber mit meiner Bildung ernst war und ich an meiner Veredelung unabläßig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues."

„Eine fernere große Masse zeigt sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwey vollkommen gleich befunden werden, und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwey finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmoniren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich vor mir ab, denn sie war ganz in subjectiver Richtung begriffen, während ich in meinem objectiven Bestreben im Nachtheile und völlig allein stand."

„Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen, wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schillers Verdienste erst recht auseinander, denn ich kannte sie doch besser als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig

fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenige Notiz als möglich."

Wir fuhren zurück und waren darauf bey Tische sehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher sie vor Kurzem gekommen; sie sprach mit besonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die ihr viel Freundliches erwiesen. Goethe erinnerte sich dieser Fürstin, die als sehr junge Prinzeß eine Zeitlang bey seiner Mutter gewohnt, mit besonderer Neigung.

Abends hatte ich bey Goethe einen musikalischen Kunstgenuß bedeutender Art, indem ich den Messias von Händel theilweise vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger sich unter Eberweins Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Caroline von Egloffstein, Fräulein von Froriep, so wie Frau v. Pogwisch und Frau v. Goethe hatten sich den Sängerinnen angeschlossen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunsches von Goethe auf das Freundlichste mit.

Goethe, in einiger Ferne sitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werkes.

Montag den 19. April 1824. Der größte Philologe unserer Zeit, Friedrich August Wolf aus Berlin, ist hier, auf seiner Durchreise nach dem südlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobey von Weimarischen Freunden: General-Superintendent Röhr, Canzler v. Müller, Oberbaudirector Coudray, Professor Riemer und Hofrath Rehbein außer mir anwesend waren. Über Tisch ging es äußerst heiter zu; Wolf gab manchen geistreichen Einfall zum Besten; Goethe, in der anmuthigsten Laune, spielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen, sagte Goethe mir später, als daß ich immer als Mephistopheles gegen ihn agire. Auch geht er sonst mit seinen inneren Schätzen nicht hervor."

Die geistreichen Scherze über Tisch waren zu flüchtig und zu sehr die Frucht des Augenblicks, als daß man sich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und schlagenden Antworten und Wendungen sehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewisse Superiorität über ihn behauptet hätte.

Die Stunden bey Tisch entschwanden wie mit Flügeln und es war sechs Uhr geworden, ehe man es sich versah. Ich ging mit dem jungen Goethe ins Theater, wo man die Zauberflöte gab. Später sah ich auch Wolf in der Loge mit dem Großherzog Carl August.

Wolf blieb bis zum 25. in Weimar, wo er in das südliche Frankreich abreiste. Der Zustand seiner Gesundheit war der Art, daß Goethe die innigste Besorgniß über ihn nicht verhehlte.

Sonntag den 2. May 1824. Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hiesige angesehene Familie nicht besucht. „Sie hätten, sagte er, im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntschaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das ist Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen."

Bey meiner erregbaren Natur, antwortete ich, und bey meiner Disposition vielseitig Interesse zu nehmen und in fremde Zustände einzugehen, hätte mir nichts lästiger und verderblicher seyn können, als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Gesellschaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine früheren Lebenszustände waren der Art, daß es mir ist, als hätte ich erst seit der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nun ist mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihnen macht in meinem Innern Epoche. Was an anders cultivirten und anders gewöhnten Personen gleichgültig vorübergeht, ist bey mir im höchsten Grade wirksam; und da die Begier mich zu belehren groß ist, so ergreift meine Seele Alles mit einer gewissen Energie und saugt daraus so viele Nahrung als möglich. Bey solcher Lage meines Innern hatte ich daher im Laufe des letzten Winters am Theater und dem Verkehr mit Ihnen vollkommen genug, und ich hätte mich nicht neuen Bekanntschaften und anderem Umgange hingeben können, ohne mich im Innersten zu zerstören.

„Ihr seyd ein wunderlicher Christ, sagte Goethe lachend; thut, was Ihr wollt, ich will Euch gewähren lassen."

Und dann, fuhr ich fort, trage ich in die Gesellschaft gewöhnlich meine persönlichen Neigungen und Abneigungen, und ein gewisses Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Ich suche eine Persönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß sey; dieser möchte ich mich gerne hingeben und mit den Andern nichts zu thun haben.

„Diese Ihre Natur-Tendenz, erwiederte Goethe, ist freylich nicht geselliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unsere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen. Es ist eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmoniren sollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das

ich zu erforschen und das ich in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntniß mannigfaltiger Charactere, so wie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bey widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich denn bald jedem Vis-à-vis gewachsen fühlt. So sollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage als Sie selber glauben; und das hilft nun einmal nichts, Sie müssen in die große Welt hinein, Sie mögen sich stellen wie Sie wollen."

Ich merkte mir diese guten Worte und nahm mir vor, so viel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen lassen. Unser Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Westen die Ansicht des Parkes hat. Die Bäume blühten, die Birken waren schon belaubt und die Wiesen durchaus ein grüner Teppich, über welche die sinkende Sonne herstreifte. Wir suchten malerische Gruppen und konnten die Augen nicht genug aufthun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil sie kein Bild machen; so wie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das schwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine große Partieen, die man durch mächtige Licht- und Schatten-Massen herausheben könne. „Ruysdael, sagte Goethe, hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund gestellt, sondern bloße Birken-Stämme, abgebrochene, die kein Laub haben. Ein solcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund, denn seine helle Gestalt tritt auf das mächtigste heraus."

Wir sprachen sodann nach flüchtiger Berührung anderer Gegenstände, über die falsche Tendenz solcher Künstler, welche die Religion zur Kunst machen wollen, während ihnen die Kunst Religion seyn sollte. „Die Religion, sagte Goethe, steht in demselbigen Verhältniß zur Kunst, wie jedes andere höhere Lebensinteresse auch. Sie ist bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebens-Stoffen gleiche Rechte hat. Auch sind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunstwerk aufzufassen ist, vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähig-

keiten. Die Kunst aber soll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir sie auffassen; thut sie das nicht, so verfehlt sie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöser Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst seyn, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menschlich ist. Deßhalb ist eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenstand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder gesehen wird."

Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

„Wenn einer fünf und siebzig Jahre alt ist, fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indeß hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir spürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren desto rascher in Weimar hinein und an seinem Hause vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinauf zu kommen, welches ich that. Er war in äußerst guter, liebenswürdiger Stimmung. Er sprach darauf besonders viel über die Farbenlehre, über seine verstockten Gegner, und daß er das Bewußtseyn habe, in dieser Wissenschaft etwas geleistet zu haben.

„Um Epoche in der Welt zu machen, sagte er bey dieser Gelegenheit, dazu gehören bekanntlich zwey Dinge; erstens, daß man ein guter Kopf sey, und zweytens, daß man eine große Erbschaft thue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsterniß der Pfaffen, und mir ist der Irrthum der Newtonischen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen."

Goethe hatte mir heute früh ein Convolut Papiere in Bezug auf das Theater zugesendet; besonders fand ich darin zerstreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um sie zu tüchtigen Schauspielern zu bilden. Ich fand diese Einzelnheiten von Bedeutung und für junge Schauspieler in hohem Grade lehrreich, weßhalb ich mir vornahm, sie zusammen zu stellen und daraus eine Art von Theater-Catechismus zu bilden. Goethe billigte dieses Vorhaben und wir sprachen die Angelegenheit weiter durch. Dieß gab Veranlassung, einiger bedeutender Schauspieler zu gedenken, die aus seiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bey dieser Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heigendorf. „Ich mag auf sie gewirkt haben, sagte Goethe, allein meine eigentliche Schülerin ist sie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem sicher und entschieden gewandt und fertig wie die Ente auf dem Wasser. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, sie that instinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es selber zu wissen."

Wir sprachen darauf über die manchen Jahre seiner Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für sein schriftstellerisches Wirken verloren. „Freylich, sagte Goethe, ich hätte indeß manches gute Stück schreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln."

Donnerstag den 6. May 1824.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie gesagt, nicht meine Absicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr bloß Goethe's persönliche Bekanntschaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem passenden Ort längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwohl ward ich in Weimar durch Goethe's besonderes Wohlwollen gefesselt, auch gestaltete sich mein Verhältniß zu ihm immer mehr zu einem practischen, indem er mich immer tiefer in sein Interesse zog und mir, als Vorbereitung einer vollständigen Ausgabe seiner Werke, manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So stellte ich im Laufe dieses Winters unter andern verschiedene Abtheilungen zahmer Xenien aus den confusesten Convoluten zusammen, redigirte einen Band neuer Gedichte, so wie den erwähnten Theater-Catechismus und eine skizzirte Abhandlung über den Dilettantismus in den verschiedenen Künsten.

Jener Vorsatz, den Rhein zu sehen, war indeß in mir beständig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnsucht in mir tragen möchte, so rieth Goethe selber dazu, einige Monate dieses Sommers auf einen Besuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch sein ganz entschiedener Wunsch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut sey, kaum geknüpfte Verhältnisse wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müsse. Er ließ dabey nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu ausersehen, ihn nicht allein bey der bevorstehenden neuen Ausgabe seiner Werke thätigst zu unterstützen, sondern auch jenes Geschäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bey seinem hohen Alter abgerufen werden sollte.

Er zeigte mir diesen Morgen große Convolute seiner Correspondenz, die er im sogenannten Büsten-Zimmer hatte auseinander legen lassen. „Es sind dieß alle Briefe, sagte er, die seit Anno 1780 von den bedeutendsten Männern der Nation an mich eingegangen; es steckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es soll ihre öffentliche Mittheilung Euch künftig vorbehalten seyn. Ich lasse jetzt einen Schrank machen, wohinein diese Briefe nebst meinem übrigen literarischen Nachlasse gelegt werden. Das sollen Sie erst alles in Ordnung und bey einander sehen, bevor Sie Ihre Reise antreten, damit ich ruhig sey und eine Sorge weniger habe."

Er eröffnete mir sodann, daß er diesen Sommer Marienbad abermals zu besuchen gedenke, daß er jedoch erst Ende July gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunsch, daß ich noch vor seiner Abreise zurück seyn möchte, um mich vorher noch zu sprechen.

Ich besuchte darauf nach einigen Wochen meine Lieben zu Hannover, verweilte dann während der Monate Juny und July am Rhein, wo ich, besonders zu Frankfurt, Heidelberg und Bonn, unter Goethe's Freunden manche werthe Bekanntschaft machte.

Dienstag den 10. August 1824. Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreise zurück. Goethe äußerte bey meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerseits war nicht weniger glücklich, wieder bey ihm zu seyn. Er hatte sehr viel zu reden und mitzutheilen, so daß ich die ersten Tage wenig von seiner Seite kam. Seine frühere Absicht, nach Marienbad zu gehen, hat er auf-

gegeben, er will diesen Sommer gar keine Reise machen. „Nun, da Sie wieder hier sind, sagte er gestern, kann es noch einen recht hübschen August für mich geben."

Vor einigen Tagen communicirte er mir die Anfänge einer Fortsetzung von Wahrheit und Dichtung, ein auf Quartblättern geschriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges ist ausgeführt, das Meiste jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch ist bereits eine Abtheilung in fünf Bücher gemacht und die schematisirten Blätter sind so zusammengelegt, daß man bey einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl übersehen kann.

Das bereits Ausgeführte erscheint mir nun so vortrefflich und der Inhalt des Schematisirten von solcher Bedeutung, daß ich auf das Lebhafteste bedaure, eine so viel Belehrung und Genuß versprechende Arbeit in Stocken gerathen zu sehen und daß ich Goethe auf alle Weise zu einer baldigen Fortsetzung und Vollendung treiben werde.

Die Anlage des Ganzen hat sehr viel vom Roman. Zartes, anmuthiges, leidenschaftliches Liebesverhältniß, heiter im Entstehen, idyllisch im Fortgange, tragisch am Ende durch ein stillschweigendes gegenseitiges Entsagen, schlingt sich durch vier Bücher hindurch und verbindet diese zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lili's Wesen, im Detail geschildert, ist geeignet jeden Leser zu fesseln, so wie er den Liebenden selbst dergestalt in Banden hielt, daß er sich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten im Stande war.

Die dargestellte Lebensepoche ist gleichfalls höchst romantischer Natur, oder sie wird es, indem sie sich an dem Hauptcharacter entwickelt. Von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit aber ist sie dadurch, daß sie, als Vor-Epoche der Weimarischen Verhältnisse, für das ganze Leben entscheidet. Wenn also irgend ein Abschnitt aus Goethe's Leben Interesse hat und den Wunsch einer detaillirten Darstellung rege macht, so ist es dieser.

Um nun bey Goethe für die unterbrochene und seit Jahren ruhende Arbeit neue Lust und Liebe zu erregen, habe ich diese Angelegenheit nicht allein sogleich mündlich mit ihm besprochen, sondern ich habe ihm auch heute folgende Notizen zugehen lassen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet ist und welche Stellen noch einer Ausführung und anderweiten Anordnung bedürfen.

Erstes Buch.

Dieses Buch, welches der anfänglichen Absicht gemäß als fertig anzusehen ist, enthält eine Art von Exposition, indem namentlich darin der Wunsch nach Theilnahme an Weltgeschäften ausgesprochen wird, auf dessen Erfüllung das Ende der ganzen Epoche durch die Berufung nach Weimar abläuft. Damit es sich aber dem Ganzen noch inniger anschließen möge, so rathe ich, das durch die folgenden vier Bücher gehende Verhältniß zu Lili schon in diesem ersten Buche anzuknüpfen und fortzuführen bis zu der Ausflucht nach Offenbach. Dadurch würde auch dieses erste Buch an Umfang und Bedeutung gewinnen und ein allzustarkes Anwachsen des zweyten verhütet werden.

Zweytes Buch.

Das idyllische Leben zu Offenbach eröffnete sodann dieses zweyte Buch und führte das glückliche Liebesverhältniß durch, bis es zuletzt einen bedenklichen, ernsten, ja tragischen Character anzunehmen beginnt. Hier ist nun die Betrachtung ernster Dinge, wie sie das Schema in Bezug auf Stilling verspricht, wohl am Platze, und es läßt sich aus den nur mit wenigen Worten angedeuteten Intentionen auf viel Belehrendes von hoher Bedeutung schließen.

Drittes Buch.

Das dritte Buch, welches den Plan zu einer Fortsetzung des Faust u. s. w. enthält, ist als Episode zu betrachten, welche sich, durch den noch auszuführenden Versuch der Trennung von Lili, den übrigen Büchern gleichfalls anschließt.

Ob nun dieser Plan zu Faust mitzutheilen oder zurückzuhalten seyn wird, dieser Zweifel dürfte sich dann beseitigen lassen, wenn man die bereits fertigen Bruchstücke zur Prüfung vor Augen hat, und erst darüber klar ist, ob man überall die Hoffnung einer Fortsetzung des Faust aufgeben muß oder nicht.

Viertes Buch.

Das dritte Buch schlösse mit dem Versuch einer Trennung von Lili. Dieses vierte beginnet daher sehr passend mit der Ankunft der Stolberge und Haugwitzens, wodurch die Schweizerreise und mithin die erste Flucht von Lili motivirt wird. Das über dieses Buch vorhandene ausführliche Schema verspricht uns die interessan-

testen Dinge und erregt den Wunsch nach möglichst detaillirter Ausführung auf das Lebendigste. Die immer wieder hervorbrechende nicht zu unterdrückende Leidenschaft zu Lili durchwärmt auch dieses Buch mit der Glut jugendlicher Liebe und wirft auf den Zustand des Reisenden eine höchst eigene, angenehme, zauberische Beleuchtung.

Fünftes Buch.

Dieses schöne Buch ist gleichfalls beynahe vollendet. Fortgang und Ende, welche an das unerforschliche höchste Schicksalswesen hinanstreifen, ja es aussprechen, sind wenigstens als durchaus fertig anzusehen, und es bedarf nur noch mit Wenigem der Einleitung, worüber ja auch bereits ein sehr klares Schema vorliegt. Die Ausführung dieses ist aber um so nothwendiger und wünschenswerther, als dadurch die Weimarischen Verhältnisse zuerst zur Sprache kommen und das Interesse für sie zuerst rege gemacht wird.

Montag den 16. August 1824. Der Verkehr mit Goethe war in diesen Tagen sehr reichhaltig, ich jedoch mit anderen Dingen zu beschäftigt, als daß es mir möglich gewesen, etwas Bedeutendes aus der Fülle seiner Gespräche niederzuschreiben.

Nur folgende Einzelnheiten finden sich in meinem Tagebuche notirt, wovon ich die Verbindung und die Anlässe vergessen, aus denen sie hervorgegangen.

„Menschen sind schwimmende Töpfe, die sich an einander stoßen."

„Am Morgen sind wir am klügsten, aber auch am sorglichsten; denn auch die Sorge ist eine Klugheit, wiewohl nur eine passive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge."

„Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen; denn das Alter führt seine eigenen Mängel mit sich."

„Das Hofleben gleicht einer Musik, wo jeder seine Takte und Pausen halten muß."

„Die Hofleute müßten vor Langerweile umkommen, wenn sie ihre Zeit nicht durch Ceremonie auszufüllen wüßten."

„Es ist nicht gut einem Fürsten zu rathen, auch in der geringfügigsten Sache abzudanken."

„Wer Schauspieler bilden will, muß unendliche Geduld haben."

Dienstag den 9. November 1824.

Abends bey Goethe. Wir sprachen über Klopstock und Herder, und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienste dieser Männer gegen mich auseinandersetzte.

„Unsere Literatur, sagte er, wäre ohne diese gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was sie jetzt ist. Mit ihrem Auftreten waren sie der Zeit voran und haben sie gleichsam nach sich gerissen; jetzt aber ist die Zeit ihnen vorangeeilt, und sie, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu seyn. Ein junger Mensch, der heut zu Tage seine Cultur aus Klopstock und Herder ziehen wollte, würde sehr zurückbleiben."

Wir sprachen über Klopstock's Messias und seine Oden und gedachten ihrer Verdienste und Mängel. Wir waren einig, daß Klopstock zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und Zeichnung von Characteren keine Richtung und Anlage gehabt und daß ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen, zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein, sagte Goethe, wo er die deutsche Muse mit der brittischen einen Wettlauf machen läßt, und in der That, wenn man bedenkt, was es für ein Bild giebt, wenn die beyden Mädchen mit einander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, so muß man wohl annehmen, der gute Klopstock habe nicht lebendig vor Augen gehabt, und sich nicht sinnlich ausgebildet, was er machte, denn sonst hätte er sich unmöglich so vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopstock gestanden und wie er ihn in jener Zeit angesehen.

„Ich verehrte ihn, sagte Goethe, mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück und ich fragte Goethe, was er für das Beste seiner Werke halte. „Seine Ideen zur Geschichte der Menschheit, antwortete Goethe, sind unstreitig das vorzüglichste. Später warf er sich auf die negative Seite und da war er nicht erfreulich."

Bey der großen Bedeutung Herders, versetzte ich, kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewissen Dingen so wenig Urtheil zu haben schien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zu-

mal bey dem damaligen Stande der deutschen Literatur, das Manuscript des Götz von Berlichingen, ohne Würdigung seines Guten, mit spöttelnden Anmerkungen zurücksandte. Es mußte ihm doch für gewisse Gegenstände an allen Organen fehlen.

„In dieser Hinsicht war es arg mit Herder, erwiederte Goethe; ja wenn er als Geist in diesem Augenblick hier gegenwärtig wäre, fügte er lebhaft hinzu, er würde uns nicht verstehen."

Dagegen muß ich den Merk loben, sagte ich, daß er Sie trieb den Götz drucken zu lassen.

„Das war freylich ein wunderlicher bedeutender Mensch, erwiederte Goethe. „„Laß das Zeug drucken! sagte er; es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!"" Er war nicht für das Umarbeiten und er hatte Recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht besser."

Mittwoch den 24. November 1824. Ich besuchte Goethe Abends vor dem Theater und fand ihn sehr wohl und heiter. Er erkundigte sich nach den hier anwesenden jungen Engländern, und ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, mit Herrn Doolan eine deutsche Übersetzung des Plutarch zu lesen. Dieß führte das Gespräch auf die römische und griechische Geschichte und Goethe äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Die römische Geschichte, sagte er, ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Alterthums völlig an die Seite zu setzen."

Das Gespräch wendete sich auf die neueste französische Literatur und der Franzosen täglich zunehmendes Interesse an deutschen Werken.

„Die Franzosen, sagte Goethe, thun sehr wohl, daß sie anfangen unsere Schriftsteller zu studiren und zu übersetzen; denn beschränkt in der Form und beschränkt in den Motiven, wie sie sind, bleibt

ihnen kein anderes Mittel, als sich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theater-Stücke von Kotzebue und Iffland sind so reich an Motiven, daß sie sehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht seyn wird. Besonders aber ist ihnen unsere philosophische Idealität willkommen; denn jedes Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken."

„Die Franzosen, fuhr Goethe fort, haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partey zu Gute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste, sondern nur wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partey verstärken können."

Wir sprachen darauf über unsere eigene Literatur und was einigen unserer neuesten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unserer jungen Poeten, sagte Goethe, fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend ist und daß sie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wissen. Im höchsten Falle finden sie einen Stoff, der ihnen ähnlich ist, der ihrem Subjecte zusagt; den Stoff aber um sein selbst willen, weil er ein poetischer ist, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subject widerwärtig wäre, daran ist nicht zu denken."

„Aber, wie gesagt, wären es nur bedeutende Personagen, die durch große Studien und Lebensverhältnisse gebildet würden, so möchte es, wenigstens um unsere jungen Dichter lyrischer Art, dennoch sehr gut stehen."

Freytag den 3. December 1824. Es war mir in diesen Tagen ein Antrag zugekommen, für ein englisches Journal unter sehr vortheilhaften Bedingungen monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher Literatur einzusenden. Ich war sehr geneigt, das Anerbieten anzunehmen, doch dachte ich, es wäre vielleicht gut, die Angelegenheit zuvor mit Goethe zu bereden.

Ich ging deßhalb diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er saß bey herabgelassenen Roleaux vor einem großen Tisch, auf welchem gespeis't worden und wo zwey Lichter brannten, die zugleich sein Gesicht und eine colossale Büste beleuchteten, die vor ihm auf dem Tische stand und mit deren Betrachtung er sich beschäftigte. „Nun? sagte Goethe, nachdem er mich freundlich begrüßt, auf die Büste deutend, wer ist das?" Ein Poet, und zwar ein Italiener scheint es zu seyn, sagte ich. „Es ist Dante, sagte

Goethe. Er ist gut gemacht, es ist ein schöner Kopf, aber er ist doch nicht ganz erfreulich. Er ist schon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge schlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich besitze eine Medaille, die bey seinen Lebzeiten gemacht worden, da ist alles bey weitem schöner." Goethe stand auf und holte die Medaille. „Sehen Sie, was hier die Nase für Kraft hat, wie die Oberlippe so kräftig aufschwillet und das Kinn so strebend ist und mit den Knochen der Kinnlade so schön zusammenfließt! — Die Partie um die Augen, die Stirn, ist in diesem colossalen Bilde fast dieselbige geblieben, alles Übrige ist schwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht schelten, das im Ganzen sehr verdienstlich und sehr zu loben ist."

Goethe erkundigte sich sodann, wie ich in diesen Tagen gelebt und was ich gedacht und getrieben. Ich sagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter sehr vortheilhaften Bedingungen für ein englisches Journal monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher schöner Prosa einzureichen, und daß ich sehr geneigt sey, das Anerbieten anzunehmen.

Goethe's Gesicht, das bisher so freundlich gewesen, zog sich bey diesen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder seiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens lesen.

„Ich wollte, sagte er, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelassen. Was wollen Sie sich mit Dingen befassen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Werth und seinen Cours, aber um jedes zu würdigen, muß man den Cours kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie sind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Critik ungerecht seyn und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht seyn, und Jedes in seiner Art anerkennen und gelten lassen, so müssen Sie sich zuvor mit unserer mittleren Literatur ins Gleichgewicht setzen und sich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann alle neuesten Autoren, Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. s. w., alle müssen Sie lesen. Und das ist nicht genug. Auch alle Zeitschriften, vom Morgenblatt bis zur Abendzeitung müssen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden sogleich in Kenntniß sind, und damit verderben Sie Ihre schönsten Stunden und Tage. Und dann alle neuen Bücher, die

Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müssen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, sondern sogar studiren. Wie würde Ihnen das munden! — Und endlich, wenn Sie das Schlechte schlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal sagen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu gerathen."

„Nein, wie gesagt, schreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen. — Wäre ich vor dreyßig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! — Grade in diesen Tagen, bey Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobey die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freylich, es könne das auch, was es andere Leute thun sieht, allein es ist nicht so und es wird seine Faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unsere Haare auf eine Nacht gewickelt sind? — Wir haben Papier in den Haaren, das ist alles, und am andern Abend sind sie doch wieder schlicht."

„Es kommt darauf an, fuhr Goethe fort, daß Sie sich ein Capital bilden, das nie ausgeht. Dieses werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der englischen Sprache und Literatur. Halten Sie sich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen sind Ihnen in der Jugend größtentheils entgangen, deßhalb suchen Sie in der Literatur einer so tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt. Zudem ist ja unsere eigene Literatur größtentheils aus der ihrigen hergekommen. Unsere Romane, unsere Trauerspiele, woher haben wir sie denn als von Goldsmith, Fielding und Shakspeare? Und noch heut zu Tage, wo wollen Sie denn in Deutschland drey literarische Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu setzen wären? — Also noch einmal, befestigen Sie sich im Englischen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zusammen, und lassen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß ist."

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entschlossen, nach seinem Rath in alle Wege zu handeln.

Herr Canzler von Müller ließ sich melden und setzte sich zu uns. Und so kam das Gespräch wieder auf die vor uns stehende Büste des Dante und dessen Leben und Werke. Besonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie seine eigenen Landsleute ihn nie verstanden, und daß es einem Ausländer umsomehr unmöglich sey, solche Finsternisse zu durchdringen. „Ihnen, wendete sich Goethe freundlich zu mir, soll das Studium dieses Dichters von Ihrem Beichtvater hiemit durchaus verboten seyn."

Goethe bemerkte ferner, daß der schwere Reim an jener Unverständlichkeit vorzüglich mit Schuld sey. Übrigens sprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobey es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent nicht genügte, sondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein Umfassenderes, Ahndungsvolleres, tiefer und weiter um sich Blickendes ausdrücken zu wollen schien.

Donnerstag den 9. December 1824. Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichtes zu Schellhorn's Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geschrieben und das englische Anerbieten abgelehnt habe.

„Gottlob, sagte er, daß Sie wieder frey und in Ruhe sind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Componisten kommen und eine Oper haben wollen; aber da seyn Sie gleichfalls nur standhaft und lehnen Sie ab, denn das ist auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man seine Zeit verdirbt."

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfasser des Paria durch Nees von Esenbeck den Comödienzettel nach Bonn geschickt habe, woraus der Dichter sehen möge, daß sein Stück hier gegeben worden. „Das Leben ist kurz, fügte er hinzu, man muß sich einander einen Spaß zu machen suchen."

Die Berliner Zeitungen lagen vor ihm und er erzählte mir von der großen Wasserfluth in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es lesen möchte. Er sprach dann über die schlechte Lage von Petersburg und lachte beyfällig über eine Äußerung Rousseau's, welcher gesagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch nicht verhindern könne, daß man in die Nähe eines feuerspeienden Berges eine Stadt baue. „Die Natur geht ihren Gang, sagte er, und dasjenige, was uns als Ausnahme erscheint, ist in der Regel."

Wir gedachten darauf der großen Stürme, die an allen Küsten gewüthet, so wie der übrigen gewaltsamen Naturäußerungen, welche

die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wohl wisse, wie dergleichen zusammenhänge. „Das weiß niemand, antwortete Goethe, man hat kaum bey sich von solchen geheimen Dingen eine Ahndung, vielweniger könnte man es aussprechen."

Oberbaudirector Coudray ließ sich melden, deßgleichen Professor Riemer; beyde gesellten sich zu uns und so wurde denn die Wassersnoth von Petersburg abermals durchgesprochen, wobey Coudray uns durch Zeichnung des Planes jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Localität deutlich machte.

1825.

Montag den 10. Januar 1825. Bey seinem großen Interesse für die englische Nation hatte Goethe mich ersucht, die hier anwesenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzustellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem englischen Ingenieur-Officier, Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte sagen können. Wir gingen also zur bestimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel Nachmittags und Abends zu seyn pflegt. Drey Lichter brannten auf dem Tisch; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anstoßenden Saale sprechen.

Herr H. sah sich derweile um und bemerkte, außer den Gemälden und einer großen Gebirgscharte an den Wänden, ein Repositorium mit vielen Mappen, von welchen ich ihm sagte, daß sie viele Handzeichnungen berühmter Meister und Kupferstiche nach den besten Gemälden aller Schulen enthielten, die Goethe im Leben nach und nach gesammelt habe und deren wiederholte Betrachtung ihm Unterhaltung gewähre.

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie gradezu in deutscher Sprache anreden, wendete er sich an Herrn H., denn ich höre, Sie sind im Deutschen schon recht bewandert.“ Dieser erwiederte hierauf mit Wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Persönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn seine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte sich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie haben wohl gethan, sagte er, daß Sie, um deutsch zu lernen, zu uns herüber gekommen sind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und schnell gewinnen, sondern auch die Elemente,

Phot. L. Held Weimar.

Decken-Zimmer im Goethe-Hause.

worauf sie ruhet, unsern Boden, Clima, Lebensart, Sitten, gesellschaftlichen Verkehr, Verfassung und dergleichen mit nach England im Geiste hinüber nehmen."

Das Interesse für die deutsche Sprache, erwiederte Herr H., ist jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, so daß jetzt fast kein junger Engländer von guter Familie ist, der nicht deutsch lernte.

„Wir Deutschen, versetzte Goethe freundlich, haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgethan. Ich beschäftige mich seit fünfzig Jahren mit der englischen Sprache und Literatur, so daß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder seyn."

„Aber, wie gesagt, Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unsere eigene Literatur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu läugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr, statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir, ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieses, und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen."

„Und dann ist wohl nicht zu läugnen, daß man im Allgemeinen mit einer guten Übersetzung sehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Übersetzung eben so gut als wir andern in der Ursprache."

Dann das Gespräch auf das Theater wendend fragte Goethe Herrn H., ob er es viel besuche. Ich besuche das Theater jeden Abend, antwortete dieser, und ich finde, daß der Gewinn für das Verstehen der Sprache sehr groß ist. „Es ist merkwürdig, erwiederte Goethe, daß das Ohr, und überall das Vermögen des Verstehens dem des Sprechens voraufeilt, so daß einer bald sehr gut

alles verstehen, aber keineswegs alles ausdrücken kann." Ich finde täglich, entgegnete Herr H., daß diese Bemerkung sehr wahr ist; denn ich verstehe sehr gut alles was gesprochen wird, auch sehr gut alles was ich lese, ja ich fühle sogar, wenn einer im Deutschen sich nicht richtig ausdrücket. Allein wenn ich spreche, so stockt es und ich weiß nicht recht zu sagen was ich möchte. Eine leichte Conversation bey Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beym Tanz und dergleichen gelingt mir schon. Will ich aber im Deutschen über einen höheren Gegenstand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigenthümliches und Geistreiches sagen, so stockt es und ich kann nicht fort. „Da trösten und beruhigen Sie sich nur, erwiederte Goethe, denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unserer eigenen Muttersprache schwer."

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutscher Literatur gelesen habe. Ich habe den Egmont gelesen, antwortete dieser, und habe an dem Buche so viele Freude gehabt, daß ich dreymal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat Torquato Tasso mir vielen Genuß gewährt. Jetzt lese ich den Faust, ich finde aber, daß er ein wenig schwer ist. Goethe lachte bey diesen letzten Worten. „Freylich, sagte er, würde ich Ihnen zum Faust noch nicht gerathen haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von selbst gethan haben, ohne mich zu fragen, so mögen Sie sehen wie Sie durchkommen. Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können. So der Character des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas sehr Schweres. Doch sehen Sie zu, was für Lichter sich Ihnen dabey aufthun. Der Tasso dagegen steht dem allgemeinen Menschengefühl bey weitem näher, auch ist das Ausführliche seiner Form einem leichteren Verständniß günstig." Dennoch, erwiederte Herr H., hält man in Deutschland den Tasso für schwer, so daß man sich wunderte, als ich sagte, daß ich ihn lese. „Die Hauptsache beym Tasso, sagte Goethe, ist die, daß man kein Kind mehr sey und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußeren Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird den Tasso nicht schwer finden."

Das Gespräch lenkte sich auf den Egmont, und Goethe sagte darüber Folgendes: „Ich schrieb den Egmont im Jahre 1775, also

vor funfzig Jahren. Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre später in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Scenen in den Niederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus, daß die Welt immer dieselbige bleibt und daß meine Darstellung einiges Leben haben mußte."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war die Zeit des Theaters herangekommen und wir standen auf und wurden von Goethe freundlich entlassen.

Im Nachhausegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefallen. Ich habe nie einen Mann gesehen, antwortete dieser, der bey aller liebevollen Milde so viel angeborene Würde besäße. Er ist immer groß, er mag sich stellen und sich herablassen wie er wolle.

Dienstag den 18. Januar 1825. Ich ging heute um fünf Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht gesehen hatte, und verlebte mit ihm einen schönen Abend. Ich fand ihn in seiner Arbeitsstube in der Dämmerung sitzend in Gesprächen mit seinem Sohn und dem Hofrath Rehbein, seinem Arzt. Ich setzte mich zu ihnen an den Tisch. Wir sprachen noch eine Weile in der Dämmerung, dann ward Licht gebracht und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen frisch und heiter vor mir zu sehen.

Er erkundigte sich, wie gewöhnlich, theilnehmend nach dem, was mir in diesen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntschaft einer Dichterin gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Producte gleichfalls kannte, stimmte in dieses Lob mit ein. „Eins von ihren Gedichten, sagte er, wo sie eine Gegend ihrer Heimath beschreibt, ist von einem höchst eigenthümlichen Character. Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenstände, auch fehlt es ihr nicht an guten inneren Eigenschaften. Freylich wäre auch manches an ihr auszusetzen, wir wollen sie jedoch gehen lassen und sie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird."

Das Gespräch kam nun auf die Dichterinnen im Allgemeinen und der Hofrath Rehbein bemerkte, daß das poetische Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geistigem Geschlechtstrieb vorkomme. „Da hören Sie nur, sagte Goethe lachend, indem er mich ansah, geistigen Geschlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt! —" Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke, fuhr dieser fort, aber es ist so etwas. Gewöhnlich haben diese Wesen das Glück der Liebe nicht genossen und sie suchen nun in geistigen

Richtungen Ersatz. Wären sie zu rechter Zeit verheirathet und hätten sie Kinder geboren, sie würden an poetische Productionen nicht gedacht haben.

„Ich will nicht untersuchen, sagte Goethe, in wiefern Sie in diesem Falle Recht haben; aber bey Frauenzimmer-Talenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand."

„Doch unsere Dichterinnen, fuhr er sehr lebhaft fort, möchten immer dichten und schreiben, soviel sie wollten, wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben! Aber das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch unsere Zeitschriften und Taschenbücher, wie das alles so schwach ist und immer schwächer wird! — Wenn man jetzt ein Capitel des Cellini im Morgenblatt abdrucken ließe, wie würde sich das ausnehmen! —"

„Unterdessen, fuhr er heiter fort, wollen wir es gut seyn lassen und uns unseres kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiste in die serbische Welt einführt. Die Gedichte sind vortrefflich! es sind einige darunter, die sich dem hohen Liede an die Seite setzen lassen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufsatz über diese Gedichte beendigt und er ist auch bereits abgedruckt." Mit diesen Worten reichte er mir die ersten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von Kunst und Alterthum zu, wo ich diesen Aufsatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten characterisirt und Sie werden sich über die köstlichen Motive freuen. Rehbein ist ja auch der Poesie nicht unkundig, wenigstens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gerne mit zu, wenn Sie diese Stelle vorlesen."

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langsam. Die angedeuteten Situationen waren so sprechend und so zeichnend, daß mir bey einem jeden Wort ein ganzes Gedicht sich vor den Augen aufbildete. Besonders anmuthig wollten mir die folgenden erscheinen.

1.

Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt.

2.

Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll.

3.

Besorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen.

4.

Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freye, der Alte die Jungfrau.

5.

Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freyheit gebe.

6.

Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth.

7.

Mädchen will den Ungeliebten nicht.

8.

Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen.

9.

Finden und zartes Aufwecken der Geliebten.

10.

Welches Gewerbes wird der Gatte seyn?

11.

Liebesfreuden verschwatzt.

12.

Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht.

Ich bemerkte, daß diese bloßen Motive so viel Leben in mir anregten, als läse ich die Gedichte selbst, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz Recht, sagte Goethe, es ist so. Aber Sie sehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unsere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahndung. Dieß Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabey bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verse. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven besteht, daran denkt niemand. Und aus diesem Grunde werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln. Überhaupt haben die Dilettanten und besonders die Frauen von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische loshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre."

Professor Riemer ließ sich melden; Hofrath Rehbein empfahl sich. Riemer setzte sich zu uns. Das Gespräch über die Motive der serbischen Liebesgedichte ging fort. Riemer kannte schon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhalts-Andeutungen nicht allein Gedichte machen könne, sondern daß auch jene Motive, ohne sie aus dem Serbischen gekannt zu haben, von deutscher Seite schon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von sich selber, so wie mir während dem Lesen schon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieselbe, sagte Goethe, die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere, warum sollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens sind sich gleich, warum sollten denn die Situationen der Gedichte sich nicht gleich seyn?"

Und eben diese Gleichheit des Lebens und der Empfindungen, sagte Riemer, macht es ja, daß wir im Stande sind, die Poesie anderer Völker zu verstehen. Wäre dieses nicht, so würden wir ja bey ausländischen Gedichten nie wissen, wovon die Rede ist.

Mir sind daher, nahm ich das Wort, immer die Gelehrten höchst seltsam vorgekommen, welche die Meinung zu haben scheinen, das Dichten geschehe nicht vom Leben zum Gedicht, sondern vom Buche zum Gedicht. Sie sagen immer: das hat er dort her und das dort! — Finden sie z. B. beym Shakspeare Stellen, die bey den Alten auch vorkommen, so soll er es auch von den Alten haben! So giebt es unter andern beym Shakspeare eine Situation, wo

man beym Anblick eines schönen Mädchens die Eltern glücklich preiset, die sie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der sie als Braut heimführen wird. Und weil nun beym Homer dasselbige vorkommt, so soll es der Shakspeare auch vom Homer haben! — Wie wunderlich! Als ob man nach solchen Dingen so weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausspräche!

„Ach ja, sagte Goethe, das ist höchst lächerlich!"

So auch, fuhr ich fort, zeigt selbst Lord Byron sich nicht klüger, wenn er Ihren Faust zerstückelt und der Meinung ist, als hätten Sie dieses hier her und jenes dort.

„Ich habe, sagte Goethe, alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal gelesen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den Faust machte. Aber Lord Byron ist nur groß wenn er dichtet, sobald er reflectirt, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines Egmonts und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Character meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit eben so viel Weisheit? ist eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist recht! hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakspeare, und warum sollte er das nicht? warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakspeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht und ich bin deßwegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank Marienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu seyn, mit Riemern das Manuscript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durchzugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdruckes hin und wieder noch Einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wohl bey uns und hört mit zu," sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu ver-

nehmen, und so legte er denn Riemern das Manuscript vor, der mit dem Jahre 1795 zu lesen anfing.

Ich hatte schon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle diese noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueste Zeit herauf wiederholt zu lesen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethe's Gegenwart sie laut vorlesen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. — Riemer war auf den Ausdruck gerichtet und ich hatte Gelegenheit seine große Gewandtheit und seinen Reichthum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerungen und ergänzte bey Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle das Geschriebene durch detaillirte mündliche Erzählung. — Es war ein köstlicher Abend! der bedeutendsten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche von 1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenstand ihres gemeinsamen Wirkens gewesen, so auch fallen Goethe's vorzüglichste Werke in jene Zeit. Der Wilhelm Meister wird beendigt, Hermann und Dorothea gleich hinterher entworfen und geschrieben, Cellini übersetzt für die Horen, die Xenien gemeinschaftlich gedichtet für Schillers Musenalmanach, an täglichen Berührungspuncten war kein Mangel. Dieses alles kam nun diesen Abend zur Sprache und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den interessantesten Äußerungen.

„Hermann und Dorothea, sagte er unter andern, ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil lesen. Besonders lieb ist es mir in der lateinischen Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt."

Auch vom Wilhelm Meister war wiederholt die Rede. „Schiller, sagte er, tadelte die Einflechtung des Tragischen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch Unrecht, wie wir alle wissen. In seinen Briefen an mich sind über den Wilhelm Meister die bedeutendsten Ansichten und Äußerungen. Es gehört dieses Werk übrigens zu den incalculabelsten Productionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunct, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet,

indem er sagt: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Hieran halte man sich. Denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Cultur der mittleren Stände ward darauf gedacht, die sich seit den letzten funfzig Jahren über Deutschland verbreitet, und Goethe schrieb die Verdienste hierum weniger Lessingen zu, als Herdern und Wieland. „Lessing, sagte er, war der höchste Verstand, und nur ein eben so großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich." Er nannte einen Journalisten, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle gespielt habe, weil er seinem großen Vorgänger so weit nachgestanden.

„Wielanden, sagte Goethe, verdankt das ganze obere Deutschland seinen Styl. Es hat viel von ihm gelernt und die Fähigkeit sich gehörig auszudrücken ist nicht das geringste."

Bey Erwähnung der Xenien rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. „Den Thierkreis, sagte er, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die sie zu ihrer Zeit auf die deutsche Literatur ausübten, sind gar nicht zu berechnen." Viele Personen wurden bey dieser Gelegenheit genannt, gegen welche die Xenien gerichtet waren; ihre Namen sind jedoch meinem Gedächtniß entgangen.

Nachdem nun so, von diesen und hundert andern interessanten Äußerungen und Einflechtungen Goethe's unterbrochen, das gedachte Manuscript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgelesen und besprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tisches, an dem wir saßen, decken und ein kleines Abendessen bringen. Wir ließen es uns wohl seyn; Goethe selbst rührte aber keinen Bissen an, wie ich ihn denn nie Abends habe essen sehen. Er saß bey uns, schenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdieß geistig mit den herrlichsten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm so lebendig, daß die Gespräche dieser letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Persönlichkeit. Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, sagte er, war stolz, nur die Augen waren sanft. „Ja, sagte Goethe,

alles Übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von Außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deßhalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe."

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beym Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt groß thun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so wie ich ihm gerathen."

„Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie ist eine Kette von lauter Motiven und dieß kann auf der Bühne kein Glück machen."

„Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stück schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnißscene, wo diesem das Urtheil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effect zu weiden, den das Todes-Urtheil auf Egmont haben würde. Hiedurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestirte jedoch und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch."

„Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urtheil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre

ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen, welche die französische Literatur jener Zeit darstellen, und die er Schillern in Manuscript zur Ansicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie sehen, sagte Goethe, wie sein Urtheil treffend und beysammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. — Er war ein prächtiger Mensch und bey völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805. — Schiller starb am 9. May."

Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es spät gegen eilf Uhr geworden war und wir gingen.

Donnerstag den 24. Februar 1825.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzustehen, sagte Goethe diesen Abend, ich würde Byrons Dogen von Venedig auf die Bühne bringen. Freylich ist das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran schneiden und streichen, sondern es so machen: Man müßte den Inhalt jeder Scene in sich aufnehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zusammengehen, ohne daß man ihm durch Änderungen schadete und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im Wesentlichen von seinem Schönen etwas einzubüßen."

Diese Äußerung Goethe's gab mir eine neue Ansicht, wie man beym Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über diese Maxime, die freylich einen guten Kopf, ja einen Poeten voraussetzt der seine Sache versteht, höchst erfreut.

Wir sprachen über Lord Byron weiter und ich erwähnte, wie er in seinen Conversationen mit Medwin es als etwas höchst Schwieriges und Undankbares ausgesprochen habe, für das Theater zu schreiben. „Es kommt darauf an, sagte Goethe, daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publicums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publicums zusammen, so ist alles gewonnen. Diese Bahn hat Houwald mit seinem Bilde getroffen, daher der allgemeine Beyfall. Lord Byron wäre vielleicht nicht so glücklich gewesen, insofern seine Richtungen von der des Publicums abwichen. Denn es

fragt sich hiebey keineswegs, wie groß der Poet sey, vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publicum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst gewinnen."

Wir setzten das Gespräch über Lord Byron fort und Goethe bewunderte sein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, sagte er, ist mir bey keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bey ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löset, ist stets über alle Erwartung und immer besser, als man es sich dachte." Mir geht es mit Shakspeare so, erwiederte ich, namentlich mit dem Falstaff, wenn er sich festgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn thun lassen würde, um sich wieder loszuhelfen, wo denn freylich Shakspeare alle meine Gedanken bey weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron sagen, ist wohl das höchste Lob, das diesem zu Theil werden kann. Jedoch, fügte ich hinzu, steht der Poet, der Anfang und Ende klar übersieht, gegen den befangenen Leser bey weitem im Vortheil.

Goethe gab mir Recht und lachte dann über Lord Byron, daß Er, der sich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dümmsten Gesetz der drey Einheiten unterworfen habe. „Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden, sagte er, als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drey Einheiten sind nur in so fern gut, als dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es immer unverständig sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im Phaëthon des Euripides und in andern Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr galt als der blinde Respect vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakspear'schen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich; aber sie sind faßlich, es ist nichts faßlicher als sie, und deßhalb würden auch die Griechen sie untadelig finden. Die französischen Dichter haben dem Gesetz der drey Einheiten am strengsten Folge zu leisten gesucht, aber sie sündigen gegen das Faßliche, indem sie ein dramatisches Gesetz nicht dramatisch lösen, sondern durch Erzählung."

Ich dachte hiebey an die Feinde von Houwald, bey welchem Drama der Verfasser sich auch sehr im Lichte stand, indem er, um

die Einheit des Orts zu bewahren, im ersten Act dem Faßlichen schadete und überhaupt eine mögliche größere Wirkung seines Stückes einer Grille opferte, die ihm niemand Dank weiß. Dagegen dachte ich auch an den Götz von Berlichingen, welches Stück über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinausgeht als nur immer möglich; aber auch so in der Gegenwart sich entwickelnd, alles vor die unmittelbare Anschauung bringend, und daher so echt dramatisch und faßlich ist als nur irgend ein Stück in der Welt. Auch dachte ich, daß die Einheit der Zeit und des Orts dann natürlich und im Sinne der Griechen wäre, wenn ein Factum so wenig Umfang habe, daß es sich in gehöriger Zeit vor unsern Augen im Detail entwickeln könne; daß aber bey einer großen, durch verschiedene Orte sich machenden Handlung kein Grund sey, solche auf einen Ort beschränken zu wollen, um soweniger als bey unseren jetzigen Bühnen zu beliebiger Verwandlung der Scene durchaus kein Hinderniß im Wege stehe.

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort: „Seinem stets ins Unbegrenzte strebenden Naturell, sagte er, steht jedoch die Einschränkung, die er sich durch Beobachtung der drey Einheiten auflegte, sehr wohl. Hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begrenzen gewußt! Daß er dieses nicht konnte, war sein Verderben, und es läßt sich sehr wohl sagen, daß er an seiner Zügellosigkeit zu Grunde gegangen ist."

„Er war gar zu dunkel über sich selbst. Er lebte immer leidenschaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich selber alles erlaubend und an Andern nichts billigend, mußte er es mit sich selbst verderben und die Welt gegen sich aufregen. Mit seinen English Bards and Scotch Reviewers verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichsten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In seinen folgenden Werken ging er in Opposition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetastet. Dieses rücksichtslose Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bey der gränzenlosesten persönlichen Freyheit fühlte er sich beklommen; die Welt war ihm wie ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entschluß, sein Mißverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu."

„Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen, lossagte, hat nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zu Grunde

gerichtet, sondern sein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Agitation des Gemüths hat auch sein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen lassen. Auch ist die ewige Opposition und Mißbilligung seinen vortrefflichen Werken selbst, so wie sie daliegen, höchst schädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehagen des Dichters sich dem Leser mittheilt, sondern auch alles opponirende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an diesen herrlichen Worten und freute mich der köstlichen Maxime.

„Lord Byron, fuhr Goethe fort, ist zu betrachten: als Mensch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten; seine schlimmen, daß er ein Engländer und ein Pär von England war; und sein Talent ist incommensurabel."

„Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteygeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind groß als praktische Menschen."

„So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über sich selbst gelangen; deßwegen auch seine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie sein Symbolum: viel Geld und keine Obrigkeit! beweiset, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralysirt."

„Aber alles, was er produciren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich sagen, daß sich bey ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt. Er mußte immer dichten! und da war denn alles, was vom Menschen, besonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu seinen Sachen kam er, wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie."

„Er ist ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bey niemanden größer vorgekommen als bey ihm. In Auffassung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er eben so groß als Shakspeare. Aber Shakspeare ist als reines Individuum überwiegend. Dieses fühlte Byron sehr wohl, deßhalb spricht er vom Shakspeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern ver-

läugnet, denn Shakspeare's Heiterkeit ist ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verläugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr wo er kann, denn er weiß sehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn ist."

Goethe schien über Byron unerschöpflich, und ich konnte nicht satt werden, ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwischengesprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als englischer Pär war Byron sehr nachtheilig; denn jedes Talent ist durch die Außenwelt genirt, geschweige eins bey so hoher Geburt und so großem Vermögen. Ein gewisser mittler Zustand ist dem Talent bey weitem zuträglicher; weßhalb wir denn auch alle große Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bey einer geringeren Geburt und niederem Vermögen bey weitem nicht so gefährlich werden können. So aber stand es in seiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen und das verstrickte ihn in unzählige Händel. Und wie sollte ferner dem, der selbst aus so hohem Stande war, irgend ein Stand imponiren und Rücksicht einflößen? Er sprach aus, was sich in ihm regte und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Conflict."

„Man bemerkt mit Verwunderung, fuhr Goethe fort, welcher große Theil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt selbst, daß sein Vater drey Frauen entführt habe. Da sey einer einmal ein vernünftiger Sohn!"

„Er lebte eigentlich immer im Naturzustande, und bey seiner Art zu seyn, mußte ihm täglich das Bedürfniß der Nothwehr vorschweben. Deßwegen sein ewiges Pistolenschießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten herausgefordert zu werden."

„Er konnte nicht allein leben. Deßwegen war er trotz aller seiner Wunderlichkeiten gegen seine Gesellschaft höchst nachsichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des General Moore einen Abend vor, und seine edlen Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht und er steckt es wieder ein. Als Poet beweist er sich wirklich wie ein Lamm. Ein Anderer hätte sie dem Teufel übergeben!"

Mittwoch den 20. April 1825. Goethe zeigte mir diesen Abend einen Brief eines jungen Studirenden, der ihn um den Plan zum zweyten Theile des Faust bittet, indem er den Vorsatz habe, dieses Werk seinerseits zu vollenden. — Trocken, gutmüthig und aufrichtig

geht er mit seinen Wünschen und Absichten frey heraus, und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß es zwar mit allen übrigen neuesten literarischen Bestrebungen nichts sey, daß aber in ihm eine neue Literatur frisch erblühen solle.

Wenn ich im Leben auf einen jungen Menschen stieße, der Napoleons Welteroberungen fortzusetzen sich rüstete, oder auf einen jungen Bau-Dilettanten, der den Cölner Dom zu vollenden sich anschickte, so würde ich mich über diese nicht mehr verwundern und sie nicht verrückter und lächerlicher finden, als eben diesen jungen Liebhaber der Poesie, der Wahn genug besitzt, aus bloßer Neigung den zweyten Theil des Faust machen zu können.

Ja ich halte es für möglicher, den Cölner Dom auszubauen, als in Goethe's Sinne den Faust fortzusetzen! Denn jenem ließe sich doch allenfalls mathematisch beykommen, er steht uns doch sinnlich vor Augen und läßt sich mit Händen greifen. Mit welchen Schnüren und Maaßen aber wollte man zu einem unsichtbaren geistigen Werk reichen, das durchaus auf dem Subject beruht, bey welchem alles auf das Aperçu ankommt, das zum Material ein großes selbst durchlebtes Leben und zur Ausführung eine jahrelang geübte zur Meisterschaft gesteigerte Technik erfordert?

Wer ein solches Unternehmen für leicht, ja nur für möglich hält, hat sicher nur ein sehr geringes Talent, eben weil er keine Ahndung vom Hohen und Schwierigen besitzt; und es ließe sich sehr wohl behaupten, daß, wenn Goethe seinen Faust bis auf eine Lücke von wenigen Versen selbst vollenden wollte, ein solcher Jüngling nicht fähig seyn würde, nur diese wenigen Verse schicklich hineinzubringen.

Ich will nicht untersuchen, woher unserer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß sie dasjenige als etwas Angeborenes bereits mit sich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber soviel glaube ich sagen zu können, daß die in Deutschland jetzt so häufig vorkommenden Äußerungen eines alle Stufen allmählicher Entwickelung keck überschreitenden Sinnes zu künftigen Meisterwerken wenige Hoffnung machen.

„Das Unglück ist, sagte Goethe, im Staat, daß niemand leben und genießen, sondern jeder regieren, und in der Kunst, daß niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern jeder seinerseits selbst wieder produciren will."

Coudray.
Nach Zeichnung von Heinr. Meyer.
1828.

Meyer.
Nach Zeichnung von Jos. Schmeller.

Riemer.
Nach Zeichnung von Jos. Schmeller.

„Auch denkt niemand daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eigenen Wege fördern zu lassen, sondern jeder will sogleich wieder dasselbige machen."

„Es ist ferner kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe. — Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall, und man thut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowohl solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen musikalischen Genuß haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen. Überall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzte."

„Hiezu kommt sodann, daß die Menschen in ein pfuscherhaftes Produciren hineinkommen, ohne es selbst zu wissen. Die Kinder machen schon Verse und gehen so fort und meinen als Jünglinge, sie könnten was, bis sie zuletzt als Männer zur Einsicht des Vortrefflichen gelangen was da ist und über die Jahre erschrecken, die sie in einer falschen höchst unzulänglichen Bestrebung verloren haben."

„Ja, Viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende."

„Gewiß ist es, daß wenn jeder früh genug zum Bewußtseyn zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichsten so voll ist und was dazu gehört, diesen Werken etwas Gleiches an die Seite zu setzen, daß sodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein Einziger Beharren und Talent und Muth genug in sich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meisterschaft ruhig fortzugehen."

„Viele junge Maler würden nie einen Pinsel in die Hand genommen haben, wenn sie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meister wie Raphael gemacht hat."

Das Gespräch lenkte sich auf die falschen Tendenzen im Allgemeinen und Goethe fuhr fort:

„So war meine practische Tendenz zur bildenden Kunst eigentlich eine falsche, denn ich hatte keine Natur-Anlage dazu und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise

nach Italien zerstörte dieses practische Behagen; eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts."

„Man sagt mit Recht, fuhr Goethe fort, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sey. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind."

Ich dachte hiebey an den Wilhelm Meister, wo gleichfalls ausgesprochen ist, daß nur alle Menschen zusammengenommen die Menschheit ausmachen und wir nur in sofern zu achten sind, als wir zu schätzen wissen.

So auch dachte ich an die Wanderjahre, wo Jarno immer nur zu Einem Handwerk räth und dabey ausspricht, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeiten sey und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und Andere in solchem Sinne wirke.

Nun aber fragt es sich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überschreite, aber auch nicht zu wenig thue.

Wessen Sache es seyn wird, viele Fächer zu übersehen, zu beurtheilen, zu leiten, der soll auch eine möglichste Einsicht in viele Fächer zu erlangen suchen. So kann ein Fürst, ein künftiger Staatsmann, sich nicht vielseitig genug ausbilden, denn die Vielseitigkeit gehört zu seinem Handwerk.

Gleicherweise soll der Poet nach mannigfaltiger Kenntniß streben; denn die ganze Welt ist sein Stoff, den er zu handhaben und auszusprechen verstehen muß.

Aber der Dichter soll kein Maler seyn wollen, sondern sich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; so wie er dem Schauspieler überläßt, sie durch persönliche Darstellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einsicht und Lebensthätigkeit sollen wohl unterschieden werden und man soll bedenken, daß jede Kunst, sobald es auf die Ausübung ankommt, etwas sehr Schwieriges und Großes ist, worin es zur Meisterschaft zu bringen ein eigenes Leben verlangt wird.

So hat Goethe nach vielseitigster Einsicht gestrebt, aber in seiner Lebensthätigkeit hat er sich nur auf Eins beschränkt. Nur eine einzige Kunst hat er geübt und zwar meisterhaft geübt, nämlich die:

Deutsch zu schreiben. Daß der Stoff, den er aussprach, vielseitiger Natur war, ist eine andere Sache.

Gleicherweise soll man Ausbildung von Lebensthätigkeit wohl unterscheiden.

So gehört zur Ausbildung des Dichters, daß sein Auge zur Auffassung der äußeren Gegenstände auf alle Weise geübt werde. Und wenn Goethe seine practische Tendenz zur bildenden Kunst, insofern er sie zu seiner Lebensthätigkeit hätte machen wollen, eine falsche nennt, so war sie wiederum ganz am Orte, insofern es seine Ausbildung als Dichter galt.

„Die Gegenständlichkeit meiner Poesie, sagte Goethe, bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Übung des Auges schuldig geworden; so wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe."

Hüten aber soll man sich, die Grenzen seiner Ausbildung zu weit zu stecken.

„Die Naturforscher, sagte Goethe, werden am ersten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine sehr harmonische allgemeine Ausbildung erfordert wird."

Dagegen aber soll sich jeder, sobald es die Kenntnisse betrifft, die zu seinem Fache unerläßlich gehören, vor Beschränkung und Einseitigkeit zu bewahren suchen.

Ein Dichter, der für das Theater schreiben will, soll Kenntniß der Bühne haben, damit er die Mittel erwäge, die ihm zu Gebote stehen und er überhaupt wisse, was zu thun und zu lassen sey; so wie es dem Opern-Componisten nicht an Einsicht der Poesie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterscheiden könne und seine Kunst nicht an etwas Unzulänglichem verschwendet werde.

„Carl Maria von Weber, sagte Goethe, mußte die Euryanthe nicht componiren; er mußte gleich sehen, daß dieß ein schlechter Stoff sey, woraus sich nichts machen lasse. Diese Einsicht dürfen wir bey jedem Componisten, als zu seiner Kunst gehörig, voraussetzen."

So soll der Maler Kenntniß in Unterscheidung der Gegenstände haben; denn es gehört zu seinem Fache, daß er wisse, was er zu malen habe und was nicht.

„Im Übrigen aber, sagte Goethe, ist es zuletzt die größte Kunst, sich zu beschränken und zu isoliren."

So hat er die ganze Zeit, die ich in seiner Nähe bin, mich stets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer

auf ein einziges Fach zu concentriren gesucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwissenschaften umzuthun, so war immer sein Rath, es zu unterlassen und mich für jetzt bloß an die Poesie zu halten. Wollte ich ein Buch lesen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiter brächte, so widerrieth er es mir stets, indem er sagte, es sey für mich von keinem practischen Nutzen.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet, sagte er eines Tages, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen."

„Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftiget, sagte er ein andermal, und meine Zeit zu etwas Besserem verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben."

Aus gleicher Ursache schätzt und rühmt er an seinem Freunde Meyer, daß dieser ausschließlich auf das Studium der Kunst sein ganzes Leben verwendet habe, wodurch man ihm denn die höchste Einsicht in diesem Fache zugestehen müsse.

„Ich bin auch in solcher Richtung frühzeitig hergekommen, sagte Goethe, und habe auch fast ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunstwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewisser Hinsicht nicht gleich thun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde diesem Freunde sogleich zu zeigen, sondern ich sehe zuvor zu, wieweit ich ihm meinerseits beykommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im Klaren zu seyn, so zeige ich es Meyern, der denn freylich weit schärfer sieht, und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabey aufgehen. Und so sehe ich immer von neuem, was es sagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu seyn. In Meyern liegt eine Kunst-Einsicht von ganzen Jahrtausenden."

Nun aber könnte man fragen, warum denn Goethe, wenn er so lebhaft durchdrungen sey, daß der Mensch nur ein Einziges thun solle, warum denn gerade er selbst sein Leben an so höchst vielseitige Richtungen verwendet habe?

Hierauf antworte ich, daß, wenn Goethe jetzt in die Welt käme und er die poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Nation bereits auf der Höhe vorfände, auf welche sie jetzt, und zwar größtentheils durch ihn, gebracht sind, er sodann sicher zu so

mannigfaltigen Richtungen keine Veranlassung finden und sich gewiß auf ein einziges Fach beschränken würde.

So aber lag es nicht allein in seiner Natur, nach allen Seiten hin zu forschen und sich über die irdischen Dinge klar zu machen; sondern es lag auch im Bedürfniß der Zeit, das Wahrgenommene auszusprechen.

Er that bey seinem Erscheinen zwey große Erbschaften: der Irrthum und die Unzulänglichkeit fielen ihm zu daß er sie hinwegräume, und verlangten seine lebenslänglichen Bemühungen nach vielen Seiten.

Wäre die Newtonische Theorie Goethen nicht als ein großer dem menschlichen Geiste höchst schädlicher Irrthum erschienen, glaubt man denn, daß es ihm je eingefallen seyn würde, eine Farbenlehre zu schreiben und vieljährige Bemühungen einer solchen Nebenrichtung zu widmen? Keineswegs! Sondern sein Wahrheitsgefühl im Conflict mit dem Irrthum war es, das ihn bewog, sein reines Licht auch in diese Dunkelheiten leuchten zu lassen.

Ein Gleiches ist von seiner Metamorphosenlehre zu sagen, worin wir ihm jetzt ein Muster wissenschaftlicher Behandlung verdanken; welches Werk zu schreiben Goethen aber gewiß nie eingefallen seyn würde, wenn er seine Zeitgenossen bereits auf dem Wege zu einem solchen Ziele erblickt hätte.

Ja sogar von seinen vielseitigen poetischen Bestrebungen möchte solches gelten! — Denn es ist sehr die Frage, ob Goethe je einen Roman würde geschrieben haben, wenn ein Werk wie der Wilhelm Meister bey seiner Nation bereits wäre vorhanden gewesen? Und sehr die Frage, ob er in solchem Fall sich nicht vielleicht ganz ausschließlich der dramatischen Poesie gewidmet hätte? —

Was er in solchem Fall einer einseitigen Richtung alles hervorgebracht und gewirkt haben würde, ist gar nicht abzusehen; so viel ist jedoch gewiß, daß, sobald man aufs Ganze sieht, kein Verständiger wünschen wird, daß Goethe eben nicht alles dasjenige möchte hervorgebracht haben, wozu ihn zu treiben nun einmal seinem Schöpfer gefallen hat.

Donnerstag den 12. May 1825. Goethe sprach mit hoher Begeisterung über Menander. „Nächst dem Sophocles, sagte er, kenne ich keinen, der mir so lieb wäre. Er ist durchaus rein, edel, groß und heiter, seine Anmuth ist unerreichbar. Daß wir so wenig von ihm besitzen, ist allerdings zu bedauern, allein auch das Wenige ist unschätzbar und für begabte Menschen viel daraus zu lernen."

„Es kommt nur immer darauf an, fuhr Goethe fort, daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unserer Natur gemäß sey. So hat z. B. Calderon, so groß er ist und so sehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich gewesen, er wäre an ihm irre geworden, und es ist daher ein Glück, daß Calderon erst nach seinem Tode in Deutschland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon ist unendlich groß im Technischen und Theatralischen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernster und größer im Wollen und es wäre daher Schade gewesen, von solchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinsicht zu erreichen."

Wir kamen auf Molière. „Molière, sagte Goethe, ist so groß, daß man immer von neuem erstaunt, wenn man ihn wiederlies't. Er ist ein Mann für sich, seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv und niemand hat den Muth es ihm nachzuthun. Sein Geiziger, wo das Laster zwischen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, ist besonders groß und im hohen Sinne tragisch. Wenn man aber in einer deutschen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, so wird es schwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laster in seiner wahren Natur erscheinen zu sehen, allein was wird es da und was ist denn überall tragisch wirksam als das Unerträgliche. —"

„Ich lese von Molière alle Jahr einige Stücke, so wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns anzufrischen."

„Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen! So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! — Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig."

„Hiebey aber ist es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unseres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Persönlichkeit Statt findet."

„Daß Lessing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beyden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung."

„Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden."

Nach solchen Äußerungen über die Einflüsse bedeutender Personen auf ihn kam das Gespräch auf die Wirkungen, die er auf Andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bey welchem es mir problematisch erscheine, daß bey ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethe's Seite wahrzunehmen.

„Bürger, sagte Goethe, hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner sittlichen Cultur wurzelte in einem ganz anderen Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen. Ein Mann aber, der in seinem dreyßigsten Jahre ein Gedicht wie die Frau Schnips schreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch sein bedeutendes Talent sich ein Publicum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Ursache, sich nach den Eigenschaften eines Mitstrebenden umzuthun, der ihn weiter nichts anging."

„Überall, fuhr Goethe fort, lernt man nur von dem, den man liebt. — Solche Gesinnungen finden sich nun wohl gegen mich bey jetzt heranwachsenden jungen Talenten, allein ich fand sie sehr spärlich unter Gleichzeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht gewesen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten sie soviel, daß, wenn ich jede gescholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel schadete mir nichts, denn solche subjective Urtheile einzelner obgleich bedeutender Männer stellten sich durch die Masse wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben."

„Nun streitet sich das Publicum seit zwanzig Jahren, wer größer sey: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können."

Sonnabend den 11. Juny 1825.

Goethe sprach heute bey Tisch sehr viel von dem Buche des Major Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieser Darstellung weit vollkommener und weit klarer über sich und seine Vorsätze erscheine, als in allem, was bisher über ihn geschrieben worden.

„Der Major Parry, fuhr Goethe fort, muß gleichfalls ein sehr bedeutender, ja ein hoher Mensch seyn, daß er seinen Freund so rein hat auffassen und so vollkommen hat darstellen können. Eine Äußerung seines Buches ist mir besonders lieb und erwünscht gewesen, sie ist eines alten Griechen, eines Plutarch würdig." Dem edlen Lord, sagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurtheiler sämmtlich aus der Mittelclasse, die denn freylich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackern Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können. „Nun, wie gefällt Ihnen das? sagte Goethe, nicht wahr, so etwas hört man nicht alle Tage?"

Ich freue mich, sagte ich, eine Ansicht öffentlich ausgesprochen zu wissen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höher stehenden Menschen ein für allemal durchaus gelähmt und geschlagen worden.

Wir sprachen darauf über welthistorische Gegenstände in Bezug auf die Poesie und zwar in wiefern die Geschichte des einen Volkes für den Dichter günstiger seyn könne als die eines andern.

„Der Poet, sagte Goethe, soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dieses nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen. Die englische Geschichte ist vortrefflich zu poetischer Darstellung, weil sie etwas Tüchtiges, Gesundes und daher Allgemeines ist, das sich wiederholt. Die französische Geschichte dagegen ist nicht für die Poesie, denn sie stellt eine Lebens-Epoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur dieses Volkes, insofern sie auf jener Epoche gegründet ist, steht daher als ein Besonderes da, das mit der Zeit veralten wird."

„Die jetzige Epoche der französischen Literatur, sagte Goethe später, ist gar nicht zu beurtheilen. Das eindringende Deutsche bringt darin eine große Gährung hervor und erst nach zwanzig Jahren wird man sehen, was dieß für ein Resultat giebt."

Wir sprachen darauf über Ästhetiker, welche das Wesen der Poesie und des Dichters durch abstracte Definitionen auszudrücken sich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Resultat zu kommen.

„Was ist da viel zu definiren, sagte Goethe. Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten. —"

Mittwoch den 15. October 1825. Ich fand Goethe diesen Abend in besonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus seinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir sprachen über den Zustand der neuesten Literatur, wo denn Goethe sich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Character der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen, sagte er, ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur."

„Besonders in der Critik zeigt dieser Mangel sich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre."

„Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Critik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fictionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug seyn, daran zu glauben."

„So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreyzehnten Jahrhunderts, wo Kaiser Friedrich der zweyte mit dem Pabste zu thun hatte und das nördliche Deutschland allen feindlichen Einfällen offen stand. Asiatische Horden kamen auch wirklich herein und waren schon bis Schlesien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz setzte sie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten sie sich nach Mähren, aber hier wurden sie vom Grafen Sternberg geschlagen. Diese Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Critik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer bereits zurückgerufen gewesen und von selbst zurückgegangen seyn würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Muthe."

Nach diesen Äußerungen über historische Critiker sprach Goethe über Forscher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt, sagte er, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den Meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrthum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben."

„Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den Andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gerne aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser."

„*** hätte bey seinem großen Talent, bey seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel seyn können. Aber so hat seine Characterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht."

„Ein Mann wie Lessing thäte uns noth. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Character, durch sein Festhalten! — So kluge, so gebildete Menschen giebt es viele, aber wo ist ein solcher Character! —"

„Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig."

„Die Frau von Genlis hat daher vollkommen Recht, wenn sie sich gegen die Freyheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, so geistreich alles seyn mag, ist der Welt doch nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit seyn, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt."

„Und dann! was wissen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unserm Witze!"

„Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

„Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bey seinem kleinen Standpunct ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwey sehr verschiedene Dinge."

„Sobald wir dem Menschen die Freyheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie sie es weiß."

„Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist."

„Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu gute kommen. Andere sollen wir bey uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

Sonntag den 25. December 1825. Ich ging diesen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich alleine fand und mit dem ich einige schöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüth, sagte er, war diese Zeit her durch Vieles beläftiget; es war mir von allen Seiten her so viel Gutes geschehen, daß ich vor lauter Danksagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältnisse bey jedem anders waren, so verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiederung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet seyn wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir so tausendfältiges Gute, daß ich mit den Danksagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein seyn, sondern Jedem doch gerne etwas Schickliches und Gehöriges sagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frey und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt."

„Ich habe in diesen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mittheilen will."

„Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünstiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegentheil."

„Ich machte vor einiger Zeit, eben bey jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler und es that mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben sich die Umstände so geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht

gemacht hätte. Dergleichen wiederholt sich im Leben häufig, und Weltmenschen, welche dieses wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen."

Ich merkte mir diese Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte sodann das Gespräch auf einige seiner Werke und wir kamen auch auf die Elegie Alexis und Dora.

„An diesem Gedicht, sagte Goethe, tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle, ohne jene eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß jene Menschen Recht hätten. Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht dawäre. Ich habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell gewonnenen Mädchen ausrief: aber wird sie es nicht einem andern eben so machen wie mir?"

Ich stimmte Goethen vollkommen bey und erwähnte sodann der eigenthümlichen Zustände dieser Elegie, wo in so kleinem Raum mit wenig Zügen alles so wohl gezeichnet sey, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Personen darin zu erblicken glaube. Das Dargestellte erscheint so wahr, sagte ich, als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.

„Es ist mir lieb, antwortete Goethe, wenn es Ihnen so erscheint. Es giebt indeß wenige Menschen, die eine Phantasie für die Wahrheit des Realen besitzen, vielmehr ergehen sie sich gerne in seltsamen Ländern und Zuständen, wovon sie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantasie ihnen wunderlich genug ausbilden mag."

„Und dann giebt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben, und, weil es ihnen an aller Poesie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. Einige bey dieser Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beygeben sollen, um sein Bündelchen zu tragen; die Menschen bedenken aber nicht, daß alles Poetische und Idyllische jenes Zustandes dadurch wäre gestört worden."

Von Alexis und Dora lenkte sich das Gespräch auf den Wilhelm Meister.

„Es giebt wunderliche Critiker, fuhr Goethe fort. An diesem Roman tadelten sie, daß der Held sich zu viel in schlechter Gesellschaft befinde. Dadurch aber, daß ich die sogenannte schlechte Gesellschaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu

sagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetischen Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte niemand das Buch lesen mögen."

„Den anscheinenden Geringfügigkeiten des Wilhelm Meister liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Übersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchst bedeutendes englisches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakspeare darstellte. Jede Seite umfaßte in sechs kleinen Bildern ein besonderes Stück mit einigen untergeschriebenen Versen, so daß der Hauptbegriff und die bedeutendsten Situationen des jedesmaligen Werkes dadurch vor die Augen traten. Alle die unsterblichen Trauerspiele und Lustspiele gingen auf solche Weise, gleich Maskenzügen, dem Geiste vorüber.

„Man erschrickt, sagte Goethe, wenn man diese Bilderchen durchsieht! Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakspeare ist! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freyheit! —"

„Man kann über Shakspeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge."

„Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine productive Natur darf alle Jahr nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont ihn mir vom Halse schaffte, und Byron that sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respect hatte und seine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!"

„Shakspeare, fuhr Goethe fort, giebt uns in silbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun, das ist das Schlimme!"

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichnisses.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darstellung des Macbeth in Berlin, wo die Musik mit dem großen

Geiste und Character des Stückes nicht hatte Schritt halten können und worüber nun Zelter sich in verschiedenen Andeutungen ausläßet. Durch Goethe's Vorlesen gewann der Brief sein volles Leben wieder und Goethe hielt oft inne, um sich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„Macbeth, sagte Goethe bey dieser Gelegenheit, halte ich für Shakspeare's bestes Theaterstück, es ist darin der meiste Verstand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber seinen freyen Geist erkennen, so lesen Sie Troilus und Cressida, wo er den Stoff der Ilias auf seine Weise behandelt."

Das Gespräch wendete sich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakspeare's unschuldige Heiterkeit im Nachtheil stehe, und wie er durch sein vielfältig negatives Wirken sich so häufigen und meistentheils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt, sagte Goethe, sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen ist, hat er alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bey sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreyen, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube sie dadurch nicht unpassend bezeichnet zu haben."

Wir sprachen darauf über Platen, dessen negative Richtung gleichfalls nicht gebilliget wurde. „Es ist nicht zu läugnen, sagte Goethe, er besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt — die Liebe. — Er liebt so wenig seine Leser und seine Mit-Poeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer seyn, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

1826.

Sonntag Abend den 29. Januar 1826. Der erste deutsche Improvisator, Doctor Wolff aus Hamburg, ist seit mehreren Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben seines seltenen Talentes abgelegt. Freytag Abend gab er ein glänzendes Improvisatorium vor sehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des Weimarischen Hofes. Noch an selbigem Abend erhielt er eine Einladung zu Goethe auf nächsten Mittag.

Ich sprach Doctor Wolff gestern Abend, nachdem er Mittags vor Goethe improvisirt hatte. Er war sehr beglückt und äußerte, daß diese Stunde in seinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Diesen Abend nun, als ich bey Goethe war, kam das Gespräch sogleich auf Wolff. Dr. Wolff ist sehr glücklich, sagte ich, daß Ew. Excellenz ihm einen guten Rath gegeben.

„Ich bin aufrichtig gegen ihn gewesen, sagte Goethe, und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, so ist das ein sehr gutes Zeichen. Er ist ein entschiedenes Talent, daran ist kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjectivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu versuchen. Schildern Sie mir, sagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun sogleich bereit, und fing auf der Stelle in wohlklingenden Versen zu sprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg schilderte er mir, sondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und sein Gedicht konnte eben so gut für eine Rückkehr nach Merseburg und Jena als für eine Rückkehr

nach Hamburg gelten. Was ist aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die specielleſten Schilderungen bot sich ihm dar, wenn er das Object gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!"

Ich bemerkte, daß das Publicum an solcher subjectiven Richtung Schuld sey, indem es allen Gefühlssachen einen entschiedenen Beyfall schenke.

„Mag seyn, sagte Goethe, allein wenn man dem Publicum das Bessere giebt, so ist es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improvisirenden Talent, wie Wolff gelänge, das Leben großer Städte, wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu schildern und so lebendig, daß sie glaubten, es mit eigenen Augen zu sehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objectiven durchbricht, so ist er geborgen, es liegt in ihm, denn er ist nicht ohne Phantasie. Nur muß er sich schnell entschließen und es zu ergreifen wagen."

Ich fürchte, sagte ich, daß dieses schwerer ist als man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweise. Gelingt es ihm, so wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillstand in der Production eintreten und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objective geläufig und zur zweyten Natur werde.

„Freylich, erwiederte Goethe, ist dieser Überschritt ungeheuer; aber er muß nur Muth haben und sich schnell entschließen. Es ist damit wie beym Baden die Scheu vor dem Wasser, man muß nur rasch hineinspringen und das Element wird unser seyn."

„Wenn einer singen lernen will, fuhr Goethe fort, sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. Solange er bloß seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu seyn, wogegen aber eine subjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht."

„Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders sagen, als: richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das thaten die Alten auch, da sie lebten."

Goethe stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gerne hat, auf meinem Stuhle am Tische sitzen blieb. Er stand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran und den Finger an den Mund gelegt, sagte er Folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätiget finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective. Dieses sehen Sie nicht bloß an der Poesie, sondern auch an der Malerey und vielem anderen. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objectiver Natur waren."

Die ausgesprochenen Worte gaben Anlaß zu der geistreichsten Unterhaltung, wobey besonders der großen Zeit des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das Theater und das Schwache, Empfindsame und Trübselige der neueren Erscheinungen. Ich tröste und stärke mich jetzt an Molière, sagte ich. Seinen Geizigen habe ich übersetzt und beschäftige mich nun mit seinem Arzt wider Willen. Was ist doch Molière für ein großer, reiner Mensch! — „Ja, sagte Goethe, reiner Mensch, das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann; es ist an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit; wogegen aber unsere Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete."

Ich möchte etwas darum geben, sagte ich, wenn ich die Molièrischen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte; allein dem Publicum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich seyn. Sollte diese Über-Verfeinerung nicht von der sogenannten idealen Literatur gewisser Autoren herrühren?

„Nein, sagte Goethe, sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was thun unsere jungen Mädchen im Theater? sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind.

Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen."

„Da wir nun aber unsere jungen Mädchen schwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird Stücke zu geben, die schwach und eben darum diesen recht sind, so seyd klug, und macht es wie ich und geht nicht hinein."

„Ich habe am Theater nur so lange ein wahrhaftes Interesse gehabt, als ich dabey practisch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anstalt auf eine höhere Stufe zu bringen und ich nahm bey den Vorstellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf sah, ob die Schauspieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, schickte ich am andern Morgen dem Regisseur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß seyn, bey der nächsten Vorstellung die Fehler vermieden zu sehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr practisch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geschehen lassen, ohne es verbessern zu können, und das ist nicht meine Sache."

„Mit dem Lesen von Stücken geht es mir nicht besser. Die jungen deutschen Dichter schicken mir immerfort Trauerspiele, allein was soll ich damit? Ich habe die deutschen Stücke immer nur in der Absicht gelesen, ob ich sie könnte spielen lassen, übrigens waren sie mir gleichgültig. Und was soll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieser jungen Leute? Für mich selbst gewinne ich nichts, indem ich lese, wie man es *nicht* hätte machen sollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bey einer Sache, die schon gethan ist. Schickten sie mir statt ihrer gedruckten Stücke den *Plan* zu einem Stück, so könnte ich wenigstens sagen, mache es, oder mache es nicht, oder mache es so, oder mache es anders, und dabey wäre doch einiger Sinn und Nutzen."

„Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Cultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke senden, sind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da sie nun jene so hoch gepriesen sehen, so begreifen sie nicht, warum man sie nicht auch preiset. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts thun, eben weil es solcher Talente jetzt zu hunderten giebt, und man das Überflüssige nicht befördern soll, während noch so viel Nützliches zu thun ist. Wäre ein Einzelner, der über alle hervor-

ragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient seyn."

Donnerstag den 16. Februar 1826. Ich ging diesen Abend um sieben Uhr zu Goethe, den ich in seinem Zimmer alleine fand. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich gestern, bey seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gasthofe gesehen.

„Nun, sagte Goethe belebt, wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie sein Portrait?"

Ja, sagte ich, aber besser! besonderer! Wenn man einen Blick in sein Gesicht gethan hat, so sind alle seine Portraits vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzusehen, um ihn nie wieder zu vergessen, ein solcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge ist braun und vom heitersten Glanze, man fühlt die Wirkung seines Blickes. Sein Mund ist sprechend, auch wenn er geschlossen ist. Er sieht aus wie einer, der Vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erschien er mir wie eine damascener Klinge.

Er ist, seinem Aussehen nach, hoch in den Funfzigen, von grader Haltung, schlank, nicht sehr groß und eher etwas mager als stark. Ich sah ihn, wie er in den Wagen steigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menschen ging und mit sehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches.

Goethe hörte meiner Beschreibung mit sichtbarem Interesse zu. „Da haben Sie einen Helden mehr gesehen, sagte er, und das will immer etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon und ich bedauerte, daß ich den nicht gesehen. „Freylich, sagte Goethe, das war auch der Mühe werth. — Dieses Compendium der Welt! —" Er sah wohl nach etwas aus? fragte ich. „Er war es, antwortete Goethe, und man sah ihm an, daß er es war; das war alles."

Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte, so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine

Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand, wobey es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen. Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herkommen, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freyer und leichter und hatte eine größere Energie, einen besseren Zug. Außerordentliche Glut erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beym Mangel an Stoff drehte es sich in sich selbst herum und war länger geworden als billig.

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder. „Es ist möglich, sagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Überschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage. Wir Deutschen sind auch wirklich schlimm daran: unsere Ur-Geschichte liegt zu sehr im Dunkel und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemeines nationales Interesse. Klopstock versuchte sich am Hermann, allein der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältniß, niemand weiß, was er damit machen soll und seine Darstellung ist daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich that einen glücklichen Griff mit meinem Götz von Berlichingen; das war doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, und es war schon etwas damit zu machen."

„Beym Werther und Faust mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexen-Wesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbtheil verzehrt zu haben und wandte mich zu den Tischen der Griechen. Hätte ich aber so deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes gethan."

Am Ostertage den 26. März 1826. Goethe war heute bey Tisch in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein ihm sehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handschrift

der Dedication seines Sardanapal. Er zeigte sie uns zum Nachtisch, indem er zugleich seine Tochter quälte, ihm Byrons Brief aus Genua wieder zu geben. „Du siehst, liebes Kind, sagte er, ich habe jetzt alles beysammen, was auf mein Verhältniß zu Byron Bezug hat, selbst dieses merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarer Weise zu mir und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief."

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte aber den Brief nicht wieder entbehren. „Sie haben ihn mir einmal geschenkt, lieber Vater, sagte sie, und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen soll, so geben Sie mir lieber dieses köstliche Blatt von heute noch dazu und ich verwahre sodann alles miteinander." Das wollte Goethe noch weniger und der anmuthige Streit ging noch eine Weile fort bis er sich in ein allgemeines munteres Gespräch auflöste.

Nachdem wir vom Tisch aufgestanden und die Frauen hinaufgegangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus seiner Arbeitsstube ein rothes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenster trat und es auseinander legte. „Sehen Sie, sagte er, hier habe ich alles beysammen, was auf mein Verhältniß zu Lord Byron Bezug hat. Hier ist sein Brief aus Livorno, dieß ist ein Abdruck seiner Dedication, dieß mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwins Conversationen geschrieben; nun fehlt mir bloß sein Brief aus Genua, aber sie will ihn nicht hergeben."

Goethe sagte mir sodann von einer freundlichen Aufforderung, die in Bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn sehr angenehm berührt habe. Sein Geist war bey dieser Gelegenheit ganz von Byron voll und er ergoß sich über ihn, seine Werke und sein Talent in tausend interessanten Äußerungen.

„Die Engländer, sagte er unter anderm, mögen auch von Byron halten, was sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß sie keinen Poeten aufzuweisen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle Übrigen und meistentheils größer."

Montag den 15. May 1826. Ich sprach mit Goethe über St. Schütze, über den er sich sehr wohlwollend äußerte.

„In den Tagen meines krankhaften Zustandes von voriger Woche, sagte er, habe ich seine heiteren Stunden gelesen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bey seiner Gabe der Beobachtung und Darstellung weiter nichts als der Anblick eines bedeutenden Lebens."

Donnerstag den 1. Juny 1826.

Goethe sprach über den Globe. „Die Mitarbeiter, sagte er, sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen aber die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt wie sie. Ich zähle den Globe zu den interessantesten Zeitschriften und könnte ihn nicht entbehren."

Mittwoch den 26. July 1826.

Diesen Abend hatte ich das Glück, von Goethe manche Äußerung über das Theater zu hören.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Absicht habe, Byrons Two Foscari für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es ist freylich eine verführerische Sache, sagte er. Wenn ein Stück im Lesen auf uns große Wirkung macht, so denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter so thun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es ist ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem Götz von Berlichingen gegeben! aber doch will es als Theaterstück nicht recht gehen. Es ist zu groß und ich habe es zu zwey Theilen einrichten müssen, wovon der letzte zwar theatralisch wirksam, der erste aber nur als Expositionsstück anzusehen ist. Wollte man den ersten Theil, des Hergangs der Sache willen, bloß einmal geben, und sodann bloß den zweyten Theil wiederholt fortspielen, so möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit dem Wallenstein; die Piccolomini werden nicht wiederholt, aber Wallensteins Tod wird immerfort gern gesehen."

Ich fragte, wie ein Stück beschaffen seyn müsse, um theatralisch zu seyn.

„Es muß symbolisch seyn, antwortete Goethe. Das heißt: jede Handlung muß an sich bedeutend seyn und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der Tartüffe von Molière ist in dieser Hinsicht ein großes Muster. Denken Sie nur an die erste Scene, was das für eine Exposition ist! Alles ist sogleich vom Anfange herein höchst bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres schließen, was kommen wird. Die Exposition von Lessings Minna von Barnhelm ist auch vortrefflich, allein diese des Tartüffe ist nur einmal in der Welt da; sie ist das Größte und Beste, was in dieser Art vorhanden."

Wir kamen auf die Calderon'schen Stücke.

„Bey Calderon, sagte Goethe, finden Sie dieselbe theatralische Vollkommenheit. Seine Stücke sind durchaus bretterrecht, es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

Es ist wunderlich, sagte ich, daß die Shakspearischen Stücke keine eigentlichen Theater-Stücke sind, da Shakspeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat.

„Shakspeare, erwiederte Goethe, schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ sich gefallen, wie Shakspeare es brachte. Hätte aber Shakspeare für den Hof zu Madrid, oder für das Theater Ludwigs des vierzehnten geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theater-Form gefügt. Doch dieß ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakspeare als Theater-Dichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im Allgemeinen gewonnen. Shakspeare ist ein großer Psychologe und man lernt aus seinen Stücken wie den Menschen zu Muthe ist."

Wir sprachen über die Schwierigkeit einer guten Theater-Leitung.

„Das Schwere dabey ist, sagte Goethe, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoir trefflicher Tragödien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle, und dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irre leiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoir zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts leichteres ist, als ein gutes Repertoir zu bilden. Allein es ist nichts schwieriger als es zu halten."

„Als ich mit Schillern dem Theater vorstand, hatten wir den Vortheil, daß wir den Sommer über in Lauchstedt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publicum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommer-Vorstellungen wiederholen. Dazu hatte das Weimarische Publicum auf unsere Leitung Vertrauen und war

immer, auch bey Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Thun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege."

„In den neunziger Jahren, fuhr Goethe fort, war die eigentliche Zeit meines Theater-Interesses schon vorüber und ich schrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil. In der Zeit meines Clavigo wäre es mir ein Leichtes gewesen, ein Dutzend Theaterstücke zu schreiben; an Gegenständen fehlte es nicht und die Production ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können und es ärgert mich noch, daß ich es nicht gethan habe."

Mittwoch den 8. November 1826. Goethe sprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe, sagte er, seinen Deformed Transformed wieder gelesen und muß sagen, daß sein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel ist aus meinem Mephistopheles hervorgegangen, aber es ist keine Nachahmung, es ist alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geistreich. Es ist keine Stelle darin, die schwach wäre, nicht so viel Platz, um den Knopf einer Nadel hinzusetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geist träfe. Ihm ist nichts im Wege als das Hypochondrische und Negative und er wäre so groß wie Shakspeare und die Alten." Ich wunderte mich. „Ja, sagte Goethe, Sie können es mir glauben, ich habe ihn von neuem studirt und muß ihm dieß immer mehr zugestehen."

In einem früheren Gespräche äußerte Goethe: „Lord Byron habe zu viel Empirie." Ich verstand nicht recht, was er damit sagen wollte, doch enthielt ich mich ihn zu fragen und dachte der Sache im Stillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen und ich mußte warten, bis meine vorschreitende Cultur oder ein glücklicher Umstand mir das Geheimniß aufschließen möchte. Ein solcher führte sich dadurch herbey, daß Abends im Theater eine treffliche Vorstellung des Macbeth auf mich wirkte, und ich Tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um seinen Beppo zu lesen. Nun wollte dieses Gedicht auf den Macbeth mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bey jener Äußerung sich mochte gedacht haben.

Im Macbeth hatte ein Geist auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemanden hatte ausgehen

können als von Shakspeare selbst. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das sie besaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu diesem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetischen Geiste untergeordnet und diente nur, um diesen reden und vorwalten zu lassen. Der große Dichter herrschte und hob uns an seine Seite hinauf zu der Höhe seiner Ansicht.

Beym Lesen des Beppo dagegen empfand ich das Vorherrschen einer verruchten empirischen Welt, der sich der Geist, der sie uns vor die Sinne führt, gewissermaßen associirt hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, sondern des Dichters Denkungsweise schien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem Schlage geworden zu seyn. Er erschien in gleichem Niveau mit allen vornehmen geistreichen Weltleuten, von denen er sich durch nichts auszeichnete als durch sein großes Talent der Darstellung, so daß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und so empfand ich denn beym Lesen des Beppo: Lord Byron habe zu viel Empirie, und zwar nicht, weil er zu viel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, sondern weil seine höhere poetische Natur zu schweigen, ja von einer empirischen Denkungsweise ausgetrieben zu seyn schien.

Mittwoch den 29. November 1826. Lord Byrons Deformed Transformed hatte ich nun auch gelesen und sprach mit Goethe darüber nach Tisch.

„Nicht wahr? sagte er, die ersten Scenen sind groß und zwar poetisch groß. Das Übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Rom's geht, will ich nicht als poetisch rühmen, allein man muß gestehen, daß es geistreich ist."

Im höchsten Grade, sagte ich; aber es ist keine Kunst geistreich zu seyn, wenn man vor nichts Respect hat.

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz Unrecht, sagte er; man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr sagt als man möchte; er sagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabey und man sähe lieber, daß er den Mund hielt. Es giebt Dinge in der Welt, die der Dichter besser überhüllet als aufdeckt; doch dieß ist eben Byrons Character und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte."

Ja, sagte ich, im höchsten Grade geistreich ist er. Wie trefflich ist z. B. diese Stelle:

The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
He hath an ignorant audience.

„Das ist freylich eben so groß und frey als mein Mephistopheles irgend etwas gesagt hat."

„Da wir vom Mephistopheles reden, fuhr Goethe fort, so will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was sagen Sie dazu?"

Er legte mir einen Steindruck vor, die Scenen darstellend, wo Faust und Mephistopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreyen, in der Nacht auf zwey Pferden an einem Hochgerichte vorbeysausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich, so wie sein Reiter, vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat sich zu halten; die stark entgegen wirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöthen, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschtesten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoresciren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da, er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieser geistreichen Composition große Freude. „Da muß man doch gestehen, sagte Goethe, daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was sagen Sie zu diesem! —"

Die wilde Trink-Scene in Auerbachs Keller sah ich dargestellt, und zwar, als Quintessenz des Ganzen, den bedeutendsten Moment, wo der verschüttete Wein als Flamme auflodert und die Bestialität der Trinkenden sich auf die verschiedenste Weise kund giebt. Alles ist Leidenschaft und Bewegung und nur Mephistopheles bleibt in

der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezuckte Messer des ihm zunächst Stehenden sind ihm nichts. Er hat sich auf eine Tischecke gesetzt und baumelt mit den Beinen; sein aufgehobener Finger ist genug, um Flamme und Leidenschaft zu dämpfen.

Jemehr man dieses treffliche Bild betrachtete, destomehr fand man den großen Verstand des Künstlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darstellte.

„Herr Delacroix, sagte Goethe, ist ein großes Talent, das gerade am Faust die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzosen tadeln an ihm seine Wildheit, allein hier kommt sie ihm recht zu Statten. Er wird, wie man hofft, den ganzen Faust durchführen, und ich freue mich besonders auf die Hexenküche und die Brockenscenen. Man sieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beste Gelegenheit geboten."

Ich machte bemerklich, daß solche Bilder zum besseren Verstehen des Gedichts sehr viel beytrügen. „Das ist keine Frage, sagte Goethe, denn die vollkommnere Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er sie selber gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorstellung bey Scenen übertroffen hat, die ich selber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

Montag den 11. December 1826. Ich fand Goethe in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bey mir gewesen, sagte er mir sehr belebt entgegen. Was ist das für ein Mann! — Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle schon, es wird mir seyn, als hätte ich Jahre verlebt."

Mittwoch den 13. December 1826. Über Tisch lobten die Frauen ein Portrait eines jungen Malers. Und was bewundernswürdig ist, fügten sie hinzu, er hat alles von selbst gelernt. Dieses merkte

man denn auch besonders an den Händen, die nicht richtig und kunstmäßig gezeichnet waren.

„Man sieht, sagte Goethe, der junge Mann hat Talent; allein daß er alles von selbst gelernt hat, deßwegen soll man ihn nicht loben, sondern schelten. Ein Talent wird nicht geboren, um sich selbst überlassen zu bleiben, sondern sich zur Kunst und guten Meistern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieser Tage einen Brief von Mozart gelesen, wo er einem Baron, der ihm Compositionen zugesendet hatte, etwa Folgendes schreibt: „Euch Dilettanten muß man schelten, denn es finden bey Euch gewöhnlich zwey Dinge Statt: entweder Ihr habt keine eigene Gedanken und da nehmet Ihr fremde; oder wenn Ihr eigene Gedanken habt, so wißt Ihr nicht damit umzugehen." Ist das nicht himmlisch? und gilt dieses große Wort, was Mozart von der Musik sagt, nicht von allen übrigen Künsten?"

Goethe fuhr fort: „Lenardo da Vinci sagt: Wenn in euerm Sohn nicht der Sinn steckt, dasjenige, was er zeichnet durch kräftige Schattirung so herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, so hat er kein Talent."

„Und ferner sagt Lenardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perspective und Anatomie völlig inne hat, so thut ihn zu einem guten Meister."

„Und jetzt, sagte Goethe, verstehen unsere jungen Künstler beydes kaum, wenn sie ihre Meister verlassen. So sehr haben sich die Zeiten geändert."

„Unsern jungen Malern, fuhr Goethe fort, fehlt es an Gemüth und Geist; ihre Erfindungen sagen nichts und wirken nichts; sie malen Schwerdter, die nicht hauen und Pfeile, die nicht treffen, und es dringt sich mir oft auf, als wäre aller Geist aus der Welt verschwunden."

Und doch, versetzte ich, sollte man glauben, daß die großen kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre den Geist aufgeregt hätten.

„Mehr Wollen, sagte Goethe, haben sie aufgeregt als Geist, und mehr politischen Geist als künstlerischen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit ist dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne diese beyden großen Erfordernisse etwas machen, woran man Freude haben könnte."

Ich sagte, daß ich dieser Tage in seiner Italienischen Reise von einem Bilde Correggio's gelesen, welches eine Entwöhnung darstellt, wo das Kind Christus auf dem Schooße der Maria zwischen der

Mutterbrust und einer hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beyden es wählen soll.

„Ja, sagte Goethe, das ist ein Bildchen! da ist Geist, Naivetät, Sinnlichkeit, alles bey einander. Und der heilige Gegenstand ist allgemein menschlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensstufe, die wir alle durchmachen. Ein solches Bild ist ewig, weil es in die frühesten Zeiten der Menschheit zurück- und in die künftigsten vorwärts greift. Wollte man dagegen den Christus malen, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, so wäre das ein Bild, welches gar nichts zu sagen hätte, wenigstens nichts von Bedeutung."

„Ich habe nun, fuhr Goethe fort, der deutschen Malerey über funfzig Jahre zugesehen, ja nicht bloß zugesehen, sondern auch von meiner Seite einzuwirken gesucht, und kann jetzt so viel sagen, daß, so wie alles jetzt steht, wenig zu erwarten ist. Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel sind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt sogar auch die Phidiasse vor Augen, woran in unserer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie gesagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieses, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege und Sie können seinen Glanz noch erleben."

Mittwoch den 20. December 1826. Ich erzählte Goethen nach Tisch, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchsichtige untere Theil der Flamme dasselbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entstehe, indem nämlich die Finsterniß durch ein erleuchtetes Trübe gesehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieses Phänomen der Kerze kenne und in seiner Farbenlehre aufgenommen habe. „Ohne Zweifel", sagte er. Er nahm einen Band der Farbenlehre herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beschrieben fand, wie ich es gesehen. „Es ist mir sehr lieb, sagte er, daß Ihnen dieses Phänomen aufgegangen ist, ohne es aus meiner Farbenlehre zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können sagen, daß Sie es besitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunct gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weiter gehen werden. Ich will Ihnen jetzt sogleich ein neues zeigen."

Es mochte etwa vier Uhr seyn; es war ein bedeckter Himmel und im ersten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein

Licht an und ging damit in die Nähe des Fensters zu einem Tische. Er setzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und stellte ein Stäbchen darauf, so daß der Schein des Kerzenlichtes vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun, sagte Goethe, was sagen Sie zu diesem Schatten?" Der Schatten ist blau, antwortete ich. „Da hätten Sie also das Blaue wieder, sagte Goethe, aber auf dieser andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was sehen Sie da?" Auch einen Schatten. „Aber von welcher Farbe?" Der Schatten ist ein röthliches Gelb, antwortete ich; doch wie entsteht dieses doppelte Phänomen? „Das ist nun Ihre Sache, sagte Goethe; sehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden ist es, aber es ist schwer. Sehen Sie nicht früher in meiner Farbenlehre nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es selber herauszubringen." Ich versprach dieses mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Theile der Kerze, fuhr Goethe fort, wo ein durchsichtiges Helle vor die Finsterniß tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen." Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entstand denn wieder ein durchsichtiges Helle, wodurch die Finsterniß blau erschien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, so nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, so schwächte sie sich, oder verschwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja, sagte Goethe, das ist eben das Große bey der Natur, daß sie so einfach ist, und daß sie ihre größten Erscheinungen immer im Kleinen wiederholt. Dasselbe Gesetz, wodurch der Himmel blau ist, sieht man ebenfalls an dem untern Theil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus, so wie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufsteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

Aber wie erklären die Schüler von Newton dieses höchst einfache Phänomen? fragte ich.

„Das müssen Sie gar nicht wissen, antwortete Goethe. Es ist gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe thut, wenn er sich mit etwas Dummen befaßt. Bekümmern Sie sich gar nicht um die Newtonianer, lassen Sie sich die reine Lehre genügen, und Sie werden sich gut dabey stehen."

Die Beschäftigung mit dem Verkehrten, sagte ich, ist vielleicht in diesem Fall eben so unangenehm und schädlich, als wenn man

ein schlechtes Trauerspiel in sich aufnehmen sollte, um es nach allen seinen Theilen zu beleuchten und in seiner Blöße darzustellen.

„Es ist ganz dasselbe, sagte Goethe, und man soll sich ohne Noth nicht damit befassen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenste und nützlichste Wissenschaft, so lange man sie da anwendet, wo sie am Platze ist; allein ich kann nicht loben, daß man sie bey Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen, und wo die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint. Und als ob alles nur dann existirte, wenn es sich mathematisch beweisen läßt. Es wäre doch thöricht, wenn jemand nicht an die Liebe seines Mädchens glauben wollte, weil sie ihm solche nicht mathematisch beweisen kann! Ihre Mitgift kann sie ihm mathematisch beweisen, aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphose der Pflanze erfunden! Ich habe dieses ohne die Mathematik vollbracht und die Mathematiker haben es müssen gelten lassen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen gehört weiter nichts als ein reines Anschauen und ein gesunder Kopf; allein beydes ist freilich seltener als man glauben sollte."

Wie stehen denn die jetzigen Franzosen und Engländer zur Farbenlehre? fragte ich.

„Beyde Nationen, antwortete Goethe, haben ihre Avantagen und ihre Nachtheile. Bey den Engländern ist es gut, daß sie alles practisch machen; aber sie sind Pedanten. Die Franzosen sind gute Köpfe, aber es soll bey ihnen alles positiv seyn, und wenn es nicht so ist, so machen sie es so. Doch sie sind in der Farbenlehre auf gutem Wege und Einer ihrer Besten kommt nahe heran. Er sagt: die Farbe sey den Dingen angeschaffen. Denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, so gebe es auch ein Färbendes. Damit sind nun freylich die Phänomene nicht erklärt; allein er spielt doch den Gegenstand in die Natur hinein, und befreit ihn von der Einschränkung der Mathematik."

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht und Goethe setzte sich, sie zu lesen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten: daß man dort im Opernhause und Königlichen Theater eben so schlechte Stücke gebe als hier.

„Wie soll dieß auch anders seyn, sagte Goethe. Es ist freylich keine Frage, daß man nicht mit Hülfe der guten englischen, französischen und spanischen Stücke ein so gutes Repertoir zusammen bringen sollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo ist das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück

zu sehen? Die Zeit in welcher Aeschylus, Sophocles und Euripides schrieben, war freilich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unserer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfniß für das Beste? Wo sind die Organe es aufzunehmen?"

„Und dann, fuhr Goethe fort, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publicum ist überall dasselbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädiget wird."

„Das einzige Mittel, um jetzt ein deutsches Theater oben zu halten, sind Gastrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, so sollte der ganze Winter mit trefflichen Gastspielern besetzt seyn. Dadurch würden nicht allein alle gute Stücke immer wieder zum Vorschein kommen, sondern das Interesse würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urtheilen, das Publicum gewönne an Einsichten, und unsere eigenen Schauspieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gastes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie gesagt: Gastrollen und immer Gastrollen, und ihr solltet über den Nutzen erstaunen, der daraus für Theater und Publicum hervorgehen würde."

„Ich sehe die Zeit kommen, wo ein gescheidter, der Sache gewachsener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und sie hin und her mit Gastrollen versehen wird, und ich bin gewiß, daß er sich besser bey diesen vieren stehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Mittwoch den 27. December 1826. Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hause fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Räthsel blieb, so ging mir doch bey fortgesetztem Beobachten ein Licht auf und ich ward nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bey Tisch sagte ich Goethen, daß ich das Räthsel gelöst. „Es wäre viel, sagte Goethe; nach Tisch sollen Sie es mir machen." Ich will es lieber schreiben, sagte ich, denn zu einer mündlichen Auseinandersetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte. „Sie mögen es später schreiben, sagte Goethe, aber heute sollen Sie es mir erst vor meinen Augen machen und mir mündlich demonstriren, damit ich sehe, ob Sie im Rechten sind."

Nach Tisch, wo es völlig helle war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?" Nein, sagte ich. „Warum

nicht?" fragte Goethe. Es ist noch zu helle, antwortete ich; es muß erst ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entschiedenen Schatten werfe; doch muß es noch helle genug seyn, damit das Tageslicht diesen erleuchten könne. „Hm! sagte Goethe, das ist nicht unrecht."

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein und ich sagte Goethen, daß es jetzt Zeit sey. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentiren und dociren Sie," sagte er.

Ich stellte das Licht auf den Tisch in die Nähe des Fensters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichtes, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwischen Tages- und Kerzen-Licht setzte, war das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten nach dem Lichte zu zeigte sich entschieden gelb, der andere, nach dem Fenster zu, vollkommen blau.

„Nun, sagte Goethe, wie entsteht zunächst der blaue Schatten?" Ehe ich dieses erkläre, sagte ich, will ich das Grundgesetz aussprechen, aus dem ich beyde Erscheinungen ableite.

Licht und Finsterniß, sagte ich, sind keine Farben, sondern sie sind zwey Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entstehen, und zwar durch eine Modification von beyden.

Den Extremen Licht und Finsterniß zunächst entstehen die beyden Farben gelb und blau. Die gelbe an der Grenze des Lichtes, indem ich dieses durch ein Getrübtes, die blaue an der Grenze der Finsterniß, indem ich diese durch ein erleuchtetes Durchsichtige betrachte.

Kommen wir nun, fuhr ich fort, zu unserm Phänomen, so sehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichtes einen entschiedenen Schatten wirft. Dieser Schatten würde als schwarze Finsterniß erscheinen, wenn ich die Läden schlösse und das Tageslicht absperrte. Nun aber dringt durch die offenen Fenster das Tageslicht frey herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finsterniß des Schattens sehe, und so entsteht denn, dem Gesetze gemäß, die blaue Farbe. Goethe lachte. „Das wäre der blaue, sagte er, wie aber erklären Sie den gelben Schatten?"

Aus dem Gesetz des getrübten Lichtes, antwortete ich. Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das schon einen leisen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat so viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen schwachen Schatten zu werfen, der, so weit er reicht, das Licht trübt, und so entsteht, dem Gesetze gemäß, die gelbe Farbe.

Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichst nahe bringe, so zeigt sich ein reines Hellgelb; verstärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichst vom Licht entferne, so verdunkelt sich das Gelbe bis zum Röthlichen, ja Rothen.

Goethe lachte wieder, und zwar sehr geheimnißvoll. Nun? sagte ich, habe ich Recht? „Sie haben das Phänomen recht gut gesehen und recht hübsch ausgesprochen, antwortete Goethe, aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung ist gescheidt, ja sogar geistreich, aber sie ist nicht die richtige."

Nun so helfen Sie mir, sagte ich, und lösen Sie mir das Räthsel, denn ich bin nun im höchsten Grade ungeduldig. „Sie sollen es erfahren, sagte Goethe, aber nicht heute, und nicht auf diesem Wege. Ich will Ihnen nächstens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Gesetz augenscheinlich werden soll. Sie sind nahe heran, und weiter ist in dieser Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Gesetz begriffen, so sind Sie in eine ganz andere Region eingeführt und über sehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittage bey heiterem Himmel ein Stündchen früher zu Tisch, so will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie dasselbe Gesetz, welches diesem zum Grunde liegt, sogleich begreifen sollen."

„Es ist mir sehr lieb, fuhr er fort, daß Sie für die Farbe dieses Interesse haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeschreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlassen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, so daß ich sogar im Traume damit zu thun hatte. Aber auch in diesem Zustande sah ich nicht klarer und kam der Lösung des Räthsels um keinen Schritt näher.

„Mit meinen naturwissenschaftlichen Heften, sagte Goethe vor einiger Zeit, gehe ich auch langsam fort. Nicht weil ich glaube, die Wissenschaft noch jetzt bedeutend fördern zu können; sondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beschäftigung mit der Natur ist die unschuldigste. In ästhetischer Hinsicht ist jetzt an gar keine Verbindung und Correspondenz zu denken. Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bey meinem Hermann und Dorothea gemeint sey! — Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! — Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie."

1827.

Mittwoch den 3. Januar 1827. Heute bey Tisch sprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

„Es gibt Leute, sagte Goethe, die diese Rede grob nennen; aber diese Leute wissen nicht, was sie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es ist keine Opposition, sondern eine bloße Frondation. Sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten sie den, und sie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit diesem aus war, frondirten sie die heilige Allianz, und doch ist nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal ist das Product eines großen Bewußtseyns. Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die Größe seiner Stellung und er hat Recht, daß er spricht, wie er sich empfindet. Aber das können diese Sanscülotten nicht begreifen und was uns andern groß erscheint, erscheint ihnen grob. Das Große ist ihnen unbequem, sie haben keine Ader es zu verehren, sie können es nicht dulden."

Donnerstag Abend den 4. Januar 1827. Goethe lobte sehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er ist ein entschiedenes Talent, sagte er, auf den die deutsche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetische Jugend ist ihm leider durch die Pedanterie der classischen Partey verkümmert; doch jetzt hat er den Globe auf seiner Seite und so hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objectives und erscheint mir vollkommen so bedeutend als die Herren De Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, so sehe ich wohl, wo er und andere frische Talente seines Gleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen sie her, der freylich ein sehr bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent ist. Damit Sie nun aber sehen, in welcher Art Victor Hugo schreibt, so lesen Sie nur dieß Gedicht über Napoleon: Les deux îsles."

Goethe legte mir das Buch vor und stellte sich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder? sagte Goethe, und hat er seinen Gegenstand nicht mit sehr freyem Geiste behandelt?" Er trat wieder zu mir. „Sehen Sie nur diese Stelle, wie schön sie ist!" Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das ist schön! Denn das Bild ist wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter sich hat und wo die Blitze von unten nach oben schlagen."

Ich lobe an den Franzosen, sagte ich, daß ihre Poesie nie den festen Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Prosa übersetzen und ihr Wesentliches wird bleiben.

„Das kommt daher, sagte Goethe, die französischen Dichter haben Kenntnisse; dagegen denken die deutschen Narren, sie verlören ihr Talent, wenn sie sich um Kenntnisse bemühten, obgleich jedes Talent sich durch Kenntnisse nähren muß und nur dadurch erst zum Gebrauch seiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen sie gehen lassen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet schon seinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Wesen treiben, sind gar keine rechten Talente; sie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutschen Literatur zur Productivität angereizt worden."

„Daß die Franzosen, fuhr Goethe fort, aus der Pedanterie zu einer freyeren Art in der Poesie hervorgehen, ist nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geister haben schon vor der Revolution diese Bahn zu brechen gesucht. Die Revolution selbst sodann, sowie die Zeit unter Napoleon sind der Sache günstig gewesen. Denn wenn auch die kriegerischen Jahre kein eigentlich poetisches Interesse aufkommen ließen und also für den Augenblick den Musen zuwider waren, so haben sich doch in dieser Zeit eine Menge freyer Geister gebildet, die nun im Frieden zur Besinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partey der Classiker auch dem trefflichen Béranger entgegen gewesen? „Das Genre, worin Béranger dichtet, sagte Goethe, ist ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er sich in manchen Dingen freyer bewegt als seine Vorgänger und ist deßhalb von der pedantischen Partey angefeindet worden."

Das Gespräch lenkte sich auf die Malerey und auf den Schaden der alterthümelnden Schule. „Sie prätendiren kein Kenner zu seyn,

sagte Goethe, und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unserer besten jetzt lebenden deutschen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendsten Verstöße gegen die ersten Gesetze der Kunst sogleich in die Augen fallen sollen. Sie werden sehen, das Einzelne ist hübsch gemacht, aber es wird Ihnen bey dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wissen, was Sie daraus machen sollen. Und zwar dieses nicht, weil der Meister des Bildes kein hinreichendes Talent ist, sondern weil sein Geist, der das Talent leiten soll, eben so verfinstert ist wie die Köpfe der übrigen alterthümelnden Maler, so daß er die vollkommenen Meister ignorirt und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und diese zum Muster nimmt."

„Raphael und seine Zeitgenossen waren aus einer beschränkten Manier zur Natur und Freyheit durchgebrochen. Und statt daß jetzige Künstler Gott danken und diese Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen sollten, kehren sie wieder zur Beschränktheit zurück. Es ist zu arg und man kann diese Verfinsterung der Köpfe kaum begreifen. Und weil sie nun auf diesem Wege in der Kunst selbst keine Stütze haben, so suchen sie solche in der Religion und Partey; denn ohne beydes würden sie in ihrer Schwäche gar nicht bestehen können."

„Es geht, fuhr Goethe fort, durch die ganze Kunst eine Filiation. Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte und daß eben dieses ihn groß machte. Männer wie Raphael wachsen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Besten was vor ihnen gemacht worden. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen seyn."

Das Gespräch lenkte sich auf die altdeutsche Poesie; ich erinnerte an Flemming. „Flemming, sagte Goethe, ist ein recht hübsches Talent, ein wenig prosaisch, bürgerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es ist eigen, fuhr er fort, ich habe doch so mancherley gemacht und doch ist keins von allen meinen Gedichten, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte." Ich lachte und gab ihm Recht, indem ich mir sagte, daß in dieser wunderlichen Äußerung mehr liege als es den Anschein habe.

Sonntag Abend den 12. Januar 1827. Ich fand eine musikalische Abendunterhaltung bey Goethe, die ihm von der Familie Eberwein, nebst einigen Mitgliedern des Orchesters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der General-Superintendent Röhr, Hofrath

Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünscht, das Quartett eines berühmten jungen Componisten zu hören, welches man zunächst ausführte. Der zwölfjährige Carl Eberwein spielte den Flügel zu Goethe's großer Zufriedenheit und in der That trefflich, so daß denn das Quartett in jeder Hinsicht gut executirt vorüberging.

„Es ist wunderlich, sagte Goethe, wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Componisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus und man kann solchen Sachen aus eigenem Geist und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? mir bleibt alles in den Ohren hängen." Ich sagte, daß es mir in diesem Falle nicht besser gehe. „Doch das Allegro, fuhr Goethe fort, hatte Character. Dieses ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blockbergs vor Augen und ich fand also doch eine Anschauung, die ich der wunderlichen Musik supponiren konnte."

Nach einer Pause, während welcher man sich unterhielt und einige Erfrischungen nahm, ersuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie sang zunächst nach Zelters Composition das schöne Lied: Um Mitternacht, welches den tiefsten Eindruck machte. „Das Lied bleibt schön, sagte Goethe, so oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüstliches." Hierauf folgten einige Lieder aus der Fischerin, von Max Eberwein componirt. Der Erlkönig erhielt entschiedenen Beyfall; sodann die Arie: Ich hab's gesagt der guten Mutter erregte die allgemeine Äußerung: diese Composition erscheine so gut getroffen, daß niemand sie sich anders denken könne. Goethe selbst war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des schönen Abends sang Madame Eberwein auf Goethe's Wunsch einige Lieder des Divans, nach den bekannten Compositionen ihres Gatten. Die Stelle: Jussufs Reize möcht' ich borgen gefiel Goethen ganz besonders. „Eberwein, sagte er zu mir, übertrifft sich mitunter selber." Er bat sodann noch um das Lied: Ach um deine feuchten Schwingen, welches gleichfalls die tiefsten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Gesellschaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe, sagte er, diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß diese Lieder des Divans gar kein Verhältniß mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientalisch als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist

wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: Um Mitternacht hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort."

„Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieser Tage etwas Französisches und dachte im Lesen: der Mann spricht gescheidt genug, du würdest es selbst nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften!"

Montag Abend den 15. Januar 1827. Nach Vollendung der Helena hatte Goethe sich im vergangenen Sommer zur Fortsetzung der Wanderjahre gewendet. Von dem Vorrücken dieser Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, sagte er mir eines Tags, habe ich den ersten Theil ganz aufgelöset und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen, zwey Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter und bin auf diese Weise genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu lassen."

Eines anderen Tages sagte er mir so: „Das Gedruckte der Wanderjahre ist nun ganz abgeschrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, sind mit blauem Papier ausgefüllt, so daß ich sinnlich vor Augen habe, was noch zu thun ist. So wie ich nun vorrücke, verschwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude."

Vor mehreren Wochen hörte ich nun von seinem Secretair, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher Abends von Besuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bey Tisch zu sehen.

Diese Novelle war nun seit einiger Zeit vollendet und er legte mir diesen Abend die ersten Bogen zur Ansicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo Alle um den todten Tiger herumstehen und der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine sich in die Sonne gelegt habe.

Während des Lesens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenstände bis auf die kleinste Localität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur

Ruine, alles trat entschieden vor die Anschauung, so daß man genöthiget war, sich das Dargestellte gerade so zu denken, wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer solchen Sicherheit, Besonnenheit und Herrschaft geschrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte als man las.

Eure Excellenz, sagte ich, müssen nach einem sehr bestimmten Schema gearbeitet haben.

„Allerdings habe ich das, antwortete Goethe, ich wollte das Süjet schon vor dreyßig Jahren ausführen und seit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach Hermann und Dorothea, wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu diesem Zweck ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Süjet wieder vornehme, um es zu schreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin also genöthigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenstande zu geben Willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet sich jenes ältere Schema wieder und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht und würde also für diese prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen seyn."

Das Gespräch lenkte sich auf den Inhalt. Eine schöne Situation, sagte ich, ist die, wo Honorio, der Fürstinn gegenüber, am todt ausgestreckten Tiger steht, die klagende weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen ist, und auch der Fürst mit dem Jagdgefolge zu der seltsamen Gruppe so eben herbeyeilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt sehen.

„Gewiß, sagte Goethe, das wäre ein schönes Bild; — doch, fuhr er nach einigem Bedenken fort, der Gegenstand wäre fast zu reich und der Figuren zu viele, so daß die Gruppirung und Vertheilung von Licht und Schatten dem Künstler sehr schwer werden würde. Allein den früheren Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürstinn am Pferde gegenüber steht, habe ich mir wohl als Bild gedacht; und das wäre zu machen." Ich empfand, daß Goethe Recht hatte und fügte hinzu, daß ja dieser Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation sey, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Geleſenen zu bemerken, daß dieſe Novelle von allen übrigen der Wanderjahre einen ganz verſchiedenen Character trage, indem darin Alles Darſtellung des Äußern, Alles real ſey. „Sie haben Recht, ſagte Goethe, Innerliches finden Sie in dem Geleſenen faſt gar nicht und in meinen übrigen Sachen iſt davon faſt zuviel."

Nun bin ich neugierig zu erfahren, ſagte ich, wie man ſich des Löwen bemeiſtern wird; daß dieſes auf eine ganz andere Weiſe geſchehen werde, ahne ich faſt, doch das Wie iſt mir gänzlich verborgen. „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahneten, ſagte Goethe, und ich will es Ihnen heute nicht verrathen. Donnerstag Abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne."

Ich brachte das Geſpräch auf den zweyten Theil des Fauſt, insbeſondere auf die claſſiſche Walpurgisnacht, die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit geſagt hatte, daß er ſie als Skizze wolle drucken laſſen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu rathen, dieſes nicht zu thun, denn ich fürchtete, ſie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwiſchenzeit das bedacht haben, denn er kam mir ſogleich entgegen, indem er ſagte, daß er entſchloſſen ſey, jene Skizze nicht drucken zu laſſen. Das iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie ſie ausführen werden. „In einem Vierteljahre, ſagte er, wäre es gethan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Anſprüche an mich; es hält ſchwer, mich ſo ſehr abzuſondern und zu iſoliren. Dieſen Morgen war der Erbgroßherzog bey mir, auf morgen Mittag hat ſich die Großherzogin melden laſſen. Ich habe ſolche Beſuche als eine hohe Gnade zu ſchätzen, ſie verſchönern mein Leben; allein ſie nehmen doch mein Inneres in Anſpruch, ich muß doch bedenken, was ich dieſen hohen Perſonen immer Neues vorlegen und wie ich ſie würdig unterhalten will."

Und doch, ſagte ich, haben Sie vorigen Winter die Helena vollendet, und Sie waren doch nicht weniger geſtört als jetzt. „Freylich, ſagte Goethe, es geht auch, und muß auch gehen, allein es iſt ſchwer." Es iſt nur gut, ſagte ich, daß Sie ein ſo ausführliches Schema haben. „Das Schema iſt wohl da, ſagte Goethe, allein das Schwierigſte iſt noch zu thun; und bey der Ausführung hängt doch Alles gar zu ſehr vom Glück ab. Die claſſiſche Walpurgisnacht muß in Reimen geſchrieben werden und doch muß alles

einen antiken Character tragen. Eine solche Versart zu finden ist nicht leicht. Und nun den Dialog!" — Ist denn der nicht im Schema mit erfunden? sagte ich. „Wohl das Was, antwortete Goethe, aber nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgiebt, was muß das nicht für eine Rede seyn, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird! — Dieses alles ist nicht leicht zu machen und hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

Mittwoch den 17. Januar 1827. In der letzten Zeit, wo Goethe sich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in seiner nach dem Garten gehenden Arbeitsstube gegessen. Heute war wieder in dem sogenannten Urbino-Zimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und seinen Sohn; beyde bewillkommten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe selbst schien in der heitersten Stimmung, wie dieses an seinem höchst belebten Gesicht zu bemerken war. Durch die offene Thür des angrenzenden sogenannten Decken-Zimmers sah ich, über einen großen Kupferstich gebogen, den Herrn Canzler von Müller; er trat bald zu uns herein und ich freute mich, ihn als angenehme Tischgesellschaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch setzten wir uns vorläufig zu Tisch. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferstich gesprochen und Goethe erzählte mir, es sey ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieser ihm in den letzten Tagen ein Geschenk gemacht. „Gehen Sie geschwind hin, fügte er hinzu, und nehmen Sie noch ein paar Augenvoll, ehe die Suppe kommt."

Ich that nach seinem Wunsch und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werkes, nicht weniger an der Unterschrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis seiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau v. Goethe trat herein und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr? sagte Goethe, das ist etwas Großes! Man kann es Tage- und Wochenlang studiren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieses, sagte er, soll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben."

Wir waren bey Tisch sehr heiter. Der Canzler theilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der französischen Occupation als Gesandter hier einen schweren Posten

behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältniß fortgesetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethe's und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchsten Gewalt ein so vertrautes Verhältniß haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmuth. Es war von einigen Anschaffungen die Rede, womit sie den jungen Goethe neckte und wozu dieser sich nicht verstehen wollte. „Man muß den schönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen, sagte Goethe, denn sie gehen leicht ins Grenzenlose. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen sollte. Doch mochte er in solchen Dingen leicht zu wenig thun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einst in seinem Beysein seiner Gemahlin von einem Modehändler kostbare Sachen präsentirt. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin thue. Hierauf sagte Napoleon kein Wort, aber er sah ihn mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sogleich zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ." — That er dieses als Consul? fragte Frau von Goethe. „Wahrscheinlich als Kaiser, antwortete Goethe, denn sonst wäre sein Blick wohl nicht so furchtbar gewesen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der sich wahrscheinlich schon geköpft oder erschossen sah."

Wir waren in der heitersten Laune und sprachen über Napoleon weiter fort. Ich möchte, sagte der junge Goethe, alle seine Thaten in trefflichen Gemälden oder Kupferstichen besitzen und damit ein großes Zimmer decoriren. „Das müßte sehr groß seyn, erwiederte Goethe, und doch würden die Bilder nicht hineingehen, so groß sind seine Thaten."

Der Canzler brachte Ludens Geschichte der Deutschen ins Gespräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geschrieben, und den nationalen Empfindungen und Rücksichten die dabey in dem Verfasser gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab sich, daß Napoleons Kriege erst jene des Cäsars aufgeschlossen. „Früher, sagte Goethe, war Cäsars Buch freylich nicht viel mehr als ein bloßes Exercitium gelehrter Schulen."

Von der altdeutschen Zeit kam das Gespräch auf die gothische. Es war von einem Bücherschranke die Rede, der einen gothischen

Character habe; sodann kam man auf den neuesten Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gothischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hause, sagte Goethe, wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahr vielleicht nur drey, vier Mal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberey hingehen und man mag auch ein gothisches Zimmer haben, so wie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesisches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffiren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohl thun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken. Es mag wohl einer an einem lustigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in einer solchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder schon verrückt sey, oder daß er doch die größte Anlage habe, es sehr bald zu werden."

Wir fanden Goethe's Worte über einen so sehr ins Leben eingreifenden Gegenstand durchaus überzeugend, und da keiner der Anwesenden etwas davon als leisen Vorwurf auf sich selbst beziehen konnte, so fühlten wir ihre Wahrheit in der heitersten Stimmung.

Das Gespräch lenkte sich auf das Theater und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er ist nun drey Jahre hier, sagte er zu den Übrigen gewendet, und dieß ist der erste Abend, wo er mir zu Liebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen und er hatte versprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, besonders als es halb sieben schlug und er noch nicht da war. Ja ich hätte mich sogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch sagen können: da ist ein ganz verrückter Mensch, dem das Theater über seine liebsten Freunde geht und der sich durch nichts von seiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entschädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht schöne Sachen vorgelegt?" Goethe zielte mit diesen Worten auf die neue Novelle.

Wir sprachen sodann über Schillers Fiesko, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. Ich habe das Stück zum ersten Male gesehen, sagte ich, und es hat mich nun sehr beschäftigt ob man nicht die ganz rohen Scenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran thun läßt, ohne den Character des Ganzen zu verletzen.

„Sie haben ganz Recht, es geht nicht, erwiederte Goethe. Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drey gewaltsamen Erstlinge dem Repertoir gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr mit einander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genöthigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen wie sie waren."

Es ist Schade darum, sagte ich, denn trotz aller Rohheiten sind sie mir doch tausendmal lieber, als die schwachen, weichen, forcirten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bey Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Character.

„Das wollte ich meinen, sagte Goethe. Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bey weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses.

„Aber ich habe doch Personen gekannt, fuhr Goethe fort, die sich über die ersten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade, ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst *** und da in demselben Augenblick einige mit Mehlsäcken beladene Maulthiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, geriethen wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers Räuber und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: „Wäre ich Gott gewesen, sagte er, im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen." Wir mußten lachen. „Was sagen Sie dazu, sagte Goethe, das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging, und die man sich kaum erklären konnte."

Von dieser Abneigung, versetzte ich, haben dagegen unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, gar nichts. Die trefflichsten, reifsten Stücke von Schiller und Anderen können gegeben werden und man sieht von jungen Leuten und Studirenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers Räuber oder Schillers Fiesko und das Haus ist fast allein von Studenten gefüllt. „Das war, versetzte Goethe, vor funfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrscheinlich nach funfzig Jahren nicht anders seyn. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Cultur und gutem Geschmack vorschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im Ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Welt-Cultur durchmachen. Mich irritirt das nicht mehr und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

Johannisfeuer sey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugend-Vergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reiferen Alter erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deßhalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Unter solchen und ähnlichen heiteren Unterhaltungen gingen die Stunden des Tisches schnell vorüber. Wir jüngeren Leute gingen sodann hinauf in die obern Zimmer, während der Canzler bey Goethe blieb.

Donnerstag Abend den 18. Januar 1827. Auf diesen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle versprochen. Ich ging halb sieben Uhr zu ihm und fand ihn in seiner traulichen Arbeitsstube allein. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch und nachdem wir die nächsten Tagesereignisse besprochen hatten, stand Goethe auf und gab mir die erwünschten letzten Bogen. „Da lesen Sie den Schluß", sagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und stand abwechselnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leise für mich.

Die Bogen des letzten Abends hatten damit geschlossen, daß der Löwe außerhalb der Ringmauer der alten Ruine am Fuße einer hundertjährigen Buche in der Sonne liege und daß man Anstalten mache, sich seiner zu bemächtigen. Der Fürst will die Jäger nach ihm aussenden, der Fremdling aber bittet seines Löwen zu schonen, indem er gewiß sey, ihn durch sanftere Mittel in den eisernen Käfich zurückzuschaffen. Dieses Kind, sagt er, wird durch liebliche Lieder und den Ton seiner süßen Flöte das Werk vollbringen. Der Fürst giebt es zu und nachdem er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln angeordnet, reitet er mit den Seinigen in die Stadt zurück. Honorio mit einer Anzahl Jäger besetzt den Hohlweg, um den Löwen, im Fall er herabkäme, durch ein anzuzündendes Feuer zurückzuscheuchen. Mutter und Kind, vom Schloßwärtel geführt, steigen die Ruine hinan, an deren anderen Seite, an der Ringmauer, der Löwe liegt.

Das gewaltige Thier in den geräumigen Schloßhof hereinzulocken ist die Absicht. Mutter und Wärtel verbergen sich oben in dem halbverfallenen Rittersaale, das Kind allein geht durch die dunkele Maueröffnung des Hofes zum Löwen hinaus. Eine erwartungsvolle Pause tritt ein, man weiß nicht, was aus dem Kinde wird, die Töne seiner Flöte verstummen. Der Wärtel macht sich Vorwürfe, daß er nicht mitgegangen; die Mutter ist ruhig.

Endlich hört man die Töne der Flöte wieder; man hört sie näher und näher, das Kind tritt durch die Maueröffnung wieder in den Schloßhof herein, der Löwe folgsam mit schwerem Gange geht hinter ihm her. Sie ziehen einmal im Hofe herum, dann setzt sich das Kind in eine sonnige Stelle, der Löwe läßt sich friedlich bey ihm nieder und legt die eine seiner schweren Tatzen dem Kinde auf den Schooß. Ein Dorn hat sich hineingetreten, der Knabe zieht ihn heraus und nimmt sein seidenes Tüchlein vom Halse und verbindet damit die Tatze.

Mutter und Wärtel, welche der ganzen Scene von oben aus dem Rittersaale zusehen, sind aufs höchste beglückt. Der Löwe ist in Sicherheit und gezähmt, und wie das Kind, abwechselnd mit seinen Tönen der Flöte, zur Beschwichtigung des Unthieres hin und wieder liebliche fromme Lieder hat hören lassen, so beschließt auch das Kind singend mit folgenden Versen die Novelle:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.

So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schlusses lesen können. Doch wußte ich nicht, was ich sagen sollte, ich war überrascht aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch und als hätten wenigstens Einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte und suchte mich ins Gleiche zu bringen. „Hätte ich, sagte er, einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten lassen, so wäre der Schluß prosaisch geworden. Und was sollten sie handeln und sagen, da Alles abgethan war? Der Fürst mit den Seinigen ist in die Stadt geritten, wo seine Hülfe nöthig seyn wird; Honorio, sobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit ist, wird mit seinen Jägern folgen; der Mann aber wird sehr bald mit dem eisernen Käfich aus der Stadt da seyn und den Löwen darin zurückführen. Dieses sind alles Dinge, die man voraus sieht und die deßhalb nicht gesagt und ausgeführt werden müssen. Thäte man es, so würde man prosaisch werden."

„Aber ein ideeller, ja lyrischer Schluß war nöthig und mußte folgen; denn nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa ist, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyrischen Poesie, ja zum Liede selbst übergehen."

„Um für den Gang dieser Novelle ein Gleichniß zu haben, fuhr Goethe fort, so denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. — Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen."

Bey diesen Worten athmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahndung von der Trefflichkeit dieser wunderbaren Composition fing an sich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur

Ausführung. Dieß ist das Ideelle, dieß die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas werth. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie sehr Goethe Recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß seiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich sie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bey mir selbst, müssen doch in einem so hohen Alter noch die Gefühle des Dichters seyn, daß er etwas so Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszusprechen, so wie überhaupt mich zu freuen, daß diese in ihrer Art einzige Production doch nun existire.

„Es ist mir lieb, sagte Goethe, wenn Sie zufrieden sind, und ich freue mich nun selbst, daß ich einen Gegenstand, den ich seit dreyßig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mittheilte, riethen mir ab, weil sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Man soll daher nie jemanden fragen, wenn man etwas schreiben will. Hätte Schiller mich vor seinem Wallenstein gefragt, ob er ihn schreiben solle, ich hätte ihm sicherlich abgerathen, denn ich hätte nie denken können, daß aus solchem Gegenstande überall ein so treffliches Theaterstück wäre zu machen gewesen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenstandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach Hermann und Dorothea willens war; er rieth zu den achtzeiligen Stanzen. Sie sehen aber wohl, daß ich mit der Prosa jetzt am besten gefahren bin. Denn es kam sehr auf genaue Zeichnung der Localität an, wobey man doch in solchen Reimen wäre genirt gewesen. Und dann ließ sich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Character der Novelle in Prosa am besten geben, so wie sich auch die Liederchen jetzt gar hübsch ausnehmen, welches doch so wenig in Hexametern, als in den achtzeiligen Reimen möglich gewesen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der Wanderjahre kamen zur Sprache und es ward bemerkt, daß jede sich

von der andern durch einen besonderen Character und Ton unterscheide.

„Woher dieses entstanden, sagte Goethe, will ich Ihnen erklären. Ich ging dabey zu Werke wie ein Maler, der bey gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bey einer Morgenlandschaft viel Blau auf seine Palette setzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, so wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe fast ganz fehlen lassen. Auf eine ähnliche Weise verfuhr ich bey meinen verschiedenartigen schriftstellerischen Productionen und wenn man ihnen einen verschiedenen Character zugesteht, so mag es daher rühren."

Ich dachte bey mir, daß dieß eine höchst kluge Maxime sey und freute mich, daß Goethe sie ausgesprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bey dieser letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit besonders das Landschaftliche dargestellt war.

„Ich habe, sagte Goethe, niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem Tell von Schweizerlocalität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste; doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wohl Byron bey Schillers Leben schon etwas publicirt hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit sagen. Goethe nahm daher das Conversations-Lexicon und las den Artikel über

Goethes Arbeits- und Schlafzimmer.

Byron vor, wobey er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuschalten. Es fand sich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken lassen und daß also Schiller nichts von ihm gesehen.

„Durch Schillers alle Werke, fuhr Goethe fort, geht die Idee von Freyheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freyheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem spätern Leben die ideelle."

„Es ist mit der Freyheit ein wunderlich Ding und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freyheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieses Zimmer und diese angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Thür mein Bette sehen, beyde sind nicht groß, sie sind ohnedieß durch vielerley Bedarf, Bücher, Manuscripte und Kunstsachen eingeengt, aber sie sind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer fast nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hause gehabt und von der Freyheit von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfniß hatte, sie zu benutzen!"

„Hat einer nur so viel Freyheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frey unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frey wie der Adeliche, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adeliche ist so frey wie der Fürst; denn wenn er bey Hofe nur das wenige Ceremoniel beobachtet, so darf er sich als seines Gleichen fühlen. Nicht das macht frey, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind seines Gleichen zu seyn. Ich bin bey meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten meines Gleichen zu seyn, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht, allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt."

„Daß nun diese physische Freyheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines

Geistes, größern Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militairschule hatte leiden müssen."

„Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freyheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren."

„Der Großherzog bestimmte Schillern bey seiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert seyn sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent, sagte er, und muß mir selber helfen können." Nun aber, bey seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwey Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen."

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dieß aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich."

„Denn was gescheidte Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem categorischen Imperativ allen Respect, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führet diese Idee der ideellen Freyheit sicher zu nichts Gutem."

Unter diesen interessanten Äußerungen und ähnlichen Gesprächen über Lord Byron und berühmte deutsche Literatoren, von denen Schiller gesagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendstunden schnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um sie für mich zu Hause nochmals in der Stille zu betrachten.

Sonntag Abend den 21. Januar 1827.

Ich ging diesen Abend halb achte zu Goethe und blieb ein Stündchen bey ihm. Er zeigte mir einen Band neuer französischer Gedichte der Demoiselle Gay, und sprach darüber mit großem Lobe. „Die Franzosen, sagte er, machen sich heraus und es ist der Mühe werth, daß man sich nach ihnen umsieht. Ich bin mit Fleiß darüber her, mir von dem Stande der neuesten französischen Literatur einen Begriff zu machen und wenn es glückt mich auch darüber auszusprechen. Es ist mir höchst interessant zu sehen, daß diejenigen Elemente bey ihnen erst anfangen zu wirken, die bey uns längst durchgegangen sind. Das mittlere Talent ist freylich immer in der Zeit befangen und muß sich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es ist bey ihnen bis auf die neueste Frömmigkeit alles dasselbige wie bey uns, nur daß es bey ihnen ein wenig galanter und geistreicher zum Vorschein kommt."

Was sagen aber Eure Excellenz zu Béranger und dem Verfasser der Stücke der Clara Gazul?

„Diese nehme ich aus, sagte Goethe, das sind große Talente, die ein Fundament in sich selber haben und sich von der Gesinnungsweise des Tages frey erhalten." Dieses zu hören ist mir sehr lieb, sagte ich, denn ich hatte über diese beyden ungefähr dieselbige Empfindung.

Das Gespräch wendete sich von der französischen Literatur auf die deutsche. „Da will ich Ihnen doch etwas zeigen, sagte Goethe, das für Sie Interesse haben wird. Reichen Sie mir doch einen der beyden Bände die vor Ihnen liegen. Solger ist Ihnen bekannt." Allerdings, sagte ich, ich habe ihn sogar lieb. Ich besitze seine Übersetzung des Sophocles und sowohl diese als die Vorrede dazu gaben mir längst von ihm eine hohe Meinung. „Sie wissen, er ist vor mehreren Jahren gestorben, sagte Goethe, und man hat jetzt eine Sammlung seiner nachgelassenen Schriften und Briefe herausgegeben. In seinen philosophischen Untersuchungen, die er in der Form der platonischen Dialoge giebt, ist er nicht so glücklich; aber seine Briefe sind vortrefflich. In einem derselben schreibt er an Tieck über die Wahlverwandtschaften, und diesen muß ich Ihnen vorlesen, denn es ist nicht leicht etwas Besseres über jenen Roman gesagt worden."

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor und wir besprachen sie punctweise, indem wir die von einem großen Character zeugenden Ansichten und die Consequenz seiner Ableitungen und Folgerungen

bewunderten. Obgleich Solger zugestand, daß das Factum in den Wahlverwandtschaften aus der Natur aller Charactere hervorgehe, so tadelte er doch den Character des Eduard.

„Ich kann ihm nicht verdenken, sagte Goethe, daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn selber nicht leiden, aber ich mußte ihn so machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höheren Ständen Leute genug, bey denen, ganz wie bey ihm, der Eigensinn an die Stelle des Characters tritt."

Hoch vor allen stellte Solger den Architekten, denn wenn alle übrigen Personen des Romans sich liebend und schwach zeigten, so sey er der Einzige, der sich stark und frey erhalte. Und eben das Schöne an seiner Natur sey nicht sowohl dieses, daß er in die Verirrungen der übrigen Charactere nicht hineingerathe, sondern daß der Dichter ihn so groß gemacht, daß er nicht hineingerathen könne.

Wir freuten uns über dieses Wort. „Das ist freylich sehr schön", sagte Goethe. Ich habe, sagte ich, den Character des Architekten auch immer sehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deßwegen so vortrefflich sey, daß er vermöge seiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freylich nicht gedacht. „Wundern Sie sich darüber nicht, sagte Goethe, denn ich habe selber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat Recht, es liegt allerdings in ihm."

„Dieser Aufsatz, fuhr Goethe fort, ist schon im Jahre 1809 geschrieben und es hätte mich damals freuen können, ein so gutes Wort über die Wahlverwandtschaften zu hören, während man in jener Zeit und später mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte."

„Solger hat, wie ich aus diesen Briefen sehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt sich in einem derselben, daß ich ihm auf den Sophocles, den er mir zugesendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott! — Aber wie das bey mir geht! Es ist nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zusendete. Diese machten sich gewisse Formulare und Redensarten, womit sie Jedes erwiederten, und so schrieben sie Briefe zu hunderten, die sich alle gleich und alle Phrase waren. In mir aber lag dieses nie. Wenn ich nicht Jemanden etwas Besonderes und Gehöriges sagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, so schrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich

für unwürdig, und so ist es denn gekommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gerne geschrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie sehen ja selbst, wie das bey mir geht und welche Zusendungen von allen Ecken und Enden täglich bey mir einlaufen, und müssen gestehen, daß dazu mehr als ein Menschenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwiedern wollte. Aber um Solger thut es mir leid; er ist gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient."

Ich brachte das Gespräch auf die Novelle, die ich nun zu Hause wiederholt gelesen und betrachtet hatte. Der ganze Anfang, sagte ich, ist nichts als Exposition, aber es ist darin nichts vorgeführt als das Nothwendige, und das Nothwendige mit Anmuth, so daß man nicht glaubt, es sey eines andern wegen da, sondern es wolle bloß für sich selber seyn und für sich selber gelten.

„Es ist mir lieb, sagte Goethe, wenn Sie dieses so finden. Doch Eins muß ich noch thun. Nach den Gesetzen einer guten Exposition nämlich muß ich die Besitzer der Thiere schon vorne auftreten lassen. Wenn die Fürstin und der Oheim an der Bude vorbeyreiten, müssen die Leute heraustreten und die Fürstin bitten, auch ihre Bude mit einem Besuch zu beglücken." Gewiß, sagte ich, Sie haben Recht; denn da alles Übrige in der Exposition angedeutet ist, so müssen es auch diese Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da sie sich gewöhnlich an der Casse aufhalten, daß sie die Fürstin nicht so unangefochten werden vorbeyreiten lassen. „Sie sehen, sagte Goethe, daß man an einer solchen Arbeit, wenn sie auch schon im Ganzen fertig daliegt, im Einzelnen noch immer zu thun hat."

Goethe erzählte mir sodann von einem Ausländer, der in dieser Zeit ihn hin und wieder besucht und davon gesprochen, wie er dieses und jenes von seinen Werken übersetzen wolle. „Er ist ein guter Mensch, sagte Goethe, doch in literarischer Hinsicht bezeigt er sich als ein wahrer Dilettant. Denn er kann noch kein deutsch und spricht schon von Übersetzungen, die er machen, und von Portraiten, die er ihnen will vordrucken lassen. Das ist aber eben das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben."

Donnerstag Abend den 29. Januar 1827. Begleitet von dem Manuscript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen sieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bey ihm in Gesprächen über die neue französische Literatur. Ich hörte mit Interesse zu

und es kam zur Sprache, daß die neuesten Talente hinsichtlich guter Verse sehr viel von Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutsche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Französischen sich ziemlich bequem ausdrückt, so ging die Unterhaltung französisch und nur an solchen Stellen deutsch, wo ich mich in das Gespräch mischte. Ich zog den Béranger aus der Tasche und überreichte ihn Goethe, der diese trefflichen Lieder von neuem zu lesen wünschte. Das den Gedichten vorstehende Portrait fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute sich die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. „Diese Lieder, sagte er, sind vollkommen und als das Beste in ihrer Art anzusehen, besonders wenn man sich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn sonst sind sie als Lieder fast zu ernst, zu geistreich, zu epigrammatisch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beyde auch über ihrer Zeit standen und die Sittenverderbniß spottend und spielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu seiner Umgebung dieselbige Stellung. Weil er aber aus niederem Stande heraufgekommen, so ist ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewissen Neigung."

Viel Ähnliches ward noch über Béranger und andere neuern Franzosen hin und her gesprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe alleine blieb.

Ein versiegeltes Paket lag auf dem Tisch. Goethe legte seine Hand darauf. „Was ist das? sagte er. Es ist die Helena, die an Cotta zum Druck abgeht." Ich empfand bey diesen Worten mehr als ich sagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblickes. Denn wie bey einem neuerbauten Schiff, das zuerst in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schicksale es erleben wird, so ist es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meisters, das zuerst in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schicksale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe, sagte Goethe, bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu thun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug seyn und ich bin nun froh, daß es zur Post geht und ich mich mit befreyter Seele zu etwas Anderem wenden kann. Es mag nun seine Schicksale erleben! — Was mich tröstet ist, daß die Cultur in Deutschland doch jetzt unglaublich hoch steht und man also nicht zu fürchten hat, daß eine solche Production lange unverstanden und ohne Wirkung bleiben werde."

Es steckt ein ganzes Alterthum darin, sagte ich. „Ja, sagte Goethe, die Philologen werden daran zu thun finden.“ — Für den antiken Theil, sagte ich, fürchte ich nicht, denn es ist da das große Detail, die gründlichste Entfaltung des Einzelnen, wo Jedes geradezu das sagt, was es sagen soll. Allein der moderne, romantische Theil ist sehr schwer, denn eine halbe Weltgeschichte steckt dahinter, die Behandlung ist bey so großem Stoff nur andeutend und macht sehr große Ansprüche an den Leser. „Aber doch, sagte Goethe, ist alles sinnlich, und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bey der Zauberflöte und andern Dingen der Fall ist.“

Es wird, sagte ich, auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieser Personen darzustellen und die erhabenen Reden und Verse zu sprechen. „Der erste Theil, sagte Goethe, erfordert die ersten Künstler der Tragödie, so wie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen besetzt werden müssen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer sondern sie muß von zwey großen Künstlerinnen gespielt werden; denn es ist ein seltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragische Künstlerin von hinlänglicher Bedeutung ist.“

Das Ganze, sagte ich, wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht läugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu sehen. Wenn nur ein recht großer Componist sich daran machte! — „Es müßte einer seyn, sagte Goethe, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, sondern auf der heiteren Oberfläche der Erde sich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich etwas zu gute.“ Es ist eine neue Art von Unsterblichkeit, sagte ich.

„Nun, fuhr Goethe fort, wie steht es mit der Novelle?“ Ich habe sie mitgebracht, sagte ich. Nachdem ich sie nochmals gelesen, finde ich, daß Eure Excellenz die intendirte Änderung nicht machen

dürfen. Es thut gar gute Wirkung, wenn die Leute beym getödteten Tiger zuerst als durchaus fremde neue Wesen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und sich als Besitzer der Thiere ankündigen. Brächten Sie sie aber schon früher in der Exposition, so würde diese Wirkung gänzlich geschwächt, ja vernichtet werden.

„Sie haben Recht, sagte Goethe, ich muß es lassen, wie es ist. Ohne Frage, Sie haben ganz Recht. Es muß auch beym ersten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich sie ausgelassen. Diese intendirte Änderung war eine Forderung des Verstandes und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es ist aber dieses ein merkwürdiger ästhetischer Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen."

Es kam sodann zur Sprache, welchen Titel man der Novelle geben solle; wir thaten manche Vorschläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand sich keiner, der für das Ganze passend und also der rechte gewesen wäre. „Wissen Sie was, sagte Goethe, wir wollen es die Novelle nennen; denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit. Dieß ist der eigentliche Begriff, und so Vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung oder was Sie sonst wollen. In jenem ursprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtschaften vor."

Wenn man es recht bedenkt, sagte ich, so entsteht doch ein Gedicht immer ohne Titel und ist ohne Titel das, was es ist, so daß man also glauben sollte, der Titel gehöre gar nicht zur Sache. „Er gehört auch nicht dazu, sagte Goethe; die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es ist dieß ein Gebrauch der Neuern, von denen auch die Gedichte der Alten erst in einer späteren Zeit Titel erhalten haben. Doch dieser Gebrauch ist von der Nothwendigkeit herbeygeführt, bey einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und von einander zu unterscheiden."

„Hier, sagte Goethe, haben Sie etwas Neues; lesen Sie." Mit diesen Worten reichte er mir eine Übersetzung eines serbischen Gedichtes von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war sehr schön und die Übersetzung so einfach und klar, daß man im Anschauen des Gegenstandes nie gestört wurde. Das Gedicht führte den Titel: die Gefängnißschlüssel. Ich

sage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indeß kam mir abgerissen und ein wenig unbefriedigend vor.

„Das ist, sagte Goethe, eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück und die Phantasie des Lesers ist angeregt, sich selbst alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerspiele, allein er ist von der Art, wie schon Vieles dagewesen ist. Dagegen das im Gedicht Dargestellte ist das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr sehr weise, daß er nur dieses ausbildete und das andere dem Leser überließ. Ich theilte das Gedicht gerne in Kunst und Alterthum mit, allein es ist zu lang; dagegen habe ich mir diese drey gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im nächsten Heft werde abdrucken lassen. Was sagen Sie zu diesem; hören Sie."

Goethe las nun zuerst das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, sodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energische: Tanz uns vor, Theodor. Jedes las er in einem anderen Tone und andern Schwunge, vortrefflich, so daß man nicht leicht etwas Vollkommneres hören konnte.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Character gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, so daß man nicht wußte, wie er es hätte besser machen sollen. „Da sieht man, sagte Goethe, was bey einem solchen Talent wie Gerhard die große technische Übung thut. Und dann kommt ihm zu gute, daß er kein eigentlich gelehrtes Metier, sondern ein solches treibt, das ihn täglich aufs practische Leben weiset. Auch hat er die vielen Reisen in England und andern Ländern gemacht, wodurch er denn bey seinem auf das Reale gehenden Sinn über unsere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er sich immer an gute Überlieferungen hält und nur diese bearbeitet, so wird er nicht leicht etwas Schlechtes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern sehr viel und sind eine schwere Sache."

Hieran knüpften sich manche Betrachtungen über die Productionen unserer neuesten jungen Dichter und es ward bemerkt, daß fast keiner von ihnen mit einer guten Prosa aufgetreten.

„Die Sache ist sehr einfach, sagte Goethe. Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo denn ein

Wort das andere giebt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist aber doch aussieht, als wäre es was."

Mittwoch den 31. Januar 1827.

Bey Goethe zu Tisch. „In diesen Tagen, seit ich Sie nicht gesehen, sagte er, habe ich vieles und mancherley gelesen, besonders auch einen chinesischen Roman, der mich noch beschäftiget und der mir im hohen Grade merkwürdig erscheint." Chinesischen Roman? sagte ich, der muß wohl sehr fremdartig aussehen. „Nicht so sehr als man glauben sollte, sagte Goethe. Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur daß bey ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bey ihnen alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, so wie mit den englischen Romanen des Richardson. Es unterscheidet sich aber wieder dadurch daß bey ihnen die äußere Natur neben den menschlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfische in den Teichen hört man immer plätschern, die Vögel auf den Zweigen singen immerfort, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar; vom Mond ist viel die Rede, allein er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht wie der Tag selber. Und das Innere der Häuser so nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B. „Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich sie zu Gesichte bekam, saßen sie auf feinen Rohrstühlen." Da haben Sie gleich die allerliebste Situation, denn Rohrstühle kann man sich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das so leicht und zierlich von Füßen war, daß sie auf einer Blume balanciren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der sich so sittlich und brav hielt, daß er in seinem dreyßigsten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiser zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange sich so enthaltsam bewiesen, daß, als sie einst genöthigt waren, eine Nacht in einem Zimmer mit einander zuzubringen, sie in Gesprächen die Stunden durchwachten ohne sich zu berühren. Und so unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen."

„Einen höchst merkwürdigen Gegensatz zu diesem chinesischen Roman, fuhr Goethe fort, habe ich an den Liedern von Béranger, denen fast allen ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider seyn würden, wenn nicht ein so großes Talent wie Béranger die Gegenstände behandelt hätte, wodurch sie denn erträglich, ja sogar anmuthig werden. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht höchst merkwürdig, daß die Stoffe des chinesischen Dichters so durchaus sittlich und diejenigen des jetzigen ersten Dichters von Frankreich ganz das Gegentheil sind?"

Ein solches Talent wie Béranger, sagte ich, würde an sittlichen Stoffen nichts zu thun finden. „Sie haben Recht, sagte Goethe, eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger seine bessere Natur." Aber, sagte ich, ist denn dieser chinesische Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichsten? „Keineswegs, sagte Goethe, die Chinesen haben deren zu Tausenden und hatten ihrer schon, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten."

„Ich sehe immer mehr, fuhr Goethe fort, daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist, und daß sie überall und zu allen Zeiten in hunderten und aber hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr v. Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sey, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freylich wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gerne bey fremden Nationen um und rathe jedem, es auch seinerseits zu thun. National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Aber auch bey solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bey etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen; sondern im Bedürfniß von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist. Alles übrige müssen wir nur historisch betrachten und das Gute, so weit es gehen will, uns daraus aneignen."

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen so wichtigen Gegenstand reden zu hören. Das Geklingel vorbeyfahrender Schlitten lockte uns zum Fenster, denn wir erwarteten, daß der große Zug, der diesen Morgen nach Belvedere vorbey ging, wieder zurückkommen würde. Goethe setzte indeß seine lehrreichen Äußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris gesehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Gesellschaft wohl aufgenommen gewesen sey und daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf seinem Landgute mit einer jungen Familie und seiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni, fuhr Goethe fort, fehlt weiter nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist, und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respect vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweiset, wie treu er den Einzelnheiten der Geschichte geblieben. Nun mögen seine Facta historisch seyn, aber seine Charactere sind es doch nicht, so wenig es mein Thoas und meine Iphigenia sind. Kein Dichter hat je die historischen Charactere gekannt, die er darstellte, hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will und danach die Natur seiner Charactere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen seyn. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieß ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont.“

„Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns wo möglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charactere des Sophocles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, so wie Charactere des Shakspeare von der seinigen. Und so ist es recht und so soll man es machen. Ja Shakspeare geht noch weiter und macht seine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht, denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden.“

„Darin, fuhr Goethe fort, waren nun wieder die Griechen so groß, daß sie weniger auf die Treue eines historischen Factums

gingen, als darauf, wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den Philokteten ein herrliches Beyspiel, welches Süjet alle drey großen Tragiker behandelt haben, und Sophocles zuletzt und am besten. Dieses Dichters treffliches Stück ist glücklicherweise ganz auf uns gekommen; dagegen von den Philokteten des Aeschylus und Euripides hat man Bruchstücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu sehen ist, wie sie ihren Gegenstand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, so würde ich diese Stücke restauriren, so wie ich es mit dem Phaethon des Euripides gethan, und es sollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit seyn."

„Bey diesem Süjet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebst dem Bogen von der Insel Lemnos zu holen. Aber die Art wie dieses geschieht, das war nun die Sache der Dichter und darin konnte jeder die Kraft seiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvorthun. Der Ulyß soll ihn holen, aber soll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und wodurch soll er unkenntlich seyn? Soll der Ulyß allein gehen, oder soll er Begleiter haben, und wer soll ihn begleiten? Beym Aeschylus ist der Gefährte unbekannt, beym Euripides ist es der Diomed, beym Sophocles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zustande soll man den Philoktet finden? Soll die Insel bewohnt seyn oder nicht, und wenn bewohnt, soll sich eine mitleidige Seele seiner angenommen haben oder nicht? Und so hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern seine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's und so sollten es die jetzigen Dichter auch machen, und nicht immer fragen, ob ein Süjet schon behandelt worden oder nicht, wo sie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten suchen, die oft barbarisch genug sind, und die dann auch bloß als Begebenheiten wirken. Aber freylich ein einfaches Süjet durch eine meisterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geist und großes Talent, und daran fehlt es."

Vorbeyfahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenster; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir sprachen und scherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle stehe.

„Ich habe sie dieser Tage ruhen lassen, sagte er, aber Eins muß doch noch in der Exposition geschehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürstin an der Bude vorbeyreitet; wobey

ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit dieses gewaltigen Thieres anstellen lassen kann." Dieser Gedanke ist sehr glücklich, sagte ich, denn dadurch entsteht eine Exposition, die nicht allein an sich, an ihrer Stelle, gut und nothwendig ist, sondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bis jetzt erschien der Löwe fast zu sanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllet, läßt er uns wenigstens seine Furchtbarkeit ahnden, und wenn er sodann später sanft der Flöte des Kindes folgt, so wird dieses eine desto größere Wirkung thun.

„Diese Art zu ändern und zu bessern, sagte Goethe, ist nun die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgesetzte Erfindungen zum Vollendeten steigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner Mignon gethan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubstumm seyn läßt; diese Art zu ändern kann ich nicht loben."

Donnerstag Abend den 1. Februar 1827.

Goethe erzählte mir von einem Besuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. „Auch die Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen, sagte er, waren diesen Morgen bey mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drey Stunden, und es kam mancherley zur Sprache, welches mir von dem Geist, Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise dieses jungen Fürsten eine hohe Meinung gab."

Goethe hatte einen Band der Farbenlehre vor sich liegen. „Ich bin, sagte er, Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten schuldig. Da dieses aber Vieles voraussetzt und mit vielem Andern zusammenhängt, so will ich Ihnen auch heute keine aus dem Ganzen herausgerissene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut seyn würde, wenn wir die Abende, die wir zusammenkommen, die ganze Farbenlehre mit einander durchlesen. Dadurch haben wir immer einen soliden Gegenstand der Unterhaltung, und Sie selbst werden sich die ganze Lehre zu eigen machen, so daß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Überlieferte fängt bey Ihnen an zu leben und wieder productiv zu werden, wodurch ich denn voraussehe, daß diese Wissenschaft sehr bald Ihr Eigenthum seyn wird. Nun lesen Sie den ersten Abschnitt."

Mit diesen Worten legte Goethe mir das aufgeschlagene Buch vor. Ich fühlte mich sehr beglückt durch die gute Absicht, die er

mit mir hatte. Ich las von den psychologischen Farben die ersten Paragraphen.

„Sie sehen, sagte Goethe, es ist nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die äußere Welt ihre Farben hat, so hat sie auch das Auge. Da es nun bey dieser Wissenschaft ganz vorzüglich auf scharfe Sonderung des Objectiven vom Subjectiven ankommt, so habe ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bey allen Wahrnehmungen immer wohl unterscheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns existire, oder ob es eine bloße Scheinfarbe sey, die sich das Auge selbst erzeugt hat. Ich denke also, daß ich den Vortrag dieser Wissenschaft beym rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächst das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geschehen müssen."

Ich las weiter bis zu den interessanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfniß des Wechsels habe, indem es nie gerne bey derselbigen Farbe verweile, sondern sogleich eine andere fordere und zwar so lebhaft, daß es sich solche selbst erzeuge, wenn es sie nicht wirklich vorfinde.

Dieses brachte ein großes Gesetz zur Sprache, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruhet. „Es ist dieses, sagte Goethe, nicht allein mit allen anderen Sinnen so, sondern auch mit unserem höheren geistigen Wesen; aber weil das Auge ein so vorzüglicher Sinn ist, so tritt dieses Gesetz des geforderten Wechsels so auffallend bey den Farben hervor und wird uns bey ihnen so vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im hohen Grade wohl gefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechselt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll sogleich ermüden."

Dasselbe Gesetz, sagte ich, scheint einem guten Styl zum Grunde zu liegen, bey welchem wir gerne einen Klang vermeiden, der so eben gehört wurde. Auch beym Theater wäre mit diesem Gesetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, besonders Trauerspiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechsel durchgeht, haben etwas Lästiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orchester bey einem traurigen Stück auch in den Zwischenacten traurige niederschlagende Musik hören läßt, so wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gerne auf alle Weise entfliehen möchte.

„Vielleicht, sagte Goethe, beruhen auch die eingeflochtenen heiteren Scenen in den Shakspearischen Trauerspielen auf diesem Gesetz des geforderten Wechsels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen scheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bey dieser ein gewisser Grundton durch das Ganze."

Die griechische Tragödie, sagte ich, ist auch nicht von solcher Länge, daß sie bey einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte; und dann wechseln auch Chöre und Dialog und der erhabene Sinn ist von solcher Art, daß er nicht lästig werden kann, indem immer eine gewisse tüchtige Realität zum Grunde liegt, die stets heiterer Natur ist.

„Sie mögen Recht haben, sagte Goethe, und es wäre wohl der Mühe werth zu untersuchen, in wiefern auch die griechische Tragödie dem allgemeinen Gesetze des geforderten Wechsels unterworfen ist. Aber Sie sehen, wie alles aneinander hängt, und wie sogar ein Gesetz der Farbenlehre auf eine Untersuchung der griechischen Tragödie führen kann. Nur muß man sich hüten, es mit einem solchen Gesetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen; vielmehr geht man sicherer, wenn man es immer nur als ein Analogon als ein Beispiel gebraucht und anwendet."

Wir sprachen über die Art, wie Goethe seine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabey alles aus großen Ur-Gesetzen abgeleitet und die einzelnen Erscheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geist hervorgehe.

„Dieses mag seyn, sagte Goethe, und Sie mögen mich deßhalb loben, aber diese Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerstreuung leben und die fähig sind, die Sache wieder im Grunde aufzufassen. Es sind einige recht hübsche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück ist, sie bleiben nicht auf geradem Wege, sondern ehe ich es mir versehe, weichen sie ab und gehen einer Idee nach, statt das Object immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter Kopf, dem es zugleich um die Wahrheit zu thun wäre, könnte noch immer viel leisten."

Wir sprachen von Professoren, die, nachdem das Bessere gefunden, immer noch die Newtonische Lehre vortragen. „Dieß ist nicht zu verwundern, sagte Goethe; solche Leute gehen im Irrthum fort, weil sie ihm ihre Existenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine sehr unbequeme Sache." Aber, sagte ich, wie können ihre Experimente die Wahrheit beweisen, da der Grund ihrer

Lehre falsch ist? — „Sie beweisen auch die Wahrheit nicht, sagte Goethe, und das ist auch keineswegs ihre Absicht, sondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweisen. Deßhalb verbergen sie auch alle solche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre sich darlegen könnte."

„Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu thun? Das sind auch Leute, wie andere und völlig zufrieden, wenn sie über die Sache empirisch mitschwatzen können. Das ist Alles. Die Menschen sind überhaupt eigener Natur: sobald ein See zugefroren ist, sind sie gleich zu hunderten darauf und amüsiren sich auf der glatten Oberfläche; aber wem fällt es ein zu untersuchen, wie tief er ist und welche Arten von Fischen unter dem Eise hin- und herschwimmen. Niebuhr hat jetzt einen Handelstractat zwischen Rom und Carthago entdeckt aus einer sehr frühen Zeit, woraus es erwiesen ist, daß alle Geschichte des Livius vom frühen Zustande des Römischen Volks nichts als Fabeln sind, indem aus jenem Tractat ersichtlich, daß Rom schon sehr früh in einem weit höheren Zustande der Cultur sich befunden als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieser entdeckte Tractat in der bisherigen Lehrart der römischen Geschichte eine große Reform hervorbringen werde, so sind Sie im Irrthum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See; so sind die Leute, ich habe sie kennen gelernt, so sind sie und nicht anders."

Aber doch, sagte ich, kann es Ihnen nicht gereuen, daß Sie die Farbenlehre geschrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein festes Gebäude dieser trefflichen Wissenschaft gegründet, sondern Sie haben auch darin ein Muster wissenschaftlicher Behandlung aufgestellt, woran man sich bey Behandlung ähnlicher Gegenstände immer halten kann.

„Es gereut mich auch keineswegs, sagte Goethe, obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingesteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerspiele mehr geschrieben, das ist alles, und dazu werden sich noch Leute genug nach mir finden."

„Aber Sie haben Recht, ich denke auch die Behandlung wäre gut; es ist Methode darin. In derselbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geschrieben, so wie auch meine Metamorphose der Pflanzen auf derselbigen Anschauungs- und Ableitungs-Weise beruhet."

„Mit meiner Metamorphose der Pflanzen ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herschel zu seinen Entdeckungen. Herschel nämlich

war so arm, daß er sich kein Fernrohr anschaffen konnte, sondern daß er genöthiget war sich selber eins zu machen. Aber dieß war sein Glück; denn dieses selbstfabricirte war besser als alle anderen und er machte damit seine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empirischem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bey der Bildung der Geschlechter die Lehre zu weitläuftig wurde, als daß ich den Muth hatte, sie zu fassen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuspüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterschied gemein wäre, und so entdeckte ich das Gesetz der Metamorphose."

„Der Botanik nun im Einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlasse ich Andern, die es mir auch darin weit zuvor thun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erscheinungen auf ein allgemeines Grundgesetz zurückzuführen."

„So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinsicht Interesse für mich gehabt: zunächst nämlich ihres großen practischen Nutzens wegen, und dann um darin ein Document über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Wernerische Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieser Wissenschaft das Oberste zu Unterst kehrt, gehe ich in diesem Fache öffentlich nicht weiter mit, sondern halte mich im Stillen in meiner Überzeugung fort."

„In der Farbenlehre steht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächst gehen werde. Es ist dieses eine äußerst schwierige Aufgabe, die ich jedoch zu lösen hoffe. Es ist mir aus diesem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die Farbenlehre wieder durchzugehen, wodurch sich denn, zumal bey Ihrem Interesse für die Sache, Alles wieder anfrischet."

„Ich habe mich, fuhr Goethe fort, in den Naturwissenschaften ziemlich nach allen Seiten hin versucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weßhalb ich mich denn auch nie mit Astronomie beschäftiget habe, weil hiebey die Sinne nicht mehr ausreichen, sondern weil man hier schon zu Instrumenten, Berechnungen und Mechanik seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren."

„Wenn ich aber in denen Gegenständen, die in meinem Wege lagen, etwas geleistet, so kam mir dabey zu gute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher

war als irgend eine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklins Lehre von der Electricität, welches Gesetz er damals soeben gefunden hatte. Und so folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieser Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, sondern auch später immer fort in der bedeutendsten Anregung erhalten wurde."

„Jetzt werden Vorschritte gethan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich sie nicht ahnden konnte, und es ist mir wie einem, der der Morgenröthe entgegengeht und über den Glanz der Sonne erstaunt, wenn diese hervorleuchtet."

Unter den Deutschen nannte Goethe bey dieser Gelegenheit die Namen: Carus, d'Alton, Meyer in Königsberg, mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menschen, fuhr Goethe fort, das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüsterten, so wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menschheit ein Positives noth, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Positive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieser Hinsicht sollte es mich freuen, wenn man in den Naturwissenschaften aufs Reine käme, und sodann im Rechten beharrte und nicht wieder transcendirte, nachdem im Faßlichen alles gethan worden. Aber die Menschen können keine Ruhe halten und ehe man es sich versieht, ist die Verwirrung wieder oben auf."

„So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Critik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hiebey beruhet alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat."

„In der Poesie ist die vernichtende Critik nicht so schädlich. Wolf hat den Homer zerstört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhalla's, die sich des Morgens in Stücke hauen und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen."

Goethe war in der besten Laune und ich war glücklich ihn abermals über so bedeutende Dinge reden zu hören. „Wir wollen uns nur, sagte er, im Stillen auf dem rechten Wege forthalten und die Übrigen gehen lassen; das ist das Beste."

Mittwoch den 7. Februar 1827.

Goethe schalt heute auf gewisse Critiker, die nicht mit Lessing zufrieden, und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man, sagte er, die Stücke von Lessing mit denen der Alten vergleicht und sie schlecht und miserabel findet, was soll man da sagen! — Bedauert doch den außerordentlichen Menschen, daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine besseren Stoffe gab als in seinen Stücken verarbeitet sind! — Bedauert ihn doch, daß er in seiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachsen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts besseres fand! — Auch daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit. In der Emilie Galotti hatte er seine Piquen auf die Fürsten, im Nathan auf die Pfaffen."

Freytag den 16. Februar 1827. Ich erzählte Goethen, daß ich in diesen Tagen Winckelmanns Schrift über die Nachahmung griechischer Kunstwerke gelesen, wobey ich gestand, daß es mir oft vorgekommen, als sey Winckelmann damals noch nicht völlig klar über seine Gegenstände gewesen.

„Sie haben allerdings Recht, sagte Goethe, man trifft ihn mitunter in einem gewissen Tasten; allein, was das Große ist, sein Tasten weiset immer auf etwas hin; er ist dem Columbus ähnlich, als er die neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahndungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieset, aber man wird etwas."

„Meyer ist nun weiter geschritten und hat die Kenntniß der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunstgeschichte ist ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre. Da sieht man abermals, was ein großer Vorgänger thut und was es heißt, wenn man sich diesen gehörig zu Nutze macht."

Mittwoch den 11. April 1827. Ich ging diesen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tisch zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war sehr schön, die Kornfelder zu beyden Seiten des Weges erquickten das Auge mit dem lebhaftesten Grün; Goethe schien in seinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz; in seinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich sage immer und wiederhole es, begann er, die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und so fort." Ich fand auf diese

Worte nichts zu erwiedern und hinzuzusetzen. Goethe ließ seine Blicke über die grünenden Felder schweifen, sodann aber, wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort.

„Ich habe in diesen Tagen eine wunderliche Lectüre gehabt, nämlich die Briefe Jacobi's und seiner Freunde. Dieß ist ein höchst merkwürdiges Buch und Sie müssen es lesen, nicht um etwas daraus zu lernen, sondern um in den Zustand damaliger Cultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man sieht lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse, sondern jeder rund abgeschlossen für sich und seinen eigenen Weg gehend, ohne im geringsten an den Bestrebungen des Andern Theil zu nehmen. Sie sind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durch einander laufen ohne von einander zu wissen und die, sobald sie sich berühren, nur desto weiter auseinander fahren."

Ich lachte über das treffende Gleichniß. Ich erkundigte mich nach den correspondirenden Personen, und Goethe nannte sie mir, indem er mir über jeden etwas Besonderes sagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein schöner Mann von schlankem Wuchs, feinen vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platz gewesen wäre. Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beydes zu seyn."

„Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen oder sie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte."

Ich fragte nach Lessing, ob auch dieser in den Briefen vorkomme. „Nein, sagte Goethe, aber Herder und Wieland."

„Herdern war es nicht wohl bey diesen Verbindungen; er stand zu hoch als daß ihm das hohle Wesen auf die Länge nicht hätte lästig werden sollen, so wie auch Hamann diese Leute mit überlegenem Geiste behandelte."

„Wieland, wie immer, erscheint auch in diesen Briefen durchaus heiter und wie zu Hause. An keiner besonderen Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem

Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf seinem Wurzelchen immer feste blieb."

„Mein persönliches Verhältniß zu Wieland war immer sehr gut, besonders in der früheren Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geschrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß."

Der Wagen wendete sich zum Rückwege. Wir sahen gegen Osten vielfaches Regengewölk, das sich in einander schob. Diese Wolken, sagte ich, sind doch so weit gebildet, daß sie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß sie sich wieder auflösten, wenn das Barometer stiege? „Ja, sagte Goethe, diese Wolken würden sogleich von oben herein verzehrt und aufgesponnen werden wie ein Rocken. So stark ist mein Glauben an das Barometer. Ja ich sage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überschwemmung von Petersburg das Barometer gestiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt."

„Mein Sohn glaubt beym Wetter an den Einfluß des Mondes und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erscheint als ein zu bedeutendes Gestirn, als daß man ihm nicht eine entschiedene Einwirkung auf unsere Erde zuschreiben sollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechsel her, sondern ist rein tellurisch."

„Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnißweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Aus-Athmen begriffen ist. Athmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasser-Bejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dieß aber giebt sie nicht zu; sie athmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau herdurch gesehen wird."

„Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasser-Vereinigung. Denn wie bey dem entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde

nicht verdunsten und abtrocknen will; so kommt dagegen bey diesem Zustand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, so daß bey einer Dauer über alle Ordnung hinaus, die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe."

So sprach Goethe über diesen wichtigen Gegenstand und ich hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Die Sache ist sehr einfach, fuhr er fort, und so am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu lassen. Hoher Barometer: Trockenheit, Ostwind; tiefer Barometer: Nässe, Westwind, dieß ist das herrschende Gesetz, woran ich mich halte. Wehet aber einmal bey hohem Barometer und Ostwind ein nasser Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bey Westwind, so kümmert mich dieses nicht und macht meinen Glauben an das herrschende Gesetz nicht irre, sondern ich sehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende existirt, dem man nicht sogleich beykommen kann."

„Ich will Ihnen etwas sagen, woran Sie sich im Leben halten mögen. Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respect. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt zu sehen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestiget, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beyzukommen ist, und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Unter diesen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Gespräch lenkte sich auf unbedeutende Gegenstände, wobey jene hohen Ansichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um sogleich an Tisch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landschaft von Rubens und zwar einen Sommer-Abend. Links im Vordergrunde sah man Feldarbeiter nach Hause gehen; in der Mitte des Bildes

folgte eine Herde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer im Bilde stand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beschäftigt waren, abgespannte Pferde graseten nebenbey; sodann abseits in Wiesen und Gebüsch zerstreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man ansah, daß sie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verschiedene Dörfer und eine Stadt schlossen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Thätigkeit und Ruhe auf das Anmuthigste ausgedrückt fand.

Das Ganze schien mir mit solcher Wahrheit zusammen zu hängen und das Einzelne lag mir mit solcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieses Bild wohl ganz nach der Natur abgeschrieben.

„Keineswegs, sagte Goethe; ein so vollkommenes Bild ist niemals in der Natur gesehen worden, sondern wir verdanken diese Composition dem poetischen Geiste des Malers. Aber der große Rubens hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und sie ihm in ihren Einzelnheiten immer zu Befehl war. Daher kommt diese Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, so daß wir glauben, alles sey eine reine Copie nach der Natur. Jetzt wird eine solche Landschaft gar nicht mehr gemacht, diese Art zu empfinden und die Natur zu sehen, ist ganz verschwunden, es mangelt unsern Malern an Poesie."

„Und dann sind unsere jungen Talente sich selber überlassen, es fehlen die lebendigen Meister, die sie in die Geheimnisse der Kunst einführen. Zwar ist auch von den Todten etwas zu lernen, allein dieses ist, wie es sich zeigt, mehr ein Absehen von Einzelnheiten als ein Eindringen in eines Meisters tiefere Art zu denken und zu verfahren."

Frau und Herr v. Goethe traten herein und wir setzten uns zu Tisch. Die Gespräche wechselten über heitere Gegenstände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernstere Dinge gerathen und wir sahen uns in einem Gespräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet wie ich, sagte Goethe, seit funfzig Jahren die Kirchengeschichte studirt haben, um zu begreifen, wie das alles zusammenhängt. Dagegen ist es höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohamedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie

denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren."

„Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches seyn mag; aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns Allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht, und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Muth und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen, und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge hält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann."

„Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die Mohamedaner mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß."

„Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel welches denn von Beyden das eigentlich Wahre sey. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet."

„Sie sehen, daß dieser Lehre nichts fehlt und daß wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann."

Ich werde dadurch, sagte ich, an die Griechen erinnert, deren philosophische Erziehungsweise eine ähnliche gewesen seyn muß, wie uns dieses ihre Tragödie beweiset, deren Wesen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerspruch beruhet, indem niemand der redenden Personen etwas behaupten kann, wovon der Andere nicht eben so klug das Gegentheil zu sagen wüßte.

„Sie haben vollkommen Recht, sagte Goethe; auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuschauer oder Leser erweckt wird; so wie wir denn am Schluß durch das Schicksal zur Gewißheit gelangen, welches sich an das Sittliche anschließt und dessen Partey führt."

Wir standen von Tisch auf und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unsere Gespräche fortzusetzen.

An Lessing, sagte ich, ist es merkwürdig, daß er in seinen theoretischen Schriften, z. B. im Laokoon, nie geradezu auf Resultate losgeht, sondern uns immer erst jenen philosophischen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir sehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir große Ansichten und große Wahrheiten erhielten, die unser eigenes Denken anzuregen und uns selbst productiv zu machen geeignet wären.

„Sie haben wohl Recht, sagte Goethe. Lessing soll selbst einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er sich dieses Geschenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, sie selber zu suchen."

„Jenes philosophische System der Mohamedaner ist ein artiger Maßstab, den man an sich und Andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Tugend man denn eigentlich stehe."

„Lessing hält sich, seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache, und dabey kam ihm sein großer Verstand auf das Herrlichste zu Statten. Mich selbst werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen."

Ich fragte Goethe, welchen der neueren Philosophen er für den vorzüglichsten halte.

„Kant, sagte er, ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat, und die in unsere deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine Critik der Urtheilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat."

Haben Eure Excellenz je zu Kant ein persönliches Verhältniß gehabt? fragte ich.

„Nein, sagte Goethe. Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er.

Meine Metamorphose der Pflanzen habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjects vom Object, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Critik von Subject und Object und als Vermittelung von beyden anzusehen ist."

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantischen Philosophie zu widerrathen. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studirt und zwar nicht ohne Gewinn."

Unter diesen Gesprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten sich indeß verdichtet und es fing an zu tröpfeln, so daß wir genöthiget waren uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unsere Unterhaltungen noch eine Weile fortsetzten.

Mittwoch den 20. Juny 1827. Der Familien-Tisch zu fünf Couverts stand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bey der großen Hitze sehr wohl that. Ich trat in das geräumige an den Speisesaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die colossale Büste der Juno steht. Ich war nicht lange allein auf- und abgegangen, als Goethe, aus seinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in seiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. „Nehmen Sie sich auch ein Stühlchen, sagte er, und setzen Sie sich zu mir, wir wollen ein wenig reden bis die Übrigen kommen. Es ist mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bey mir haben kennen gelernt; er ist wieder abgereiset und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Thätigkeit und Ruhe."

Die Persönlichkeit des Grafen, sagte ich, ist mir sehr bedeutend erschienen, nicht weniger seine großen Kenntnisse; denn das Gespräch mochte sich lenken, wohin es wollte, er war überall zu Hause und sprach über Alles gründlich und umsichtig mit großer Leichtigkeit.

„Ja, sagte Goethe, er ist ein höchst bedeutender Mann und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine Flora subterranea in ganz Europa bekannt; so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie seine Geschichte?" Nein, sagte ich, aber ich möchte gerne etwas über ihn erfahren. Ich sah ihn als Grafen und Welt-

mann, zugleich als vielseitigen tiefen Gelehrten, dieses ist mir ein Problem, das ich gerne möchte gelöset sehen. Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geistlichen Stande bestimmt, in Rom seine Studien begonnen; darauf aber, nachdem Östreich gewisse Vergünstigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen sey. Und so erzählte Goethe weiter, gründlich, interessant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die Wanderjahre zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geschickt fühle. Ich war höchst glücklich ihm zuzuhören und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Gespräch lenkte sich nun auf die böhmischen Schulen und ihre großen Vorzüge, besonders in Bezug auf eine gründliche ästhetische Bildung.

Herr und Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike von P. waren indessen auch hereingekommen und wir setzten uns zu Tisch. Die Gespräche wechselten heiter und mannigfaltig, besonders aber waren die Frömmler einiger norddeutschen Städte ein oft wiederkehrender Gegenstand. Es ward bemerkt, daß diese pietistischen Absonderungen ganze Familien mit einander uneins gemacht und zersprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich fast einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu seiner Meinung zu bekehren. Dieser, sagte ich, war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienst und alle gute Werke nichts seyen, und daß der Mensch bloß durch die Gnade Christi ein gutes Verhältniß zur Gottheit gewinnen könne. Etwas ähnliches, sagte Frau von Goethe, hat auch eine Freundinn zu mir gesagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit diesen guten Werken und dieser Gnade für eine Bewandniß hat.

„So wie alle diese Dinge, sagte Goethe, heutiges Tages in der Welt in Cours und Gespräch sind, ist es nichts als ein Mantsch und vielleicht niemand von euch weiß, wo es herkommt. Ich will es euch sagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Mensch durch Gutesthun, Vermächtnisse und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und sich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, ist katholisch. Die Reformatoren aber, aus Opposition, verwarfen diese Lehre, und setzten dafür an die Stelle, daß der Mensch einzig und allein trachten müsse, die Verdienste Christi zu erkennen und sich seiner Gnaden theilhaftig zu machen, welches denn freylich auch zu guten Werken führe. So ist es; aber heutiges Tags wird alles durcheinander gemengt und verwechselt und niemand weiß, woher die Dinge kommen."

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es aussprach, daß die verschiedene Meinung in Religionssachen doch von jeher die Menschen entzweyt und zu Feinden gemacht habe, ja daß sogar der erste Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeygeführet sey. Ich sagte, daß ich dieser Tage Byrons Cain gelesen und besonders den dritten Act und die Motivirung des Todtschlages bewundert habe.

„Nicht wahr? sagte Goethe, das ist vortrefflich motivirt! es ist von so einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweyten Male vorhanden ist."

Der Cain, sagte ich, war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber lieset ihn jedermann und die reisenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen completen Byron mit sich.

„Es ist auch Thorheit, sagte Goethe, denn im Grunde steht im ganzen Cain doch nichts, als was die englischen Bischöfe selber lehren."

Der Canzler ließ sich melden und trat herein und setzte sich zu uns an den Tisch. So auch kamen Goethe's Enkel Walter und Wolfgang nach einander gesprungen. Wolf schmiegte sich an den Canzler. „Hole dem Herrn Canzler, sagte Goethe, dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß und was dir der Graf Sternberg geschrieben." Wolf sprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Canzler betrachtete das Portrait der Prinzeß mit beygeschriebenen Versen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelters Inschrift und las laut heraus:

Lerne gehorchen!

„Das ist doch das einzige vernünftige Wort, sagte Goethe lachend, was im ganzen Buche steht. Ja, Zelter ist immer grandios und tüchtig! — Ich gehe jetzt mit Riemer seine Briefe durch, die ganz unschätzbare Sachen enthalten. Besonders sind die Briefe, die er mir auf Reisen geschrieben, von vorzüglichem Werth; denn da hat er als tüchtiger Baumeister und Musikus den Vortheil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenständen des Urtheils fehlt. So wie er in eine Stadt eintritt, stehen die Gebäude vor ihm, und sagen ihm, was sie Verdienstliches und Mangelhaftes an sich tragen. Sodann ziehen die Musik-Vereine ihn sogleich in ihre Mitte und zeigen sich dem Meister in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geschwindschreiber seine Gespräche mit seinen musikalischen Schülern aufgeschrieben hätte, so besäßen wir etwas ganz Einziges in

seiner Art. Denn in diesen Dingen ist Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf."

Donnerstag den 5. July 1827. Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeyfahren winkte er mir mit der Hand, daß ich ihn besuchen möchte. Ich wendete daher sogleich um nach seinem Hause, wo ich den Oberbaudirector Coudray fand. Goethe stieg aus und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir setzten uns in dem sogenannten Juno-Zimmer um einen runden Tisch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Canzler hereintrat und sich zu uns gesellte. Das Gespräch wendete sich um politische Gegenstände, Wellingtons Gesandtschaft nach Petersburg und deren wahrscheinliche Folgen, Capodistrias, die verzögerte Befreyung Griechenlands, die Beschränkung der Türken auf Constantinopel, und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, besonders aber über den Herzog von Enghien und sein unvorsichtiges revolutionaires Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wielands Grab zu Osmannstedt war ein viel besprochener Gegenstand unserer Unterhaltung. Oberbaudirector Coudray erzählte, daß er mit einer eisernen Einfassung des Grabes beschäftigt sey. Er gab uns von seiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eisernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unsern Augen hinzeichnete.

Als der Canzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bey ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtausenden lebe, sagte er, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerschlagen zu sehen. Coudray's Eisenstäbe um das Wielandische Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavallerie blinken, und ich kann noch dazu sagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandische Grab liegt überdieß viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegung kaum ein hundert Jahre am Ufer fort zu zehren, und er wird die Todten erreicht haben."

Wir scherzten mit gutem Humor über die entsetzliche Unbeständigkeit der irdischen Dinge und nahmen sodann Coudray's Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der englischen Bleyfeder, die dem Zeichner so zu Willen

Rembrandt.
Jesus im Tempel.

(Handzeichnung und Kupferstich.)

gewesen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringsten Verlust auf dem Papiere stand.

Dieß führte das Gespräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italienischen Meisters, den Knaben Jesus darstellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir einen Kupferstich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war und man konnte viele Betrachtungen anstellen, die alle zu Gunsten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieser Zeit so glücklich gewesen, sagte Goethe, viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meister um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen sind unschätzbar, nicht allein, weil sie die rein geistige Intention des Künstlers geben, sondern auch, weil sie uns unmittelbar in die Stimmung versetzen, in welcher der Künstler sich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieser Zeichnung des Jesusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere stille Entschiedenheit im Gemüthe des Künstlers, welche wohlthätige Stimmung in uns übergeht, so wie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunst den großen Vortheil, daß sie rein objectiver Natur ist, und uns zu sich herannöthiget, ohne unsere Empfindungen heftig anzuregen. Ein solches Werk steht da und spricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entschiedene Weise. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vageren Eindruck, es erregt die Empfindungen und bey Jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers."

Ich habe, sagte ich, dieser Tage den trefflichen englischen Roman Roderik Random von Smollet gelesen; dieser kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung sehr nahe. Eine unmittelbare Darstellung, keine Spur von einer Hinneigung zum Sentimentalen, sondern das wirkliche Leben steht vor uns, wie es ist, oft widerwärtig und abscheulich genug, aber im Ganzen immer heiteren Eindruckes, wegen der ganz entschiedenen Realität.

„Ich habe den Roderik Random oft rühmen hören, sagte Goethe, und glaube, was Sie mir von ihm erwähnen; doch ich habe ihn nie gelesen. Kennen Sie den Rasselas von Johnson? Lesen Sie ihn doch auch einmal und sagen Sie mir, wie Sie ihn finden." Ich versprach dieses zu thun.

Auch in Lord Byron, sagte ich, finde ich häufig Darstellungen, die ganz unmittelbar dastehen und uns rein den Gegenstand geben, ohne unser inneres Sentiment auf eine andere Weise anzuregen als

es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers thut. Besonders der Don Juan ist an solchen Stellen reich.

„Ja, sagte Goethe, darin ist Lord Byron groß; seine Darstellungen haben eine so leicht hingeworfene Realität, als wären sie improvisirt. Von Don Juan kenne ich wenig; allein aus seinen anderen Gedichten sind mir solche Stellen im Gedächtniß, besonders Seestücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unschätzbar, so daß man sogar die Wasserluft mit zu empfinden glaubt."

In seinem Don Juan, sagte ich, habe ich besonders die Darstellung der Stadt London bewundert, die man aus seinen leichten Versen heraus mit Augen zu sehen wähnt. Und dabey macht er sich keineswegs viele Scrupel, ob ein Gegenstand poetisch sey oder nicht, sondern er ergreift und gebraucht alles, wie es ihm vorkommt bis auf die gekräuselten Perücken vor den Fenstern der Haarschneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Oel versehen.

„Unsere deutschen Ästhetiker, sagte Goethe, reden zwar viel von poetischen und unpoetischen Gegenständen, und sie mögen auch in gewisser Hinsicht nicht ganz Unrecht haben; allein im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß."

Sehr wahr! sagte ich, und ich möchte wohl, daß diese Ansicht zur allgemeinen Maxime würde. Wir sprachen darauf über die beyden Foscari, wobey ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen, sagte Goethe, sind gut. Es ist aber auch das einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben ist, um unsere Idealität hinein zu gießen. Mit den Männern ist nichts zu thun. Im Achill und Odysseus, dem Tapfersten und Klügsten, hat der Homer alles vorweggenommen."

Übrigens, fuhr ich fort, haben die Foscari wegen der durchgehenden Folter-Qualen etwas Apprehensives, und man begreift kaum, wie Byron im Innern dieses peinlichen Gegenstandes so lange leben konnte, um das Stück zu machen.

„Dergleichen war ganz Byrons Element, sagte Goethe; er war ein ewiger Selbstquäler, solche Gegenstände waren daher seine Lieblings-Themata, wie Sie aus allen seinen Sachen sehen, unter denen fast nicht ein einziges heiteres Sujet ist. Aber nicht wahr? Die Darstellung ist auch bey den Foscari zu loben."

Sie ist vortrefflich, sagte ich; jedes Wort ist stark, bedeutend und zum Ziele führend, so wie ich überhaupt bis jetzt in Byron

noch keine matte Zeile gefunden habe. Es ist mir immer, als sähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, frisch und durchdrungen von schöpferischen Urkräften. „Sie haben ganz Recht, sagte Goethe, es ist so.“ — Jemehr ich ihn lese, fuhr ich fort, jemehr bewundere ich die Größe seines Talents und Sie haben ganz recht gethan ihm in der Helena das unsterbliche Denkmal der Liebe zu setzen.

„Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit, sagte Goethe, niemanden gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und ist nicht romantisch, sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz, woran er in Missolunghi zu Grunde ging. Eine Abhandlung über Byron zu schreiben ist nicht bequem und räthlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im Einzelnen hinzuweisen werde ich auch in der Folge nicht unterlassen.“

Da die Helena einmal zur Sprache gebracht war, so redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß, sagte er, früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut, aber ich will es euch nicht verrathen. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi und ich ließ gern alles Übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bey dem Trauergesang ganz aus der Rolle; er ist früher und durchgehends antik gehalten, oder verleugnet doch nie seine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem Mal ernst und hoch reflectirend und spricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können.“

Allerdings, sagte ich, habe ich dieses bemerkt; allein seitdem ich Rubens' Landschaft mit den doppelten Schatten gesehen, und seitdem der Begriff der Fictionen mir aufgegangen ist, kann mich dergleichen nicht irre machen. Solche kleine Widersprüche können bey einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal gesungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, so mußten es die Mädchen singen.

„Mich soll nur wundern, sagte Goethe lachend, was die deutschen Critiker dazu sagen werden. Ob sie werden Freyheit und Kühnheit genug haben darüber hinwegzukommen. Den Franzosen wird der Verstand im Wege seyn, und sie werden nicht bedenken, daß die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beykommen kann und soll. Wenn durch die Phantasie nicht Dinge

entständen, die für den Verstand ewig problematisch bleiben, so wäre überhaupt zu der Phantasie nicht viel. Dieß ist es, wodurch sich die Poesie von der Prosa unterscheidet, bey welcher der Verstand immer zu Hause ist und seyn mag und soll."

Ich freute mich dieses bedeutenden Wortes und merkte es mir. Darauf schickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir saßen ohne Licht, die helle Sommer-Nacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

Montag Abend den 9. July 1827. Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gyps-Pasten nach dem Stoschischen Cabinet. „Man ist in Berlin so freundlich gewesen, sagte er, mir diese ganze Sammlung zur Ansicht herzusenden; ich kenne die schönen Sachen schon dem größten Theile nach, hier aber sehe ich sie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann sie geordnet hat; auch benutze ich seine Beschreibung und sehe seine Meinung nach in Fällen, wo ich selber zweifle."

Wir hatten nicht lange geredet, als der Canzler hereintrat und sich zu uns setzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüste nach Löwenfleisch einen Löwen getödtet und sich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert, sagte Goethe, daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter schmackhafter Bissen seyn soll." Wir sprachen über die Häßlichkeit dieser Bestien und daß sie desto unangenehmer, je ähnlicher die Race dem Menschen sey. Ich begreife nicht, sagte der Canzler, wie fürstliche Personen solche Thiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können. „Fürstliche Personen, sagte Goethe, werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigeren Thiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns Andern sind Affen und Geschrey der Papagayen mit Recht widerwärtig, weil wir diese Thiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Fall, auf Elephanten unter Palmen zu reiten, so würden wir in einem solchen Element Affen und Papagayen ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie gesagt, die Fürsten haben Recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben." — Hiebey, sagte ich, fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht selber nicht mehr wissen:

Wollen die Menschen Bestien seyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird sich mindern;
Wir sind eben alle von Adams Kindern.

Goethe lachte. „Ja, sagte er, es ist so. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner früheren Zeit, wo es unter den Adlichen hin und wieder noch recht bestialische Herren gab, daß bey Tafel in einer vorzüglichen Gesellschaft und in Anwesenheit von Frauen ein reicher Edelmann sehr massive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgerniß Aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entschlossener ansehnlicher Herr, der ihm gegenüber saß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er sehr laut eine grobe Unanständigkeit beging, worüber alle erschraken, und jener Grobian mit, so daß er sich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund aufthat. Das Gespräch nahm von diesem Augenblick an eine anmuthige heitere Wendung zur Freude aller Anwesenden, und man wußte jenem entschlossenen Herrn für seine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die sie gethan hatte."

Nachdem wir uns an dieser heiteren Anecdote ergötzt hatten, brachte der Canzler das Gespräch auf die neuesten Zustände zwischen der Oppositions- und der Ministeriellen Partey zu Paris, indem er eine kräftige Rede fast wörtlich recitirte, die ein äußerst kühner Demokrat zu seiner Vertheidigung vor Gericht gegen die Minister gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtniß des Canzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und besonders das einschränkende Preß-Gesetz ward zwischen Goethe und dem Canzler viel hin und wieder gesprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobey sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volkes festhielt.

„Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange, sagte Goethe; sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nöthigt sie geistreich zu seyn, und dieß ist ein sehr großer Vortheil. Direct und grob seine Meinung

herauszusagen mag nur entschuldigt werden können und gut seyn, wenn man durchaus Recht hat. Eine Partey aber hat nicht durchaus Recht, eben weil sie Partey ist, und ihr steht daher die indirecte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich gradezu: Hans, zieh mir die Stiefel aus! das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direct ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmuthige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nöthigung regt den Geist auf und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreyheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu seyn, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gerne gerade heraus und haben es im Indirecten noch nicht sehr weit gebracht."

„Die Pariser Parteyen, fuhr Goethe fort, könnten noch größer seyn als sie sind, wenn sie noch liberaler und freyer wären und sich gegenseitig noch mehr zugestänben als sie thun. Sie stehen auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysiren und wo die große Einsicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quängeleyen sehen, die man diesem großen Staatsmanne macht."

Wir standen auf, um zu gehen. Goethe aber war so voller Leben, daß das Gespräch noch eine Weile stehend fortgesetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll und ich begleitete den Canzler nach seiner Wohnung. Es war ein schöner Abend und wir sprachen im Gehen viel über Goethe. Besonders aber wiederholten wir uns gerne jenes Wort, daß eine Opposition ohne Einschränkung platt werde.

Sonntag den 15. July 1827. Ich ging diesen Abend nach acht Uhr zu Goethe, den ich so eben aus seinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen Sie nur, was da liegt! sagte er; ein Roman in drey Bänden und zwar von wem? von Manzoni!" Ich betrachtete die Bücher, die sehr schön eingebunden waren und eine Inschrift an Goethe enthielten. Manzoni ist fleißig, sagte ich. „Ja das regt sich", sagte Goethe. Ich kenne nichts von Manzoni, sagte ich, als seine Ode auf Napoleon, die ich dieser Tage in Ihrer Übersetzung abermals gelesen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe ist ein Bild! — „Sie haben Recht, sagte Goethe, die Ode ist vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutschland einer

davon redet? Es ist so gut, als ob sie gar nicht da wäre, und doch ist sie das beste Gedicht, was über diesen Gegenstand gemacht worden."

Goethe fuhr fort, die englischen Zeitungen zu lesen, in welcher Beschäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyle's Übersetzung deutscher Romane in die Hände und zwar den Theil, welcher Musäus und Fouqué enthielt. Der mit unserer Literatur sehr vertraute Engländer hatte den übersetzten Werken selbst immer eine Einleitung, das Leben und eine Critik des Dichters enthaltend, vorangehen lassen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geist und vieler Gründlichkeit geschrieben und der critische Standpunct, aus welchem dieser beliebte Schriftsteller zu betrachten, mit großem Verstand und vieler ruhiger milder Einsicht in poetische Verdienste bezeichnet war. Bald vergleicht der geistreiche Engländer unsern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom schönsten Wohlklange. Dann, um seine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichniß aus kirchlichen Verhältnissen her, indem er sagt, daß Fouqué an der poetischen Kirche zwar nicht die Stelle eines Bischofs oder eines andern Geistlichen vom ersten Range bekleide, vielmehr mit den Functionen eines Caplans sich begnüge, in diesem mittleren Amte aber sich sehr wohl ausnehme.

Während ich dieses gelesen, hatte Goethe sich in seine hinteren Zimmer zurückgezogen. Er sendete mir seinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nachzukommen, welches ich that. „Setzen Sie sich noch ein wenig zu mir, sagte er, daß wir noch einige Worte miteinander reden. Da ist auch eine Übersetzung des Sophocles angekommen, sie lieset sich gut und scheint sehr brav zu seyn; ich will sie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun was sagen Sie zu Carlyle?" Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué gelesen. „Ist das nicht sehr artig? sagte Goethe; ja überm Meere giebt es auch gescheidte Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen."

„Indessen, fuhr Goethe fort, fehlt es in anderen Fächern uns Deutschen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Recension eines Historikers über Schlosser gelesen, die sehr groß ist. Sie ist Heinrich Leo unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müssen. Er steht höher als die Franzosen, welches in

geschichtlicher Hinsicht doch etwas heißen will. Jene haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freyheit. Über das indische Casten-Wesen hat er die trefflichsten Ansichten. Man spricht immer viel von Aristokratie und Demokratie, die Sache ist ganz einfach diese: In der Jugend, wo wir nichts besitzen, oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten. Sind wir aber in einem langen Leben zu Eigenthum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deßhalb sind wir im Alter immer Aristokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Gesinnungen hinneigten. Leo spricht über diesen Punkt mit großem Geiste."

„Im ästhetischen Fach sieht es freylich bey uns am schwächsten aus und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen. Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bey dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen uns einander zu corrigiren. Das ist der große Nutzen, der bey einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geschrieben und ihn überall so beurtheilt, wie ihn nicht leicht ein Deutscher beurtheilen wird. Dagegen sind wir über Shakspeare und Byron im Klaren und wissen deren Verdienste vielleicht besser zu schätzen als die Engländer selber."

Mittwoch den 18. July 1827.

„Ich habe Ihnen zu verkündigen, war heute Goethe's erstes Wort bey Tisch, daß Manzoni's Roman alles überflügelt, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Localitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen." Ich war verwundert und erfreut, dieses zu hören. „Der Eindruck beym Lesen, fuhr Goethe fort, ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt, und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen beyden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In diesem Roman sieht man erst recht, was Manzoni ist. Hier kommt sein vollendetes Innere zum Vorschein, welches er bey seinen dramatischen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den

besten Roman von Walter Scott lesen, etwa den Waverley, den ich noch nicht kenne, und ich werde sehen, wie Manzoni sich gegen diesen großen englischen Schriftsteller ausnehmen wird. Manzoni's innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleich kommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber." Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm? fragte ich. „Durchaus nicht, antwortete Goethe. Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität; die Zustände sind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts weiter sagen, ich bin noch im ersten Bande, bald aber sollen Sie mehr hören."

Sonnabend den 21. July 1827. Als ich diesen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Lesen von Manzoni's Roman. „Ich bin schon im dritten Bande, sagte er, indem er das Buch an die Seite legte, und komme dabey zu vielen neuen Gedanken. Sie wissen, Aristoteles sagt vom Trauerspiele, es müsse Furcht erregen, wenn es gut seyn solle. Es gilt dieses jedoch nicht bloß von der Tragödie, sondern auch von mancher anderen Dichtung. Sie finden es in meinem Gott und die Bajadere, Sie finden es in jedem guten Lustspiele und zwar bey der Verwickelung, ja Sie finden es sogar in den sieben Mädchen in Uniform, indem wir doch immer nicht wissen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Diese Furcht nun kann doppelter Art seyn, sie kann bestehen in Angst, oder sie kann auch bestehen in Bangigkeit. Diese letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moralisches Übel auf die handelnden Personen heranrücken und sich über sie verbreiten sehen, wie z. B. in den Wahlverwandtschaften. Die Angst aber entsteht im Leser oder Zuschauer, wenn die handelnden Personen von einer physischen Gefahr bedroht werden. Z. B. in den Galeerensclaven und im Freyschütz; ja in der Scene der Wolfsschlucht bleibt es nicht einmal bey der Angst, sondern es erfolgt eine totale Vernichtung in Allen die es sehen."

„Von dieser Angst nun macht Manzoni Gebrauch und zwar mit wunderbarem Glück, indem er sie in Rührung auflöset und uns durch diese Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angst ist stoffartig, und wird in jedem Leser entstehen, die Bewunderung aber entspringt aus der Einsicht, wie vortrefflich der Autor sich in jedem Falle benahm und nur der Kenner wird mit dieser Empfindung beglückt werden. Was sagen Sie zu dieser

Ästhetik? — Wäre ich jünger, so würde ich nach dieser Theorie etwas schreiben, wenn auch nicht ein Werk von solchem Umfange, wie dieses von Manzoni."

„Ich bin nun wirklich sehr begierig, was die Herren vom Globe zu diesem Roman sagen werden; sie sind gescheidt genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch ist die ganze Tendenz des Werkes ein rechtes Wasser auf die Mühle dieser Liberalen, wiewohl sich Manzoni sehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzosen selten ein Werk mit so reiner Neigung auf wie wir; sie bequemen sich nicht gerne zu dem Standpuncte des Autors, sondern sie finden, selbst bey dem Besten, immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne ist und das der Autor hätte sollen anders machen."

Goethe erzählte mir sodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiste er geschrieben. „Es kommen, fuhr er sodann fort, Manzoni vorzüglich vier Dinge zu Statten, die zu der großen Vortrefflichkeit seines Werkes beygetragen. Zunächst daß er ein ausgezeichneter Historiker ist, wodurch denn seine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die sie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich sich unter Roman vorstellt. Zweytens ist ihm die katholische Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art hervorgehen, die er als Protestant nicht gehabt haben würde. So wie es drittens seinem Werke zu gute kommt, daß der Autor in revolutionairen Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch persönlich nicht darin verflochten gewesen, doch seine Freunde getroffen und theils zu Grunde gerichtet haben. Und endlich viertens ist es diesem Romane günstig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comer See vorgeht, deren Eindrücke sich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er also in- und auswendig kennet. Daher entspringt nun auch ein großes Hauptverdienst des Werkes, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Localität."

Montag den 23. July 1827. Als ich diesen Abend gegen acht Uhr in Goethe's Hause anfragte, hörte ich, er sey noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden sitzen, seinen Enkel Wolfgang an seiner Seite.

Goethe schien sich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die ersten

flüchtigen Reden des Zusammentreffens abgethan, als das Gespräch sich wieder auf Manzoni wendete.

„Ich sagte Ihnen doch neulich, begann Goethe, daß unserm Dichter in diesem Roman der Historiker zu gute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Historiker dem Poeten einen bösen Streich spielt, indem Herr Manzoni mit einem Mal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Historiker dasteht. Und zwar geschieht dieses bey einer Beschreibung von Krieg, Hungersnoth und Pestilenz, welche Dinge schon an sich widerwärtiger Art sind, und die nun durch das umständliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutsche Übersetzer muß diesen Fehler zu vermeiden suchen, er muß die Beschreibung des Kriegs und der Hungersnoth um einen guten Theil, und die der Pest um zwey Drittheil zusammenschmelzen, so daß nur so viel übrig bleibt, als nöthig ist, um die handelnden Personen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen rathgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte diesen Fehler sehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Historiker zu großen Respect vor der Realität. Dieß macht ihm schon bey seinen dramatischen Werken zu schaffen, wo er sich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüssigen geschichtlichen Stoff als Noten beygiebt. In diesem Falle aber hat er sich nicht so zu helfen gewußt und sich von dem historischen Vorrath nicht trennen können. Dieß ist sehr merkwürdig. Doch sobald die Personen des Romans wieder auftreten, steht der Poet in voller Glorie wieder da und nöthigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung."

Wir standen auf und lenkten unsere Schritte dem Hause zu.

„Man sollte kaum begreifen, fuhr Goethe fort, wie ein Dichter wie Manzoni, der eine so bewunderungswürdige Composition zu machen versteht, nur einen Augenblick gegen die Poesie hat fehlen können. Doch die Sache ist einfach; sie ist diese."

„Manzoni ist ein geborener Poet, so wie Schiller einer war. Doch unsere Zeit ist so schlecht, daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwey großen Dingen: zu Philosophie und Geschichte; Manzoni zur Geschichte allein. Schillers Wallenstein ist so groß, daß in seiner Art zum zweyten Mal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist; aber Sie werden finden, daß eben diese beyden gewaltigen Hülfen, die Geschichte und Philosophie, dem Werke an verschiedenen Theilen im Wege sind und

seinen reinen poetischen Succeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geschichte."

Euer Excellenz, sagte ich, sprechen große Dinge aus und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören. „Manzoni, sagte Goethe, hilft uns zu guten Gedanken." Er wollte in Äußerung seiner Betrachtungen fortfahren, als der Canzler an der Pforte von Goethe's Hausgarten uns entgegentrat und so das Gespräch unterbrochen wurde. Er gesellte sich, als ein Willkommener, zu uns und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büstenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleau's niedergelassen waren und auf dem Tisch am Fenster zwey Lichter brannten. Wir setzten uns um den Tisch, wo dann zwischen Goethe und dem Canzler Gegenstände anderer Art verhandelt wurden.

Montag den 24. September 1827. Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war sehr schön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, so sprach Goethe von literarischen Dingen. Ein bekannter deutscher Dichter war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen sein Stammbuch gegeben. „Was darin für schwaches Zeug steht, glauben Sie nicht, sagte Goethe. Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle sprechen sie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseit, und unzufrieden, wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustand zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft und nur bey der Schwäche ist es ihr gemüthlich und poetisch zu Sinne."

„Ich habe ein gutes Wort gefunden, fuhr Goethe fort, um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen; dagegen die echt Tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen."

Goethe's Worte erhielten meine ganze Zustimmung.

Im Wagen zu unsern Füßen lag ein aus Binsen geflochtener Korb mit zwey Handgriffen, der meine Aufmerksamkeit erregte. „Ich habe ihn, sagte Goethe, aus Marienbad mitgebracht, wo man solche Körbe in allen Größen hat, und ich bin so an ihn gewöhnt, daß

ich nicht reisen kann, ohne ihn bey mir zu führen. Sie sehen, wenn er leer ist, legt er sich zusammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er sich nach allen Seiten aus und faßt mehr, als man denken sollte. Er ist weich und biegsam und dabey so zähe und stark, daß man die schwersten Sachen darin fortbringen kann."

Er sieht sehr malerisch und sogar antik aus, sagte ich.

„Sie haben Recht, sagte Goethe, er kommt der Antike nahe, denn er ist nicht allein so vernünftig und zweckmäßig als möglich, sondern er hat auch dabey die einfachste, gefälligste Form, so daß man also sagen kann: er steht auf dem höchsten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogischen Excursionen in den böhmischen Gebirgen ist er mir besonders zu Statten gekommen. Jetzt enthält er unser Frühstück. Hätte ich einen Hammer mit, so möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuschlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen."

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freye Aussicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links sahen wir in das Thal, das nach Hetschburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns seine Schattenseite zukehrte und wegen der vorschwebenden Dünste des Ilm-Thales meinen Augen blau erschien. Ich blickte durch mein Glas auf dieselbige Stelle und das Blau verringerte sich auffallend. Ich machte Goethen diese Bemerkung. Da sieht man doch, sagte ich, wie auch bey den rein objectiven Farben das Subject eine große Rolle spielt. Ein schwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geschärftes treibt sie fort oder macht sie wenigstens geringer.

„Ihre Bemerkung ist vollkommen richtig, sagte Goethe; durch ein gutes Fernrohr kann man sogar das Blau der fernsten Gebirge verschwinden machen. Ja! das Subject ist bey allen Erscheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieses sehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu sagen: Man könnte die Leute wohl amüsiren, wenn sie nur amüsabel wären. —" Wir lachten über den heiteren Geist dieser Worte.

Wir waren indeß das kleine Thal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetschburg hinabfließende Regenwasser sich ein Bette gebildet hat, das jetzt trocken lag. Chaussée-Arbeiter waren beschäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus röthlichem Sandsteine gehauene Steine zu errichten, die Goethe's Aufmerksamkeit

auf sich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße sich sachte an den Hügel hinanhebt, der den Reisenden von Berka trennet, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig aussteigen, sagte er, und sehen, ob ein kleines Frühstück in freyer Luft uns schmecken wird.“ Wir stiegen aus und sahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie sie an den Chausséen zu liegen pflegen und holte aus dem Wagen den aus Binsen geflochtenen Korb, aus welchem er neben frischen Semmeln, gebratene Rebhühner und saure Gurken auftischte. Goethe schnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß, indem ich stand und herumging; Goethe hatte sich dabey auf die Ecke eines Steinhaufens gesetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Thau hängt, kann ihm unmöglich gut seyn, dachte ich und machte meine Besorgniß bemerklich; Goethe aber versicherte, daß es ihm durchaus nicht schade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen ansah, wie kräftig er sich in seinem Innern empfinden müsse. Der Bediente hatte indeß auch eine Flasche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einschenkte. „Unser Freund Schütze, sagte Goethe, hat nicht Unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muster nehmen und wenn das Wetter sich nur einigermaßen hält, so soll dieß auch unsere letzte Partie nicht gewesen seyn.“ Ich freute mich dieser Versicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, theils in Berka, theils in Tonndorf einen höchst merkwürdigen Tag. Er war in den geistreichsten Mittheilungen unerschöpflich; auch über den zweiten Theil des Faust, woran er damals ernstlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedaure deßhalb um so mehr, daß in meinem Tagebuche sich nichts weiter notirt findet als diese Einleitung.

Zweyter Theil.

1828.

Sonntag den 15. Juny 1828. Wir hatten nicht lange am Tisch gesessen, als Herr Seidel mit den Tyrolern sich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer gestellt, so daß sie durch die offenen Thüren gut zu sehen, und ihr Gesang aus dieser Ferne gut zu hören war. Herr Seidel setzte sich zu uns an den Tisch. Die Lieder und das Gejodel der heiteren Tyroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel besonders der Strauß und Du, du liegst mir im Herzen, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe selbst erschien keineswegs so entzückt als wir Andern. „Wie Kirschen und Beeren behagen, sagte er, muß man Kinder und Sperlinge fragen." Zwischen den Liedern spielten die Tyroler allerlei nationale Tänze, auf einer Art von liegenden Zittern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tyrolern und entläßt sie. Er setzt sich wieder zu uns an den Tisch. Wir sprechen von Oberon, und daß so viele Menschen von allen Ecken herbeygeströmt, um diese Oper zu sehen, so daß schon Mittags keine Billets mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater, sagt er, wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschten vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen." Goethen erscheint diese Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen Anderen, und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist todt! auf der Reise von Berlin hieher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir thun als ob nichts passirt wäre und sprechen von gleich-

gültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht über die Tyroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge, sagte er, Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die Andern und bleiben Sie bey mir, wir schwätzen noch ein wenig.“ Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Canzler, der ihm vorhin die Bothschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt Ihr denn nicht erst Euren Kaffee trinken, sagt er, es ist ja kaum vier Uhr!“ Indeß gingen die Uebrigen und auch ich nahm meinen Hut. „Nun? wollen Sie auch gehen?“ sagte Goethe, indem er mich verwundert ansah. Ja, sagte der junge Goethe, Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu thun. Ja, sagte ich, ich habe noch etwas vor. „So geht denn, sagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, aber ich begreife Euch nicht.“

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um seinem Vater die unselige Eröffnung zu machen.

Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Daseyn eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht, sagte er, ich wollte vor Ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns empor zu halten so gut und so lange es gehen will.“

Die Großherzogin Mutter traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmsthal, den jungen Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Thätigkeit wieder herzustellen. Durch bedeutende ihn nahe berührende literarische Anregungen von Seiten der Franzosen ward er von Neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bey welchen Studien ihm dieser ländliche Aufenthalt, wo ihn bey jedem Schritt ins Freye die üppigste Vegetation rankender Weinreben und sprossender Blumen umgab, sehr zu Statten kam.

Ich besuchte ihn dort einige Mal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu seyn und konnte

nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der That! man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Thal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, so daß man fühlte, es sey dieser Stand am Tag der Beobachtung vorbeyziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer, so wie bey Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verlebe hier, sagte Goethe, so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drey Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freyen, und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich Euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

Donnerstag den 11. September 1828. Heute zwey Uhr, bey dem herrlichsten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüstig und ganz braun von der Sonne. Wir setzten uns bald zu Tisch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten stößt, und dessen Thüren offen standen. Er erzählte von mancherley gehabten Besuchen und erhaltenen Geschenken, und schien sich überall in zwischen gestreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, so konnte man eine gewisse Befangenheit nicht verkennen, wie sie derjenige empfindet, der in einen alten Zustand zurückkehrt, der durch mancherley Verhältnisse, Rücksichten und Anforderungen bedingt ist.

Wir waren noch bey den ersten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin Mutter kam, die ihre Freude über Goethe's Zurückkunft zu erkennen gab, mit der Meldung, daß sie nächsten Dienstag das Vergnügen haben werde, ihn zu besuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe Niemanden von der fürstlichen Familie gesehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin Mutter in fortwährendem Briefwechsel gestanden, so daß sie sich über den erlittenen Verlust gewiß hinlänglich ausgesprochen hatten. Allein jetzt stand das persönliche Wiedersehen bevor, das

ohne einige schmerzliche Regungen von beyden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im Voraus mit einiger Apprehension mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht gesehen und als neuer Landesherrschaft gehuldigt. Dieses alles stand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltmann keineswegs genieren konnte, so genierte es ihn doch als Talent, das immer in seinen angeborenen Richtungen und in seiner Thätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Besuche aus allen Gegenden. Das Zusammenkommen berühmter Naturforscher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung gesetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, sich theils hatten melden lassen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den inneren Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was sonst für Unannehmlichkeiten mit übrigens so werthen Besuchen in Verbindung stehen mochten, dieses alles mußte von Goethe gespenstisch voraus empfunden werden, so wie er wieder den Fuß auf die Schwelle setzte und die Räume seiner Zimmer durchschritt.

Was aber alles dieses Bevorstehende noch lästiger machte, war ein Umstand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung seiner Werke, welche auch die Wanderjahre enthalten soll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Diesen früher in Einem Bande erschienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen, und das Alte mit so viel Neuem verschmolzen, daß es als ein Werk in drey Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen soll. Hieran ist nun zwar bereits viel gethan, aber noch sehr viel zu thun. Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt seyn wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk sey; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drey Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.

Goethe theilte mir vergangenes Frühjahr das Manuscript zur Durchsicht mit; wir verhandelten damals sehr viel über diesen wichtigen Gegenstand mündlich und schriftlich; ich rieth ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieses Werkes zu widmen, und alle anderen Arbeiten so lange zur Seite zu lassen; er war gleichfalls von dieser Nothwendigkeit überzeugt und hatte den festen Entschluß, so

zu thun. Dann aber starb der Großherzog; in Goethe's ganze Existenz war dadurch eine ungeheure Lücke gerissen, an eine so viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Composition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu sehen, wie er sich persönlich oben halten und wieder herstellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbstes Anfang von Dornburg zurückkehrend die Zimmer seiner Weimarischen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung seiner Wanderjahre, wozu ihm nur noch die kurze Frist weniger Monate vergönnet war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Conflict mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorstanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken seines Talentes im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zusammen, so wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß in Goethe, trotz seiner leichten heiteren Scherze bey Tisch, eine tiefer liegende Befangenheit nicht sey zu verkennen gewesen.

Warum ich aber diese Verhältnisse berühre, hat noch einen anderen Grund. Er steht mit einer Aeußerung Goethe's in Verbindung, die mir sehr merkwürdig erschien, die seinen Zustand und sein eigenthümliches Wesen aussprach, und wovon ich nun reden will.

Professor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. August einen Einschluß zugesendet, mit dem Ersuchen, ihn Goethe zu seinem Geburtstage zu schicklicher Stunde zu überreichen. Es sey ein Andenken in Bezug auf Schiller, das gewiß Freude verursachen werde.

Als nun Goethe heute bey Tisch von den mannigfaltigen Geschenken erzählte, die ihm zu seinem Geburtstag nach Dornburg gesendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung, sagte Goethe, die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bey der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Aeußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieset sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend anderen bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden."

„Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen seyn würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein,

nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frey heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch seyn! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber seyn sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur seyn möchte, frey auszulassen. Wir sind die Sclaven der Gegenstände, und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freyer Ausdehnung Raum geben."

Goethe schwieg, das Gespräch mischte sich anders, ich aber bedachte diese merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und aussprechenden Worte in meinem Herzen.

Mittwoch den 1. October 1828. Herr Hönninghausen aus Crefeld, Chef eines großen Handelshauses, zugleich Liebhaber der Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie, ein durch große Reisen und Studien vielseitig unterrichteter Mann, war heute bey Goethe zu Tisch. Er kam von der Versammlung der Naturforscher aus Berlin zurück, und es ward über dahinschlagende Dinge, besonders über mineralogische Gegenstände manches gesprochen.

Auch von den Vulkanisten war die Rede und von der Art und Weise, wie die Menschen über die Natur zu Ansichten und Hypothesen kommen; bey welcher Gelegenheit denn großer Naturforscher und auch des Aristoteles gedacht wurde, über welchen sich Goethe also aussprach.

„Aristoteles, sagte er, hat die Natur besser gesehen als irgend ein Neuerer, aber er war zu rasch mit seinen Meinungen. Man muß mit der Natur langsam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will."

„Wenn ich bey Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand."

Freytag den 3. October 1828.

Ich sprach diesen Mittag bey Tisch mit Goethe über Fouqué's Sängerkrieg auf der Wartburg, den ich auf seinen Wunsch gelesen. Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftiget, und daß am Ende keine Cultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es ist in der altdeutschen düsteren Zeit, sagte Goethe, eben so wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesieen gewonnen haben. Man liest es und interessirt sich wohl eine Zeitlang dafür, aber bloß um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literatur-Epochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, so daß es ihnen selber wohl war, und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande sind."

„Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine Undine, die wirklich allerliebst ist. Freylich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal sagen, daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinne lag; aber doch, die Undine ist gut und wird Ihnen gefallen."

Es geht mir ungünstig mit der neuesten deutschen Literatur, sagte ich. Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, dessen erste Bekanntschaft ich gemacht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Personen, die gewiß zu dem Besten gehören, was er je geschrieben. Nun mit Fouqué geht es mir nicht besser. Vertieft in Walter Scotts Fair maid of Perth, gleichfalls das Erste, was ich von diesem großen Schriftsteller lese, bin ich veranlaßt, dieses an die Seite zu legen und mich in den Sängerkrieg auf der Wartburg zu begeben.

„Gegen so große Ausländer, sagte Goethe, können freylich die neueren Deutschen keine Probe halten; aber es ist gut, daß Sie sich nach und nach mit allem In- und Ausländischen bekannt machen, um zu sehen, wo denn eigentlich eine höhere Weltbildung, wie sie der Dichter bedarf, zu holen ist."

Frau von Goethe trat herein und setzte sich zu uns an den Tisch.

„Aber nicht wahr? fuhr Goethe heiter fort, Walter Scott's Fair maid of Perth ist gut! — Das ist gemacht! Das ist eine

Hand! — Im Ganzen die sichere Anlage und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail! sowohl im Dialog als in der beschreibenden Darstellung, die beyde gleich vortrefflich sind. — Seine Scenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers; im Ganzen der Anordnung zeigen sie die Höhe der Kunst, die einzelnen Figuren haben eine sprechende Wahrheit und die Ausführung erstreckt sich mit künstlerischer Liebe bis aufs Kleinste, so daß uns kein Strich geschenkt wird. — Bis wie weit haben Sie jetzt gelesen?"

Ich bin bis zu der Stelle gekommen, sagte ich, wo Henri Smith das schöne Zittermädchen durch Straßen und Umwege nach Hause führt, und wo ihm zu seinem Aerger der Mützenmacher Proutfut und der Apotheker Dwining begegnen.

„Ja, sagte Goethe, die Stelle ist gut! — Daß der widerstrebende ehrliche Waffenschmied so weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt selbst das Hündchen mit aufzuhocken, ist einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen sind. Es zeugt von einer Kenntniß der menschlichen Natur, der die tiefsten Geheimnisse offenbar liegen."

Als einen höchst glücklichen Griff, sagte ich, muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldin einen Handschuhmacher seyn läßt, der durch den Handel mit Fellen und Häuten mit den Hochländern seit lange in Verkehr gestanden und noch steht.

„Ja, sagte Goethe, das ist ein Zug der höchsten Art. Es entspringen daraus für das ganze Buch die günstigsten Verhältnisse und Zustände, die dadurch alle zugleich eine reale Basis erhalten, so daß sie die überzeugendste Wahrheit mit sich führen. Ueberall finden Sie bey Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus seiner umfassenden Kenntniß der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchsprechen der wichtigsten Verhältnisse gelangt ist. Und nun sein großes Talent und sein umfassendes Wesen! — Sie erinnern sich des englischen Critikers, der die Poeten mit menschlichen Sänger-Stimmen vergleicht, wo Einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ständen, während Andere den höchsten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieser letzteren Art ist Walter Scott. In dem Fair maid of Perth werden Sie nicht eine einzige schwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe seine Kenntniß und sein Talent nicht ausgereicht. Er ist seinem Stoff nach allen Richtungen hin ge-

wachsen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geistlichkeit, der Adel, der Magistrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer, sie sind alle mit gleich sicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen."

Die Engländer, sagte Frau v. Goethe, lieben besonders den Character des Henri Smith, und Walter Scott scheint ihn auch zum Helden des Buchs gemacht zu haben. Mein Favorit ist er nicht; mir könnte der Prinz gefallen.

Der Prinz, sagte ich, bleibt bey aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er ist vollkommen so gut gezeichnet wie irgend ein Anderer.

„Wie er zu Pferde sitzend, sagte Goethe, das hübsche Zittermädchen auf seinen Fuß treten läßt, um sie zu einem Kuß zu sich heranzuheben, ist ein Zug von der verwegensten englischen Art. Aber Ihr Frauen habt Unrecht, wenn Ihr immer Partey macht; Ihr leset gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für Euer Herz zu finden, einen Helden, den Ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieser oder jener Character gefalle, sondern daß Euch das Buch gefalle."

Wir Frauen sind nun einmal so, lieber Vater, sagte Frau von Goethe, indem sie über den Tisch neigend ihm die Hand drückte. „Man muß Euch schon in Eurer Liebenswürdigkeit gewähren lassen", erwiederte Goethe.

Das neueste Stück des Globe lag neben ihm, das er zur Hand nahm. Ich sprach derweile mit Frau v. Goethe über junge Engländer, deren Bekanntschaft ich im Theater gemacht.

„Was aber die Herren vom Globe für Menschen sind, begann Goethe wieder mit einigem Feuer, wie die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von Einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Particuliers; an Übereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen."

Dienstag den 7. October 1828. Heute bey Tisch war die heiterste Gesellschaft. Außer den Weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethe's Seite saß, mir be-

kannt war. Über die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, Moses von Rossini, ward viel beredet. Man tadelte das Süjet, man lobte und tadelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen.

„Ich begreife Euch nicht, Ihr guten Kinder, sagte er, wie Ihr Süjet und Musik trennen und jedes für sich genießen könnt. Ihr sagt, das Süjet tauge nicht, aber Ihr hättet es ignorirt und Euch an der trefflichen Musik erfreuet. Ich bewundere wirklich die Einrichtung Eurer Natur, und wie Eure Ohren im Stande sind, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird."

„Und daß Euer Moses doch wirklich gar zu absurd ist, werdet Ihr nicht läugnen. So wie der Vorhang aufgeht, stehen die Leute da und beten! — Dieß ist sehr unpassend. Wenn Du beten willst, steht geschrieben, so gehe in dein Kämmerlein und schleuß die Thür hinter dir zu. Aber auf dem Theater soll man nicht beten."

„Ich hätte Euch einen ganz anderen Moses machen wollen und das Stück ganz anders anfangen lassen. Ich hätte Euch zuerst gezeigt, wie die Kinder Israel, bey schwerem Frohndienst, von der Tyranney der egyptischen Vögte zu leiden haben, damit es nachher desto anschaulicher würde, welche Verdienste sich Moses um sein Volk erworben, das er aus so schändlichem Druck zu befreyen gewußt."

Goethe fuhr fort mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Scenen und Acte aufzubauen, immer geistreich und voller Leben, im historischen Sinne des Süjets, und zum freudigen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die den unaufhaltsamen Fluß seiner Gedanken und den heiteren Reichthum seiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu rasch vorüber um es aufzufassen, doch ist mir der Tanz der Egyptier im Gedächtniß geblieben, den Goethe nach der überstandenen Finsterniß, als Freude über das wiedergegebene Licht, eintreten ließ.

Das Gespräch lenkte sich von Moses zurück auf die Sündfluth, und so nahm es bald, durch den geistreichen Naturforscher angeregt, eine naturhistorische Wendung.

„Man will, sagte Herr von Martius, auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noahs versteinert gefunden haben, und es sollte mich wundern, wenn man nicht auch die versteinerten Schädel der ersten Menschen finden sollte."

Diese Aeußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und so kam die Unterhaltung auf die verschiedenen Menschenracen, wie sie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen; so daß man mit der Frage schloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menschen von dem einzigen Paare Adam und Eva abstammen?

Herr v. Martius war für die Sage der heiligen Schrift, die er als Naturforscher durch den Satz zu bestätigen suchte, daß die Natur in ihren Productionen höchst ökonomisch zu Werke gehe.

„Dieser Meinung, sagte Goethe, muß ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sey, anzunehmen, sie habe, statt eines einzigen armseligen Paares, die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen."

„Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkt der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünete, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gerne mit unauflösbaren Problemen beschäftigen, und die nichts besseres zu thun haben."

Wenn ich auch, sagte Herr v. Martius mit einiger Schalkheit, mich als Naturforscher von der Ansicht Eurer Excellenz gerne überzeugen ließ, so fühle ich mich doch als guter Christ in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Aussagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen seyn möchte.

„Die heilige Schrift, erwiederte Goethe, redet allerdings nur von Einem Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke zu thun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir andern aber, so wie auch die Neger und Lappländer, und schlanke Menschen, die schöner sind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Gesellschaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weise unterscheiden, und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvorthun."

Wir lachten; das Gespräch mischte sich allgemein; Goethe, durch Herrn v. Martius zu Widersprüchen angeregt, sagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grund eines tieferen Hinterhaltes hervorging.

Nach aufgehobener Tafel ließ sich der preußische Minister, Herr v. Jordan, melden und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.

Mittwoch den 8. October 1828. Tieck, mit Gemahlin und Töchtern und Gräfin Finkenstein, von seiner Rheinreise zurückkommend, wurde heute bei Goethe zu Tisch erwartet. Ich traf in den Vorzimmern mit ihnen zusammen. Tieck sah sehr wohl aus, die Rheinbäder schienen eine gute Wirkung auf ihn gehabt zu haben. Ich erzählte ihm, daß ich in der Zwischenzeit den ersten Roman von Walter Scott gelesen, und welche Freude ich über dieses außerordentliche Talent empfunden. „Ich zweifle, sagte Tieck, daß dieser neueste Roman, den ich noch nicht kenne, das Beste sey, was Walter Scott geschrieben; allein dieser Schriftsteller ist so bedeutend, daß das Erste, was man von ihm lieset, immer in Erstaunen setzet, man mag zu ihm gelangen von welcher Seite man wolle."

Professor Göttling trat herein, von seiner italienischen Reise ganz frisch zurückgekehrt. Ich hatte große Freude ihn wieder zu sehen und zog ihn an ein Fenster, daß er mir erzählen möchte. „Nach Rom! sagte er, nach Rom müssen Sie, um etwas zu werden! Das ist eine Stadt! das ist ein Leben! das ist eine Welt! — Alles was in unserer Natur Kleines ist, kann in Deutschland nicht herausgebracht werden. Aber sobald wir in Rom eintreten, geht eine Umwandlung mit uns vor und wir fühlen uns groß wie die Umgebung." Warum sind Sie nicht länger dort geblieben? fragte ich. „Geld und Urlaub, entgegnete er, waren zu Ende. Aber es ward mir wunderlich zu Muthe, als ich, das schöne Italien im Rücken, den Fuß wieder über die Alpen setzte."

Goethe kam und begrüßte die Anwesenden. Er sprach Verschiedenes mit Tieck und den Seinigen, und bot sodann der Gräfin den Arm, um sie zu Tisch zu führen. Wir Andern folgten und machten, indem wir uns setzten, bunte Reihe. Die Unterhaltung war lebhaft und ungenirt, von dem jedoch, was gesprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern.

Nach aufgehobener Tafel ließen sich die Prinzen von Oldenburg melden. Wir gingen alle hinauf in die Zimmer der Frau v. Goethe, wo Fräulein Agnes Tieck sich zum Flügel setzte, und das schöne Lied: Im Felde schleich' ich still und wild ꝛc. mit einer treff-

lichen Alt-Stimme so im Geiste der Situation vortrug, daß es einen Eindruck ganz eigener unvergeßlicher Art machte.

Donnerstag den 9. October 1828. Diesen Mittag bey Tisch war ich mit Goethe und Frau v. Goethe allein. Und wie ein Gespräch früherer Tage wohl wieder aufgenommen und fortgeführt wird, so geschah es auch heute. Der Moses von Rossini kam abermals zur Sprache und wir erinnerten uns gerne Goethe's heiterer Erfindung von vorgestern.

„Was ich in Scherz und guter Laune über den Moses geäußert haben mag, sagte Goethe, weiß ich nicht mehr; denn so etwas geschieht ganz unbewußt. Aber so viel ist gewiß, daß ich eine Oper nur dann mit Freuden genießen kann, wenn das Süjet eben so vollkommen ist wie die Musik, so daß beyde mit einander gleichen Schritt gehen. Fragt Ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich Euch den Wasserträger; denn hier ist das Süjet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde. Diese Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Componisten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an sachverständigen Poeten, die ihnen mit Bearbeitung guter Gegenstände zur Seite träten. Wäre der Freyschütz kein so gutes Süjet, so hätte die Musik zu thun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen."

Es ward noch Verschiedenes über diesen Gegenstand gesprochen, dann aber gedachten wir des Professor Göttling und seiner italienischen Reise.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen, sagte Goethe, daß er von Italien mit solcher Begeisterung redet; weiß ich doch wie mir selber zu Muthe gewesen ist! Ja ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sey. — Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden."

„Doch wir wollen uns nicht melancholischen Betrachtungen hingeben, fuhr Goethe nach einer Pause fort; wie geht es mit Ihrem Fair maid of Perth? Wie hält es sich? Wie weit sind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenschaft."

Ich lese langsam, sagte ich; ich bin jedoch bis zu der Scene vorgerückt, wo Proutfut in der Rüstung von Henri Smith, dessen

Gang und dessen Art zu pfeifen er nachahmt, erschlagen und am andern Morgen von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henri Smith halten und darüber die ganze Stadt in Allarm setzen.

„Ja, sagte Goethe, die Scene ist bedeutend, sie ist eine der besten."

Ich habe dabey besonders bewundert, fuhr ich fort, in wie hohem Grade Walter Scott das Talent besitzt, verworrene Zustände mit großer Klarheit auseinander zu setzen, so daß alles zu Massen und zu ruhigen Bildern sich absondert, die einen solchen Eindruck in uns hinterlassen, als hätten wir dasjenige, was zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten geschieht, gleich allwissenden Wesen, von oben herab mit Einem Male übersehen.

„Überhaupt, sagte Goethe, ist der Kunstverstand bey Walter Scott sehr groß, weßhalb denn auch wir und unsers Gleichen, die darauf, wie etwas gemacht ist, ein besonderes Augenmerk richten, an seinen Sachen ein doppeltes Interesse und davon den vorzüglichsten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Theile noch einen Kunstpfiff der ersten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrath den klugen Vorschlag gethan, die rebellischen Hochländer sich unter einander todt schlagen zu lassen, haben Sie bereits gelesen, auch daß der Palm-Sonntag festgesetzt worden, wo die beyden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen sollen, um dreyßig gegen dreyßig auf Tod und Leben mit einander zu fechten. Nun sollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage der Schlacht an der einen Partey ein Mann fehlt, und mit welcher Kunst er es von fern her anzustellen weiß, seinen Helden Henri Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen! — Dieser Zug ist überaus groß, und Sie werden sich freuen, wenn Sie dahin kommen."

„Wenn Sie aber mit dem Fair maid of Perth zu Ende sind, so müssen Sie sogleich den Waverley lesen, der freylich noch aus ganz anderen Augen sieht, und der ohne Frage den besten Sachen an die Seite zu stellen ist, die je in der Welt geschrieben worden. Man sieht, es ist derselbige Mensch, der die Fair maid of Perth gemacht hat, aber es ist derjenige, der die Gunst des Publicums erst noch zu gewinnen hatte, und der sich daher zusammen nimmt, so daß er keinen Zug thut, der nicht vortrefflich wäre. Die Fair maid of Perth dagegen ist mit einer breiteren Feder geschrieben,

der Autor ist schon seines Publicums gewiß, und er läßt sich schon etwas freyer gehen. Wenn man den Waverley gelesen hat, so begreift man freylich wohl, warum Walter Scott sich noch jetzt immer den Verfasser jener Production nennt; denn darin hat er gezeigt, was er konnte, und er hat später nie etwas geschrieben, das besser wäre, oder das diesem zuerst publicirten Romane nur gleich käme."

Donnerstag den 9. October 1828. Zu Ehren Tiecks war diesen Abend in den Zimmern der Frau v. Goethe ein sehr unterhaltender Thee. Ich machte die Bekanntschaft des Grafen und der Gräfin Medem; letztere sagte mir, daß sie am Tage Goethe gesehen und wie sie von diesem Eindruck noch im Innersten beglückt sey. Der Graf interessirte sich besonders für den Faust und dessen Fortsetzung, über welche Dinge er sich mit mir eine Weile lebhaft unterhielt.

Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tieck etwas lesen würde, und so geschah es auch. Die Gesellschaft begab sich sehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es sich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sopha's zum Anhören bequem gemacht, las Tieck den Clavigo.

Ich hatte das Stück oft gelesen und empfunden, doch jetzt erschien es mir durchaus neu, und that eine Wirkung wie fast nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein besser; die einzelnen Charactere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorstellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich besetzt worden.

Man könnte kaum sagen, welche Partieen des Stückes Tieck besser gelesen, ob solche, in denen sich Kraft und Leidenschaft der Männer entwickelt, ob ruhig klare Verstandes-Scenen, oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrag letzterer Art standen ihm jedoch ganz besondere Mittel zu Gebot. Die Scene zwischen Marie und Clavigo tönet mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Brust, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halb erstickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Thränen heißen Athems, alles dieses ist mir noch vollkommen gegenwärtig und wird mir unvergeßlich seyn. Jedermann war im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, Niemand dachte daran, oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung, und waren wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorleser wie dem Dichter gezollt werden konnte.

Tieck hatte geendigt und stand auf, sich den Schweiß von der Stirne wischend, die Hörenden aber waren noch immer wie gefesselt auf ihren Stühlen; jeder schien in dem, was ihm so eben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er passende Worte des Dankes für den hätte bereit haben sollen, der eine so wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Nach und nach fand man sich wieder; man stand auf und sprach und ging erheitert durch einander; dann aber begab man sich zu einem Soupé, das in den Nebenzimmern auf kleinen Tischen bereit stand.

Goethe selbst war diesen Abend nicht gegenwärtig; aber sein Geist und sein Andenken war unter uns allen lebendig. Er sendete Tieck seine Entschuldigung, dessen beyden Töchtern Agnes und Dorothea aber zwey Tuchnadeln mit seinem Bildniß und rothen Bandschleifen, die Frau v. Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorsteckte.

Freytag den 10. October 1828. Von Herrn William Fraser in London, Herausgeber des Foreign Review, gelangten diesen Morgen zwey Exemplare des dritten Stücks jener periodischen Schrift zu mir, wovon ich das eine Exemplar diesen Mittag Goethen überreichte.

Ich fand wieder eine heitere Tischgesellschaft geladen, zu Ehren Tiecks und der Gräfin, die auf das Bitten Goethe's und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Theil dieser Familie schon am Morgen nach Dresden vorausgereiset war.

Ein besonderer Gegenstand der Unterhaltung bey Tisch war die englische Literatur und namentlich Walter Scott, bey welcher Gelegenheit Tieck unter andern sagte, daß er vor zehn Jahren das erste Exemplar des Waverley nach Deutschland gebracht habe.

Sonnabend den 11. October 1828. Das gedachte Foreign Review des Herrn Fraser enthielt unter vielen bedeutenden und interessanten Gegenständen auch einen höchst würdigen Aufsatz über Goethe von Carlyle, den ich diesen Morgen studirte. Ich ging Mittags ein wenig früher zu Tisch, um vor der Ankunft der übrigen Gäste mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünschte, noch allein, in Erwartung der Gesellschaft. Er trug seinen schwarzen Frack und Stern, worin ich ihn so gerne sehe; er schien heute besonders jugendlich heiter, und wir fingen sogleich an von unserm gemeinsamen Interesse zu reden. Goethe sagte mir, daß er Carlyle's Aufsatz über ihn gleichfalls diesen Morgen betrachtet, und so waren wir denn im Stande,

über die Bestrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenseitig auszutauschen.

„Es ist eine Freude, zu sehen, sagte Goethe, wie die frühere Pedanterie der Schotten sich in Ernst und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyle's Verdienste um die deutsche Literatur erwäge, so ist es auffallend, welch ein bedeutender Vorschritt zum Besseren geschehen ist."

An Carlyle, sagte ich, muß ich vor allem den Geist und Character verehren, der seinen Richtungen zum Grunde liegt. Es ist ihm um die Cultur seiner Nation zu thun, und da fragt er denn bey den literarischen Erzeugnissen des Auslandes, womit er seine Landsleute bekannt zu machen wünscht, weniger nach Künsten des Talents, als nach der Höhe sittlicher Bildung, die aus solchen Werken zu gewinnen.

„Ja, sagte Goethe, die Gesinnung aus der er handelt, ist besonders schätzbar. Und wie ist es ihm Ernst! und wie hat er uns Deutsche studirt! Er ist in unserer Literatur fast besser zu Hause als wir selbst; zum wenigsten können wir mit ihm in unsern Bemühungen um das Englische nicht wetteifern."

Der Aufsatz, sagte ich, ist mit einem Feuer und Nachdruck geschrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurtheile und Widersprüche zu bekämpfen sind. Den Wilhelm Meister zumal scheinen übelwollende Critiker und schlechte Übersetzer in kein günstiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt sich nun Carlyle sehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den Meister lesen dürfe, widerspricht er sehr heiter mit dem Beyspiele der letzten Königin von Preußen, die sich mit dem Buche vertraut gemacht, und die doch mit Recht für eine der ersten Frauen ihrer Zeit gelte.

Verschiedene Tischgäste traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete seine Aufmerksamkeit mir wieder zu und ich fuhr fort.

Freylich, sagte ich, hat Carlyle den Meister studirt, und so, durchdrungen von dem Werth des Buches wie er ist, möchte er gerne, daß es sich allgemein verbreitete, er möchte gerne, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte.

Goethe zog mich an ein Fenster, um mir zu antworten.

„Liebes Kind, sagte er, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über Vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen soll. Meine Sachen können nicht popular

werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Gespräch ziehend. Ich wendete mich zu Anderen, worauf wir uns bald zu Tisch setzten.

Von dem, was gesprochen wurde, wüßte ich nichts zu sagen; Goethe's Worte lagen mir im Sinn und beschäftigten ganz mein Inneres.

Freylich, dachte ich, ein Schriftsteller wie Er, ein Geist von solcher Höhe, eine Natur von so unendlichem Umfang, wie soll der popular werden! Kann doch kaum ein kleiner Theil von ihm popular werden! Kaum ein Lied, das lustige Brüder und verliebte Mädchen singen und das für Andere wiederum nicht da ist.

Und, recht besehen, ist es nicht mit allen außerordentlichen Dingen so? Ist denn Mozart popular? Und ist es denn Raphael? — Und verhält sich nicht die Welt gegen so große Quellen überschwenglichen geistigen Lebens überall nur wie Naschende, die froh sind, hin und wieder ein Weniges zu erhaschen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja! fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat Recht! Er kann seinem Umfange nach nicht popular werden, und seine Werke sind nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.

Sie sind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menschheit zu dringen wünschen und seinen Pfaden nachgehen. — Sie sind im Einzelnen für leidenschaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter suchen. — Sie sind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man sich ausdrücke und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandele. — Sie sind für Critiker, die darin ein Muster empfangen, nach welchen Maximen man urtheilen solle, und wie man auch eine Recension interessant und anmuthig mache, so daß man sie mit Freuden lese. — Seine Werke sind für den Künstler, weil sie ihm im Allgemeinen den Geist aufklären und er im Besonderen aus ihnen lernt, welche Gegenstände eine kunstgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darstellen solle und was nicht. — Sie sind für den Naturforscher, nicht allein weil gefundene große Gesetze ihm überliefert werden, sondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie

ein guter Geist mit der Natur verfahren müsse, damit sie ihm ihre Geheimnisse offenbare.

Und so gehen denn alle wissenschaftlich und künstlerisch Strebenden bey den reichbesetzten Tafeln seiner Werke zu Gaste, und in ihren Wirkungen zeugen sie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der sie geschöpft haben.

Diese und ähnliche Gedanken gingen mir bey Tisch durch den Kopf. Ich dachte an einzelne Personen, an manchen wackeren deutschen Künstler, Naturforscher, Dichter und Critiker, die einen großen Theil ihrer Bildung Goethen zu danken haben. Ich dachte an geistreiche Italiener, Franzosen und Engländer, die auf ihn ihre Augen richten und die in seinem Sinne handeln.

Unterdessen hatte man um mich her heiter gescherzt und gesprochen und es sich an guten Gerichten wohl seyn lassen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit drein geredet, aber alles, ohne eigentlich bey der Sache zu seyn. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beste Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann, sagte Goethe, er ist immer abwesend, außer wenn er im Theater sitzt."

Man lachte auf meine Kosten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüth besonders glücklich. Ich segnete mein Geschick, das mich, nach manchen wunderlichen Fügungen, den Wenigen zugesellet hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, dessen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegangen war, und den ich nun in seiner vollen Liebenswürdigkeit persönlich vor Augen hatte.

Biscuit und schöne Trauben wurden zum Nachtisch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne gesendet und Goethe that geheimnißvoll, woher sie gekommen. Er vertheilte sie und reichte mir eine sehr reife über den Tisch. „Hier, mein Guter, sagte er, essen Sie von diesen Süßigkeiten und seyn Sie vergnügt." Ich ließ mir die Traube aus Goethe's Händen wohlschmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in seiner Nähe.

Man sprach vom Theater, von Wolff's Verdiensten, und wie viel Gutes von diesem trefflichen Künstler ausgegangen.

„Ich weiß sehr wohl, sagte Goethe, daß unsere hiesigen älteren Schauspieler manches von mir gelernt haben, aber im eigentlichen Sinne kann ich doch nur Wolff meinen Schüler nennen. Wie sehr er in meine Maximen eingedrungen war, und wie er in meinem

Sinne handelte, davon will ich einen Fall erzählen, den ich gerne wiederhole."

„Ich war einst gewisser anderer Ursachen wegen auf Wolff sehr böse. Er hatte Abends zu spielen und ich saß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, sollst du ihm doch einmal recht aufpassen; es ist doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn sprechen und ihn entschuldigen könnte. — Wolff spielte und ich wendete mein geschärftes Auge nicht von ihm. Aber wie spielte er! wie war er sicher! wie war er fest! — Es war mir unmöglich, ihm nur den Schein eines Verstoßes gegen die Regeln abzulisten, die ich ihm eingepflanzt hatte, und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut seyn.

Montag den 20. October 1828. Oberbergrath Noeggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforscher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethe's Tisch ein sehr willkommener Gast. Über Mineralogie ward viel verhandelt; der werthe Fremde gab besonders gründliche Auskunft über die mineralogischen Vorkommen und Verhältnisse in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der colossalen Büste der Juno. Goethe zeigte den Gästen einen langen Papierstreifen mit Contouren des Frieses vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen, bey ihren Darstellungen von Thieren, sich weniger an die Natur gehalten, als daß sie dabey nach einer gewissen Convenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß sie in Darstellungen dieser Art hinter der Natur zurückgeblieben, und daß Widder, Opferstiere und Pferde, wie sie auf Basreliefs vorkommen, häufig sehr steife, unförmliche und unvollkommene Geschöpfe seyen.

„Ich will darüber nicht streiten, sagte Goethe, aber vor allen Dingen muß man unterscheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künstler solche Werke herrühren. Denn so ließen sich wohl Musterstücke in Menge vorlegen, wo griechische Künstler, in ihren Darstellungen von Thieren, die Natur nicht allein erreicht, sondern sogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die ersten Pferdekenner der Welt, müssen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen gestehen, daß sie in ihren Formen so vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Racen mehr auf der Erde existiren. Es sind diese Köpfe aus der besten griechischen Zeit; und wenn uns nun solche Werke in Erstaunen setzen, so haben wir nicht sowohl anzunehmen, daß jene Künstler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie

Phot. L. Held-Weimar.

Juno-Zimmer im Goethe-Hause.

die jetzige ist, als vielmehr, daß sie im Fortschritte der Zeit und Kunst selber etwas geworden waren, so daß sie sich mit persönlicher Großheit an die Natur wandten."

Während dieses gesprochen wurde, stand ich mit einer Dame seitwärts an einem Tisch, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethe's Worten nur ein halbes Ohr wenden; desto tiefer aber ergriff ich sie mit meiner Seele.

Die Gesellschaft war nach und nach gegangen und ich mit Goethe allein gelassen, der sich zum Ofen stellte. Ich trat in seine Nähe.

Euer Excellenz, sagte ich, haben vorhin in der Äußerung, daß die Griechen sich mit persönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort gesprochen, und ich halte dafür, daß man sich von diesem Satz nicht tief genug durchdringen könne.

„Ja, mein Guter, sagte Goethe, hierauf kommt alles an. Man muß etwas seyn, um etwas zu machen. Dante erscheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter sich; das Haus Rothschild ist reich, aber es hat mehr als Ein Menschenalter gekostet, um zu solchen Schätzen zu gelangen. Diese Dinge liegen alle tiefer, als man denkt. Unsere guten altdeutschelnden Künstler wissen davon nichts, sie wenden sich mit persönlicher Schwäche und künstlerischem Unvermögen zur Nachahmung der Natur, und meinen es wäre was. Sie stehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande sey, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben, und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerem Hinderniß, nur Intention geblieben ist."

Mittwoch den 22. October 1828. Heute war bey Tisch von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte sich darüber sehr schön. „Die Frauen, sagte er, sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie. Meine dargestellten Frauen-Charactere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind."

Dienstag den 18. November 1828. Goethe sprach von einem neuen Stück des Edinburgh Review. „Es ist eine Freude, zu sehen, sagte er, zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die englischen Critiker

sich jetzt erheben. Von der früheren Pedanterie ist keine Spur mehr, und große Eigenschaften sind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufsatz über deutsche Literatur, finden Sie folgende Äußerung: „Es giebt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gerne aus dem Sinne schlägt." Nun, was sagen Sie? da wissen wir mit einem Male, woran wir sind, und wissen, wohin wir eine große Zahl unserer neuesten Literatoren zu classificiren haben."

Dienstag den 16. December 1828. Ich war heute mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch; wir sprachen über verschiedene literarische Dinge.

„Die Deutschen, sagte er, können die Philisterey nicht loswerden. — Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bey Schiller gedruckt finden und auch bey mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!"

„Freunde wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage seyn konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede seyn! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterey stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

Etwas Ähnliches, sagte ich, kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt, und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Cultur hat.

„Das ist sehr lächerlich! sagte Goethe; man könnte eben so gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke

den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakspeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt wo sie es findet."

„Überhaupt, fuhr Goethe fort, ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im Einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte, und daß ich dafür strebte, in einer confusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst."

„Und denn, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum oben auf, und es ist ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist."

„Oft lehret man auch Wahrheit und Irrthum zugleich und hält sich an letzteren. So las ich vor einigen Tagen in einer englischen Encyklopädie die Lehre von der Entstehung des Blauen. Obenan stand die wahre Ansicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newtonische Irrthum, und zwar mit dem Bemerken, daß man sich an diesen zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene sey."

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieses hörte. Jede Wachskerze, sagte ich, jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkeles hinter sich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor schattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entstehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels begreifen. Was aber die Newtonischen Schüler sich dabey denken mögen, daß die Luft die Eigenschaft besitze, alle übrigen Farben zu verschlucken und nur die blaue zurückzuwerfen, dieses ist mir völlig unbegreiflich, und ich sehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an einer Lehre haben kann, wobey jeder Gedanke völlig stille steht und jede gesunde Anschauung durchaus verschwindet.

„Gute Seele, sagte Goethe, um Gedanken und Anschauungen ist es den Leuten auch gar nicht zu thun. Sie sind zufrieden, wenn sie nur Worte haben womit sie verkehren, welches schon mein Mephistopheles gewußt und nicht übel ausgesprochen hat:

Vor allem haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. ꝛc.

Goethe recitirte diese Stelle lachend und schien überall in der besten Laune. „Es ist nur gut, sagte er, daß schon alles gedruckt steht, und so will ich fortfahren, ferner drucken zu lassen, was ich gegen falsche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe."

„Treffliche Menschen, fuhr er nach einer Pause fort, kommen jetzt in den Naturwissenschaften heran und ich sehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber sie halten sich nicht; ihr vorwaltendes Subjective führt sie in die Irre. Wiederum Andere halten zu sehr auf Facta und sammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewiesen wird. Im Ganzen fehlt der theoretische Geist, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden."

Ein kurzer Besuch unterbrach unsere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelassen lenkte sich das Gespräch auf die Poesie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieser Tage seine kleinen Gedichte wieder betrachtet, und besonders bey zweyen verweilet habe, bey der Ballade nämlich von den Kindern und dem Alten und bey den glücklichen Gatten.

„Ich halte auf diese beyden Gedichte selber etwas, sagte Goethe, wiewohl das deutsche Publicum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können."

In der Ballade, sagte ich, ist ein sehr reicher Gegenstand in große Enge zusammengebracht, mittelst aller poetischen Formen und Künste und Kunstgriffe, worunter ich besonders den hochschätze, daß das Vergangene der Geschichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das Übrige sich vor unsern Augen entwickelt.

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen, sagte Goethe, ehe ich sie niederschrieb; es stecken Jahre von Nachdenken darin, und

ich habe sie drey bis vier Mal versucht, ehe sie mir so gelingen wollte wie sie jetzt ist."

Das Gedicht von den glücklichen Gatten, fuhr ich fort, ist gleichfalls sehr reich an Motiven; es erscheinen darin ganze Landschaften und Menschenleben, durchwärmt von dem Sonnenschein eines anmuthigen Frühlingshimmels, der sich über dem Ganzen ausbreitet.

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt, sagte Goethe, und es freut mich, daß Sie ihm ein besonderes Interesse schenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppel-Kindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug."

Wir kamen sodann auf den Bürgergeneral, wovon ich erzählte, daß ich dieses heitere Stück in diesen Tagen mit einem Engländer gelesen, und daß in uns beyden der lebhafte Wunsch entstanden, es auf dem Theater zu sehen. Dem Geiste nach, sagte ich, ist darin nichts veraltet, und im Einzelnen der dramatischen Entwickelung ist darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre.

„Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück, sagte Goethe, und es hat uns manchen heiteren Abend gemacht. Freylich, es war trefflich besetzt, und so vortrefflich einstudirt, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im völligsten Leben. Malkolmi spielte den Märten, man konnte nichts Vollkommneres sehen."

Die Rolle des Schnaps, sagte ich, erscheint mir nicht weniger glücklich; ich dächte, das Repertoir hätte nicht viele aufzuweisen, die dankbarer und besser wären. Es ist in dieser Figur, wie im ganzen Stück, eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie sie das Theater nur wünschen kann. Die Scene, wo er mit dem Felleisen kommt und nach einander die Sachen hervorbringt, wo er Märten den Schnurbart anklebt und sich selbst mit Freyheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichsten.

„Diese Scene, sagte Goethe, hat in früherer Zeit auf unserm Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umstand, daß das Felleisen mit den Sachen ein wirklich historisches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reise an der französischen Grenze, wo die Flucht der Emigrirten durchgegangen war, und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, so wie sie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich schrieb danach die Scene, und das Felleisen mit allem Zubehör spielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unserer Schauspieler, immer mit, so oft das Stück gegeben wurde."

Die Frage, ob man den Bürgergeneral noch jetzt mit Interesse und Nutzen sehen könne, machte noch eine Weile den Gegenstand unserer Unterhaltung.

Goethe erkundigte sich sodann nach meinen Fortschritten in der französischen Literatur, und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechselnd noch immer mit Voltaire beschäftige, und daß das große Talent dieses Mannes mir das reinste Glück gewähre. Ich kenne immer nur noch wenig von ihm, sagte ich; ich halte mich noch immer in dem Kreise seiner kleinen Gedichte an Personen, die ich lese und immer wieder lese und von denen ich mich nicht trennen kann.

„Eigentlich, sagte Goethe, ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte. Aber Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie so lange bey seinen kleinen Gedichten an Personen verweilen; sie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmuth wäre."

Und man sieht darin, sagte ich, seine Verhältnisse zu allen Großen und Mächtigen der Erde, und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire selber spielt, indem er sich den Höchsten gleich zu empfinden scheint, und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majestät seinen freyen Geist nur einen Augenblick hat geniren können.

„Ja, sagte Goethe, vornehm war er. Und bey all seiner Freyheit und Verwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will. Ich kann wohl die Kaiserin von Östreich als eine Autorität in solchen Dingen anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sey, daß er je die Linie der Convenienz überschritten habe."

Erinnern sich Euer Excellenz, sagte ich, des kleinen Gedichtes, wo er der Prinzeß von Preußen, nachherigen Königin von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er sagt, daß er sich im Traum zum Rang der Könige habe erhoben gesehen?

„Es ist eins seiner vorzüglichsten, sagte Goethe, indem er recitirte:

Je vous aimais princesse et j'osais vous le dire,
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout oté,
Je n'ai perdu que mon empire.

Ja, das ist artig! — Und dann, fuhr Goethe fort, hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem sein Talent jeden Augenblick so zur Hand war wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anekdote, wo er eine Zeitlang zum Besuch bey seiner Freundin Du Chatelet gewesen war, und in dem Augenblick der Abreise, als schon der Wagen vor der Thüre steht, einen Brief von einer großen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Klosters erhält, die zum Geburtstag ihrer Äbtissin den Tod Julius Cäsars aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall wär zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; schnell läßt er sich daher Feder und Papier geben, und schreibt stehend auf dem Rande eines Kamins das Verlangte. Es ist ein Gedicht von etwa zwanzig Versen, durchaus durchdacht und vollendet, ganz für den gegebenen Fall passend, genug, von der besten Sorte." Ich bin sehr begierig, es zu lesen, sagte ich. „Ich zweifle, sagte Goethe, daß es in Ihrer Sammlung steht, es ist erst kürzlich zum Vorschein gekommen, wie er denn solche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hie und dort im Privatbesitz verborgen seyn mögen."

Ich fand dieser Tage eine Stelle in Lord Byron, sagte ich, woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch sieht man es ihm wohl an, wie sehr er Voltaire mag gelesen, studirt und benutzt haben.

„Byron, sagte Goethe, wußte zu gut wo etwas zu holen war, und er war zu gescheidt, als daß er aus dieser allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte schöpfen sollen."

Das Gespräch wendete sich hiernächst ganz auf Byron und einzelne seiner Werke; wobey Goethe häufigen Anlaß fand, manche seiner früheren Äußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talentes zu wiederholen.

In alles was Euer Excellenz über Byron sagen, erwiederte ich, stimme ich von Herzen bey; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch seyn mag, so möchte ich doch sehr zweifeln, daß aus seinen Schriften für reine Menschenbildung ein entschiedener Gewinn zu schöpfen.

„Da muß ich Ihnen widersprechen, sagte Goethe. Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? — Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. — Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

1829.

Mittwoch den 4. Februar 1829.

„Ich habe im Schubart zu lesen fortgefahren, sagte Goethe; er ist freylich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunct außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes; und daß Kunst und Wissenschaft, unabhängig von der Philosophie, mittelst freyer Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte, immer am besten gediehen sey. Dieß ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frey erhalten; der Standpunct des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubart bestätiget also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.

Das Einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, ist, daß er gewisse Dinge besser weiß als er sie sagt, und daß er also nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die christliche Religion in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu thun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus

Adriaen van Ostade.
„Gutmann und Gutweib."

dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseyns anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz schlug bey diesen Worten vor Bewunderung und Liebe. Ist doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edlen Thaten reizt, als diese. Denn wer will nicht bis an sein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet.

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupferstichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter stille betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen schönen Stich nach einem Gemälde von Ostade. „Hier, sagte er, haben Sie die Scene zu unserm Good man und good wife." — Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich sah das Innere einer Bauernwohnung vorgestellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur ein Raum war. Mann und Frau saßen sich nahe gegenüber; die Frau spinnend, der Mann Garn windend; ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde sah man ein Bette, so wie überall nur das roheste allernothwendigste Hausgeräthe; die Thür ging unmittelbar ins Freye. Den Begriff beschränkten ehelichen Glückes gab dieses Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewisses Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen, lag auf den Gesichtern vom Manne und der Frau wie sie sich einander anblickten. Es wird einem wohler zu Muthe, sagte ich, je länger man dieses Blatt ansieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art. „Es ist der Reiz der Sinnlichkeit, sagte Goethe, den keine Kunst entbehren kann, und der in Gegenständen solcher Art in seiner ganzen Fülle herrscht. Bey Darstellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künstler ins Ideelle geht, ist es schwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter günstig oder hinderlich seyn, und der Künstler muß daher seine Jahre bedenken und danach seine Gegenstände wählen. Meine Iphigenie und mein Tasso sind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären so ideelle Gegenstände nicht für mich geeignet, und ich thue vielmehr wohl, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genasts hier bleiben, so schreibe ich euch zwey Stücke, jedes in einem Act und

in Prosa. Das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwey Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Scene davon geschrieben. Beyde Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem Bürgergeneral gethan habe."

Thun Sie es, sagte ich, schreiben Sie die beyden Stücke auf jeden Fall; es ist Ihnen nach den Wanderjahren eine Erfrischung und wirkt wie eine kleine Reise. Und wie würde die Welt sich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zu Liebe thäten, was Niemand mehr erwartet.

„Wie gesagt, fuhr Goethe fort, wenn Genasts hier bleiben, so bin ich gar nicht sicher, daß ich euch nicht den Spaß mache. Aber ohne diese Aussicht wäre dazu wenig Reiz, denn ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen. Habe ich also auf Genast und seine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madam Seidel, so weiß ich was ich zu thun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß seyn."

„Für das Theater zu schreiben, fuhr Goethe fort, ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennet, der mag es unterlassen. Ein interessantes Factum, denkt jeder, werde auch interessant auf den Brettern erscheinen; aber mit nichten! — Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken seyn, aber, auf die Bretter gebracht, sieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen Hermann und Dorothea lieset, so denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Töpfer hat sich verführen lassen es hinaufzubringen; allein was ist es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen, daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sey? — Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beydes ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Montag den 9. Februar 1829. Goethe sprach viel über die Wahlverwandtschaften, besonders daß jemand sich in der Person des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt

und gesehen. „Der Charakter, sagte er, muß also wohl einige Wahrheit haben, und in der Welt mehr als Ein Mal existiren. Es ist in den Wahlverwandtschaften überall keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend jemand bey einmaligem Lesen aufzunehmen im Stande wäre."

Dienstag den 10. Februar 1829. Ich fand Goethe umringt von Charten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte.

Sodann viel über Merck gesprochen, von welchem er mir eine poetische Epistel an Wieland vom Jahre 1776 vorliesel, in höchst geistreichen aber etwas derben Knittelversen. Der sehr heitere Inhalt geht besonders gegen Jacobi, den Wieland, in einer zu günstigen Recension im Merkur, überschätzt zu haben scheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Über den Zustand damaliger Cultur, und wie schwer es gehalten, aus der sogenannten Sturm- und Drangperiode sich zu einer höheren Bildung zu retten.

Über seine ersten Jahre in Weimar. Das poetische Talent im Conflict mit der Realität, die er, durch seine Stellung zum Hof, und verschiedenartige Zweige des Staatsdienstes, zu höherem Vortheil in sich aufzunehmen genöthigt ist. Deßhalb in den ersten zehn Jahren nichts Poetisches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgelesen. Durch Liebschaften verdüstert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieselbigen Erfahrungen nicht nöthig gehabt zweymal zu machen.

Flucht nach Italien, um sich zu poetischer Productivität wieder herzustellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wisse. Deßhalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geschrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an sich selbst.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu seiner Mutter, und wünscht, daß sie für immer nach Weimar komme. Er ist dagegen.

Über die ersten Anfänge des Faust.

„Der Faust entstand mit meinem Werther; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen; denn ich hütete mich,

eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte."

Mittwoch den 11. Februar 1829. Mit Oberbaudirector Coudray bey Goethe zu Tisch. Coudray erzählt viel von der weiblichen Industrie-Schule und dem Waisen-Institut, als den besten Einrichtungen dieser Art des Landes; erstere von der Großfürstin, letzteres vom Großherzog Carl August gegründet. Mancherley über Theater-Decoration und Wegebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürstlichen Capelle vor. Über den Ort, wo der herrschaftliche Stuhl anzubringen; wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tisch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

Donnerstag den 12. Februar 1829. Goethe lieset mir das frisch entstandene, überaus herrliche Gedicht: Kein Wesen kann zu nichts zerfallen ꝛc. „Ich habe, sagte er, dieses Gedicht als Widerspruch der Verse: Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Seyn beharren will ꝛc. geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde, bey Gelegenheit der naturforschenden Versammlung, zu meinem Ärger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben."

Über den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Character hervorhebt. „Er war ein guter Mensch, sagte er, und eben deßwegen groß. Denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sey es als Künstler, Naturforscher, Dichter, oder was alles sonst."

„Es ist mir lieb, fuhr Goethe fort, daß Sie Coudray gestern näher kennen gelernt haben. Er spricht sich in Gesellschaft selten aus, aber so unter uns haben Sie gesehen, welch ein trefflicher Geist und Character in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerspruch erlitten, aber jetzt hat er sich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunst und Vertrauen des Hofes. Coudray ist einer der geschicktesten Architekten unserer Zeit. Er hat sich zu mir gehalten und ich mich zu ihm, und es ist uns beyden von Nutzen gewesen. Hätte ich den vor funfzig Jahren gehabt!" —

Über Goethe's eigene architektonische Kenntnisse. Ich bemerke, er müsse viel in Italien gewonnen haben. „Es gab mir einen Begriff vom Ernsten und Großen, antwortete er, aber keine Gewandtheit. Der Weimarische Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken, und war sogar in dem Fall,

Gesimse zeichnen zu müssen. Ich that es den Leuten von Metier gewissermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Gespräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm, sagte Goethe; er schreibt unter andern, daß die Aufführung des Messias ihm durch eine seiner Schülerinnen verdorben sey, die eine Arie zu weich, zu schwach, zu sentimental gesungen. Das Schwache ist ein Characterzug unsers Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist, mit wenigen Ausnahmen, alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser."

Doch, sagte ich, gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum Faust eine passende Musik kommen zu sehen.

„Es ist ganz unmöglich, sagte Goethe. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Character des Don Juan seyn; Mozart hätte den Faust componiren müssen. Meyer-Beer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung und welchem Bezug, sagte Goethe folgendes sehr Bedeutende.

„Alles Große und Gescheidte, sagte er, existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten, und die ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenschaften und Gefühle mögen popular werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher seyn."

Freytag den 13. Februar 1829. Mit Goethe allein zu Tisch. „Ich werde nach Beendigung der Wanderjahre, sagte er, mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Übersetzung weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimnisse liegen noch verborgen, manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahndung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken."

„Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm, geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bey den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen

und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte concentriren."

„Was so bey Einzelnen geschieht, geschieht auch bey ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die sich aneinander schließen, bringen als Gesammtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht, und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienen-König. Wie dieses geschieht ist geheimnißvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe."

„So bringt ein Volk seine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation in der sie wirken; manche dauren später hinaus; die meisten werden durch Andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen."

Ich freute mich dieser bedeutenden Gedanken. Goethe sprach sodann über Naturforscher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweisen. „Herr von Buch, sagte er, hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypothese enthält. Seine Schrift soll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr v. Buch die Hypothese im Schilde führt, daß solche Granitblöcke durch etwas Gewaltsames von Innen hervorgeworfen und zersprengt worden, so deutet er dieses gleich im Titel an, indem er schon dort von zerstreuten Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerstreuung sehr nahe liegt, und dem arglosen Leser die Schlinge des Irrthums über den Kopf gezogen wird, er weiß nicht wie."

„Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgeben sehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich Theil nahm."

„Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheidt zu werden; man muß auch in großen Verhält-

nissen leben, und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen, und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen."

„Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich jedoch die Menschen nie kennen gelernt wie sie sind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verstandes, den Character-Schwächen und -Stärken nicht so nachkommen; es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend, und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln; aber die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge; sie hat immer Recht, und die Fehler und Irrthümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse."

„Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig seyn, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbaret, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen."

„Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Todten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deßhalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze."

„Die Mineralogie ist daher eine Wissenschaft für den Verstand, für das practische Leben, denn ihre Gegenstände sind etwas Todtes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabey nicht zu denken. Die Gegenstände der Meteorologie sind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und schaffen sehen, sie setzen eine Synthese voraus; allein der Mitwirkungen sind so mannigfaltige, daß der Mensch dieser Synthese nicht gewachsen ist, und er sich daher in seinen Beobachtungen und Forschungen unnütz abmühet. Wir steuern dabey auf Hypothesen los, auf imaginäre Inseln, aber die eigentliche Synthese wird wahrscheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie schwer es gehalten, selbst in so einfachen Dingen, wie die Pflanze und die Farbe, zu einiger Synthese zu gelangen."

Sonntag den 15. Februar 1829. Goethe empfing mich mit großem Lobe wegen meiner Redaction der naturhistorischen Aphorismen für die Wanderjahre. „Werfen Sie sich auf die Natur, sagte er,

Sie sind dafür geboren, und schreiben Sie zunächst ein Compendium der Farbenlehre.“ Wir sprachen viel über diesen Gegenstand.

Eine Kiste vom Niederrhein langte an, mit ausgegrabenen antiken Gefäßen, Mineralien, kleinen Dombildern und Gedichten des Carnevals, welches alles nach Tisch ausgepackt wurde.

Dienstag den 17. Februar 1829. Viel über den Großkophta gesprochen. „Lavater, sagte Goethe, glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater: dieß sey ein anderer Cagliostro, der Wunderthäter Cagliostro sey eine heilige Person.“

„Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und Andere. Es kam zwischen mir und ihm deßhalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich gesehen, ohne von ihm gesehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich sah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weßwegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt.“

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner Physiognomik schließen sollte. „Durchaus nicht, antwortete Goethe, seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavaters Physiognomik über Thierschädel vorkommt, ist von mir.“

Das Gespräch lenkte sich auf die Franzosen, auf die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin, und Goethe sprach mit hoher Achtung über den Standpunct dieser Männer, und wie sie alles von einer freyen und neuen Seite betrachteten, und überall grade aufs Ziel losgingen. „Es ist, sagte Goethe, als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; diese Männer aber sind kühn und frey genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man sogleich auf den breitesten Weg des Gartens tritt.“

Von Cousin kamen wir auf indische Philosophie. „Diese Philosophie, sagte Goethe, hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr sind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue

und sind Skeptiker ehe wir es glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch."

„In der deutschen Philosophie wären noch zwey große Dinge zu thun. Kant hat die Critik der reinen Vernunft geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender, die Critik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben, und wir würden, wenn dieses gleich vortrefflich geschehen, in der deutschen Philosophie nicht viel mehr zu wünschen haben."

„Hegel, fuhr Goethe fort, hat in den Berliner Jahrbüchern eine Recension über Hamann geschrieben, die ich in diesen Tagen lese und wieder lese und die ich sehr loben muß. Hegels Urtheile als Critiker sind immer gut gewesen."

„Villemain steht in der Critik gleichfalls sehr hoch. Die Franzosen werden zwar nie ein Talent wieder sehen, das dem von Voltaire gewachsen wäre. Von Villemain aber kann man sagen, daß er in seinem geistigen Standpunct über Voltairen erhaben ist, so daß er ihn in seinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann."

Mittwoch den 18. Februar 1829.

Wir sprachen über die Farbenlehre, unter andern über Trinkgläser, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkele blau erscheinen, und die also die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, sagte Goethe bey dieser Gelegenheit, ist das Erstaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sey er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, sie denken es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel gegukt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen was auf der anderen Seite ist."

Das Gespräch lenkte sich auf Merck, und ich fragte, ob Merck sich auch mit Naturstudien befaßt. „O ja, sagte Goethe, er besaß sogar bedeutende naturhistorische Sammlungen. Merck war überall ein höchst vielseitiger Mensch. Er liebte auch die Kunst, und zwar ging dieses so weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er Alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung

zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieser Art einige sehr interessante Beyspiele.

„Ein Mensch wie Merck, fuhr er fort, wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutsche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt ist sie so beschrieben und besudelt, daß man keine Freude hat sie anzublicken, und daß ein gescheidter Mensch nicht weiß, wohin er noch etwas zeichnen soll."

Donnerstag den 19. Februar 1829. Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch. — Er war sehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geschäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt sehe.

Wir sprachen sodann viel über Egmont, der am Abend vorher, nach der Bearbeitung von Schiller, gegeben worden, und es kamen die Nachtheile zur Erwähnung, die das Stück durch diese Redaction zu leiden hat.

Es ist in vielfacher Hinsicht nicht gut, sagte ich, daß die Regentin fehlt; sie ist vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig. Denn nicht allein, daß das Ganze durch diese Fürstin einen höheren, vornehmeren Character erhält, sondern es treten auch die politischen Verhältnisse, besonders in Bezug auf den spanischen Hof, durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entschiedener hervor.

„Ganz ohne Frage, sagte Goethe. Und dann gewinnet auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Clärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delicate Wirkungen, die man freylich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf."

Auch will mir scheinen, sagte ich, daß bey den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur, wie Clärchen, zu schwach und etwas gedrückt erscheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke gesprochen wird, will nicht viel sagen; das persönliche Auftreten macht den Eindruck.

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig, sagte Goethe. — Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles

sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

Man möchte auf Sie schelten, sagte ich, daß Sie es gelitten und daß Sie in einem so wichtigen Fall ihm so unbedingte Freyheit gegeben.

„Man ist oft gleichgültiger als billig, antwortete Goethe. Und dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für Egmont wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht, und daß es Bühnen giebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen wie ich es geschrieben."

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre und ob ich seinem Vorschlage, ein Compendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm wie es damit stehe, und so geriethen wir unvermuthet in eine Differenz, die ich bey der Wichtigkeit des Gegenstandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird sich erinnern, daß bey heiteren Wintertagen und Sonnenschein, die Schatten auf dem Schnee häufig blau gesehen werden. Dieses Phänomen bringt Goethe in seiner Farbenlehre unter die subjectiven Erscheinungen, indem er als Grundlage annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, sondern, durch eine mehr oder weniger dunstreiche Atmosphäre dringend, in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß also der Schnee, von der Sonne beschienen, nicht durchaus weiß, sondern eine gelblich tingirte Fläche sey, die das Auge zum Gegensatz und also zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der auf dem Schnee gesehen werdende blaue Schatten sey demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt, und danach die von Saussüre auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen sehr consequent zurechtlegt.

Als ich nun in diesen Tagen die ersten Capitel der Farbenlehre abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethe's freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium seiner Farbenlehre zu schreiben, war ich, durch Schnee

und Sonnenschein begünstigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenschein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraschung fand, daß Goethe's Ableitung auf einem Irrthum beruhe. Wie ich aber zu diesem Aperçü gelangte, will ich sagen.

Aus den Fenstern meines Wohnzimmers sehe ich grade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das, bey dem niederen Stande der Sonne im Winter, mir entgegen einen so großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf diese Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen, bey völlig blauem Himmel und Sonnenscheine, und war überrascht, die ganze Masse vollkommen blau zu sehen. Eine geforderte Farbe, sagte ich zu mir selber, kann dieses nicht seyn, denn mein Auge wird von keiner von der Sonne beschienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegensatz hervorgerufen werden könnte; ich sehe nichts als die schattige blaue Masse. Um aber durchaus sicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zusammen, und blickte durch solche Röhre auf die schattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu sehen blieb.

Daß dieser blaue Schatten also nichts Subjectives seyn konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe stand da, außer mir, selbstständig, mein Subject hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? und da sie nun einmal da war, wodurch konnte sie entstehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und siehe! die Auflösung des Räthsels kündigte sich mir an. Was kann es seyn, sagte ich zu mir selber, als der Wiederschein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat, im Schatten sich anzusiedeln? Denn es steht geschrieben: die Farbe ist dem Schatten verwandt, sie verbindet sich gerne mit ihm, und erscheint uns gerne in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypothese wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne schien durch Dünste, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; sie wirkte mächtig genug, um entschiedene Schatten zu werfen, und es hätte in diesem Fall, nach Goethe's Lehre, das frischeste Blau entstehen müssen. Es entstand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächsten Vormittage, bey bewölkter Atmosphäre, blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch, und warf auf dem Schnee entschiedene Schatten. Allein sie waren ebenfalls nicht blau, sondern grau. In beyden Fällen fehlte der Wiederschein des blauen Himmels, um dem Schatten seine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethe's Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr bestätiget werde, und daß seine diesen Gegenstand behandelnden Paragraphen der Farbenlehre einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelschatten, die mit Hülfe eines Kerzenlichtes Morgens früh bey Tagesanbruch, so wie Abends in der ersten Dämmerung, deßgleichen bey hellem Mondschein, besonders schön gesehen werden. Daß hiebey der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlichte erleuchtete, gelbe, objectiver Art sey und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgesprochen, obgleich es so ist; den andern, vom schwachen Tages- oder Mondlichte erleuchteten, bläulichen, oder bläulich-grünen Schatten aber, erklärt er für subjectiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichtes im Auge hervorgerufen werde.

Diese Lehre fand ich nun, bey sorgfältigster Beobachtung des Phänomens, gleichfalls nicht durchaus bestätigt; es wollte mir vielmehr erscheinen, als ob das von außen hereinwirkende schwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit sich bringe, der denn, theils durch den Schatten, theils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichtes verstärkt werde, und daß also auch hiebey eine objective Grundlage Statt finde und zu beachten sey.

Daß das Licht des anbrechenden Tages, wie des Mondes, einen bleichen Schein werfe, ist bekannt. Ein bey Tagesanbruch oder im Mondschein angeblicktes Gesicht erscheint blaß, wie genugsame Erfahrungen bestätigen. Auch Shakspeare scheint dieses gekannt zu haben, denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bey Tagesanbruch von seiner Geliebten geht, und in freyer Luft Eins dem Andern plötzlich so bleich erscheint, liegt diese Wahrnehmung sicher zum Grunde. Die bleichmachende Wirkung eines solchen Lichtes aber wäre schon genugsame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit sich führen müsse, indem ein solches Licht dieselbige Wirkung thut, wie ein Spiegel aus bläulichem oder

grünlichem Glase. Doch stehe noch Folgendes zu weiterer Bestätigung.

Das Licht, vom Auge des Geistes geschaut, mag als durchaus weiß gedacht werden; allein das empirische, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird selten in solcher Reinheit gesehen; vielmehr hat es, durch Dünste oder sonst modificirt, die Neigung, sich entweder für die Plus- oder Minus-Seite zu bestimmen, und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erscheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt sich in solchem Fall entschieden zur Plus-Seite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber, so wie das bey der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beydes keine directe, sondern reflectirte Lichter sind, die überdieß durch Dämmerung und Nacht modificirt werden, neigen sich auf die passive, auf die Minus-Seite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung, oder bey Mondenschein, einen weißen Bogen Papier so, daß dessen eine Hälfte vom Mond oder Tageslichte, dessen andere aber vom Kerzenlichte beschienen werde, so wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und so werden beyde Lichter, ohne hinzugekommenen Schatten, und ohne subjective Steigerung, bereits auf der activen oder passiven Seite sich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin, daß auch Goethe's Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sey, daß bey diesem Phänomen mehr Objectives einwirke als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjectiven Forderung dabey nur als etwas Secundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bey der leisesten Berührung von irgend einer Farbe sogleich disponirt wäre die entgegengesetzte hervorzubringen; so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen, und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dieß ist aber glücklicher Weise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisirt, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt; ja daß diese Operation sogar einige Übung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Characteristische solcher subjectiven Erscheinungen, daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewissermaßen einen

mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stätigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind, ist bey den blauen Schatten im Schnee, so wie bey den farbigen Doppelschatten, von Goethe zu sehr außer Acht gelassen; denn in beyden Fällen ist von einer kaum merklich tingirten Fläche die Rede, und in beyden Fällen steht die geforderte Farbe beym ersten Hinblick sogleich entschieden da.

Aber Goethe, bey seinem Festhalten am einmal erkannten Gesetzlichen, und bey seiner Maxime, es selbst in solchen Fällen vorauszusetzen, wo es sich zu verbergen scheine, konnte sehr leicht verführt werden eine Synthese zu weit greifen zu lassen, und ein liebgewonnenes Gesetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute seine Farbenlehre zur Erwähnung brachte, und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Compendium stehe, hätte ich die so eben entwickelten Puncte gerne verschweigen mögen, denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit sagen sollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Compendium wirklich ernst war, so mußten, ehe ich in dem Unternehmen sicher vorschreiten konnte, zuvor alle Irrthümer beseitigt und alle Mißverständnisse besprochen und gehoben seyn.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Puncten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine Ableitung der blauen Schatten im Schnee, als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten, nicht durchaus bestätiget finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Puncte vor; allein da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwickeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewahrwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethe's erhabenheiteres Wesen sich verfinsterte, und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

Freylich, sagte ich, wer gegen Euer Excellenz Recht haben will, muß früh aufstehen; allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet.

„Als ob Ihr es gefunden hättet! antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im Übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das Einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seyd, um grade herauszusagen, wie Ihr denket."

„Es geht mir mit meiner Farbenlehre, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Ketzer wie die anderen auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Puncte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen ..... und mit *** wegen ...." Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indeß abgespeist, das Gespräch stockte, Goethe stand auf und stellte sich ans Fenster. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand, denn, wie er auch schalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Theil sey.

Es währte auch nicht lange, so sprachen und scherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm sagte, daß er meine Widersprüche zu besserer Prüfung schriftlich haben solle, und daß bloß die Ungeschicklichkeit meines mündlichen Vortrages Schuld sey, warum er mir nicht Recht gebe, konnte er nicht umhin, Einiges von Ketzern und Ketzerey mir noch in der Thüre halb lachend halb spottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematisch erscheinen mag, daß Goethe in seiner Farbenlehre nicht gut Widersprüche vertragen konnte, während er bey seinen poetischen Werken sich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, so löset sich vielleicht das Räthsel, wenn man bedenkt, daß ihm, als Poet, von außen her die völligste Genugthuung zu Theil ward, während er bey der Farbenlehre, diesem größten und schwierigsten aller seiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverständigste Widerspruch von allen Seiten entgegen, und so war es denn wohl natürlich, daß er sich immer in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustand, und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet, befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf seine Farbenlehre, wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur desto mehr liebt, je weniger es von Andern erkannt wird.

„Auf Alles was ich als Poet geleistet habe, pflegte er wiederholt zu sagen, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch Trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir seyn. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtseyn der Superiorität über Viele."

Freytag den 20. Februar 1829. Mit Goethe zu Tisch. Er ist froh über die Beendigung der Wanderjahre, die er morgen absenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung, hinsichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er spricht von seiner italienischen Reise, die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern, sagte er; wenn sie gebären, verreden sie es wieder beym Manne zu schlafen, und ehe man sich's versieht, sind sie wieder schwanger."

Über den vierten Band seines Lebens; in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabey meine Notizen vom Jahre 1824, über das bereits Ausgeführte und Schematisirte, ihm gute Dienste thuen.

Er liesst mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von früheren jenaischen Fechtmeistern handelt. Goethe spricht viel Gutes von Göttling.

Montag den 23. März 1829. „Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden, sagte Goethe heute, wo ich die Baukunst eine erstarrte Musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunst ausgeht, kommt dem Effect der Musik nahe."

„Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter."

„Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Carlsbad gehabt, sogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Natur volle Freyheit thätig zu seyn und aus mir selber zu schaffen."

Wir sprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das sie mit einander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. Auch an dem Faust, sagte ich, schien Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch wie er Sie treibt, und sehr liebenswürdig wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am Faust fortzuerfinden. Ich habe dabey bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag.

„Sie haben Recht, sagte Goethe, er war so, wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den Wilhelm Meister sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu thun, daß ich fest stand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen frey hielt und schützte."

Ich habe diesen Morgen, sagte ich, seine nadoweſſiſche Todtenklage gelesen, und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist.

„Sie sehen, antwortete Goethe, wie Schiller ein großer Künstler war, und wie er auch das Objective zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß die nadoweſſiſche Todtenklage gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt! — Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bey dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und drein geschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug, ist ja der Character des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bey weiterem Leben immer mehr finden, wie wenige Menschen fähig sind, sich auf den Fuß dessen zu setzen, was seyn muß, und daß vielmehr Alle nur immer das loben und das hervorgebracht wissen wollen, was ihnen selber gemäß ist. Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand." —

„Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten;

aber das hat mich geschützt, so wie ich auch Schillern von dieser Seite zu Hülfe kam."

Dienstag den 24. März 1829. „Je höher ein Mensch, sagte Goethe, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe."

„So waltete bey meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es grade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beyde von größtem Erfolg."

Donnerstag den 2. April 1829. „Ich will Ihnen ein politisches Geheimniß entdecken, sagte Goethe heute bey Tisch, das sich über kurz oder lang offenbaren wird. Capodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten, denn ihm fehlet eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beyspiel, daß ein Cabinetsmann einen revolutionairen Staat hätte organisiren und Militär und Feldherren sich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher seyn, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu seyn, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können, und so wird sich auch Capodistrias als Erster auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er sehr bald eine secundäre Rolle spielen. Ich sage Ihnen dieses voraus, und Sie werden es kommen sehen; es liegt in der Natur der Dinge und ist nicht anders möglich."

Goethe sprach darauf viel über die Franzosen, besonders über Cousin, Villemain und Guizot. „Die Einsicht, Umsicht und Durchsicht dieser Männer, sagte er, ist groß; sie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen, mit dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts, welches denn freylich Wunder thut."

Von diesen kamen wir auf die neuesten französischen Dichter und auf die Bedeutung von classisch und romantisch. „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, sagte Goethe, der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Classische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen classisch wie der Homer, denn beyde sind gesund und tüchtig. Das

meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht classisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten Classisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im Reinen seyn."

Das Gespräch lenkte sich auf Bérangers Gefangenschaft. „Es geschieht ihm ganz Recht, sagte Goethe. Seine letzten Gedichte sind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgersinn seine Strafe vollkommen verwirkt. Seine früheren Gedichte dagegen sind heiter und harmlos, und ganz geeignet, einen Zirkel froher glücklicher Menschen zu machen, welches denn wohl das Beste ist, was man von Liedern sagen kann."

Ich bin gewiß, versetzte ich, daß seine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um seinen revolutionairen Freunden zu gefallen, manches gesagt hat, was er sonst nicht gesagt haben würde. Euer Excellenz sollten Ihr Schema ausführen und das Capitel von den Influenzen schreiben, der Gegenstand ist wichtiger und reicher, jemehr man darüber nachdenkt.

„Er ist nur zu reich, sagte Goethe, denn am Ende ist Alles Influenz, insofern wir es nicht selber sind."

Man hat nur darauf zu sehen, sagte ich, ob eine Influenz hinderlich oder förderlich, ob sie unserer Natur angemessen und begünstigend, oder ob sie ihr zuwider ist.

„Das ist es freylich, sagte Goethe, worauf es ankommt; aber das ist auch eben das Schwere, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beym Nachtisch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze vor uns auf den Tisch stellen. Ich bemerkte, daß von beyden Pflanzen eine verschiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japanesische Pflanze dagegen barbarisch melancholisch wirke.

„Sie haben nicht Unrecht, sagte Goethe, und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß! wer sein Lebenlang von hohen ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im Allgemeinen nicht so sensibler Natur sind als wir andern, und daß sie im Ganzen kräftig vor sich hinleben, ohne den äußeren Eindrücken

so viele Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Race, sowohl Boden und Clima, als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Character eines Volkes zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistentheils von einem Boden Besitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo also die Gegend mit dem angeborenen Character der Menschen bereits in Harmonie stand."

„Sehen Sie sich einmal um, fuhr Goethe fort, hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte." Dieses blaue Briefcouvert? sagte ich. „Ja, sagte Goethe. — Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frey zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? — Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frey und grandios. Merck könnte so geschrieben haben, sagte ich. „Nein, sagte Goethe, der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter! — Papier und Feder hat ihn bey diesem Couvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Character ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen."

Freytag den 3. April 1829. Mit Oberbaudirector Coudray bey Goethe zu Tisch. — Coudray erzählte von einer Treppe im Großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man seit Jahren höchst unbequem gefunden, an deren Verbesserung der alte Herrscher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürsten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verschiedener Chaussee-Bauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain, wegen zwey Fuß Steigung auf die Ruthe, ein wenig hätte umleiten müssen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Ruthe habe.

Ich fragte Coudray, wie viel Zoll die eigentliche Norm sey, welche man beym Chaussee-Bau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte. „Zehn Zoll auf die Ruthe, antwortete er, da ist es bequem." Aber, sagte ich, wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Osten, Süden, Westen oder Norden fährt, so findet man sehr bald Stellen, wo die Chaussee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Ruthe haben möchte. „Das sind kurze, unbedeutende Strecken, antwortete Coudray, und dann geht man oft beym Chaussee-Bau über solche Stellen in der Nähe eines Ortes absichtlich

hin, um demselben ein kleines Einkommen für Vorspann nicht zu nehmen." Wir lachten über diese redliche Schelmerey. „Und im Grunde, fuhr Coudray fort, ist's auch eine Kleinigkeit; die Reisewagen gehen über solche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer sind einmal an einige Plackerey gewöhnt. Zudem, da solcher Vorspann gewöhnlich bey Gastwirthen genommen wird, so haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit einmal zu trinken, und sie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe."

„Ich möchte wissen, sagte Goethe, ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht sogar besser wäre, die grade Straßen-Linie dann und wann zu unterbrechen, und die Chaussee künstlich hier und dort ein wenig steigen und fallen zu lassen; es würde das bequeme Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen besserem Abfluß des Regenwassers immer trocken wäre." Das ließe sich wohl machen, antwortete Coudray, und würde sich höchst wahrscheinlich sehr nützlich erweisen.

Coudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Instruction für einen jungen Architekten, den die Ober-Baubehörde zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris zu schicken im Begriff stand. Er las die Instruction, sie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beym Ministerium die nöthige Unterstützung ausgewirkt, man freute sich, daß die Sache gelungen, und sprach über die Vorsichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zu gute komme, und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bey seiner Zurückkunft hatte man die Absicht, ihn an der neu zu errichtenden Gewerkschule als Lehrer anzustellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alsobald ein angemessener Wirkungskreis eröffnet sey. Es war alles gut und ich gab dazu meinen Segen im Stillen.

Bauriße, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkschule vollkommen geeignet.

Man sprach von Bauten, vom Schall und wie er zu vermeiden, und von großer Festigkeit der Gebäude der Jesuiten. „In Messina, sagte Goethe, waren alle Gebäude vom Erdbeben zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effect auf sie gehabt."

Von Jesuiten und deren Reichthümern lenkte sich das Gespräch auf Catholiken und die Emancipation der Irländer. „Man sieht, sagte Coudray, die Emancipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verklausuliren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann."

„Bey den Catholiken, sagte Goethe, sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päbstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protocoll nehmen lassen, daß wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Catholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch lenkte sich auf die neueste Literatur der Franzosen, und Goethe sprach abermals mit Bewunderung von den Vorlesungen der Herren Cousin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltairischen leichten oberflächlichen Wesens, sagte er, ist bey ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bey Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen und Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drey vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste."

Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte Folgendes über Regenten.

„Um popular zu seyn, sagte er, braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach Außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre im Munde auf einer schlechten Troschke fahren, es ist alles gleich, er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe, und weiß er nicht durch gute Thaten bey den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein besseres und wirksameres, als die Religion, und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen, und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anrathen möchte, und das, bey aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmähet hat."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Catholiken und wie groß der Geistlichen Einfluß und Wirken im Stillen sey. Man erzählte von einem jungen Schriftsteller in Hanau, der vor kurzem in einer Zeitschrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Rosenkranz gesprochen. Diese Zeitschrift sey sogleich eingegangen, und zwar durch den Einfluß der Geistlichen in ihren verschiedenen Gemeinden. „Von meinem Werther, sagte Goethe, erschien sehr bald eine italienische Übersetzung in Mayland. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der Werther für die Catholiken ein schlechtes Buch sey, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu schaffen."

Sonntag den 5. April 1829. Goethe erzählte mir, daß er vor Tisch nach Belvedere gefahren sey, um Coudray's neue Treppe im Schloß in Augenschein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch sagte er mir, daß ein großer versteinerter Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

„Solche versteinerte Stämme, sagte er, finden sich unter dem einundfunfzigsten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr erstaunen! Von der früheren Organisation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menschen endoctrinirt, um seine Hypothesen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist es denn am Ende einerley was gelehret wird, wenn es nur einigermaßen einen Anschein von Vernunft hat."

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann sprachen wir von seiner italienischen Reise, und er sagte mir, daß er in einem seiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren seine Briefe aus Italien; er suchte das Gedicht und las:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
Ich such' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich sehr über dieß Gedicht, das mir vollkommen neu erschien. „Es kann Ihnen nicht fremd seyn, sagte Goethe, denn es steht in der Claudina von Villa Bella, wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch dort zerstückelt, so daß man darüber hinauslieset und niemand merkt was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut! Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichniß; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied, und ähnliche andere aus meinen Opern, unter den Gedichten wieder sollen abdrucken lassen, damit der Componist doch die Lieder beysammen hätte." Ich fand dieses gut und vernünftig, und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin.

Er erzählte mir sodann von einem neu erschienenen Buch über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt sey, und worin man die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalte. „Das Buch, sagte er, ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabey, welchen großartigen Character das Wahre hat, wenn es einer zu sagen wagt."

Auch von einem Trauerspiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es ist ein pathologisches Product, sagte er; die Säfte sind Theilen überflüssig zugeleitet, die sie nicht haben wollen, und andern, die sie bedurft hätten, sind sie entzogen. Das Süjet war gut, sehr gut, aber die Scenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologisch oder auch romantisch, wenn Sie nach unserer neuen Theorie lieber wollen."

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beysammen, und Goethe bewirthete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

Montag den 6. April 1829.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bey Tische las und der mir Freude machte. Wir sprachen viel Löbliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Professors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen ist ein eigenes Land, sagte Goethe, ich bin dort immer gerne gewesen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bey dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist."

Goethe sprach sodann von Egon Eberts neuestem epischen Gedicht, deßgleichen von der früheren Weiberherrschaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entstanden.

Dieß brachte die Unterhaltung auf das Epos eines anderen Dichters, der sich viel Mühe gegeben, sein Werk in öffentlichen Blättern günstig beurtheilt zu sehen. „Solche Urtheile, sagte Goethe, sind denn auch hier und dort erschienen. Nun aber ist die Hallische Literaturzeitung dahinter gekommen, und hat gradezu ausgesprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günstigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, ist bald entdeckt; es ist nicht mehr die Zeit, das Publicum zum Besten zu haben und es in die Irre zu führen."

Ich bewundere, sagte ich, daß die Menschen um ein wenig Namen es sich so sauer werden lassen, so daß sie selbst zu falschen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

„Liebes Kind, sagte Goethe, ein Name ist nichts Geringes. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!" —

Es entstand eine kleine Pause im Gespräch, dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren ist groß, sagte er. Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtsschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, so wie er an Wahrheit zunimmt."

Eine eigene Zaubergewalt, sagte ich, mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm sogleich zufielen und anhingen und sich von ihm leiten ließen.

Die Kegelbrücke in Weimar.

Zelters Wappen.

Zwei Handzeichnungen von Goethe.

„Allerdings, sagte Goethe, war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deßhalb fielen sie ihm zu, so wie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dieß ist ein altes Mährchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. — Niemand dienet einem Andern aus freyen Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gerne. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Gespräch wendete sich auf Zelter. „Sie wissen, sagte Goethe, daß Zelter den preußischen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen; aber eine große Nachkommenschaft ist da, und somit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte also ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage sey, und ich habe den lustigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich schrieb an ihn und er war es zufrieden; aber ein Pferd wollte er haben. Gut! sagte ich, ein Pferd sollst du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie sich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen sah sehr stattlich aus und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Thurmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer gewesen. Ein geflügeltes Pferd hebt sich dahinter hervor, nach höheren Regionen strebend, wodurch sein Genius und Aufschwung zum Höheren ausgesprochen war. Dem Wappenschilde oben fügte sich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunst, wodurch der treffliche Freund, unter dem Einfluß und Schutz günstiger Gestirne, sich Ruhm erworben. Unten, dem Wappen an, hing der Orden, womit sein König ihn beglückt und geehrt, als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienste.

„Ich habe es von Facius stechen lassen, sagte Goethe, und Sie sollen einen Abdruck sehen. Ist es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht, und ihm dadurch gleichsam den Adel giebt?" Wir freuten uns über den heiteren Gedanken, und Goethe schickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu lassen.

Wir saßen noch eine Weile am Tisch, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläser alten Rheinwein tranken. Goethe summte Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf; ich recitirte:

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such', und bin wie blind und irre geworden. ꝛc.

Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden, sagte ich, es ist durchaus eigenartig, und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird. „Es bringt uns einen düsteren Zustand vor Augen," sagte Goethe. Es macht mir den Eindruck eines Bildes, sagte ich, eines niederländischen. „Es hat so etwas von Good man und good wife," sagte Goethe. Sie nehmen mir das Wort von der Zunge, sagte ich, denn ich habe schon fortwährend an jenes Schottische denken müssen, und das Bild von Ostade war mir vor Augen. „Aber wunderlich ist es, sagte Goethe, daß sich beyde Gedichte nicht malen lassen; sie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt, wären sie nichts." Es sind dieses schöne Beyspiele, sagte ich, wo die Poesie der Malerey so nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte sind mir die liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt. „Ich werde es auch nicht zum zweyten Male machen, sagte Goethe, und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn dieses sehr oft geschieht."

Noch etwas Eigenes, sagte ich, hat das Gedicht. Es ist mir immer als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das? „Es liegt im Rhythmus, sagte Goethe. Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Dactylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Character bekommt." Goethe nahm eine Bleyfeder und theilte so ab:

Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im Allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht denken lasse. „Der Tact, sagte Goethe, kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt.

Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheidtes zu Stande."

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels; Goethe fing an über Guizot zu reden. „Ich gehe in seinen Vorlesungen fort, sagte er, und sie halten sich trefflich. Die dießjährigen gehen etwa bis ins achte Jahrhundert. Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bey keinem Geschichtsschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken, gewissen Epochen eine solche und eine andre Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das, gleich einer untertauchenden Ente, sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht, und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt, bey welcher Gelegenheit denn auch unserm trefflichen Savigny volle Anerkennung zu Theil wird."

„Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen, was er von den Deutschen sagt. „„Die Germanen, sagt er, brachten uns die Idee der persönlichen Freyheit, welche diesem Volke vor allem eigen war."" Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? — Die Reformation kam aus dieser Quelle, wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheidtes wie Dummes. Auch das Buntschäckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Absonderung und Verisolirung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Puncte aus sein Wesen treibt, Alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freyheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes."

Dienstag den 7. April 1829.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich gewesen, mit Goethe am Tisch sitzen, und freute mich, ihn wieder so weit hergestellt zu sehen. Sie sprachen von Kunstsachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertausend Pfund gekauft, wodurch Peel sich denn besonders in Meyers Gunst gesetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worin wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer sehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabey ist, sagte Goethe, daß bey dieser Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne diese Veranlassung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländischen Zustand werden wir aber doch nicht, denn die Sache ist zu verwickelt. So viel aber sieht man, daß dieses Land an Übeln leidet, die durch kein Mittel und also auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland seine Übel alleine trug, so ist es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das ist die Sache. Und den Catholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten, gegen die Übermacht der fünf Millionen Catholiken, bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, chikanirt und gequält worden, die von catholischen Nachbarn umgeben waren. Die Catholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunden gleich, die sich unter einander beißen, aber, sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn los gehen."

Von den Irländern wendete sich das Gespräch zu den Händeln in der Türkey. Man wunderte sich, wie die Russen, bey ihrer Übermacht, im vorigjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache ist die, sagte Goethe, die Mittel waren unzulänglich, und deßhalb machte man zu große Anforderungen an Einzelne, wodurch denn persönliche Großthaten und Aufopferungen geschahen, ohne die Angelegenheit im Ganzen zu fördern."

Es mag auch ein verwünschtes Local seyn, sagte Meyer; man sieht, in den ältesten Zeiten, daß es in dieser Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirg eindringen wollte, immer Händel setzte, daß er immer den hartnäckigsten Widerstand gefunden, und daß er fast nie hereingekommen ist.

Wenn die Russen sich nur die Seeseite offen halten, um sich von dorther mit Proviant versehen zu können! „Das ist zu hoffen," sagte Goethe.

„Ich lese jetzt Napoleons Feldzug in Egypten, und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon sagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verschwindet, und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit dastehen. Man sieht, er hatte bloß diesen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts thun konnte, um sich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unschlüssig, was zu thun sey; er besuchte alle französischen Häfen an der Küste des atlantischen Meeres hinunter, um den Zustand der Schiffe zu sehen und sich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen sey, und entschloß sich daher zu dem Zuge nach Egypten."

Ich muß bewundern, sagte ich, wie Napoleon, bey solcher Jugend, mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.

„Liebes Kind, sagte Goethe, das ist das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; Beydes erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen, und war immer klar und entschieden was zu thun sey. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Hummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Discant spielt. Das ist die Facilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Clavier wie hinter den Kanonen."

„Man sieht aber an diesem Buch, fuhr Goethe fort, wie viele Mährchen uns von seinem egyptischen Feldzuge erzählet worden. Manches bestätiget sich zwar, allein Vieles gar nicht, und das Meiste ist anders."

„Daß er die achthundert türkischen Gefangenen hat erschießen lassen, ist wahr; aber es erscheint als reifer Beschluß eines langen

Kriegsrathes, indem, nach Erwägung aller Umstände, kein Mittel gewesen ist, sie zu retten."

„Daß er in die Pyramiden soll hinabgestiegen seyn, ist ein Mährchen. Er ist hübsch außerhalb stehen geblieben und hat sich von den Andern erzählen lassen was sie unten gesehen."

„So auch verhält sich die Sage, daß er orientalisches Costüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hause diese Maskerade gespielt, und ist so unter den Seinigen erschienen, zu sehen wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht gestanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht steht, und so hat er dieses Costüm nie wieder angelegt."

„Die Pestkranken aber hat er wirklich besucht, und zwar um ein Beyspiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sey. Und er hat Recht! — Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bey einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war, und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag! Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beyspiel zu geben."

„Aber, fuhr Goethe sehr heiter scherzend fort, habt Respect! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — meinen Werther!" —

Daß er ihn gut studirt gehabt, sagte ich, sieht man bey seinem Lever in Erfurt.

„Er hatte ihn studirt wie ein Criminalrichter seine Acten, sagte Goethe, und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber."

„Es findet sich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liste der Bücher, die Napoleon in Egypten bey sich geführt, worunter denn auch der Werther steht. Das Merkwürdige an dieser Liste aber ist, wie die Bücher unter verschiedenen Rubriken classificirt werden. Unter der Aufschrift Politique z. B. finden wir aufgeführt: Le vieux testament, le nouveau testament, le coran, woraus man denn sieht, aus welchem Gesichtspunct Napoleon die religiösen Dinge angesehen."

Goethe erzählte uns noch manches Interessante aus dem Buche, das ihn beschäftigte. Unter andern auch kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee, an der Spitze des rothen Meeres, zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbettes gegangen, aber von der Fluth eingeholt worden sey, so daß die letzte Mannschaft bis unter die Arme im Wasser habe waten müssen, und es also mit diesem Wagestück fast ein pharaonisches Ende genommen hätte. Bey dieser Gelegenheit sagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Fluth. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, sondern die an allen Orten zugleich entstehen, und sich überall gleichmäßig fortschieben.

Mittwoch den 8. April 1829. Goethe saß schon am gedeckten Tisch, als ich hereintrat; er empfing mich sehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten, sagte er, woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern."

Ich theile Ihre Freude, sagte ich. Aber ist es nicht eigen, ich habe mich seit einer Stunde auf einem Spaziergange sehr lebhaft mit dem Könige von Bayern in Gedanken beschäftigt, und nun erfahre ich diese angenehme Nachricht. „Es kündigt sich oft etwas in unserm Innern an, sagte Goethe. Dort liegt der Brief, nehmen Sie, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie."

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und so las ich denn ganz ungestört die Königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom, den 26. März 1829, und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben. Der König meldete Goethen, daß er sich in Rom ein Besitzthum gekauft, und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludovisi, am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, so daß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordost einen freyen Anblick von Sanct Peter habe. „Es ist eine Aussicht, schreibt er, welche zu genießen man weit reisen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigenthums habe." Er fährt fort sich glücklich zu preisen, nun in Rom auf eine so schöne Weise ansässig zu seyn. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen, schreibt er, ich sehnte mich danach wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht." Von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden spricht er sodann mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Förderung am Herzen liegt, und der

jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe. „Da sehen Sie einen Monarchen, sagte er, der neben der Königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deßhalb um so erfreulicher." Ich sah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. „Hier in Rom, schreibt der König, erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur, sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen." Er schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeygehe wo Goethe gewohnt, und wie er dabey seiner gedenke. Aus den römischen Elegieen sind einige Stellen angeführt, woraus man sieht, daß der König sie gut im Gedächtniß hat und sie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder lesen mag. „Ja, sagte Goethe, die Elegieen liebt er besonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich sollte ihm sagen was an dem Factum sey, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß."

„Ich wollte nur, fuhr Goethe fort, daß des Königs Gedichte jetzt dawären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber sagen könnte. Nach dem Wenigen zu schließen was ich von ihm gelesen, werden die Gedichte gut seyn. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun, in so prächtigem Gefäß, uns den Gehalt eines hohen Gemüthes zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten."

„Indessen freue ich mich, daß der König sich in Rom so hübsch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage ist sehr schön, und die deutschen Künstler wohnen alle in der Nähe."

Der Bediente wechselte die Teller, und Goethe sagte ihm, daß er den großen Kupferstich von Rom im Decken-Zimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem schönen Platz der König sich angekauft hat, damit Sie sich die Localität gehörig denken mögen." Ich fühlte mich Goethen sehr verbunden.

Gestern Abend, versetzte ich, habe ich die Claudine von Villa Bella gelesen und mich sehr daran erbauet. Es ist so gründlich in der Anlage, und so verwegen, locker, frech und froh

in der Erscheinung, daß ich den lebhaften Wunsch fühle, es auf dem Theater zu sehen. „Wenn es gut gespielt wird, sagte Goethe, macht es sich gar nicht schlecht.“ Ich habe schon in Gedanken das Stück besetzt, sagte ich, und die Rollen vertheilt. Herr Genast müßte den Rugantino machen, er ist für die Rolle wie geschaffen. Herr Franke den Don Pedro, denn er ist von einem ähnlichen Wuchs, und es ist gut, wenn zwey Brüder sich ein wenig gleich sind. Herr La Roche den Basko, der dieser Rolle, durch treffliche Maske und Kunst, den wilden Anstrich geben würde, dessen sie bedarf. „Madam Eberwein, fuhr Goethe fort, dächte ich, wäre eine sehr gute Lucinde, und Demoiselle Schmidt machte die Claudine.“ Zum Alonzo, sagte ich, müßten wir eine stattliche Figur haben, mehr einen guten Schauspieler als Sänger, und ich dächte, Herr Oels oder Herr Graff würden da am Platze seyn. Von wem ist denn die Oper componirt, und wie ist die Musik? „Von Reichardt, antwortete Goethe, und zwar ist die Musik vortrefflich. Nur ist die Instrumentirung, dem Geschmack der früheren Zeit gemäß, ein wenig schwach. Man müßte jetzt in dieser Hinsicht etwas nachhelfen, und die Instrumentirung ein wenig stärker und voller machen. Unser Lied: Cupido, loser, eigensinniger Knabe ꝛc. ist dem Componisten ganz besonders gelungen.“ Es ist eigen an diesem Liede, sagte ich, daß es in eine Art behaglich träumerische Stimmung versetzt, wenn man es sich recitirt. „Es ist aus einer solchen Stimmung hervorgegangen, sagte Goethe, und da ist denn auch mit Recht die Wirkung eine solche.“

Wir hatten abgespeist. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferstich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltstadt lag vor uns; Goethe fand sehr bald die Villa Ludovisi und in der Nähe den neuen Besitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie, sagte Goethe, was das für eine Lage ist! — Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Ich bin in dieser Villa gewesen und habe oft den Anblick aus diesen Fenstern genossen. Hier, wo die Stadt jenseit der Tiber gegen Nordost spitz ausläuft, liegt Sanct Peter, und hier der Vatikan in der Nähe. Sie sehen, der König hat aus den Fenstern seiner Villa den Fluß herüber eine freye Ansicht dieser Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del

Populo; in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen."

Wir gingen wieder in unser Zimmer zurück. — Der Canzler, sagte ich, wird sich über den Brief des Königs freuen. „Er soll ihn sehen," sagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern lese, fuhr Goethe fort, muß ich immer an den Canzler denken, und zwar daß er dort recht in seinem Element und an seinem Platz seyn würde. Denn es gehört zu einer solchen Stelle nicht allein, daß man gescheidt sey, sondern daß man auch den Trieb und die Lust zu reden habe, welches sich doch Beydes in unserm Canzler vereinigt. Napoleon hatte auch diesen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er schreiben oder dictiren. Auch bey Blücher finden wir, daß er gerne redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unser Großherzog redete gerne, obgleich er lakonischer Natur war, und wenn er nicht reden konnte, so schrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Gesetz abgefaßt, und zwar meistentheils gut. Nur hat ein Fürst nicht die Zeit und die Ruhe, sich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verschaffen. So hatte er in seiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man restaurirte Gemälde bezahlen solle. Der Fall war sehr artig. Denn wie die Fürsten sind, so hatte er die Beurtheilung der Restaurationskosten mathematisch auf Maß und Zahlen festgesetzt. Die Restauration, hatte er verordnet, soll fußweise bezahlt werden. Hält ein restaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, so zahlet vier. Dieß war fürstlich verordnet, aber nicht künstlerisch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zustande seyn, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu restauriren wäre; ein anderes aber von vier, kann sich der Art befinden, daß zu dessen Restauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürsten lieben als gute Militairs mathematische Bestimmungen, und gehen gerne nach Maß und Zahl großartig zu Werke."

Ich freute mich dieser Anecdote. Sodann sprachen wir noch Manches über Kunst und derartige Gegenstände.

„Ich besitze Handzeichnungen, sagte Goethe, nach Gemälden von Raphael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mittheilen will."

„Die Zeichnungen, sagte Meyer, haben etwas Ungeübtes, aber man sieht, daß derjenige, der sie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen ist, so daß sie uns das Original sehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künstler jene Bilder copiren, so würde er alles weit besser und vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es ist vorauszusagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß also seine bessere Zeichnung weit entfernt seyn würde, uns von Raphael und Dominichin einen so reinen vollkommenen Begriff zu geben."

„Ist das nicht ein sehr artiger Fall? sagte Goethe. Es könnte ein Ähnliches bey Übersetzungen Statt finden. Voß hat z. B. sicher eine treffliche Übersetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im Ganzen ein so meisterhafter Übersetzer wie Voß zu seyn."

Ich fand dieses alles sehr gut und wahr und stimmte vollkommen bey. Da das Wetter schön und die Sonne noch hoch am Himmel war, so gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächst einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Crokus blühten sehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilder hatten. „Sie meinten neulich, sagte Goethe, daß das Grüne und Rothe sich gegenseitig besser hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höheren Stufe ständen und deßhalb vollkommener, gesättigter und wirksamer wären als diese. — Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, sobald sie sich dem Auge entschieden darstellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig; es kommt bloß darauf an, daß unser Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünstig sey. Überall muß man sich hüten, bey den Farben zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre, und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre in meinen Studien. Indessen war die Zeit des Theaters herangerückt und ich schickte mich an zu gehen. „Sehen Sie zu, sagte Goethe lachend, indem er mich entließ, daß Sie die Schrecknisse der dreyßig Jahre aus dem Leben eines Spielers heute gut überstehen."

Freytag den 10. April 1829.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben." Mit diesen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor, mit Landschaften von Claude Lorrain.

Es waren die ersten, die ich von diesem großen Meister gesehen. Der Eindruck war außerordentlich, und mein Erstaunen und Entzücken stieg, so wie ich ein folgendes und abermals ein folgendes Blatt umwendete. Die Gewalt der schattigen Massen hüben und drüben, nicht weniger das mächtige Sonnenlicht aus dem Hintergrunde hervor in der Luft und dessen Wiederglanz im Wasser, woraus denn immer die große Klarheit und Entschiedenheit des Eindrucks hervorging, empfand ich als stets wiederkehrende Kunstmaxime des großen Meisters. So auch hatte ich mit Freude zu bewundern, wie jedes Bild durch und durch eine kleine Welt für sich ausmachte, in der nichts existirte was nicht der herrschenden Stimmung gemäß war und sie beförderte. War es ein Seehafen mit ruhenden Schiffen, thätigen Fischern und dem Wasser angrenzenden Prachtgebäuden; war es eine einsame dürftige Hügelgegend mit naschenden Ziegen, kleinem Bach und Brücke, etwas Buschwerk und schattigem Baum, worunter ein ruhender Hirte die Schalmei bläst; oder war es eine tieferliegende Bruchgegend mit stagnirendem Wasser, das bey mächtiger Sommerwärme die Empfindung behaglicher Kühle giebt, immer war das Bild durch und durch nur Eins, nirgends die Spur von etwas Fremdem, das nicht zu diesem Element gehörte.

„Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen, sagte Goethe, der schön gedacht und empfunden hat, und in dessen Gemüth eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. — Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt als sey es wirklich."

Claude Lorrain.

Landschaften.

Ich dächte, sagte ich, das wäre ein gutes Wort, und zwar eben so gültig in der Poesie wie in den bildenden Künsten. „Ich sollte meinen," sagte Goethe.

„Indessen, fuhr er fort, wäre es wohl besser, Sie sparten sich den ferneren Genuß des trefflichen Claude zum Nachtisch, denn die Bilder sind wirklich zu gut um viele davon hinter einander zu sehen." Ich fühle so, sagte ich, denn mich wandelt jedesmal eine gewisse Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es ist eine Furcht eigener Art, die ich vor diesem Schönen empfinde, so wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte kostbare Stellen uns nöthigen inne zu halten, und wir nur mit einem gewissen Zaudern weiter gehen.

„Ich habe dem König von Bayern geantwortet, versetzte Goethe nach einer Pause, und Sie sollen den Brief lesen." Das wird sehr lehrreich für mich seyn, sagte ich, und ich freue mich dazu. „Indeß, sagte Goethe, steht hier in der allgemeinen Zeitung ein Gedicht an den König, das der Canzler mir gestern vorlas und das Sie doch auch sehen müssen." Goethe gab mir das Blatt und ich las das Gedicht im Stillen. „Nun, was sagen Sie dazu?" sagte Goethe. Es sind die Empfindungen eines Dilettanten, sagte ich, der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönet und reimet, während er selber zu reden glaubt. „Sie haben vollkommen recht, sagte Goethe, ich halte das Gedicht auch für ein sehr schwaches Product; es giebt nicht die Spur von äußerer Anschauung, es ist bloß mental, und das nicht im rechten Sinne."

Um ein Gedicht gut zu machen, sagte ich, dazu gehören bekanntlich große Kenntnisse der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote steht, der wird, bey den besten ideellen Richtungen, selten etwas Gutes zu Tage bringen.

„Und das Eigene ist, sagte Goethe, daß nur das geborene Talent eigentlich weiß, worauf es ankommt, und daß alle Übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

Das beweisen die Ästhetiker, sagte ich, von denen fast keiner weiß was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das was er besitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Witz und Humor

angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhandlungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüthe führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtseyn würde diese Kräfte paralysiren und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsäglich gehindert sehen. „Sie haben vollkommen Recht, und es wäre über dieses Capitel Vieles zu sagen."

„Ich habe indeß, fuhr er fort, das neue Epos von Egon Ebert gelesen und Sie sollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. — Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber diesem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen. Landschaften, Sonnen-Auf- und Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen gut und nicht besser zu machen. Das Übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, ist nicht in der gehörigen Wahrheit erschienen und es mangelt diesem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins Allgemeine gezogen, in das was junge Leute für poetisch und romantisch halten und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passirt."

Es ist dieß ein Fehler, sagte ich, der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das specielle Wahre, aus Furcht, es sey nicht poetisch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze.

„Egon Ebert, sagte Goethe, hätte sich sollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab als er seinen Tell schrieb, und wie Shakspeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem Clavigo habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen." Es ist aber so verarbeitet, sagte ich, daß man es nicht merkt, es ist nicht stoffartig geblieben. „So ist es recht, sagte Goethe, wenn es so ist."

Goethe erzählte mir sodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Christ, sagte er, und Sie müssen seine Memoiren lesen. — Processe waren sein Element, worin es ihm erst eigentlich wohl wurde. Es existiren noch Reden von Advocaten aus einem seiner Processe, die zu dem Merkwürdigsten, Talentreichsten und

Verwegensten gehören was je in dieser Art verhandelt worden. Eben diesen berühmten Proceß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofes hinabging, begegnete ihm der Canzler, der hinauf wollte. Beaumarchais sollte ihm ausweichen, allein dieser weigerte sich, und bestand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müsse. Der Canzler, in seiner Würde beleidigt, befahl den Leuten seines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu schieben, welches geschah; worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtssaal zurückging, und einen Proceß gegen den Canzler anhängig machte, den er gewann."

Ich freute mich über diese Anecdote und wir unterhielten uns bey Tische heiter fort über verschiedene Dinge.

„Ich habe meinen zweyten Aufenthalt in Rom wieder vorgenommen, sagte Goethe, damit ich ihn endlich loswerde und an etwas Anderes gehen kann. Meine gedruckte Italienische Reise habe ich, wie Sie wissen, ganz aus Briefen redigirt. Die Briefe aber, die ich während meines zweyten Aufenthaltes in Rom geschrieben, sind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; sie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine Weimarischen Verhältnisse, und zeigen zu wenig von meinem italienischen Leben. Aber es finden sich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen inneren Zustand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, solche Stellen auszuziehen und einzeln über einander zu setzen, und sie so meiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird." Ich fand dieses vollkommen gut und bestätigte Goethe in dem Vorsatz.

„Man hat zu allen Zeiten gesagt und wiederholt, fuhr Goethe fort, man solle trachten sich selber zu kennen. Dieß ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genüget hat und der eigentlich auch niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinem Sinnen und Trachten aufs Äußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu thun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkeles Wesen, er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich auch davor behüten. Was ich aber sagen wollte ist dieses, daß ich in Italien in meinem

vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber insoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sey. Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landschaft und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte, ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorne anfangen wenn ich eine Zeitlang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: wenn Sie achtzehn Monate bey mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und Andere Freude haben."

Ich hörte dieses mit großem Interesse. Wie aber, sagte ich, soll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunst ein wahrhaftes Talent habe?

„Das wirkliche Talent, sagte Goethe, besitzt einen angeborenen Sinn für die Gestalt, die Verhältnisse und die Farbe, so daß es alles dieses unter weniger Anleitung sehr bald und richtig macht. Besonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwischenpausen der Übung schreitet es fort und wächst im Innern. Ein solches Talent ist nicht schwer zu erkennen, am besten aber erkennt es der Meister."

„Ich habe diesen Morgen das Fürstenhaus besucht, fuhr Goethe sehr heiter fort; die Zimmer der Großherzogin sind höchst geschmackvoll gerathen und Coudray hat mit seinen Italienern neue Proben großer Geschicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beschäftigt; es sind ein paar Mayländer; ich redete sie gleich italienisch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergessen hatte. Sie erzählten mir, daß sie zuletzt das Schloß des Königs von Würtemberg gemalt, daß sie sodann nach Gotha verschrieben worden, wo sie indeß nicht hätten einig werden können; man habe zur selben Zeit in Weimar von ihnen erfahren, und sie hieher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu decoriren. Ich hörte und sprach das Italienische einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmosphäre des Landes mit. Die guten Menschen sind seit drey Jahren aus Italien heraus; sie wollen aber, wie sie sagten,

von hier directe nach Haus eilen, nachdem sie zuvor in Auftrag des Herrn von Spiegel noch eine Decoration für unser Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrscheinlich nicht böse seyn werdet. Es sind sehr geschickte Leute; der Eine ist ein Schüler des ersten Decorations-Malers in Mayland, und Ihr könnt also eine gute Decoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tisch abgeräumt hatte, ließ Goethe sich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns Andere, sagte er, wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und sich ansiedeln will, muß heirathen und catholisch werden, sonst hält er es nicht aus und hat eine schlechte Existenz. Hackert that sich nicht wenig darauf zu gute, daß er sich als Protestant so lange dort erhalten."

Goethe zeigte mir sodann auch auf diesem Grundriß die merkwürdigsten Gebäude und Plätze. „Dieß, sagte er, ist der Farnesische Garten." War es nicht hier, sagte ich, wo Sie die Hexenscene des Faust geschrieben? „Nein, sagte er, das war im Garten Borgheſe."

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landschaften von Claude Lorrain, und wir sprachen noch Manches über diesen großen Meister. Sollte ein jetziger junger Künstler, sagte ich, sich nicht nach ihm bilden können?

„Wer ein ähnliches Gemüth hätte, antwortete Goethe, würde ohne Frage sich an Claude Lorrain auf das trefflichste entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stiche gelassen, würde diesem Meister höchstens nur Einzelnheiten absehen und sich deren nur als Phrase bedienen."

Sonnabend den 11. April 1829. Ich fand heute den Tisch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Personen. Goethe und Frau v. Goethe empfingen mich sehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der französischen Gesandtschaft, dessen Schwager Herr v. D., auf einer Durchreise begriffen, um gegen die Türken in russische Dienste zu gehen; Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in besonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anwesenden, ehe man sich zu Tisch setzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, besonders zwischen Rothschild und Bethmann, wie der Eine dem Andern die Speculationen verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir Andern setzten uns zu Tisch. Die Unterhaltung war anmuthig belebt, man sprach von Reisen, von Bädern, und Madame Schopenhauer interessirte besonders für die Einrichtung ihres neuen Besitzes am Rhein, in der Nähe der Insel Nonnenwerth.

Zum Nachtisch erschien Graf Reinhard wieder, der wegen seiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bey Hofe gespeist, sondern sich auch zweymal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papst gewählet sey, und zwar ein Castiglione, und Goethe erzählte der Gesellschaft die Förmlichkeiten, die man bey der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünschte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man sprach über Chateaubriand, Guizot, Salvandy, Béranger, Merimée und Andere.

Nach Tisch und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwey höchst merkwürdige Scripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwey Briefe aus Goethe's Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im July, der andere im December. In beyden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahndung hat die ihm bevorstehen. In dem letzteren zeigten sich schon Spuren vom Werther; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Character entschieden, den Goethe's Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen, und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.

Sonntag den 12. April 1829. Goethe las mir seine Antwort an den König von Bayern. Er hatte sich dargestellt wie einen der persönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und sich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. Es mag schwer seyn, sagte ich, das richtige Verhältniß zu treffen wie man sich in solchen Fällen zu halten habe. „Wer wie ich, antwortete Goethe, sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das Einzige dabey ist, daß man sich nicht

durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Convenienz halte."

Goethe sprach darauf von der Redaction seines zweyten Aufenthaltes in Rom, die ihn jetzt beschäftiget.

„Bey den Briefen, sagte er, die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen, in Vergleich zu früheren oder späteren Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheidt als jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte."

Während Sie dieses reden, sagte ich, steht mir die Metamorphose der Pflanze vor Augen, und ich begreife sehr wohl, daß man aus der Periode der Blüthe, nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blüthenstandes zurücktreten möchte.

„Ihr Gleichniß, sagte Goethe, drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie sich ein recht ausgezacktes Blatt, fuhr er lachend fort, ob es aus dem Zustande der freyesten Entwickelung in die dumpfe Beschränktheit der Cotyledone zurückmöchte? — Und nun ist es sehr artig, daß wir sogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchsten Alters gelten kann, indem sie, über die Periode der Blüthe und der Frucht hinaus, ohne weitere Production noch munter fortwächst."

„Das Schlimme ist, fuhr Goethe fort, daß man im Leben so viel durch falsche Tendenzen ist gehindert worden und daß man nie eine solche Tendenz erkannt, als bis man sich bereits davon frey gemacht."

Woran aber, sagte ich, soll man sehen und wissen daß eine Tendenz eine falsche sey?

„Die falsche Tendenz, antwortete Goethe, ist nicht productiv, und wenn sie es ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Werth. Dieses an Andern gewahr zu werden ist nicht so gar schwer, aber an sich selber, ist ein eigenes Ding und will eine große Freyheit des Geistes. Und selbst das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann sich nicht entschließen, so wie es schwer hält, sich von einem geliebten Mädchen los zu machen, von deren Untreue man längst wiederholte Beweise hat. Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sey,

und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

Aber doch, sagte ich, hat Ihnen diese Tendenz so vielen Vortheil gebracht, daß man sie kaum eine falsche nennen möchte.

„Ich habe an Einsicht gewonnen, sagte Goethe, weßhalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vortheil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemühet, wird freylich nie ein Meister werden, aber er wird dabey lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Trotz aller meiner Bestrebungen bin ich freylich kein Künstler geworden, aber, indem ich mich in allen Theilen der Kunst versuchte, habe ich gelernt von jedem Strich Rechenschaft zu geben, und das Verdienstliche vom Mangelhaften zu unterscheiden. Dieses ist kein kleiner Gewinn, so wie denn selten eine falsche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreyung des heiligen Grabes offenbar eine falsche Tendenz; aber sie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geschwächt und gehindert worden sind sich zu Herren von Europa zu machen."

Wir sprachen noch über verschiedene Dinge, und Goethe erzählte sodann von einem Werk über Peter den Großen von Ségur, das ihm interessant sey und ihm manchen Aufschluß gegeben. „Die Lage von Petersburg, sagte er, ist ganz unverzeihlich, um so mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden sich hebt, und daß der Kaiser die eigentliche Stadt ganz von aller Wassersnoth hätte frey halten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre, und bloß den Hafen in der Niederung gelassen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorstellungen, und sagte ihm voraus, daß die Population alle siebenzig Jahre ersaufen würde. Es stand auch ein alter Baum da, mit verschiedenen Spuren eines hohen Wasserstandes. Aber es war alles umsonst, der Kaiser blieb bey seiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte."

„Sie werden gestehen, daß in diesem Verfahren eines so großen Characters durchaus etwas Problematisches liege. Aber wissen Sie wie ich es mir erkläre? Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt, und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet

ist, und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht. So wollte denn Peter der Große das liebe Amsterdam seiner Jugend in einer Hauptstadt am Ausflusse der Newa wiederholen; so wie die Holländer immer versucht worden sind, in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen."

Montag den 13. April 1829. Heute, nachdem Goethe über Tisch mir manches gute Wort gesagt, erquickte ich mich zum Nachtisch noch an einigen Landschaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung, sagte Goethe, führt den Titel: Liber veritatis, sie könnte eben so gut liber naturae et artis heißen, denn es findet sich hier die Natur und Kunst auf der höchsten Stufe und im schönsten Bunde."

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain und in welcher Schule er sich gebildet. „Sein nächster Meister, sagte Goethe, war Antonio Tasso; dieser aber war ein Schüler von Paul Brill, so daß also dessen Schule und Maximen sein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewissermaßen zur Blüthe kamen; denn dasjenige was bey diesen Meistern noch ernst und strenge erscheint, hat sich bey Claude Lorrain zur heitersten Anmuth und lieblichsten Freyheit entfaltet. Über ihn konnte man nun weiter nicht hinaus."

„Übrigens ist von einem so großen Talent, das in einer so bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu sagen von wem es gelernt. Es sieht sich um, und eignet sich an, wo es für seine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci's eben so viel wie seinen nächsten namhaften Meistern."

„So sagt man gewöhnlich: Julius Roman war ein Schüler von Raphael; aber man könnte eben so gut sagen: er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler, der Geist, Gemüth und Kunst seines Meisters so in sich aufgenommen hatte, daß er fast dasselbige wurde und dasselbige machte, welches indeß ein eigener Fall war, der sich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreyender Art, so daß durch sie jedes Talent in seiner angeborenen Richtung entwickelt wurde, und Meister hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich sah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunst wie geboren; sie fielen in eine Zeit wo nach allen Seiten hin bereits das Beste gethan war, und sie daher ihren Schülern das Musterhafteste aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künstler, große

Lehrer, aber ich könnte nicht sagen daß sie eigentlich gewesen was man geistreich nennt. Es ist ein wenig kühn, daß ich so sage, allein es will mir so vorkommen."

Nachdem ich noch einige Landschaften von Claude Lorrain betrachtet, schlug ich ein Künstler-Lexicon auf, um zu sehen, was über diesen großen Meister ausgesprochen. Wir fanden gedruckt: „Sein Hauptverdienst bestand in der Palette." Wir sahen uns an und lachten. „Da sehen Sie, sagte Goethe, wie viel man lernen kann, wenn man sich an Bücher hält und sich dasjenige aneignet was geschrieben steht."

Dienstag den 14. April 1829. Als ich diesen Mittag hereintrat, saß Goethe mit Hofrath Meyer schon bey Tisch, in Gesprächen über Italien und Gegenstände der Kunst. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landschaft aussuchte und zeigte, von der die Zeitungen gemeldet, daß Peel sich das Original für viertausend Pfund angeeignet. Man mußte gestehen, daß es ein schönes Stück sey, und daß Herr Peel keinen schlechten Kauf gethan. An der rechten Seite des Bildes fiel der Blick auf eine Gruppe sitzender und stehender Menschen. Ein Hirte bückt sich zu einem Mädchen, das er zu unterrichten scheint wie man die Schalmei blasen müsse. Mitten sah man auf einen See im Glanz der Sonne, und an der linken Seite des Bildes gewahrte man weidendes Vieh im Schatten eines Gehölzes. Beyde Gruppen balancirten sich auf das Beste, und der Zauber der Beleuchtung wirkte mächtig, nach gewohnter Art des Meisters. Es war die Rede, wo das Original sich zeither befunden, und in wessen Besitz Meyer es in Italien gesehen.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das neue Besitzthum des Königs von Bayern in Rom. „Ich kenne die Villa sehr gut, sagte Meyer, ich bin oft darin gewesen und gedenke der schönen Lage mit Vergnügen. Es ist ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird sich auszuschmücken und nach seinem Sinne höchst anmuthig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude. Später bewohnte es der Herzog von Sussex und der Graf Münster. Fremde hohe Herrschaften haben es immer wegen der gesunden Lage und herrlichen Aussicht besonders geliebt."

Ich fragte Hofrath Meyer wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatican sey. „Von Trinita di Monte, in der Nähe der Villa, sagte Meyer, wo wir Künstler wohnten, ist es bis zum Va-

tican eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg und oft mehr als einmal.“ Der Weg über die Brücke, sagte ich, scheint etwas um zu seyn; ich dächte man käme näher, wenn man sich über die Tiber setzen ließe und durch das Feld ginge. „Es ist nicht so, sagte Meyer, aber wir hatten auch diesen Glauben und ließen uns sehr oft übersetzen. Ich erinnere mich einer solchen Überfahrt, wo wir in einer schönen Nacht bey hellem Mondschein vom Vatican zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und es hatte sich der gewöhnliche Streit entsponnen, wer größer sey, Raphael oder Michel Angelo. So bestiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, schlug ein lustiger Vogel, ich glaube es war Bury, vor, das Wasser nicht eher zu verlassen, als bis der Streit völlig abgethan sey und die Parteyen sich vereiniget hätten. Der Vorschlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abstoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputiren erst recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entschieden. So fuhren wir Stundenlang hinüber und herüber, wobey niemand sich besser stand als der Schiffer, dem sich die Bajoc's bey jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bey sich, der ihm half, und dem die Sache endlich gar zu wunderlich erscheinen mochte. „Vater, sagte er, was haben denn die Männer, daß sie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müssen wenn wir sie ans Ufer gebracht?“ „„Ich weiß nicht mein Sohn, antwortete der Schiffer, aber ich glaube sie sind toll.““ Endlich, um nicht die ganze Nacht hin und her zu fahren, vereinigte man sich nothdürftig und wir gingen zu Lande.“

Wir freuten uns und lachten über diese anmuthige Anecdote von künstlerischer Verrücktheit. Hofrath Meyer war in der besten Laune, er fuhr fort uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß ihn zu hören.

„Der Streit über Raphael und Michel Angelo, sagte Meyer, war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugsame Künstler zusammentrafen, so daß von beyden Parteyen sich einige anwesend fanden. In einer Osterie, wo man sehr billigen und guten Wein trank, pflegte er sich zu entspinnen; man berief sich auf Gemälde, auf einzelne Theile derselben, und wenn die Gegenpartey widerstritt und dieß und jenes nicht zugeben wollte, entstand das Bedürfniß der unmittelbaren Anschauung der Bilder. Strei-

tend verließ man die Osterie und ging raschen Schrittes zur Sixtinischen Capelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern, ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bey einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Controversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Capelle erhielt manche vier Groschen."

Bey dieser heiteren Gelegenheit erinnerte man sich eines anderen Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Portrait eines römischen Kaisers, sagte Meyer; die Antike stand vor des Schusters Thüre, und wir haben ihn sehr oft in dieser löblichen Beschäftigung gesehen wenn wir vorbeygingen."

Mittwoch den 15. April 1829. Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Productivität gerufen werden, und über Andere, die über Dinge schreiben die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute, sagte Goethe, ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Cultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen, aber er denkt sie wären sein Eigenthum, und so spricht er sie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat was er von ihr empfangen, ist er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Wasser eine Weile gesprudelt hat, und die aufhört zu rieseln, sobald der erborgte Vorrath erschöpft ist."

Dienstag den 1. September 1829. Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bey Hegeln ein Collegium über den Beweis des Daseyns Gottes gehört. Goethe stimmte mir bey, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seyen.

„Die Periode des Zweifels, sagte er, ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper, ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Capitel ganz getrost folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwey Theilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden." Fichte ging doch schon ein

wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet und vom Menschen als Seele betrachtet. Er fühlte zu wohl, daß sich ein so enge verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sey, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophirt! und wie weit ist man gekommen! — Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine seyn."

„Während aber die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen practischen Verstande aus, und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sclavenhandel, und während sie uns weiß machen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object sey, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Neger-Colonieen angelegt, die sehr productiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von Außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher, nicht ohne Object, gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sey, ein allgemeines Weltgericht abzugeben, oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. — Er kannte das englische Object recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

Sonntag den 6. December 1829. Heute nach Tisch las Goethe mir die erste Scene vom zweyten Act des Faust. Der Eindruck war groß, und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir sind wieder in Fausts Studirzimmer versetzt, und Mephistopheles

findet noch alles am alten Platze wie er es verlassen hat. Fausts alten Studirpelz nimmt er vom Haken; tausend Motten und Insecten flattern heraus, und indem Mephistopheles ausspricht, wo diese sich wieder unterthun, tritt uns die umgebende Localität sehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Faust hinter einem Vorhange im paralysirten Zustande liegt, wieder einmal den Herrn zu spielen. Er zieht die Klingel; die Glocke giebt in den einsamen alten Kloster-Hallen einen so fürchterlichen Ton, daß die Thüren aufspringen und die Mauern erbeben. Der Famulus stürzt herbey und findet in Fausts Stuhle den Mephistopheles sitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Respect hat. Auf Befragen giebt er Nachricht von Wagner, der unterdeß ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr seines Herrn hofft. Er ist, wie wir hören, in diesem Augenblick in seinem Laboratorium tief beschäftigt, einen Homunculus hervorzubringen. Der Famulus wird entlassen; es erscheint der Baccalaureus, derselbige, den wir vor einigen Jahren als schüchternen jungen Studenten gesehen, wo Mephistopheles, in Fausts Rocke, ihn zum Besten hatte. Er ist unterdeß ein Mann geworden und so voller Dünkel, daß selbst Mephistopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit seinem Stuhle immer weiter rückt und sich zuletzt ans Parterre wendet.

Goethe las die Scene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft, und wie alles so knapp beysammen war.

„Da die Conception so alt ist, sagte Goethe, und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweyten Theiles ist wirklich so alt wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zu Gute kommen. Es geht mir damit wie Einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfer-Geld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, so daß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht."

Wir sprachen über die Figur des Baccalaureus. Ist in ihm, sagte ich, nicht eine gewisse Classe ideeller Philosophen gemeint? „Nein, sagte Goethe, es ist die Anmaßlichkeit in ihm personificirt, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreyungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch

glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß Alles eigentlich um seinetwillen da sey. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte, und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hiebey war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand von selber zu erscheinen."

Wir sprachen noch Vieles über den Faust und dessen Composition, so wie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen.

„Wenn man alt ist, sagte er, denkt man über die weltlichen Dinge anders als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum Besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raphael hin, bey dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakspeare. Ich weiß was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da. Daß die Russen sich gemäßigt haben und nicht nach Constantinopel hineingegangen sind, ist zwar sehr groß, aber auch ein solcher Zug findet sich in Napoleon, denn auch er hat sich gemäßigt und ist nicht nach Rom gegangen."

An dieses reiche Thema knüpfte sich viel Verwandtes; bey mir selbst aber dachte ich im Stillen, daß auch mit Goethe die Dämonen so etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur sey, zu anlockend, um ihm nicht nachzustreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.

Mittwoch den 16. December 1829. Heute nach Tisch las Goethe mir die zweyte Scene des zweyten Acts von Faust, wo Mephistopheles zu Wagner geht, der durch chemische Künste einen Menschen zu machen im Begriff ist. Das Werk gelingt, der Homunculus erscheint in der Flasche, als leuchtendes Wesen, und ist sogleich thätig. Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Raisonniren ist nicht seine Sache; er will handeln,

und da ist ihm das Nächste unser Held Faust, der in seinem paralysirten Zustande einer höheren Hülfe bedarf. Als ein Wesen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchsichtig ist, sieht der Homunculus das Innere des schlafenden Faust, den ein schöner Traum von der Leda beglückt, wie sie, in anmuthiger Gegend badend, von Schwänen besucht wird. Indem der Homunculus diesen Traum ausspricht, erscheint vor unserer Seele das reizendste Bild. Mephistopheles sieht davon nichts, und der Homunculus verspottet ihn wegen seiner nordischen Natur.

„Überhaupt, sagte Goethe, werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht, und durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen so viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn solche geistige Wesen, wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter Beyden eine Art von Verwandtschaft existirt."

Gewiß, sagte ich, erscheint der Mephistopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entstehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, so wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Wesen erscheint. Und so hebt er sich denn im Ganzen wieder, und kann sich in seiner superioren Ruhe im Einzelnen wohl etwas gefallen lassen.

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig, sagte Goethe; es ist so, und ich habe schon gedacht, ob ich nicht dem Mephistopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden ist, einige Verse in den Mund legen soll, wodurch seine Mitwirkung ausgesprochen und dem Leser deutlich würde."

Das könnte nicht schaden, sagte ich. Angedeutet jedoch ist es schon, indem Mephistopheles die Scene mit den Worten schließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

„Sie haben Recht, sagte Goethe, dieß könnte dem Aufmerkenden fast genug seyn; indeß will ich doch noch auf einige Verse sinnen."

Aber, sagte ich, jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird.

„Ich dächte, sagte Goethe, man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabey denken können."

Fausts Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich übersah dieses im Geist als einen höchst bedeutenden Zug in der Composition.

Es ist wunderbar, sagte ich, wie in einem solchen Werke die einzelnen Theile auf einander sich beziehen, auf einander wirken und einander ergänzen und heben. Durch diesen Traum von der Leda hier im zweyten Act gewinnt später die Helena erst das eigentliche Fundament. Dort ist immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede; aber hier erscheint diese Handlung selbst, und wenn man nun mit dem sinnlichen Eindruck solcher Situation später zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollständiger erscheinen! —

Goethe gab mir Recht, und es schien ihm lieb, daß ich dieses bemerkte. „So auch, sagte er, werden Sie finden, daß schon immer in diesen früheren Acten das Classische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beyde Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden."

„Die Franzosen, fuhr Goethe fort, fangen nun auch an über diese Verhältnisse richtig zu denken. „„Es ist alles gut und gleich, sagen sie, Classisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu seyn vermöge. So kann man auch in Beyden absurd seyn, und dann taugt das Eine so wenig wie das Andere."" Ich dächte das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte."

Sonntag den 20. December 1829. Bey Goethe zu Tisch. Wir sprachen vom Canzler, und ich fragte Goethe, ob er ihm bey seiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geschrieben, sagte Goethe. Der Canzler hat Manzoni besucht, er lebt auf seinem Landgute in der Nähe von Mayland und ist zu meinem Bedauern fortwährend kränklich."

Es ist eigen, sagte ich, daß man so häufig bey ausgezeichneten Talenten, besonders bey Poeten, findet, daß sie eine schwächliche Constitution haben.

„Das Außerordentliche was solche Menschen leisten, sagte Goethe, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig seyn und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation, im Conflict mit der Welt und den Elementen, leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit; er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bey gesünderer Lebensweise noch länger halten können."

Wir sprachen vom Theater und inwiefern eine gewisse Vorstellung gelungen sey.

„Ich habe Unzelmann in dieser Rolle gesehen, sagte Goethe, bey dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freyheit seines Geistes, die er uns mittheilte. Denn es ist mit der Schauspielkunst wie mit allen übrigen Künsten. Was der Künstler thut oder gethan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, da er es machte. Eine freye Stimmung des Künstlers macht uns frey, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Diese Freyheit im Künstler ist gewöhnlich dort, wo er ganz seiner Sache gewachsen ist, weßhalb es uns denn bey niederländischen Gemälden so wohl wird, indem jene Künstler das nächste Leben darstellten, wovon sie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauspieler diese Freyheit des Geistes empfinden, so muß er durch Studium, Phantasie und Naturell vollkommen Herr seiner Rolle seyn, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen. Das Studium ist indessen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das Meiste durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff so vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobey die vorzüglichsten Schauspieler der Weimarischen Bühne zur Sprache kamen, und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indeß der Faust wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe, sagte ich, doch das Leuchtende in der Flasche müßte

man sehen, und das Bedeutende was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.

„Wagner, sagte Goethe, darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde."

So auch gedachten wir des großen Carnevals und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. Es wäre doch noch ein wenig mehr, sagte ich, wie der Markt von Neapel. „Es würde ein sehr großes Theater erfordern, sagte Goethe, und es ist fast nicht denkbar." Ich hoffe es noch zu erleben, war meine Antwort. Besonders freue ich mich auf den Elephanten, von der Klugheit gelenkt, die Victoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie wie sie nicht leicht besser existiren möchte.

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elephant, sagte Goethe. In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartey und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches freylich grandios seyn muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stücks der Elephant herausgerufen wird, erscheint er ganz alleine, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bey unserm Carneval auf den Elephanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur wie es deren nicht leicht giebt."

Es ist aber so voller Glanz und Wirkung, sagte ich, daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Masse bilden, so daß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt. Dann, nach dem Elephanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erscheinung des großen Pan und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und schließlich von herbeyziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! — Wenn das alles so zur Erscheinung käme wie Sie es gedacht haben, das Publicum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichthum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.

„Geht nur, sagte Goethe, und laßt mir das Publicum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebahren so gut sie kann, und es benutzen so weit sie es fähig ist."

Wir sprachen darauf über den Knabe Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt, und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker." — Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!" sagte Goethe. — Wie kann aber dieser, fragte ich, schon hier im Carneval erscheinen, da er doch erst im dritten Act geboren wird? — „Der Euphorion, antwortete Goethe, ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt Euphorion zu seyn, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig seyn und zu jeder Stunde hervortreten können."

Sonntag den 27. December 1829.

Heute nach Tisch las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern sich, sagte er, daß bey der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephistopheles zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird."

„In dieser Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß was er gethan hat. Der Schatzmeister übergiebt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiser, anfänglich erzürnt, dann bey näherer Einsicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papier-Gabe seiner Umgebung reichliche Geschenke, und läßt im Abgehen noch einige tausend Kronen fallen, die der dicke Narr zusammenrafft und sogleich geht, um das Papier in Grundbesitz zu verwandeln."

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephistopheles herleitet und dadurch ein Hauptinteresse des Tages so bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Scene gelesen und manches darüber hin und her gesprochen als Goethe's Sohn herunterkam und sich zu uns an den Tisch setzte. Er erzählte uns von Coopers letztem Roman, den er gelesen und den er in seiner anschaulichen Art auf das Beste referirte. Von unserer gelesenen Scene verriethen wir nichts, aber er selbst fing sehr bald an, viel über preußische Tresorscheine zu reden und daß man sie über den Werth bezahle. Während der junge Goethe so sprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiederte und wodurch wir uns zu verstehen gaben, wie sehr das Dargestellte an der Zeit sey.

Mittwoch den 30. December 1829. Heute nach Tisch las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem sie nun am Kaiserlichen Hofe Geld haben, sagte er, wollen sie amüsirt seyn. Der Kaiser wünscht Paris und Helena zu sehen, und zwar sollen sie durch Zauberkünste in Person erscheinen. Da aber Mephistopheles mit dem griechischen Alterthum nichts zu thun und über solche Figuren keine Gewalt hat, so bleibt dieses Werk Fausten zugeschoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Faust unternehmen muß um die Erscheinung möglich zu machen, ist noch nicht ganz vollendet, und ich lese es Ihnen das nächste Mal. Die Erscheinung von Paris und Helena selbst aber sollen Sie heute hören."

Ich war glücklich im Vorgefühl des Kommenden und Goethe fing an zu lesen. In dem alten Rittersaale sah ich Kaiser und Hof einziehen, um das Schauspiel zu sehen. Der Vorhang hebt sich und das Theater, ein griechischer Tempel, ist mir vor Augen. Mephistopheles im Souffleurkasten, der Astrolog auf der einen Seite des Prosceniums, Faust auf der andern mit dem Dreyfuß heraufsteigend. Er spricht die nöthige Formel aus und es erscheint, aus dem Weihrauchdampf der Schale sich entwickelnd, Paris. Indem der schöne Jüngling bey ätherischer Musik sich bewegt, wird er beschrieben. Er setzt sich, er lehnt sich, den Arm über den Kopf gebogen, wie wir ihn auf alten Bildwerken dargestellt finden. Er ist das Entzücken der Frauen, die die Reize seiner Jugendfülle aussprechen; er ist der Haß der Männer, in denen sich Neid und Eifersucht regt und die ihn herunterziehen wie sie nur können. Paris entschläft und es erscheint Helena. Sie naht sich dem Schlafenden, sie drückt einen Kuß auf seine Lippen; sie entfernt sich von ihm und wendet sich, nach ihm zurückzublicken. In dieser Wendung erscheint sie besonders reizend. Sie macht den Eindruck

auf die Männer, wie Paris auf die Frauen. Die Männer zu Liebe und Lob entzündet, die Frauen zu Neid, Haß und Tadel. Faust selber ist ganz Entzücken und vergißt, im Anblick der Schönheit die er hervorgerufen, Zeit, Ort und Verhältniß, so daß Mephistopheles jeden Augenblick nöthig findet, ihn zu erinnern, daß er ja ganz aus der Rolle falle. Neigung und Einverständniß scheint zwischen Paris und Helena zuzunehmen, der Jüngling umfaßt sie, um sie zu entführen; Faust will sie ihm entreißen, aber, indem er den Schlüssel gegen ihn wendet, erfolgt eine heftige Explosion, die Geister gehen in Dunst auf und Faust liegt paralysirt am Boden.

1830.

Sonntag den 3. Januar 1830. Goethe zeigte mir das englische Taschenbuch Keepsake für 1830, mit sehr schönen Kupfern und einigen höchst interessanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtische las. Er selbst hatte derweil die neueste französische Übersetzung seines Faust von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf, sagte er, wenn ich bedenke, daß dieses Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor funfzig Jahren Voltaire geherrscht hat. Sie können sich hiebey nicht denken was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältniß zur Natur zu stellen."

Wir sprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studirt und sich angeeignet haben.

Die erwähnte Übersetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. „Im Deutschen, sagte er, mag ich den Faust nicht mehr lesen; aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich."

„Der Faust, fuhr er fort, ist doch ganz etwas Incommensurabeles, und alle Versuche, ihn dem Verstand näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Theil aus einem etwas dunkelen Zustand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen."

Sonntag den 10. Januar 1830.

Heute zum Nachtisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahndete des Gegenstandes, so wie die Art und Weise, wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wundersam, so daß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bey der Mittheilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles räthselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich! —

„Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen, sagte er darauf, als daß ich beym Plutarch gefunden, daß im griechischen Alterthume von Müttern, als Gottheiten, die Rede gewesen. Dieß ist alles was ich der Überlieferung verdanke, das Übrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuscript mit nach Hause, studiren Sie alles wohl und sehen Sie zu wie Sie zurecht kommen."

Ich war darauf glücklich bey wiederholter ruhiger Betrachtung dieser merkwürdigen Scene, und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Wesen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt, die nachfolgende Ansicht.

Könnte man sich den ungeheuren Weltkörper unserer Erde im Innern als leeren Raum denken, so daß man hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzustreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu stoßen, so wäre dieses der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Faust hinabgeht. Sie leben gleichsam außer allem Ort, denn es ist nichts Festes das sie in einiger Nähe umgiebt; auch leben sie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Gestirn, welches auf- oder unterginge und den Wechsel von Tag und Nacht andeutete.

So, in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharrend, sind die Mütter schaffende Wesen, sie sind das schaffende und erhaltende Prinzip, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. Was zu athmen aufhört, geht als geistige Natur zu ihnen zurück, und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Daseyn zu treten. Alle

Seelen und Formen von dem was einst war und künftig seyn wird, schweift in dem endlosen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; es umgiebt die Mütter, und der Magier muß also in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht seiner Kunst über die Form eines Wesens Gewalt haben, und ein früheres Geschöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphose des irdischen Daseyns, des Entstehens und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens, ist also der Mütter nie aufhörende Beschäftigung. Und wie nun bey allem, was auf der Erde durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beygelegt werden.

Freylich ist dieses alles nur eine poetische Schöpfung; allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu dringen, und er ist zufrieden etwas zu finden, wobey er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphisiren müssen, um unsere dunkelen Ahndungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenso diese neue von Goethe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wohl den besten gleichzustellen seyn dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag den 24. Januar 1830. „Ich habe dieser Tage einen Brief von unserm berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten, sagte Goethe, der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß."

„Ich habe eine Erfahrung gemacht, schreibt er, die mir nicht verloren seyn soll." Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres, als den Verlust von wenigstens Tausend Thalern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtiger Weise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Un-

glück sicher zu seyn. Er hätte es gleich thun sollen, und er hätte es auch sicher gleich gethan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bey dem Unfall und schreibt ganz getrost: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren seyn soll." Das nenne ich doch noch einen Menschen an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder thätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

Es erinnert mich an Sterne, antwortete ich, welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben. „Es ist etwas Ähnliches," sagte Goethe.

Auch muß ich an Behrisch denken, fuhr ich fort, wie er Sie belehrt was Erfahrung sey, welches Capitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: „Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben, man nicht gerne erfahren haben möchte." „Ja, sagte Goethe lachend, das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!" Behrisch, fuhr ich fort, scheint ein Mensch gewesen zu seyn voller Anmuth und Zierlichkeit. Wie artig ist der Spaß im Weinkeller, wo er Abends den jungen Menschen verhindern will zu seinem Liebchen zu gehen, und dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallet, bald so und bald so, so daß er Alle zum Lachen bringt, und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht. „Ja, sagte Goethe, es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Character war."

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethe's Leben erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Sammt und Wolle gegen einander eine abstechende Schattirung gemacht, und wie er darauf studirt habe, immer noch ein neues Grau auf seinen Körper zu bringen. Dann wie er die Gedichte geschrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anstand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben. Auch wie es sein Lieblings-Zeitvertreib gewesen, im Fenster zu liegen, die Vorbeygehenden zu mustern und ihren Anzug in Gedanken so zu verändern, daß es höchst lächerlich gewesen seyn würde, wenn die Leute sich so gekleidet hätten. „Und dann sein gewöhnlicher Spaß mit dem Postboten, sagte Goethe, wie gefällt Ihnen der, ist der nicht auch lustig?" Der ist mir unbekannt, sagte ich, es steht davon

nichts in Ihrem Leben. „Wunderlich! sagte Goethe, so will ich es Ihnen denn erzählen."

„Wenn wir zusammen im Fenster lagen, und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bey sich ins Fenster. Siehst Du den Briefträger? sagte er dann zu mir gewendet, er kommt immer näher und wird gleich hier oben seyn, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an Dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel, — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen wie stark. — Siehst Du, jetzt kommt er herein. Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein mein Freund! hier herein! — Er geht vorbey? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer nur so dumm seyn und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechsel nicht bringt, den er für Dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einstecke." So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche und wir hatten etwas zu lachen."

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleich sah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wieder gesehen.

„Ich habe ihn wieder gesehen, sagte Goethe, und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor."

Was sagte er dazu, fragte ich, daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?

„Hab' ich es Dir nicht gesagt? war sein Erstes, war es nicht gescheidt, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß Du gewartet hast bis Du etwas ganz Gutes machtest? Freylich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest Du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie Dir auch geschrieben und es wäre eben so gut gewesen." Sie sehen, er war noch ganz der Alte. Er war bey Hof sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel."

„Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schloß, deren eines er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberey trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abtheilungen gemacht, und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beygelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben und er schimpfte auf die Botaniker. „Die dummen Kerle! sagte er; ich denke ich habe das ganze Zimmer voll Geranien und nun kommen sie und sagen es seyen Pelargonien. Was thu ich aber damit wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien!" So ging es nun halbe Stunden lang fort und Sie sehen, er war sich vollkommen gleich geblieben."

Wir sprachen sodann über die classische Walpurgisnacht, deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen gelesen. „Der mythologischen Figuren, die sich hiebey zudrängen, sagte er, sind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Faust ist jetzt mit dem Chiron zusammen und ich hoffe die Scene soll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazu halte, kann ich in ein paar Monaten mit der Walpurgisnacht fertig seyn. Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom Faust abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte ihn zu vollenden! Und möglich ist es; — der fünfte Act ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."

Goethe sprach darauf über seine Gesundheit, und pries sich glücklich, sich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt so gut halte, sagte er, verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzt wie geboren, und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Doch wir wollen nicht sagen wie gut er ist, damit er uns nicht genommen werde."

Sonntag den 31. Januar 1830. Bey Goethe zu Tisch. Wir sprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit seinen Simson gelesen, sagte Goethe, der so im Sinne der Alten ist, wie kein anderes Stück irgend eines neueren Dichters. Er ist sehr groß; und seine eigene Blindheit ist ihm zu Statten gekommen, um den Zustand Simsons mit solcher Wahrheit darzustellen. Milton war in der That ein Poet und man muß vor ihm allen Respect haben."

Es kommen verschiedene Zeitungen, und wir sehen in den Berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Wallfische auf dortige Bühne gebracht.

Goethe liest in der französischen Zeitschrift, le Temps, einen Artikel über die enorme Besoldung der englischen Geistlichkeit, die mehr beträgt, als die in der ganzen übrigen Christenheit zusammen. „Man hat behauptet, sagte Goethe, die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren ob sie gut oder schlecht regiert werde."

Mittwoch den 3. Februar 1830. Bey Goethe zu Tisch. Wir sprachen über Mozart. „Ich habe ihn als siebenjährigen Knaben gesehen, sagte Goethe, wo er auf einer Durchreise ein Concert gab. Ich selber war etwa vierzehn Jahr alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich." Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder zu hören, daß Goethe alt genug sey, um Mozart als Kind gesehen zu haben.

Sonntag den 7. Februar 1830. Mit Goethe zu Tisch. Mancherley Gespräche über Fürst Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiserin von Östreich durch eine geschickte Wendung zu vertheidigen gewagt. Des Fürsten Unzulänglichkeit in der Philosophie, sein dilettantischer Trieb zur Malerey, ohne Geschmack. Bild, der Miß Gore geschenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit, Alles wegzugeben, so daß er zuletzt in Armuth dagestanden.

Gespräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tisch stellt sich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in seinem Maskenanzuge als Klingsohr dar und fährt an Hof.

Mittwoch den 10. Februar 1830. Mit Goethe zu Tisch. Er sprach mit wahrer Anerkennung über das Festgedicht Riemers zur Feyer des 2. Februar. „Überall, fügte Goethe hinzu, was Riemer macht, kann sich vor Meister und Gesellen sehen lassen."

Wir sprachen sodann über die classische Walpurgisnacht, und daß er dabey auf Dinge komme, die ihn selber überraschen. Auch gehe der Gegenstand mehr auseinander als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte, sagte er, aber ich will mich dazu halten und hoffe bis Ostern fertig zu seyn. Sie sollen früher nichts weiter davon sehen, aber sobald es fertig ist, gebe ich es Ihnen mit nach Hause, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den 38sten und 39sten Band zusammenstellten, so daß wir Ostern die letzte Lieferung absenden könnten, so wäre es hübsch und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frey. Ich

würde im Faust bleiben und den vierten Act zu überwinden suchen." Ich freute mich dazu und versprach ihm meinerseits jeden Beystand.

Goethe schickte darauf seinen Bedienten, um sich nach der Großherzogin Mutter zu erkundigen, die sehr krank geworden und deren Zustand ihm bedenklich schien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht sehen sollen, sagte er; aber fürstliche Personen sind gewohnt ihren Willen zu haben, und so ist denn alles Protestiren des Hofes und der Ärzte vergeblich gewesen. Dieselbige Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand, setzt sie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und so sehe ich es schon kommen: sie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft des Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird zu gehorchen."

Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile stille. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buch, zur Rechtfertigung von Hudson Lowe geschrieben.

„Es sind darin Züge der kostbarsten Art, sagte er, die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, so daß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräthe dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen und sie so zu tragen." —

„Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt soweit reducirt zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden, immer noch ein wenig galant zu seyn. Napoleon giebt uns ein Beyspiel, wie gefährlich es sey, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Wir sprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater um den Stern von Sevilla zu sehen.

Sonntag den 14. Februar 1830.

Diesen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tisch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem so eben erfolgten Tode der Großherzogin Mutter. Wie wird das bey seinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. Die Dienerschaft sagte mir, daß seine Schwiegertochter so eben zu ihm gegangen sey, um ihm die betrübende Botschaft mitzutheilen. Seit länger als funfzig Jahren, sagte ich mir, ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besonderen Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passirt wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau v. Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todes-Glocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns, gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände von dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommensten Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder und wir setzten unser Mittagsessen und Gespräche fort. Auch vom Chaos war viel die Rede, und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel, in der letzten Nummer, als ganz vorzüglich. Als Frau v. Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von seiner classischen Walpurgisnacht, daß er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten und den ich mit großem Interesse las. Die edle treue Gesinnung des Königs sprach sich in jeder Zeile aus, und Goethen schien es besonders wohl zu thun, daß der König gegen ihn sich fortwährend so gleich bleibe. Hofrath Soret ließ sich melden und setzte sich zu uns. Er kam mit beruhigenden Trostesworten der Kaiserlichen Hoheit an Goethe, die dazu beytrugen, dessen heitergefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe setzt seine Gespräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de

Lenclos, die in ihrem sechzehnten Jahre bey großer Schönheit dem Tode nahe gewesen, und die Umstehenden in völliger Fassung mit den Worten getröstet habe: Was ist's denn weiter? lasse ich doch lauter Sterbliche zurück! — Übrigens habe sie fortgelebt und sey neunzig Jahr alt geworden, nachdem sie bis in ihr achtzigstes hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe spricht darauf über Gozzi und dessen Theater zu Venedig, wobey die improvisirenden Schauspieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur sechs und dreyßig tragische Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es sey ihm nicht einmal gelungen, nur so viele zu finden.

Sodann manches Interessante über Grimm, dessen Geist und Character und sehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

Mittwoch den 17. Februar 1830.

Wir sprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Decorationen und Anzüge. Das Resultat war folgendes.

Im Allgemeinen sollen die Decorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günstigen Ton haben, wie die Decorationen von Beuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Frische herausstetzen. Ist aber der Decorationsmaler von einem so günstigen unbestimmten Tone abzuweichen genöthigt, und ist er in dem Fall, etwa ein rothes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt, oder einen grünen Garten darzustellen, so sollen die Schauspieler klug seyn und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauspieler mit einer rothen Uniform und grünen Beinkleidern in ein rothes Zimmer, so verschwindet der Oberkörper und man sieht bloß die Beine; tritt er mit demselbigen Anzuge in einen grünen Garten, so verschwinden seine Beine und sein Oberkörper geht auffallend hervor. So sah ich einen Schauspieler mit weißer Uniform und ganz dunkelen Beinkleidern, dessen Oberkörper, in einem weißen Zelt, und dessen Beine, auf einem dunkelen Hintergrund, gänzlich verschwanden.

„Und selbst, fügte Goethe hinzu, wenn der Decorationsmaler in dem Fall wäre, ein rothes oder gelbes Zimmer, oder einen grünen Garten oder Wald zu machen, so sollen diese Farben immer etwas schwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde sich ablöse und die gehörige Wirkung thue."

Wir sprechen über die Ilias, und Goethe macht mich auf das schöne Motiv aufmerksam, daß der Achill eine Zeitlang in Unthätig-

Jan Lingelbach.

„Hafenstück."

keit versetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorschein kommen und sich entwickeln mögen.

Von seinen Wahlverwandtschaften sagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Dasselbe von der Geschichte in Sesenheim.

Nach Tisch ein Portefeuille der niederländischen Schule durchgesehen. Ein Hafenstück, wo Männer auf der einen Seite frisches Wasser einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne spielen, gab Anlaß zu schönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunst nicht zu schaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel sind geworfen, wie man an den Geberden der Männer sieht, aber sie sind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil sie das Licht unterbrochen und also nachtheilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu seinem Kirchhof betrachtet, woraus man sah, welche Mühe sich ein solcher Meister gegeben.

Sonntag den 21. Februar 1830. Mit Goethe zu Tisch. Er zeigt mir die Luftpflanze die ich mit großem Interesse betrachte. Ich bemerke darin ein Bestreben, ihre Existenz so lange wie möglich fortzusetzen, ehe sie einem folgenden Individuum erlaubt, sich zu manifestiren.

„Ich habe mir vorgenommen, sagte Goethe darauf, in vier Wochen so wenig den Temps als Globe zu lesen. Die Sachen stehen so, daß sich innerhalb dieser Periode etwas ereignen muß, und so will ich die Zeit erwarten, bis mir von Außen eine solche Nachricht kommt. Meine classische Walpurgisnacht wird dabey gewinnen, und ohnehin sind Jenes Interessen wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird."

Er giebt mir sodann einen Brief von Boisserée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen lese. Boisserée spricht besonders über den zweyten Aufenthalt in Rom, so wie über einige Punkte des letzten Heftes von Kunst und Alterthum. Er urtheilt über diese Dinge so wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlassung, über die seltene Bildung und Thätigkeit dieses bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählt mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius, als sehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Composition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luftpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Wesen seine Existenz fortsetzt so lange es geht, dann aber sich zusammennimmt, um wieder seines Gleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieses Naturgesetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge alleine denken, sodann aber den Sohn erschaffend, welcher ihr gleich ist. So auch haben gute Meister nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich gute Schüler zu bilden, in denen sie ihre Grundsätze und Thätigkeiten fortgesetzt sehen. Nicht weniger ist jedes Werk eines Künstlers, oder Dichters, als seines Gleichen zu betrachten, und in demselbigen Grade, wie ein solches Werk vortrefflich ist, wird der Künstler oder Dichter vortrefflich gewesen seyn, da er es machte. Ein treffliches Werk eines Andern soll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menschen zurückschließen läßt, der es zu machen werth war.

Mittwoch den 24. Februar 1830. Mit Goethe zu Tisch. Wir sprechen über den Homer. Ich bemerke, daß sich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anschließe. — „Es ist unendlich zart und menschlich, sagte Goethe, und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo die Franzosen diese Einwirkung der Götter Maschinerie nannten. Aber freylich! so ungeheure Verdienste nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur."

Goethe sagte mir sodann, daß er in die Erscheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden, und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tisch zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius: den Orpheus vor Pluto's Throne darstellend, um die Eurydice zu befreyen. Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.

Montag den 1. März 1830. Bey Goethe zu Tisch mit Hofrath Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhistorische Gegenstände, wobey Hofrath Voigt die vielseitigsten Kenntnisse entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten, mit der Einwendung, daß die Cotyledonen keine Blätter seyen, und zwar, weil sie kein Auge hinter sich hätten. Wir überzeugen uns aber an verschiedenen Pflanzen, daß die Cotyledonen allerdings Augen hinter sich haben, so gut wie jedes folgende Blatt. Voigt sagt, daß das Aperçü von der Metamorphose der Pflanze eine der fruchtbarsten Entdeckungen sey, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforschung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgestopfter Vögel, wobey Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern gefüttert habe. Von diesen seyen einige gestorben und er habe sie ausstopfen lassen. Diese ausgestopften hätten ihm nun so gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen: ob es nicht besser sey, sie alle todtschlagen und ausstopfen zu lassen, welchen Gedanken er denn auch alsobald ausgeführt habe.

Hofrath Voigt erzählt, daß er im Begriff sey Cuviers Naturgeschichte, in fünf Bänden, zu übersetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tische, als Voigt gegangen war, zeigt Goethe mir das Manuscript seiner Walpurgisnacht, und ich bin erstaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachsen.

Mittwoch den 3. März 1830. Mit Goethe vor Tisch spazieren gefahren. Er spricht günstig über mein Gedicht in Bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vortheilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige was man Convenienz heiße, worin Voltaire so groß gewesen. Diesen wolle er mir zum Muster vorschlagen.

Darauf bey Tisch reden wir viel über Wieland, besonders über den Oberon, und Goethe ist der Meinung, daß das Fundament schwach sey, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeyschaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde, sey gar nicht wohl erfunden, besonders weil der Held sich dabey ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, sinnliche und geistreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leser so angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinausliese.

Wir reden fort über viele Dinge und so kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Mensch abschüttelt was ihm nicht gemäß ist, sagte Goethe, ist mir ein Beweis daß so etwas existire." Ich hatte seit einigen Minuten dasselbige gedacht und sagen wollen, und so war es mir doppelt lieb, daß Goethe es aussprach. „Leibnitz, fuhr er fort, hat ähnliche Gedanken über solche selbstständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

Ich nahm mir vor das Weitere darüber in Leibnitz an Ort und Stelle nachzulesen.

Sonntag den 7. März 1830. Um zwölf Uhr zu Goethe, den ich heute besonders frisch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er seine classische Walpurgisnacht habe zurücklegen müssen, um die letzte Lieferung fertig zu machen. „Hiebey aber, sagte er, bin ich klug gewesen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war, und noch viel bereits Erfundenes zu sagen hatte. Auf diese Weise läßt sich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich so lange fortgeschrieben hätte bis es stockte." Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre.

Es war die Absicht gewesen, vor Tisch eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beyderseits so angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbestellt wurden.

Unterdessen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiste ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegossene Portraits, Basreliefs, von sieben und funfzig berühmten Personen. Friedrich trug die Abgüsse in verschiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die interessanten Persönlichkeiten zu betrachten. Besonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erschien so kräftig und verwegen, wie sein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas Humoristisches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps, zeigten sich als reine, freye, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Portraits der Demoiselle Gay, der Madame Tastü und anderer junger Schriftstellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen wir von einer bedeutenden Person zur andern, und Goethe konnte nicht umhin wiederholt zu äußern, daß er durch diese Sendung von David einen Schatz besitze, wofür er dem trefflichen Künstler nicht

Gips-Medaillons von David d'Angers.

Fabvier. Byron.
Hugo. Deschamps.
Mérimée. Béranger.

genug danken könne. Er werde nicht unterlassen, diese Sammlung Durchreisenden vorzuzeigen und sich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Personen unterrichten zu lassen.

Auch Bücher waren in der Kiste verpackt gewesen, die er in die vorderen Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tisch setzten. Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorsätzen hin und her. „Es ist nicht gut daß der Mensch alleine sey, sagte Goethe, und besonders nicht daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die Achilleïs und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweyten Theil des Faust zu Stande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen." Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl daß daran viel Wahres seyn möge.

Beym Nachtisch öffnete Goethe eins der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Brief den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethe's Jugend Shakspeare gewirkt. Von Voltaire läßt sich nicht sagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß sie sich in seinem Geist versammelten und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten. Überall war der Brief von Emile Deschamps mit sehr liebenswürdiger herzlicher Freyheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüths," sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons, in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn," sagte Goethe, und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge Goethe sehr bald herunter kam, und voller Freude diese Hüte seines Helden für das non plus ultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

Dienstag den 16. März 1830. Morgens besucht mich Herr v. Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach Italien entschieden, daß von seinem Vater die nöthigen Gelder bewilligt

worden, und daß er wünsche daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinschaftlich über diese Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bey Goethe's Hause vorbeygehe, winkt Goethe mir am Fenster, und ich bin schnell zu ihm hinauf. Er ist in den vorderen Zimmern und sehr heiter und frisch. Er fängt sogleich an von der Reise seines Sohnes zu reden, daß er sie billige, sie vernünftig finde, und sich freue daß ich mitgehe. „Es wird für Euch beyde gut seyn, sagte er, und Ihre Cultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabey befinden."

Er zeigt mir sodann einen Christus mit zwölf Aposteln, und wir reden über das Geistlose solcher Figuren, als Gegenstände der Darstellung für den Bildhauer. „Der eine Apostel, sagte Goethe, ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Thaten hinter sich, um ihnen Character und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bey dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyclus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist."

„Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sey die Erde zu bauen."

„Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bachus geben."

„Nächst diesem Moses, als ersten Gesetzgeber."

„Sodann David, als Krieger und König."

„Auf diesen Jesaias, ein Fürst und Prophet."

„Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet."

„Christus."

„Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so wäre denn Christus von zwey jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen der eine (Daniel) sanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes) leidenschaftlich mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?"

„Der Hauptmann von Capernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden."

„Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit.

In welchen beyden Figuren der Inbegriff des Christenthums enthalten wäre."

„Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat."

„Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging, und die Missionaire repräsentirt."

„Petrus machte den Schluß. Der Künstler müßte ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch werth seyen, das Heiligthum zu betreten."

„Was sagen Sie zu diesem Cyclus? — Ich dächte er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo jeder aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalene würde ich sitzend bilden."

Ich war sehr glücklich dieses Alles zu hören und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir versprach. „Ich will es noch alles durchdenken, sagte er, und es dann nebst andern neuesten Dingen Ihnen zum neununddreyßigsten Band geben."

Mittwoch den 17. März 1830. Mit Goethe zu Tisch. Ich sprach mit ihm über eine Stelle in seinen Gedichten, ob es heißen müsse: „Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung verhieß" wie in allen älteren Ausgaben steht; oder: „Wie es dein Priester Properz ꝛc." welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieser letzteren Lesart, sagte Goethe, habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart."

So, sagte ich, stand auch in dem Manuscript Ihrer Helena, daß Theseus sie entführet als ein zehenjährig schlankes Reh. Auf Göttling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken lassen: ein siebenjährig schlankes Reh, welches gar zu jung ist, sowohl für das schöne Mädchen, als für die Zwillingsbrüder Castor und Pollux, die sie befreyen. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, daß niemand sagen kann wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, daß man die Dinge brauchen kann wie es am bequemsten und hübschesten ist.

„Sie haben Recht, sagte Goethe; ich bin auch dafür, daß sie zehn Jahr alt gewesen sey als Theseus sie entführet, und ich habe daher auch später geschrieben: vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaugt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen."

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir zwey frische Hefte von Neureuther, nach seinen Balladen, und wir bewunderten vor allen den freyen heitern Geist des liebenswürdigen Künstlers.

Sonntag den 21. März 1830. Mit Goethe zu Tisch. Er spricht zunächst über die Reise seines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illusion machen sollen. „Man kommt gewöhnlich zurück wie man gegangen ist, sagte er, ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind als sie hätten sollen. Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten."

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche Zustände, und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich, sagte Goethe, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Theiles halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! — So arbeite ich bey hohem Barometerstande leichter als bey tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich, bey tiefem Barometer, durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir."

„In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner Walpurgisnacht Zeit, damit Alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden bevor Sie gehen."

„Was darin von Piquen vorkommt, habe ich so von den besonderen Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß Alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß seyn mag."

„Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen ver-

ursacht, fuhr Goethe fort, ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens, und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und, um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sey, und meine Iphigenie, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und im antiken Sinne sey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun jedermann von Classicismus und Romanticismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den Cyclus der zwölf Figuren, und Goethe sagte mir noch Einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden wie ich gesagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am besten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menschheit, so würde man wohl thun, ihm seinen ältesten Sohn beyzugeben, einen trotzigen, kühn um sich blickenden Knaben, einen kleinen Herkules, in der Hand eine Schlange erdrückend."

„Auch wegen Noah habe ich einen anderen Gedanken gehabt, der mir besser gefällt; ich würde ihn nicht dem indischen Bacchus anähneln, sondern ich würde ihn als Winzer darstellen, wobey man sich eine Art von Erlöser denken könnte, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse frey machte."

Ich war beglückt über diese guten Gedanken und nahm mir vor sie zu notiren.

Goethe zeigte mir sodann das Blatt von Neureuther zu seiner Legende vom Hufeisen. Der Künstler, sagte ich, hat dem Heiland nur acht Jünger beygegeben. „Und schon diese acht, fiel Goethe ein, waren ihm zu viel, und er hat sehr klug getrachtet, sie durch zwey Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geistlosen Zuges zu vermeiden."

Mittwoch den 24. März 1830. Bey Goethe zu Tisch in den heitersten Gesprächen. Er erzählt mir von einem französischen Gedicht, das als Manuscript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: le rire de Mirabeau. „Das Gedicht ist voller

Geist und Verwegenheit, sagte Goethe, und Sie müssen es sehen. Es ist als hätte der Mephistopheles dem Poeten dazu die Tinte präparirt. Es ist groß, wenn er es geschrieben, ohne den Faust gelesen zu haben, und eben so groß, wenn er ihn gelesen."

Mittwoch den 21. April 1830. Ich nahm heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohn dem Kammerherrn auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten, und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung Goethe zu verlassen; doch tröstete mich der Anblick seiner festen Gesundheit, und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

„Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich eh' ich's merke."

Hiob.

Den Reisenden

Weimar
den 21. April 1830.

Goethe.

Frankfurt, Sonnabend den 24. April 1830. Ich machte gegen eilf Uhr einen Spaziergang um die Stadt und durch die Gärten, nach dem Taunusgebirge zu, und freute mich an dieser herrlichen Natur und Vegetation. Vorgestern, in Weimar, waren die Bäume noch in Knospen; hier aber fand ich die neuen Triebe der Kastanien schon einen Fuß lang, die der Linden eine Viertel-Elle; das Laub der Birken war schon dunkelgrün, die Eichen waren alle ausgeschlagen. Das Gras sah ich einen Fuß hoch, so daß am Thor mir Mädchen begegneten, die schwere Graskörbe hereintrugen.

Ich ging durch die Gärten, um eine freye Ansicht des Taunusgebirges zu gewinnen; es war ein muntrer Wind, die Wolken zogen aus Südwest, und warfen ihre Schatten auf das Gebirge, so wie sie nach Nordost vorbeyzogen. Zwischen den Gärten sah ich einige Störche niedergehen, und sich wieder aufheben, welches in dem Sonnenschein, zwischen den ziehenden weißen Wolken und dem blauen Himmel, ein schöner Anblick war und den Character der Gegend vollendete. Als ich zurückging, kamen mir vor dem Thore die schönsten Kühe entgegen, braun, weiß, gefleckt und von glänzender Haut.

Die hiesige Luft ist anmuthig und wohlthätig, das Wasser von süßlichem Geschmack. Beefsteaks habe ich seit Hamburg nicht so gute gegessen als hier; auch freue ich mich über das treffliche Weißbrod.

Es ist Messe, und das Getreibe und Geleyer und Gedudel auf der Straße geht vom Morgen bis spät in die Nacht. Ein Savoyardenknabe war mir merkwürdig, der eine Leyer drehte, und hinter sich einen Hund zog, auf welchem ein Affe ritt. Er pfiff und sang zu uns herauf, und reizte uns lange, ihm etwas zu geben. Wir warfen ihm hinunter, mehr als er erwarten konnte, und ich dachte er würde einen Blick des Dankes herauffenden. Er that aber nicht dergleichen, sondern steckte sein Geld ein und blickte sogleich nach Anderen, die ihm geben sollten.

Frankfurt, Sonntag den 25. April 1830.

Wir machten diesen Morgen eine Spazierfahrt um die Stadt, in einem sehr eleganten Wagen unseres Wirthes. Die reizenden Anlagen, die prächtigen Gebäude, der schöne Strom, die Gärten und einladenden Gartenhäuser erquickten die Sinne; ich machte jedoch bald die Bemerkung, daß es ein Bedürfniß des Geistes sey, den Gegenständen einen Gedanken abzugewinnen, und daß, ohne dieses, am Ende alles gleichgültig und ohne Bedeutung an uns vorübergehe.

Mittags, an Table d'hôte, sah ich viele Gesichter, allein wenige von solchem Ausdruck, daß sie mir merkwürdig seyn konnten. Der Oberkellner jedoch interessirte mich in hohem Grade, so daß denn meine Augen nur ihm und seinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Mensch! Gegen zweyhundert Gäste saßen wir an langen Tischen, und es klingt beynahe unglaublich, wenn ich sage, daß dieser Oberkellner fast allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufsetzte und abnahm, und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabey wurde nie etwas verschüttet, auch nie jemand der Speisenden berührt, sondern alles geschah luftartig, behende, wie durch Geistergewalt. Und so flogen Tausend von Schüsseln und Tellern aus seinen Händen auf den Tisch, und wiederum vom Tisch in die Hände ihm folgender Bedienung. Ganz in seine Intention vertieft war der ganze Mensch bloß Blick und Hand, und er öffnete seine geschlossenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er besorgte nicht bloß den Tisch, sondern auch die einzelnen Bestellungen an Wein und dergleichen; und dabey merkte er sich alles, so daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und

das Geld eincassirte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geistes und das große Gedächtniß dieses merkwürdigen jungen Mannes. Dabey war er immer vollkommen ruhig und sich bewußt, und immer bereit zu einem Scherz und einer geistreichen Erwiederung, so daß ein beständiges Lächeln auf seinen Lippen schwebte. Ein französischer Rittmeister der alten Garde beklagte ihn gegen Ende der Tafel, daß die Damen sich entfernten; er antwortete schnell ablehnend: C'est pour vous autres; nous sommes sans passion. Das Französische sprach er vollkommen, ebenso das Englische, und man versicherte mich, daß er noch drey andere Sprachen in seiner Gewalt habe. Ich ließ mich später mit ihm in ein Gespräch ein, und hatte nach allen Seiten hin eine seltene Bildung an ihm zu schätzen.

Abends im Don Juan hatten wir Ursache, mit Liebe an Weimar zu denken. Im Grunde waren alles gute Stimmen und hübsche Talente, allein sie spielten und redeten fast alle wie Naturalisten, die keinem Meister etwas schuldig geworden. Sie waren undeutlich, und thaten als ob kein Publicum da wäre. Das Spiel einiger Personen gab zu der Bemerkung Anlaß, daß das Unedle, ohne Character, sogleich gemein und unerträglich werde, während es durch Character sich sogleich in die höhere Sphäre der Kunst erhebt. Das Publicum war sehr laut und ungestüm, und es fehlte nicht an vielfältigem Da Capo- und Hervorgerufe. Der Zerline ging es gut und übel zugleich, indem die eine Hälfte des Hauses zischte, während die andere applaudirte, so daß sich die Parteyen steigerten, und es jedesmal mit einem wüsten Lärm und Tumult endigte.

Mailand, den 28. May 1830. Ich bin nun bald drey Wochen hier und es ist wohl Zeit, daß ich Einiges aufschreibe.

Das große Theater della Scala ist zu unserm Bedauren geschlossen; wir waren darin und sahen es angefüllt mit Gerüsten. Man nimmt verschiedene Reparaturen vor und bauet, wie man sagt, noch eine Reihe Logen. Die ersten Sänger und Sängerinnen haben diesen Zeitpunct wahrgenommen und sind auf Reisen gegangen. Einige, sagt man, sind in Wien, andere in Paris.

Das Marionetten-Theater habe ich gleich nach meiner Ankunft besucht, und habe mich gefreut an der außerordentlichen Deutlichkeit der redenden Personen. Dieß Marionetten-Theater ist vielleicht das beste in der Welt; es ist berühmt, und man hört davon reden, so wie man Mailand nahe kommt.

Das Theater della Canobiana, mit fünf Reihen Logen über einander, ist nach der Scala das größte. Es faßt dreytausend Menschen. Es ist mir sehr angenehm; ich habe es oft besucht und immer dieselbige Oper und dasselbige Ballet gesehen. Man giebt seit drey Wochen il Conte Ory, Oper von Rossini, und das Ballet l'Orfana di Genevra. Die Decorationen von San Quirico oder unter dessen Anleitung gemacht, wirken durchaus angenehm, und sind bescheiden genug, um sich von den Anzügen der spielenden Figuren überbieten zu lassen. San Quirico, sagt man, hat viele geschickte Leute in seinem Dienst; alle Bestellungen gehen an ihn, er überträgt sie ferner, und giebt die Anleitungen, so daß alles unter seinem Namen geht und er selbst sehr wenig macht. Er soll vielen geschickten Künstlern jährlich ein schönes Fixum geben, und dieses auch bezahlen, wenn sie krank sind und das ganze Jahr nichts zu thun haben.

Bey der Oper selbst war es mir zunächst lieb, keinen Souffleurkasten zu sehen, der sonst, so unangenehm, immer die Füße der handelnden Personen verdeckt.

Sodann gefiel mir der Platz des Capellmeisters. Er stand so, daß er sein ganzes Orchester übersieht, und rechts und links winken und leiten kann, und von Allen gesehen wird, ein wenig erhöht, in der Mitte, zunächst am Parket, so daß er, über das Orchester hinaus, frey auf die Bühne sieht. In Weimar dagegen steht der Capellmeister so, daß er zwar frey auf die Bühne sieht, aber das Orchester im Rücken hat, so daß er sich immer umwenden muß, wenn er jemanden etwas bedeuten will.

Das Orchester selbst ist sehr stark besetzt, ich zählte sechzehn Bässe, und zwar an jedem äußersten Ende acht. Das gegen hundert Personen sich belaufende Personal ist von beyden Seiten zu nach innen auf den Capellmeister gewendet, und zwar so, daß sie den Rücken gegen die ins Proscenium hineingehenden Parterre-Logen haben, und mit dem einen Auge auf die Bühne und mit dem andern ins Parterre sehen; grade aus aber auf den Capellmeister.

Die Stimmen der Sänger und Sängerinnen betreffend, so entzückte mich dieser reine Klang und die Stärke der Töne, dieses leichte Ansprechen und freye Herausgehen ohne die geringste Anstrengung. Ich dachte an Zelter und wünschte ihm an meiner Seite zu seyn. Vor allen beglückte mich die Stimme der Signora Corradi-Pantanelli, welche den Pagen sang. Ich sprach über diese treffliche Sängerin gegen Andere, und hörte, sie sey auf nächsten

Winter für die Scala engagirt. Die Prima-Donna, als Conteſſa Adele, war eine junge Anfängerin, Signora Albertini; in ihrer Stimme liegt etwas ſehr Zartes, Hellreines, wie das Licht der Sonne. Jeden aus Deutſchland Kommenden muß ſie in hohem Grade erfreuen. Sodann ein junger Baſſiſt ragte hervor. Seine Stimme hat den gewaltigſten Ton, iſt jedoch noch ein wenig unbeholfen, ſo wie auch ſein Spiel, obgleich frey, auf die Jugend ſeiner Kunſt ſchließen ließ.

Die Chöre gingen vortrefflich und mit dem Orcheſter auf das Präciſeſte.

Die Körperbewegung der ſpielenden Perſonen anlangend, ſo war mir eine gewiſſe Mäßigkeit und Ruhe merkwürdig, indem ich Äußerungen des lebhaften italieniſchen Characters erwartet hatte.

Die Schminke war nur ein Hauch von Röthe, ſo wie man es in der Natur gerne ſieht, und ſo, daß man nicht an geſchminkte Wangen erinnert wird.

Bey der ſtarken Beſetzung des Orcheſters war es mir merkwürdig, daß es nie die Stimmen der Sänger übertönte, ſondern daß dieſe immer die herrſchenden blieben. Ich ſprach darüber an Table d'hôte, und hörte einen verſtändigen jungen Mann Folgendes erwiedern.

„Die deutſchen Orcheſter, ſagte er, ſind egoiſtiſch und wollen als Orcheſter ſich hervorthun und etwas ſeyn. Ein italieniſches Orcheſter dagegen iſt discret. Es weiß recht gut, daß in der Oper der Geſang der menſchlichen Stimmen die Hauptſache iſt, und daß die Begleitung des Orcheſters dieſen nur tragen ſoll. Zudem hält der Italiener dafür, daß der Ton eines Inſtruments nur ſchön ſey, wenn man ihn nicht forcirt. Mögen daher in einem italieniſchen Orcheſter noch ſo viele Geigen, Clarinetten, Trompeten und Bäſſe geſpielt und geblaſen werden, der Total-Eindruck des Ganzen wird immer ſanft und angenehm bleiben, während ein deutſches Orcheſter, bey dreyfach ſchwächerer Beſetzung, ſehr leicht laut und rauſchend wird."

Ich konnte ſo überzeugenden Worten nicht widerſprechen, und freute mich, mein Problem ſo klar gelöſt zu ſehen.

Aber ſollten nicht auch, verſetzte ich, die neueſten Componiſten ſchuld ſeyn, indem ſie die Orcheſter-Begleitung der Oper zu ſtark inſtrumentiren?

„Allerdings, erwiederte der Fremde, ſind neuere Componiſten in dieſen Fehler gefallen; allein niemals wirklich große Meiſter wie

Mozart und Rossini. Ja es findet sich sogar bey diesen, daß sie, in der Begleitung, eigene, von der Melodie des Gesanges unabhängige, Motive ausgeführt haben; allein demungeachtet haben sie sich immer so mäßig gehalten, daß die Stimme des Gesanges immer das Herrschende und Vorwaltende geblieben ist. Neueste Meister dagegen übertönen, bey wirklicher Armuth an Motiven in der Begleitung, durch eine gewaltsame Instrumentirung sehr oft den Gesang."

Ich gab dem verständigen jungen Fremden meinen Beyfall. Mein Tischnachbar sagte mir, es sey ein junger liefländischer Baron, der sich lange in Paris und London aufgehalten und nun seit fünf Jahren hier sey und viel studire.

Noch etwas muß ich erwähnen, das ich in der Oper bemerkt, und welches mir Freude machte zu bemerken. Es ist nämlich dieses, daß die Italiener auf dem Theater die Nacht nicht als wirkliche Nacht, sondern nur symbolisch behandeln. Auf deutschen Theatern war es mir immer unangenehm, daß in nächtlichen Scenen eine vollkommene Nacht eintrat, wo denn der Ausdruck der handelnden Figuren, ja oft die Personen selber, ganz verschwanden, und man eben nichts mehr sah als die leere Nacht. Die Italiener behandeln das weiser. Ihre Theater-Nacht ist nie eine wirkliche, sondern nur eine Andeutung. Nur der Hintergrund des Theaters verdunkelte sich ein Weniges, und die spielenden Personen zogen sich so sehr in den Vordergrund, daß sie durchaus beleuchtet blieben, und kein Zug in dem Ausdruck ihrer Gesichter uns entging. In der Malerey sollte es billig auch so seyn, und es soll mich wundern, ob ich Bilder finden werde, wo die Nacht die Gesichter so verdunkelt hat, daß der Ausdruck unkenntlich wird. Ich hoffe von guten Meistern kein solches Bild zu finden.

Dieselbige schöne Maxime fand ich auch im Ballet angewendet. Eine nächtliche Scene war vorgestellt, wo ein Mädchen von einem Räuber überfallen wird. Das Theater ist nur ein Weniges verdunkelt, so daß man alle Bewegungen und den Ausdruck der Gesichter vollkommen sieht. Auf das Geschrey des Mädchens entflieht der Mörder, und die Landleute eilen aus ihren Hütten herzu mit Lichtern. Aber nicht mit Lichtern von trüber Flamme, sondern dem Weißfeuer ähnlichen, so daß uns durch diesen Contrast der hellesten Beleuchtung erst fühlbar wird, daß es in der vorigen Scene Nacht war.

Was man mir in Deutschland von dem lauten italienischen Publicum voraussagte, habe ich bestätigt gefunden, und zwar nimmt die Unruhe des Publicums zu, je länger eine Oper gegeben wird. Vor vierzehn Tagen sah ich eine der ersten Vorstellungen von dem Conte Ory. Die besten Sänger und Sängerinnen empfing man bey ihrem Auftreten mit Applaus; man sprach wohl in gleichgültigen Scenen, allein bey dem Eintritt guter Arien wurde alles stille, und ein allgemeiner Beyfall lohnte den Sänger. Die Chöre gingen vortrefflich, und ich bewunderte die Präcision, wie Orchester und Stimmen stets zusammentrafen. Jetzt aber, nachdem man die Oper seit der Zeit jeden Abend gegeben hat, ist beym Publicum jede Aufmerksamkeit hin, so daß alles redet und das Haus von einem lauten Getöse summet. Es regt sich kaum eine Hand mehr, und man begreift kaum wie man auf der Bühne noch die Lippe öffnen und im Orchester noch einen Strich thun mag. Man bemerkt auch keinen Eifer und keine Präcision mehr, und der Fremde, der gerne etwas hören möchte, wäre in Verzweiflung, wenn man in so heiterer Umgebung überall verzweifeln könnte.

Mailand, den 30. May 1830, am 1. Pfingsttage.

Ich will noch Einiges notiren was mir bis jetzt in Italien zu bemerken Freude machte, oder sonst ein Interesse erweckte.

Oben auf dem Simplon, in der Einöde von Schnee und Nebel, in der Nähe einer Refuge, kam ein Knabe mit seinem Schwesterchen den Berg herauf an unsern Wagen. Beyde hatten kleine Körbe auf dem Rücken, mit Holz, das sie in dem untern Gebirge, wo noch einige Vegetation ist, geholt hatten. Der Knabe reichte uns einige Bergkristalle und sonstiges Gestein, wofür wir ihm einige kleine Münze gaben. Nun hat sich mir als unvergeßlich eingeprägt, mit welcher Wonne er verstohlen auf sein Geld blickte, indem er an unserm Wagen herging. Diesen himmlischen Ausdruck von Glückseligkeit habe ich nie vorher gesehen. Ich hatte zu bedenken, daß Gott alle Quellen und alle Fähigkeiten des Glücks in das menschliche Gemüth gelegt hat, und daß es zum Glück völlig gleich ist, wo und wie einer wohnt.

Ich wollte in meinen Mittheilungen fortfahren, allein ich ward unterbrochen, und kam während meines ferneren Aufenthaltes in Italien, wo freylich kein Tag ohne bedeutende Eindrücke und Beobachtungen verging, nicht wieder zum Schreiben. Erst nachdem

ich mich von Goethe dem Sohne getrennt und die Alpen im Rücken hatte, richtete ich Folgendes wieder an Goethe.

Genf, Sonntag den 12. September 1830.

Ich habe Ihnen dießmal soviel mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich endigen soll.

Eure Excellenz haben oft im Scherz gesagt, daß das Fortreisen eine recht gute Sache sey, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre. Ich finde dieß nun zu meiner Qual bestätigt, indem ich mich an einer Art von Scheideweg befinde, und nicht weiß welchen ich einschlagen soll.

Mein Aufenthalt in Italien, so kurz er auch war, ist doch wie billig nicht ohne große Wirkung für mich gewesen. Eine reiche Natur hat mit ihren Wundern zu mir gesprochen und mich gefragt, wie weit ich denn gekommen, um solche Sprache zu vernehmen. Große Werke der Menschen, große Thätigkeiten, haben mich angeregt und mich auf meine eigenen Hände blicken lassen, um zu sehen was denn ich selbst vermöge. Existenzen tausendfacher Art haben mich berührt und mich gefragt, wie denn die meinige beschaffen. Und so sind drey große Bedürfnisse in mir lebendig: Mein Wissen zu vermehren, meine Existenz zu verbessern, und, daß beydes möglich sey, vor allen Dingen etwas zu thun.

Was nun dieses letztere betrifft, so bin ich über das, was zu thun sey, keineswegs in Zweifel. Es liegt mir seit lange ein Werk am Herzen, womit ich mich diese Jahre her in freyen Stunden beschäftiget habe, und das so weit fertig ist, wie ungefähr ein neugebautes Schiff, dem noch das Tauwerk und die Segel fehlen um in die See zu gehen.

Es sind dieß jene Gespräche über große Maximen in allen Fächern des Wissens und der Kunst, so wi Aufschlüsse über höhere menschliche Interessen, Werke des Geistes und vorzügliche Personen des Jahrhunderts, wozu sich im Laufe der sechs Jahre, die ich in Ihrer Nähe zu seyn das Glück hatte, die häufigsten Anlässe fanden. Es sind diese Gespräche für mich ein Fundament von unendlicher Cultur geworden, und wie ich im höchsten Grade beglückt war, sie zu hören und in mich aufzunehmen, so wollte ich auch anderen Guten dieses Glück bereiten, indem ich sie niederschrieb und sie der besseren Menschheit bewahrte.

Eure Excellenz haben von diesen Conversationen hin und wieder einige Bogen gesehen, Sie haben selbigen Ihren Beyfall geschenkt, und mich wiederholt aufgemuntert, in diesem Unternehmen fortzu-

fahren. Solches ist denn periodenweise geschehen, wie mein zerstreutes Leben in Weimar es zuließ, so daß sich etwa zu zwey Bänden reichliche Materialien gesammelt finden.

Vor meiner Abreise nach Italien habe ich diese wichtigen Manuscripte nicht mit meinen übrigen Schriften und Sachen in meine Koffer verpackt, sondern ich habe sie, in einem besonderen Paket versiegelt, unserm Freunde Soret zur Aufbewahrung vertraut, mit dem Ersuchen, im Fall mir auf der Reise ein Unheil zustieße und ich nicht zurückkäme, sie in Ihre Hände zu geben.

Nach dem Besuche in Venedig, bey unserm zweyten Aufenthalt in Mailand, überfiel mich ein Fieber, so daß ich einige Nächte sehr krank war und eine ganze Woche, ohne Neigung zu der geringsten Nahrung, ganz schmählich danieder lag. In diesen einsamen verlassenen Stunden gedachte ich vorzüglich jenes Manuscripts, und es beunruhigte mich, daß es sich nicht in einem so klaren abgeschlossenen Zustand befinde, um davon entschieden Gebrauch zu machen. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit der Bleyfeder geschrieben, daß einige Stellen undeutlich und nicht gehörig ausgedrückt, daß Manches sich nur in Andeutungen befinde, und, mit einem Wort, eine gehörige Redaction und die letzte Hand fehle.

In solchen Zuständen und bey solchem Gefühl erwachte in mir ein dringendes Verlangen nach jenen Papieren. Die Freude, Neapel und Rom zu sehen, verschwand, und eine Sehnsucht ergriff mich, nach Deutschland zurückzukehren, um, von allem zurückgezogen, einsam, jenes Manuscript zu vollenden.

Ohne von dem was tiefer in mir vorging zu reden, sprach ich mit Ihrem Herrn Sohn über meine körperlichen Zustände; er empfand das Gefährliche, mich in der großen Hitze weiter mitzuschleppen, und wir wurden eins, daß ich noch Genua versuchen, und wenn dort mein Befinden sich nicht bessern sollte, es meiner Wahl überlassen sey, nach Deutschland zurückzugehen.

So hatten wir uns einige Zeit in Genua aufgehalten, als ein Brief von Ihnen uns erreichte, worin Sie aus der Ferne her zu empfinden schienen, wie es ungefähr mit uns stehen möchte, und worin Sie aussprachen, daß, im Fall ich etwa Neigung hätte zurückzukehren, ich Ihnen willkommen seyn solle.

Wir verehrten Ihren Blick, und waren erfreut, daß Sie jenseits der Alpen Ihre Zustimmung zu einer Angelegenheit gaben, die so eben unter uns ausgemacht worden. Ich war entschlossen sogleich

zu gehen, Ihr Herr Sohn jedoch fand es artig, wenn ich noch bleiben und an demselbigen Tage mit ihm zugleich abreisen wollte.

Dieses that ich mit Freuden, und so war es denn Sonntag den 25. July Morgens vier Uhr, als wir uns auf der Straße in Genua zum Lebewohl umarmten. Zwey Wagen standen, der eine um an der Küste hinauf nach Livorno zu gehen, welchen Ihr Herr Sohn bestieg, der andere über das Gebirge nach Turin bereit, worin ich mich zu anderen Gefährten setzte. So fuhren wir auseinander, in entgegengesetzten Richtungen, beyde gerührt und mit den treuesten Wünschen für unser wechselseitiges Wohl.

Nach einer dreytägigen Reise, in großer Hitze und Staub, über Novi, Alexandria und Asti, kam ich nach Turin, wo es nöthig war, mich einige Tage zu erholen und umzusehen, und eine weitere passende Gelegenheit über die Alpen zu erwarten. Diese fand sich Montag den 2. August über den Mont Cenis nach Chambery, wo wir Abends den 6. ankamen. Am 7., Nachmittags, fand ich weitere Gelegenheit nach Aix, und am 8. spät, in Dunkelheit und Regen erreichte ich Genf, wo ich im Gasthof zur Krone ein Unterkommen fand.

Hier war alles voll von Engländern, die, von Paris geflohen, als Augenzeugen der dortigen außerordentlichen Auftritte viel zu erzählen hatten. Sie können denken, welchen Eindruck das erste Erfahren jener welterschütternden Begebenheiten auf mich machte, mit welchem Interesse ich die Zeitungen las, die im Piemontesischen unterdrückt waren, und wie ich den Erzählungen der täglich neu Ankommenden, so wie dem Hin- und Wiederreden und Streiten politisirender Menschen an Table d'hôte zuhörte. Alles war in der höchsten Aufregung, und man versuchte die Folgen zu übersehen, die aus so großen Gewaltschritten für das übrige Europa hervorgehen könnten. Ich besuchte Freundin Sylvestre, Sorets Eltern und Bruder, und da jeder in so aufgeregten Tagen eine Meinung haben mußte, so bildete ich mir die, daß die französischen Minister vorzüglich deßwegen strafbar seyen, weil sie den Monarchen zu Schritten verleitet, wodurch beym Volke das Vertrauen und das Königliche Ansehen verletzt worden.

Es war meine Absicht gewesen, Ihnen bey meiner Ankunft in Genf sogleich ausführlich zu schreiben; allein die Aufregung und Zerstreuung der ersten Tage war zu groß, als daß ich die Sammlung finden konnte, um mich Ihnen mitzutheilen wie ich es wollte. Sodann am 15. August erreichte mich ein Brief unsers Freundes

Sterling aus Genua, mit einer Nachricht, die mich im Tiefsten betrübte und mir jede Communication nach Weimar untersagte. Jener Freund meldete, daß Ihr Herr Sohn, am Tage seiner Trennung von mir, bey einem Umsturz mit dem Wagen, das Schlüsselbein gebrochen habe und in Spezzia danieder liege. Ich schrieb sogleich als Erwiederung, daß ich bereit sey, auf den ersten Wink über die Alpen zurückzukommen, und daß ich Genf auf keinen Fall zur Fortsetzung meiner Reise nach Deutschland verlassen würde, bis nicht durchaus beruhigende Nachrichten aus Genua bey mir eingegangen. In Erwartung solcher, richtete ich mich in einem Privatlogis wirthschaftlich ein, und benutzte meinen Aufenthalt zu meiner weiteren Ausbildung in der französischen Sprache.

Endlich, am 28. August, ward mir ein doppelter Festtag bereitet, indem an diesem Tage ein zweyter Brief von Sterling des Inhalts mich beglückte, daß Ihr Herr Sohn von seinem Unfall in kurzer Zeit völlig hergestellt sey, und durchaus heiter, wohl und stark sich in Livorno befinde. So waren denn alle meine Besorgnisse von jener Seite mit einem Mal völlig gehoben, und ich betete in der Stille meines Herzens die Verse:

Du, danke Gott wenn er dich preßt,
Und dank' ihm wenn er dich wieder entläßt.

Ich schickte mich nun ernstlich an Ihnen Nachricht von mir zu geben; ich wollte Ihnen sagen was ungefähr auf den vorliegenden Blättern enthalten; ich wollte ferner ersuchen, ob es mir nicht vergönnt seyn wolle, jenes Manuscript, das mir so sehr am Herzen liegt, von Weimar entfernt, in stiller Zurückgezogenheit zu vollenden; indem ich nicht eher völlig frey und froh zu werden glaube, als bis ich Ihnen jenes lange gehegte Werk in deutlicher Reinschrift, geheftet, zur Genehmigung der Publication vorlegen könne.

Nun aber erhalte ich Briefe aus Weimar, woraus ich sehe, daß meine baldige Zurückkunft erwartet wird, und daß man die Absicht hat, mir eine Stelle zu geben. Solches Wohlwollen habe ich zwar mit Dank zu erkennen, allein es durchkreuzt meine jetzigen Pläne, und bringt mich in einen wunderlichen Zwiespalt mit mir selber.

Käme ich jetzt nach Weimar zurück, so wäre an eine schnelle Vollendung meiner nächsten literarischen Vorsätze gar nicht zu denken. Ich käme dort sogleich wieder in die alte Zerstreuung; ich wäre in der kleinen Stadt, wo Einer dem Andern auf dem Halse liegt, sogleich wieder von verschiedenen kleinen Verhältnissen

hin und hergezerrt, die mich zerstören, ohne mir und Andern entschieden zu nutzen.

Zwar enthält sie viel Gutes und Treffliches, das ich seit lange geliebt habe und das ich ewig lieben werde; denke ich aber daran zurück, so ist es mir, als sähe ich vor den Thoren der Stadt einen Engel mit einem feurigen Schwerdt, um mir den Eingang zu wehren und mich davon hinwegzutreiben.

Ich bin, wie ich mich kenne, ein wunderliches Wesen von einem Menschen. An gewissen Dingen hänge ich treu und fest, ich halte an Vorsätzen durch viele Jahre hindurch, und führe sie aus, hartnäckig, durch tausend Umwege und Schwierigkeiten; aber in einzelnen Berührungen des täglichen Lebens ist niemand abhängiger, wankender, bestimmbarer, allerley Eindrücke fähiger, als ich, welches beydes denn das höchst veränderliche und wiederum feste Geschick meines Lebens bildet. Sehe ich auf meine durchlaufene Bahn zurück, so sind die Verhältnisse und Zustände, durch die ich gegangen, höchst bunt und verschieden; blicke ich aber tiefer, so sehe ich durch alle hindurch einen gewissen einfachen Zug eines höheren Hinaufstrebens hindurchgehen, so daß es mir denn auch gelungen ist, von Stufe zu Stufe mich zu veredeln und zu verbessern.

Aber eben jene große Bestimmbarkeit und Fügsamkeit meines Wesens macht es von Zeit zu Zeit nöthig, meine Lebensverhältnisse zu rectificiren; so wie ein Schiffer, den die Launen verschiedener Winde von seiner Bahn gebracht, immer wieder die alte Richtung sucht.

Eine Stelle anzunehmen, ist mit meinen so lange zurückgedrängten literarischen Zwecken jetzt nicht zu vereinigen. Stunden an junge Engländer zu geben, ist nicht ferner meine Absicht. Ich habe die Sprache gewonnen, und das ist alles was mir fehlte und worüber ich nun froh bin. Ich verkenne nicht das Gute, das mir aus dem langen Verkehr mit den jungen Fremdlingen erwachsen ist, allein jedes Ding hat seine Zeit und seinen Wechsel.

Überall ist das mündliche Lehren und Wirken gar nicht meine Sache. Es ist ein Metier, wozu ich so wenig Talent als Ausbildung besitze. Es fehlt mir alle rednerische Gabe, indem jedes lebendige vis-à-vis gewöhnlich eine solche Gewalt über mich ausübt, daß ich mich selber vergesse, daß es mich in sein Wesen und Interesse zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und selten zur Freyheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange.

Dagegen, dem Papiere gegenüber, fühle ich mich durchaus frey und ganz im Besitz meiner selbst; das schriftliche Entwickeln meiner Gedanken ist daher auch meine eigentliche Lust und mein eigentliches Leben, und ich halte jeden Tag für verloren, an dem ich nicht einige Seiten geschrieben habe, die mir Freude machen.

Meine ganze Natur drängt mich jetzt, aus mir selber heraus auf einen größeren Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluß zu gewinnen, und zu weiterem Glück mir endlich einigen Namen zu machen.

Zwar ist der literarische Ruhm, an sich betrachtet, kaum der Mühe werth; ja ich habe gesehen, daß er etwas sehr Lästiges und Störendes seyn kann; allein doch hat er das Gute, daß er den Thätig-Strebenden gewahr werden läßt, daß seine Wirkungen einen Boden gefunden, und dieß ist ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte giebt, wozu man sonst nicht gekommen wäre.

Wenn man sich dagegen zu lange in engen kleinen Verhältnissen herumdrückt, so leidet der Geist und Character, man wird zuletzt großer Dinge unfähig, und hat Mühe sich zu erheben.

Hat die Frau Großherzogin wirklich die Absicht, etwas für mich zu thun, so finden so hohe Personen sehr leicht eine Form, um ihre gnädigen Gesinnungen auszulassen. Will sie meine nächsten literarischen Schritte unterstützen und begünstigen, so wird sie ein gutes Werk thun, dessen Früchte nicht verloren seyn sollen.

Vom Prinzen kann ich sagen, daß er eine besondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Character, und werde gern meine wenigen Kenntnisse zu seiner Disposition stellen. Ich werde mich immer weiter auszubilden suchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Besseres zu geben hätte.

Zunächst aber liegt mir vor allen Dingen die völlige Ausarbeitung jenes mehr erwähnten Manuscripts am Herzen. Ich möchte einige Monate in stiller Zurückgezogenheit, bey meiner Geliebten und deren Verwandten in der Nähe von Göttingen, mich dieser Sache widmen, damit ich, von einer alten Bürde mich befreyend, zu künftigen neuen mich wieder geneigt und bereit machte. Mein Leben ist seit einigen Jahren in Stocken gerathen und ich möchte gern, daß es noch einmal einigen frischen Cours bekäme. Zudem ist meine Gesundheit schwach und wankend, ich bin meines langen Bleibens nicht sicher, und ich möchte gern etwas Gutes

zurücklassen, das meinen Namen in dem Andenken der Menschen eine Weile erhielte.

Nun aber vermag ich nichts ohne Sie, ohne Ihre Zustimmung und Ihren Segen. Ihre ferneren Wünsche in Bezug auf mich sind mir verborgen, auch weiß ich nicht was man höchsten Orts vielleicht Gutes mit mir im Sinne hat. So aber, wie ich es ausgesprochen, steht es mit mir, und da ich Ihnen nun klar vorliege, so werden Sie leicht sehen, ob wichtigere Gründe zu meinem Glück meine nächste Zurückkunft wünschen lassen, oder ob ich getrost vor der Hand meinen eigenen geistigen Vorsätzen folgen kann.

Ich gehe in einigen Tagen von hier über Neufchatel, Colmar und Straßburg, mit gehöriger Muße und Umherschauung, nach Frankfurt, so wie ich die Reisegelegenheit finde. Nun würde es mich sehr beglücken, wenn ich in Frankfurt einige Zeilen von Ihnen erwarten könnte, die ich dorthin poste restante an mich gehen zu lassen bitte.

Ich bin nun froh, daß ich diese schwere Beichte von der Seele habe, und freue mich, in einem nächsten Brief über Dinge leichterer Art mich Euer Excellenz mitzutheilen.

Ich bitte um einen herzlichen Gruß an Hofrath Meyer, Oberbaudirector Coudray, Professor Riemer, Canzler von Müller und was Ihnen sonst nahe ist und meiner gedenken mag.

Sie selbst aber drücke ich zu meinem Herzen, und verharre in den Gesinnungen der höchsten Verehrung und Liebe, wo ich auch sey, ganz der Ihrige.

E.

Genf, den 14. September 1830. Zu meiner großen Freude habe ich aus einem Ihrer letzten Briefe in Genua ersehen, daß die Lücken und das Ende der classischen Walpurgisnacht glücklich erobert worden. Die drey ersten Acte wären also vollkommen fertig, die Helena verbunden, und demnach das Schwierigste gethan. Das Ende ist, wie Sie mir sagten, schon da, und so wird, wie ich hoffe, der vierte Act sich Ihnen bald überwunden ergeben, und etwas Großes wäre zu Stande gebracht, woran künftige Jahrhunderte sich erbauen und üben möchten. Ich freue mich dazu ganz außerordentlich, und werde jede Nachricht, die mir das Vorrücken der poetischen Mächte vermeldet, mit Jubel empfangen.

Ich habe auf meiner Reise häufige Gelegenheit gehabt, des Faust zu gedenken, und daraus einige classische Stellen anzuwenden.

Wenn ich in Italien die schönen Menschen und das Gedeihen der frischen Kinder sah, waren mir die Verse zugegen:

Hier ist das Wohlbehagen erblich!
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob, noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menschen sind.

Dagegen wenn ich, von dem Anblick der schönen Natur hingerissen, Herz und Augen an Seen, Bergen und Thälern weidete, schien irgend ein unsichtbarer kleiner Teufel sein Spiel mit mir zu treiben, indem er mir jedesmal die Verse zuflüsterte:

Und hätt' ich nicht gerüttelt und geschüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön?

Alle vernünftige Anschauung war sodann mit einem Mal verschwunden, die Absurdität fing an zu herrschen, ich fühlte eine Art Umwälzung in meinem Innern, und es war keine Hülfe, als jedesmal mit Lachen zu endigen.

Bey solchen Gelegenheiten habe ich recht empfunden, daß der Poet eigentlich immer positiv seyn sollte. Der Mensch gebraucht den Dichter, um das auszusprechen, was er selbst nicht auszudrücken vermag. Von einer Erscheinung, von einer Empfindung wird er ergriffen, er sucht nach Worten, seinen eigenen Vorrath findet er unzulänglich, und so muß ihm der Dichter zu Hülfe kommen, der ihn frey macht, indem er ihn befriedigt.

In diesem Gefühl habe ich denn jene ersteren Verse wiederholt gesegnet, und die letzteren täglich lachend verwünscht. Wer aber möchte sie an der Stelle entbehren, für die sie gemacht sind, und wo sie im schönsten Sinne wirken!

Ein eigentliches Tagebuch habe ich in Italien nicht geführt; die Erscheinungen waren zu groß, zu viel, zu schnell wechselnd, als daß man sich ihrer im nächsten Augenblick hätte bemächtigen mögen und können. Ich habe jedoch meine Augen und Ohren immer offen gehabt und mir Vieles gemerkt. Solche Erinnerungen will ich nun zu einander gruppiren und unter einzelnen Rubriken behandeln. Besonders habe ich hübsche Bemerkungen zur Farbenlehre gemacht, auf deren nächste Darstellung ich mich freue. Es ist natür-

lich nichts Neues, allein immer ist es erwünscht, neue Manifestationen des alten Gesetzes zu finden.

In Genua hat Sterling für die Lehre ein großes Interesse gezeigt. Was ihm von Newtons Theorie überliefert worden, hat ihm nicht genügt, und so hatte er denn offene Ohren für die Grundzüge, die ich ihm von Ihrer Lehre in wiederholten Gesprächen habe geben können. Wenn man Gelegenheit hätte, ein Exemplar des Werks nach Genua zu spediren, so könnte ich wohl sagen, daß ihm ein solches Geschenk nicht unwillkommen seyn würde.

Hier in Genf habe ich seit drey Wochen eine wißbegierige Schülerin an Freundin Sylvestre gefunden. Ich habe dabey die Bemerkung gemacht, daß das Einfache schwerer zu fassen ist als man denkt, und daß es eine große Ubung erfordert, in den mannigfaltigsten Einzelnheiten der Erscheinung immer das Grundgesetz zu finden. Dem Geist aber giebt es eine große Gewandtheit, indem die Natur sehr delicat ist, und man immer auf der Hut seyn muß, durch einen zu raschen Ausspruch ihr nicht Gewalt zu thun.

Übrigens findet man hier in Genf an einer so großen Sache auch nicht die Spur einer Theilnahme. Nicht allein, daß man auf hiesiger Bibliothek Ihre Farbenlehre nicht hat, ja man weiß nicht einmal, daß so etwas in der Welt ist. Hieran mögen nun die Deutschen mehr Schuld seyn als die Genfer, allein es verdrießt mich doch und reizt mich zu schalkhaften Bemerkungen.

Bekanntlich hat Lord Byron einige Zeit sich hier aufgehalten, und da er die Gesellschaft nicht liebte, so hat er sein Wesen bey Tag und Nacht in der Natur und auf dem See getrieben, wovon man hier noch zu erzählen hat, und wovon in seinem Childe Harold ein schönes Denkmal geblieben. Auch die Farbe der Rhone hat er bemerkt, und wenn er auch die Ursache nicht ahnen konnte, so hat er doch ein empfängliches Auge gezeigt. Er sagt in einer Bemerkung zum dritten Gesange:

„The colour of the Rhone at Geneva is blue, to a depth of tint which I have never seen equalled in water, salt or fresh, except in the Mediterranean and Archipelago.“

Die Rhone, wie sie sich zusammendrängt um durch Genf zu gehen, theilt sich in zwey Arme, über welche vier Brücken führen, auf denen hin und hergehend man die Farbe des Wassers recht gut beobachten kann.

Nun ist merkwürdig, daß das Wasser des einen Armes blau ist, wie Byron es gesehen hat, das des andern aber grün. Der Arm,

wo das Wasser blau erscheint, ist reißender, und hat den Grund so tief gehöhlt, daß kein Licht hinabdringen kann und also unten vollkommene Finsterniß herrschet. Das sehr klare Wasser wirkt als ein trübes Mittel und es entsteht aus den bekannten Gesetzen das schönste Blau. Das Wasser des anderen Armes geht nicht so tief, das Licht erreicht noch den Grund, so daß man Steine sieht, und da es unten nicht finster genug ist, um blau zu werden, aber nicht flach und der Boden nicht rein, weiß und glänzend genug, um gelb zu seyn, so bleibt die Farbe in der Mitte, und manifestirt sich als grün.

Wäre ich nun, wie Byron, zu tollen Streichen aufgelegt, und hätte ich die Mittel, sie auszuführen, so würde ich folgendes Experiment machen.

Ich würde in dem grünen Arm der Rhone, in der Nähe der Brücke, wo täglich Tausende von Menschen passiren, ein großes schwarzes Bret, oder so etwas, so tief befestigen lassen, daß ein reines Blau entstände, und nicht weit davon ein sehr großes Stück weißes glänzendes Blech, in solcher Tiefe des Wassers, daß im Schein der Sonne ein entschiedenes Gelb erglänzte. Wenn nun die Menschen vorbeygingen und in dem grünen Wasser den gelben und blauen Fleck erblickten, so würde ihnen das ein Räthsel seyn, das sie neckte, und das sie nicht lösen könnten. Man kommt auf Reisen zu allerley Späßen; dieser aber scheint mir zu den guten zu gehören, worin einiger Sinn vorhanden ist und einiger Nutzen seyn könnte.

Vor einiger Zeit war ich in einem Buchladen, wo in dem ersten kleinen Duodezbändchen, das ich zur Hand nahm, mir eine Stelle vor Augen trat, die in meiner Übersetzung also lautet:

„Aber jetzt saget mir: wenn man eine Wahrheit entdeckt hat, muß man sie den anderen Menschen mittheilen? Wenn ihr sie bekannt macht, so werdet ihr von einer Unzahl von Leuten verfolgt, die von dem entgegengesetzten Irrthum leben, indem sie versichern, daß eben dieser Irrthum die Wahrheit, und alles was dahin geht, ihn zu zerstören, der größte Irrthum selber sey."

Diese Stelle schien mir auf die Art, wie die Männer vom Fach Ihre Farbenlehre aufgenommen, eine Anwendung zu finden, als wäre sie dafür geschrieben worden, und sie gefiel mir dermaßen, daß ich ihr zu Liebe das ganze Buch kaufte. Es enthielt Paul und Virginia und „La Chaumière indienne" von Bernardin de Saint Pierre, und ich hatte also auch übrigens meinen Kauf nicht zu bereuen. Ich las das Buch mit Freuden; der reine herrliche Sinn des Verfassers erquickte mich, und seine zarte Kunst,

besonders wie er bekannte Gleichnisse schicklich anwendet, wußte ich zu erkennen und zu schätzen.

Auch die erste Bekanntschaft mit Rousseau und Montesquieu habe ich hier gemacht; damit aber mein Brief nicht selbst zum Buche werde, so will ich über diese, so wie über vieles Andere, das ich noch sagen möchte, für heute hinweggehen.

Seitdem ich den langen Brief von vorgestern von der Seele habe, fühle ich mich heiter und frey, wie nicht seit Jahren, und ich möchte immer schreiben und reden. Es ist mir wirklich das höchste Bedürfniß, mich wenigstens vor der Hand von Weimar entfernt zu halten; ich hoffe, daß Sie es billigen, und sehe schon die Zeit, wo Sie sagen werden, daß ich recht gethan.

Morgen wird das hiesige Theater mit dem Barbier von Sevilla eröffnet, welches ich noch sehen will; dann aber gedenke ich ernstlich abzureisen. Das Wetter scheint sich auch aufklären und mich begünstigen zu wollen. Es hat hier geregnet seit Ihrem Geburtstage, wo es schon morgens früh mit Gewittern anfing, die den ganzen Tag, in der Richtung von Lyon her, die Rhone herauf über den See zogen nach Lausanne zu, so daß es fast den ganzen Tag donnerte. Ich habe ein Zimmer für 16 Sous täglich, das mir die schönste Aussicht auf den See und das Gebirge gewährt. Gestern regnete es unten, es war kalt, und die höchsten Spitzen des Jura zeigten sich nach vorbeygezogenem Schauer zum ersten Mal weiß mit Schnee, der aber heute schon wieder verschwunden ist. Die Vorgebirge des Montblanc fangen schon an sich mit bleibendem Weiß zu umhüllen; an der Küste des See's hinauf, in dem Grün der reichen Vegetation, stehen schon einige Bäume gelb und braun; die Nächte werden kalt, und man sieht, daß der Herbst vor der Thür ist.

Ich grüße Frau v. Goethe, Fräulein Ulrike, und Walter, Wolf und die Alma herzlich. Ich habe an Frau v. Goethe Vieles über Sterling zu schreiben, welches morgen geschehen soll.

Ich freue mich, von Ew. Excellenz einen Brief in Frankfurt zu erhalten, und bin glücklich in dieser Hoffnung.

Mit den besten Wünschen und treuesten Gesinnungen verharrend.

E.

Ich reiste am 21. September von Genf ab, und nachdem ich mich in Bern ein paar Tage aufgehalten, kam ich am 27. nach Straßburg, wo ich abermals einige Tage verweilte.

Hier, an dem Fenster eines Friseurs vorbeygehend, sah ich eine kleine Büste Napoleons, die, von der Straße zu gegen das Dunkel des Zimmers betrachtet, alle Abstufungen von Blau zeigte, vom milchigen Hellblau bis zum tiefen Violet. Ich hatte eine Ahndung, daß, vom Innern des Zimmers gegen das Licht angesehen, die Büste mir alle Abstufungen des Gelben gewähren würde, und so konnte ich einem augenblicklichen lebhaften Trieb nicht widerstehen, zu den mir ganz unbekannten Personen geradezu hineinzutreten.

Mein erster Blick war nach der Büste, wo mir denn die herrlichsten Farben der activen Seite, vom blassesten Gelb bis zum dunkelen Rubinroth, zu großer Freude entgegenglänzten. Ich fragte lebhaft, ob man nicht geneigt seyn wolle, mir dieses Brustbild des großen Helden zu überlassen? — Der Wirth erwiederte mir, daß er, aus gleicher Anhänglichkeit für den Kaiser, sich vor kurzem die Büste aus Paris mitgebracht habe; da jedoch meine Liebe die seinige noch um ein gutes Theil zu übertreffen scheine, wie er aus meiner enthusiastischen Freude schließe, so gebühre mir auch der Vorzug des Besitzes, und er wolle sie mir gerne überlassen.

In meinen Augen hatte dieß gläserne Bild einen unschätzbaren Werth, und ich konnte daher nicht umhin, den guten Eigenthümer mit einiger Verwunderung anzusehen, als er es für wenige Franken in meine Hände gab.

Ich schickte es, nebst einer in Mailand gekauften gleichfalls merkwürdigen Medaille, als ein kleines Reisegeschenk an Goethe, der es denn nach Verdienst zu schätzen wußte.

In Frankfurt und später erhielt ich von ihm folgende Briefe.

Erster Brief.

„Nur mit dem Wenigsten vermelde: daß Ihre beyden Schreiben von Genf glücklich angekommen sind, freylich erst am 26. September. Ich eile daher nur so viel zu sagen: bleiben Sie ja in Frankfurt, bis wir wohl überlegt haben, wo Sie Ihren künftigen Winter zubringen wollen."

„Ich lege für dießmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geh. Rath von Willemer bey, welches ich baldigst abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelsten Sinne mit mir verbunden sind und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können."

„Soviel also für dießmal. Schreiben Sie mir alsobald wenn Sie diesen Brief erhalten haben."

Unwandelbar

Weimar
den 26. Septbr. 1830. Goethe.

Zweyter Brief.

„Zum allerschönsten begrüße ich Sie, mein Theuerster, in meiner Vaterstadt, und hoffe, Sie werden die wenigen Tage in vertraulichem Vergnügen mit meinen vortrefflichen Freunden zugebracht haben."

„Wenn Sie nach Nordheim abzugehen und daselbst einige Zeit zu verweilen wünschen, so wüßt' ich nichts entgegen zu setzen. Wollen Sie sich in stiller Zeit mit dem Manuscripte beschäftigen, das in Sorets Händen ist, so soll es mir um desto angenehmer seyn, weil ich zwar keine baldige Publication desselben wünsche, es aber gern mit Ihnen durchgehen und rectificiren möchte. Es wird seinen Werth erhöhen, wenn ich bezeugen kann, daß es ganz in meinem Sinne aufgefaßt sey."

„Mehr sage ich nicht, überlasse Ihnen und erwarte das Weitere. Man grüßt Sie freundlich aus meinem Hause; von den übrigen Theilnehmern habe, seit dem Empfang Ihres Briefes, niemand gesprochen."

„Alles Gute wünschend

Weimar treulichst
den 12. Octbr. 1830

J. W. v. Goethe."

Dritter Brief.

„Der lebhafte Eindruck, den Sie beym Anblick des merkwürdigen, Farbe vermittelnden Brustbildes erfuhren, die Begierde, sich solches anzueignen, das artige Abenteuer, welches Sie deßhalb bestanden, und der gute Gedanke, mir solches als Reisegabe zu verehren, das alles deutet darauf: wie durchdrungen Sie sind von dem herrlichen Urphänomen, welches hier in allen seinen Äußerungen hervortritt. Dieser Begriff, dieses Gefühl wird Sie mit seiner Fruchtbarkeit durch Ihr ganzes Leben begleiten, und sich noch auf manche productive Weise bey Ihnen legitimiren. Der Irrthum gehört den

Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste; Bücher mögen sich durch Bücher vermehren, indessen der Verkehr mit lebendigen Urgesetzen dem Geiste gefällt, der das Einfache zu erfassen weiß, das Verwickelte sich entwirrt und das Dunkle sich aufklärt."

„Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt, sollen Sie jenes Bild in der heftigen klaren Sonne stehen sehen, wo, unter dem ruhigen Blau des durchscheinenden Angesichts, die derbe Masse der Brust und der Epauletten von dem mächtigsten Rubinroth in allen Schattirungen auf- und abwärts leuchtet, und wie das Granitbild Memnons in Tönen, so sich hier das trübe Glasbild in Farbenpracht manifestirt. Man sieht hier wirklich den Helden auch für die Farbenlehre sieghaft. Haben Sie den schönsten Dank für diese unerwartete Bekräftigung der mir so werthen Lehre."

„Auch mit der Medaille haben Sie mein Cabinet doppelt und dreyfach bereichert; ich bin auf einen Mann aufmerksam worden mit Namen Dupré. Ein vortrefflicher Bildhauer, Erzgießer, Medailleur; er war es, der das Bildniß Heinrichs des Vierten auf dem Pontneuf modellirte und goß. Durch die gesendete Medaille angeregt, sah ich meine übrigen durch, fand noch sehr vorzügliche mit demselben Namen, andere vermuthlich von ihm, und so hat Ihre Gabe auch hier eine schöne Anregung veranlaßt."

„Mit meiner Metamorphose, die Soretsche Übersetzung an der Seite, sind wir erst am fünften Bogen; ich wußte lange nicht, ob ich diesem Unternehmen mit Fluch oder Segen gedenken sollte. Nun aber, da es mich wieder in die Betrachtung der organischen Natur hineindrängt, freu' ich mich daran und folge dem Berufe willig. Die für mich nun über vierzig Jahr alte Maxime gilt noch immer fort; man wird durch sie in dem ganzen labyrinthischen Kreise des Begreiflichen glücklich umher geleitet, und bis an die Grenze des Unbegreiflichen geführt, wo man sich denn, nach großem Gewinn, gar wohl bescheiden kann. Alle Philosophen der alten und neuen Welt vermochten auch nicht weiter zu gelangen. Mehr darf man sich in Schriften auszusprechen kaum anmaßen."

J. W. v. Goethe.

Bey meinem Aufenthalte zu Nordheim, wo ich, nach einigem Verweilen zu Frankfurt und Cassel, erst gegen Ende Octobers angekommen war, vereinigten sich alle Umstände dahin, um meine Rückkehr nach Weimar erwünscht zu machen.

Auguſt von Goethe.
Gemalt von E. Grünler 1828.

Ottilie von Goethe.
Gezeichnet von H. Müller.

Die baldige Herausgabe meiner Conversationen hatte Goethe nicht gebilligt, und somit war denn an eine erfolgreiche Eröffnung einer rein literarischen Laufbahn nicht mehr zu denken.

Sodann das Wiedersehen meiner seit Jahren innigst Geliebten, und das täglich erneute Gefühl ihrer großen Tugenden, erregten den Wunsch ihres baldigen Besitzes und das Verlangen nach einer sichern Existenz auf das lebhafteste.

Unter solchen Umständen erreichte mich eine Botschaft aus Weimar, von der Frau Großherzogin befohlen, die ich mit Freuden ergriff, wie aus folgendem Brief an Goethe näher hervorgeht.

Nordheim, den 6. November 1830.

Der Mensch denkt und Gott lenkt, und ehe man eine Hand umwendet, sind unsere Zustände und Wünsche anders als wir es voraus dachten.

Vor einigen Wochen hatte ich eine gewisse Furcht, nach Weimar zurückzukehren, und jetzt stehen die Sachen so, daß ich nicht allein bald und gerne zurückkomme, sondern auch mit Gedanken umgehe, mich dort häuslich einzurichten und für immer zu befestigen.

Ich habe vor einigen Tagen ein Schreiben von Soret erhalten, mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von Seiten der Frau Großherzogin, wenn ich zurückkommen und in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren wolle. Noch anderes Gute will Soret mir mündlich mittheilen, und so sehe ich denn aus allem, daß man gnädige Gesinnungen gegen mich hegen mag.

Ich schriebe nun gerne eine zustimmende Antwort an Soret; allein ich höre, er ist zu den Seinigen nach Genf gereiset, und so bleibt mir weiter nichts übrig als mich an Eure Excellenz mit der Bitte zu wenden: der Kaiserlichen Hoheit den Entschluß meiner baldigen Zurückkunft geneigtest mitzutheilen.

Ihnen selbst hoffe ich zugleich durch diese Nachricht einige Freude zu machen, indem doch mein Glück und meine Beruhigung Ihnen seit lange am Herzen liegt.

Ich sende die schönsten Grüße allen lieben Ihrigen und hoffe ein baldiges frohes Wiedersehen.

E.

Am 20. November Nachmittags reiste ich von Nordheim ab, auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte. Abends an Table d'hôte, als der Wirth hörte, daß ich aus Weimar sey und dahin zurückwolle, äußerte er in gemüthlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein

schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heut in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sey.

Man mag denken, was ich bey diesen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anwesenden Fremden zu Zeugen meiner inneren Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Das mich so nahe berührende Ereigniß war mir beständig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs, und in Mühlhausen und Gotha, vergingen mir nicht besser. Einsam im Wagen, bey den trüben Novembertagen, und in den öden Feldern, wo nichts Äußeres mich zu zerstreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu fassen, und in den Gasthöfen unter Menschen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich so nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Besorgniß war, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. „Und welchen Eindruck, sagte ich mir, wird deine Ankunft machen, da du mit seinem Sohne gegangen bist und nun alleine zurückkommst! Er wird ihn erst zu verlieren glauben, wenn er dich wiedersieht."

Unter solchen Gedanken und Empfindungen erreichte ich Dienstag den 23. November Abends sechs Uhr das letzte Chausseehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menschliche Daseyn schwere Momente habe, durch die man hindurch müsse. Meine Gedanken verkehrten mit höheren Wesen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Secunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und sich dann wieder finster verhüllte wie zuvor. War dieses nun Zufall oder war es etwas mehr, genug ich nahm es als ein günstiges Zeichen von oben, und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Kaum daß ich meine Wirthsleute begrüßt hatte, so war mein erster Weg in das Goethesche Haus. Ich ging zuerst zu Frau v. Goethe. Ich fand sie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegen einander auszusprechen.

Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir setzten uns und sprachen sogleich von geschiedten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bey ihm zu seyn. Er zeigte mir zwey angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen.

Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches Andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Sylbe gedacht.

Donnerstag den 25. November 1830. Goethe sendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geschenk englischer und deutscher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tisch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferstichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugesendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Besuche erfreut, und daß er Ihr meine Ankunft verkündiget habe.

Frau v. Goethe gesellte sich zu uns und wir setzten uns zu Tisch. Ich mußte von meiner Reise erzählen. Ich sprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es schien ihm besonders interessant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen englischen Consuls zu vernehmen. Ich erzählte sodann von Genf, und er erkundigte sich theilnehmend nach der Familie Soret und Herrn von Bonstetten. Von letzterem wünschte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab so gut es gelingen wollte.

Nach Tisch war es mir lieb, daß Goethe von meinen Conversationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erste Arbeit seyn, sagte er, und wir wollen nicht eher nachlassen, als bis alles vollkommen gethan und im Reinen ist."

Übrigens erschien Goethe mir heute besonders stille und oft in sich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienstag den 30. November 1830. Goethe setzte uns vorigen Freytag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut, welches bey seinem achtzigjährigen Alter viel sagen will. Die große Geschicklichkeit seines Arztes, des Hofraths Vogel, verbunden mit seiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch dießmal gesiegt, so daß er mit raschen Schritten seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten. Diesen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet, das er mit der Bleyfeder im Bette geschrieben.

„Haben Sie die Güte, mein bester Doctor, beykommende schon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden

neuen einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. Faust folgt hierauf!

Ein frohes Wiedersehen!

W. d. 30. Nov.
1830. Goethe."

Nach Goethe's rasch erfolgender völligen Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den vierten Act des Faust, so wie auf die Vollendung des vierten Bandes von Wahrheit und Dichtung.

Mir empfahl er die Redaction seiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, deßgleichen eine Durchsicht seiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es uns klar werden möchte, wie damit bey künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaction meiner Gespräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anstatt mich mit dem bereits Geschriebenen zu befassen, den Vorrath ferner durch Neues zu vermehren, so lange ein gütiges Geschick geneigt seyn wolle, es mir zu vergönnen.

1831—32.

Sonnabend den 1. Januar 1831.

Von Goethe's Briefen an verschiedene Personen, wovon die Concepte seit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden sind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge sorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachstehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederschreiben, die bey einer künftigen Redaction und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

§. 1.

Zunächst ist die Frage entstanden, ob es gerathen sey, diese Briefe stellenweise und gleichsam im Auszuge mitzutheilen.

Hierauf sage ich, daß es im Allgemeinen Goethe's Natur und Verfahren ist, auch bey den kleinsten Gegenständen mit einiger Intention zu Werke zu gehen, welches denn auch vorzüglich in diesen Briefen erscheint, wo der Verfasser immer als ganzer Mensch bey der Sache gewesen, so daß jedes Blatt von Anfang bis zu Ende nicht allein vollkommen gut geschrieben ist, sondern auch darin eine superiore Natur und vollendete Bildung sich in keiner Zeile verläugnet hat.

Ich bin demnach dafür, die Briefe ganz zu geben von Anfang bis zu Ende, zumal da einzelne bedeutende Stellen durch das Vorangehende und Nachfolgende oft erst ihren wahren Glanz und wirksamstes Verständniß erhalten.

Und genau besehen, und diese Briefe vis-à-vis einer mannigfaltigen großen Welt betrachtet, wer wollte sich denn anmaßen und sagen, welche Stelle bedeutend und also mitzutheilen sey und welche nicht? — Hat doch der Grammatiker, der Biograph, der Philosoph, der Ethiker, der Naturforscher, der Künstler, der Poet, der Academiker, der Schauspieler, und so ins Unendliche, hat doch jeder seine

verschiedenen Interessen, so daß der eine grade über die Stelle hinausliefet, die der andere als höchst bedeutend ergreift und sich aneignet.

So findet sich z. B. in dem ersten Hefte von 1807 ein Brief an einen Freund, dessen Sohn sich dem Forstfache widmen will, und dem Goethe die Carriere vorzeichnet, die der junge Mann zu machen hat. Einen solchen Brief wird vielleicht ein junger Literator überschlagen, während ein Forstmann sicher mit Freuden bemerken wird, daß der Dichter auch in sein Fach hineingeblickt, und auch darin guten Rath hat ertheilen wollen.

Ich wiederhole daher, daß ich dafür bin, diese Briefe, ohne Zerstückelung, ganz so zu geben wie sie sind, und zwar um so mehr, als sie in der Welt in solcher Gestalt verbreitet existiren, und man sicher darauf rechnen kann, daß die Personen, die sie erhalten, sie einst ganz so werden drucken lassen, wie sie geschrieben worden.

§. 2.

Fänden sich jedoch Briefe, deren unzerstückte Publication bedenklich wäre, die aber im Einzelnen gute Sachen enthielten, so ließe man diese Stellen ausschreiben, und vertheilte sie entweder in das Jahr, wohin sie gehören, oder machte auch daraus nach Gutbefinden eine besondere Sammlung.

§. 3.

Es könnte der Fall vorkommen, daß ein Brief uns in dem ersten Hefte, wo wir ihm begegnen, von keiner sonderlichen Bedeutung erschiene und wir also nicht für seine Mittheilung gestimmt wären. Fände sich nun aber in den späteren Jahrgängen, daß ein solcher Brief Folge gehabt, und also als Anfangsglied einer ferneren Kette zu betrachten wäre, so würde er durch diesen Umstand bedeutend werden und unter die Mitzutheilenden aufzunehmen seyn.

§. 4.

Man könnte zweifeln, ob es besser sey, die Briefe nach den Personen zusammen zu stellen, an die sie geschrieben worden; oder sie, nach den verschiedenen Jahren, bunt durch einander fortlaufen zu lassen.

Ich bin für dieses Letztere, zunächst, weil es eine schöne immer wieder anfrischende Abwechselung gewähren würde, indem, einer anderen Person gegenüber, nicht allein immer ein anders nüancirter

Ton des Vortrages eintritt, sondern auch stets andere Sachen zur Sprache gebracht werden, so daß denn Theater, poetische Arbeiten, Naturstudien, Familienangelegenheiten, Bezüge zu höchsten Personen, freundschaftliche Verhältnisse u. s. w. sich abwechselnd darstellen.

Sodann aber bin ich für eine gemischte Herausgabe nach Jahren auch aus dem Grunde, weil die Briefe eines Jahres, durch die Berührung dessen was gleichzeitig lebte und wirkte, nicht allein den Character des Jahres tragen, sondern auch die Zustände und Beschäftigungen der schreibenden Person nach allen Seiten und Richtungen hin zur Sprache bringen, so daß denn solche Jahres-Briefe ganz geeignet seyn möchten, die bereits gedruckte summarische Biographie der Tag- und Jahres-Hefte mit dem frischen Detail des Augenblicks zu ergänzen.

§. 5.

Briefe, die andere Personen bereits haben drucken lassen, indem sie vielleicht eine Anerkennung ihrer Verdienste, oder sonst ein Lob und eine Merkwürdigkeit enthalten, soll man in dieser Sammlung noch einmal bringen, indem sie theils in die Reihe gehören, anderntheils aber jenen Personen damit ein Wille geschehen möchte, indem sie dadurch vor der Welt bestätiget sehen, daß ihre Documente echt waren.

§. 6.

Die Frage, ob ein Empfehlungsbrief in die Sammlung aufzunehmen sey oder nicht, soll in Erwägung der empfohlenen Person entschieden werden. Ist aus ihr nichts geworden, so soll man den Brief, im Fall er nicht sonstige gute Dinge enthält, nicht aufnehmen; hat aber die empfohlene Person sich in der Welt einen rühmlichen Namen gemacht, so soll man den Brief aufnehmen.

§. 7.

Briefe an Personen, die aus Goethe's Leben bekannt sind, wie z. B. Lavater, Jung, Behrisch, Kniep, Hackert und Andere, haben an sich Interesse, und ein solcher Brief wäre mitzutheilen, wenn er auch außerdem eben nichts Bedeutendes enthalten sollte.

§. 8.

Man soll überhaupt in Mittheilung dieser Briefe nicht zu ängstlich seyn, indem sie uns von Goethe's breiter Existenz und mannigfaltiger Wirkung nach allen Ecken und Enden einen Begriff geben,

und indem sein Benehmen gegen die verschiedensten Personen und in den mannigfaltigsten Lagen als im hohen Grade lehrreich zu betrachten ist.

§. 9.

Wenn verschiedene Briefe über eine und dieselbe Thatsache reden, so soll man die vorzüglichsten auswählen, und wenn ein gewisser Punct in verschiedenen Briefen vorkommt, so soll man ihn in einigen unterdrücken und ihn dort stehen lassen, wo er am besten ausgesprochen ist.

§. 10.

In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merkwürdiger Menschen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müssen nicht unterdrückt werden, indem sie als durchaus characterisirend und liebenswürdig erscheinen.

Vorstehende Paragraphen sind durch Betrachtung der Briefe von den Jahren 1807, 1808 und 1809 angeregt. Was sich im ferneren Verlauf der Arbeit an allgemeinen Bemerkungen noch ergeben möchte, soll Gegenwärtigem nachträglich hinzugefügt werden.

W. d. 1. Januar 1831.

E.

Heute nach Tisch besprach ich mit Goethe die vorstehende Angelegenheit punctweise, wo er denn diesen meinen Vorschlägen seine beyfällige Zustimmung gab. „Ich werde, sagte er, in meinem Testament Sie zum Herausgeber dieser Briefe ernennen, und darauf hindeuten, daß wir über das dabey zu beobachtende Verfahren im Allgemeinen mit einander einig geworden."

Mittwoch den 9. Februar 1831. Ich las gestern mit dem Prinzen in Voſſens Luiſe weiter und hatte über das Buch für mich im Stillen Manches zu bemerken. Die großen Verdienste der Darstellung der Localität und äußeren Zustände der Personen entzückten mich; jedoch wollte mir erscheinen, daß das Gedicht eines höheren Gehaltes entbehre, welche Bemerkung sich mir besonders an solchen Stellen aufdrang, wo die Personen in wechselseitigen Reden ihr Inneres auszusprechen in dem Fall sind. Im Vicar of Wakefield ist auch ein Landprediger mit seiner Familie dargestellt, allein der Poet besaß eine höhere Weltcultur, und so hat sich dieses auch

seinen Personen mitgetheilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der Luise steht Alles auf dem Niveau einer beschränkten mittleren Cultur, und so ist freylich immer genug da, um einen gewissen Kreis von Lesern durchaus zu befriedigen. Die Verse betreffend, so wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für solche beschränkte Zustände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert sey, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen um bequem gelesen zu werden.

Ich äußerte mich über diesen Punct heute Mittag bey Tisch gegen Goethe. „Die früheren Ausgaben jenes Gedichts, sagte er, sind in solcher Hinsicht weit besser, so daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünstelt, und aus technischen Grillen das Leichte, Natürliche der Verse verdorben. Überhaupt geht Alles jetzt aufs Technische aus, und die Herren Critiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. — Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstoßen, ich würde Allitterationen, Assonanzen und falsche Reime, Alles gebrauchen wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptsache losgehen, und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen."

Freytag den 11. Februar 1831. Heute bey Tisch erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des Faust angefangen habe und so fortzufahren gedenke, welches mich sehr beglückte.

Sodann sprach er mit großem Lob über Carl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Costume in den Stücken des Euripides geschrieben, und, bey großer Gelehrsamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe, als eben zu seinen Zwecken nöthig.

„Ich freue mich, sagte Goethe, wie er mit productivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit sich gar zu viel mit dem Technischen und mit langen und kurzen Sylben zu schaffen gemacht haben."

„Es ist immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht, und eben so ist es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befaßt."

„Und dann sind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden sich z. B. im Grafen Platen fast alle Haupterforderniße

eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Productivität besitzt er im hohen Grade; auch findet sich bey ihm eine vollkommene technische Ausbildung, und ein Studium und ein Ernst wie bey wenigen Andern; allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung."

„Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der romantische Ödipus trägt Spuren daß, besonders was das Technische betrifft, grade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein, nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen!"

„Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel occupiren das Gemüth, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freyen Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur, von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken."

Sonnabend den 12. Februar 1831. Ich lese im neuen Testament, und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

„Es ist dieß eine der schönsten Legenden, sagte Goethe, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Muth im schwierigsten Unternehmen siegen werde; dagegen bey anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sey."

Sonntag den 13. Februar 1831. Bey Goethe zu Tisch. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des Faust fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte, sagte er, hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der Helena bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen, und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuthen.

Dieser Act bekommt wieder einen ganz eigenen Character, so daß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das Übrige nicht berührt, und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt."

Er wird also, sagte ich, völlig im Character des Übrigen seyn; denn im Grunde sind doch der Auerbachsche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die classische Walpurgisnacht, die Helena, lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in sich abgeschlossen, wohl auf einander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinander zu reihen was er Lust hat. Es ist mit der Odyssee und dem Gil-Blas auch nicht anders.

„Sie haben vollkommen Recht, sagte Goethe; auch kommt es bey einer solchen Composition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seyen, während es als ein Ganzes immer incommensurabel bleibt, aber eben deßwegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte sodann von dem Brief eines jungen Militairs, dem ich, nebst anderen Freunden, gerathen hatte in ausländische Dienste zu gehen, und der nun, da er die fremden Zustände nicht nach seinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen schilt, die ihm gerathen.

„Es ist mit dem Rathgeben ein eigenes Ding, sagte Goethe, und wenn man eine Weile in der Welt gesehen hat, wie die gescheidtesten Dinge mißlingen, und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, jemanden einen Rath ertheilen zu wollen. Im Grunde ist es auch von dem, der einen Rath verlangt, eine Beschränktheit, und von dem, der ihn giebt, eine Anmaßung. Man sollte nur Rath geben in Dingen, in denen man selber mitwirken will. Bittet mich ein Anderer um guten Rath, so sage ich wohl, daß ich bereit sey ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er versprechen wolle, nicht danach zu handeln."

Das Gespräch lenkte sich auf das neue Testament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgelesen wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. Wenn man die Evangelisten

lange nicht gelesen, sagte ich, so erstaunt man immer wieder über die sittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von categorischem Imperativ. „Besonders, sagte Goethe, finden Sie den categorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mahomet noch weiter getrieben hat." Übrigens, sagte ich, sind die Evangelisten, wenn man sie näher ansieht, voller Abweichungen und Widersprüche, und die Bücher müssen wunderliche Schicksale gehabt haben, ehe sie so beysammen gebracht sind, wie wir sie nun haben. „Es ist ein Meer auszutrinken, sagte Goethe, wenn man sich in eine historische und critische Untersuchung dieserhalb einläßt. Man thut immer besser, sich ohne Weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Cultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens ist es hübsch, sich die Localität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Besseres empfehlen, als das herrliche Buch von Röhr über Palästina. Der verstorbene Großherzog hatte über dieses Buch eine solche Freude, daß er es zweymal kaufte, indem er das erste Exemplar, nachdem er es gelesen, der Bibliothek schenkte, und das andere für sich behielt, um es immer in seiner Nähe zu haben."

Ich wunderte mich über des Großherzogs Theilnahme an solchen Dingen. „Darin, sagte Goethe, war er groß. Er hatte Interesse für Alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen in welches es wollte. Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bey sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft wie ich dieß oder jenes Verfehlte bey ihm entschuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise, und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dieses eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren."

Zum Nachtisch betrachteten wir einige Kupfer nach neuesten Meistern, besonders im landschaftlichen Fach, wobey mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falsches wahrzunehmen. „Es ist seit Jahrhunderten so viel Gutes in der Welt, sagte Goethe, daß man sich billig nicht wundern sollte wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft." Es ist nur das Üble, sagte ich, daß es so viele falsche Lehren giebt, und daß ein junges Talent nicht weiß welchem Heiligen es sich widmen soll. „Davon haben wir Proben,

sagte Goethe; wir haben ganze Generationen an falschen Maximen verloren gehen und leiden sehen, und haben selber darunter gelitten. Und nun in unsern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck sogleich allgemein predigen zu können! Mag ein solcher Kunstrichter nach einigen Jahren auch besser denken, und mag er auch seine bessere Überzeugung öffentlich verbreiten, seine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig, gleich einem Schlingkraut, neben dem Guten immer fortwirken. Mein Trost ist nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irre zu leiten und nicht zu verderben ist."

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es sind wirklich gute Sachen, sagte Goethe; Sie sehen reine hübsche Talente, die was gelernt und die sich Geschmack und Kunst in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlet diesen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. — Merken Sie sich dieses Wort und unterstreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewisse zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten sich überall aussprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerey, sondern auch in allen übrigen Künsten. Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt ob es so ist durch die Zeugung, oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung."

Man sieht aber dabey, sagte ich, wie viel in den Künsten auf eine große Persönlichkeit ankommt, die freylich in früheren Jahrhunderten besonders zu Hause war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Titian und Paul Veronese steht, so empfindet man den gewaltigen Geist dieser Männer, in ihrem ersten Aperçü von dem Gegenstande, wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energisches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und diese höhere Gewalt der künstlerischen Persönlichkeit dehnet unser eigenes Wesen aus und erhebt uns über uns selbst wenn wir solche Werke betrachten. Dieser männliche Geist, von dem Sie sagen, findet sich auch ganz besonders in den Rubensschen Landschaften. Es sind freylich auch nur Bäume, Erdboden, Wasser, Felsen und Wolken, allein seine kräftige Gesinnung ist in die Formen gefahren, und so sehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir sehen sie von der Gewalt des Künstlers durchdrungen und nach seinem Sinne von neuem hervorgebracht.

„Allerdings, sagte Goethe, ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Critikern und

Kunstrichtern der neuesten Zeit schwache Personagen gegeben, die dieses nicht zugestehen, und die eine große Persönlichkeit, bey einem Werke der Poesie oder Kunst, nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen."

„Aber freylich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas seyn. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe, und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten als sie waren."

Montag den 14. Februar 1831. Mit Goethe zu Tisch. Er hatte die Memoiren des General Rapp gelesen, wodurch das Gespräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müsse gehabt haben, sich als Mutter so vieler Helden und einer so gewaltigen Familie zu wissen. Sie hatte Napoleon, ihren zweyten Sohn, geboren als sie achtzehn Jahr alt war und ihr Gemahl dreyundzwanzig, so daß also die frischeste Jugendkraft der Eltern seinem physischen Theile zu Gute kam. Neben ihm gebiert sie drey andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energisch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewissen poetischen Talent. Auf solche vier Söhne folgen drey Töchter, und zuletzt Jerome, der am schwächsten von Allen ausgestattet gewesen zu seyn scheint.

Das Talent ist freylich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage, und da ist es denn keineswegs einerley, ob jemand der Erst- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Eltern ist gezeugt worden.

Merkwürdig ist, sagte ich, daß sich von allen Talenten das musikalische am frühesten zeigt, so daß Mozart in seinem fünften, Beethoven in seinem achten, und Hummel in seinem neunten Jahre schon die nächste Umgebung durch Spiel und Compositionen in Erstaunen setzten.

„Das musikalische Talent, sagte Goethe, kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von Außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freylich, eine Erscheinung wie Mozart, bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordent-

lichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen woher sie kommen."

Dienstag den 15. Februar 1831. Mit Goethe zu Tisch. Ich erzähle ihm vom Theater; er lobt das gestrige Stück, Heinrich III. von Dümas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publicum nicht die rechte Speise gewesen. „Ich hätte es unter meiner Direction nicht zu bringen gewagt, sagte er, denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem Standhaften Prinzen für Noth gehabt, um ihn beym Publicum einzuschwärzen, der doch noch weit menschlicher und poetischer ist und im Grunde weit näher liegt als Heinrich der Dritte."

Ich rede vom Groß-Cophta, den ich in diesen Tagen abermals gelesen. Ich gehe die einzelnen Scenen gesprächsweise durch und schließe mit dem Wunsch, es einmal auf der Bühne zu sehen.

„Es ist mir lieb, sagte Goethe, daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden, was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Factum erst poetisch, und dann theatralisch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht ist. Schiller war auch sehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es sich denn für höhere Menschen wirklich brillant machte. Für das Publicum im Allgemeinen jedoch ist es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehensives, wobey es den Leuten nicht heimlich ist. Es fällt, seinem verwegenen Character nach, ganz in den Kreis der Clara Gazul, und der französische Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein so gutes Süjet vorweggenommen. Ich sage ein so gutes Süjet, denn im Grunde ist es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Factum geht der französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandsgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volkes den Standpunct verloren, um unantastbar zu seyn. Der Haß schadet niemanden, aber die Verachtung ist es was den Menschen stürzet. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen."

Donnerstag den 17. Februar 1831. Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm seinen Aufenthalt in Carlsbad vom Jahre 1807, dessen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen,

die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer, sagte Goethe lachend, man müsse alt werden um geschieden zu seyn; im Grunde aber hat man bey zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein Anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein Besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre Recht haben, als in seinem sechzigsten."

„Man sieht freylich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunct ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr Recht hätte, als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke grade und treu gesagt habe wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern wie er wolle."

Ich gab diesen guten Worten meine vollkommene Beystimmung. „Es kam mir in diesen Tagen ein Blatt Maculatur in die Hände, fuhr Goethe fort, das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders, und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen."

Ich erkundigte mich nach dem Faust und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los, sagte Goethe, ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuscript des zweyten Theiles heute heften lassen, damit es mir als eine sinnliche Masse vor Augen sey. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es ist keine Frage, daß das Fertige anlocket und reizet, um das zu vollenden was noch zu thun ist. Es liegt in solchen sinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerley Künsten zu Hülfe kommen."

Goethe ließ den geheften neuen Faust hereinbringen, und ich war erstaunt über die Masse des Geschriebenen, das im Manuscript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

Es ist doch alles, sagte ich, seit den sechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bey dem andern Vielen, was seitdem geschehen, nur sehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man sieht aber wie etwas heranwächst, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzuthut.

„Davon überzeugt man sich besonders wenn man älter wird, sagte Goethe, während die Jugend glaubt, es müsse alles an Einem Tage geschehen. Wenn aber das Glück mir günstig ist, und ich mich ferner wohl befinde, so hoffe ich in den nächsten Frühlingsmonaten am vierten Act sehr weit zu kommen. Es war auch dieser Act, wie Sie wissen, längst erfunden; allein da sich das Übrige während der Ausführung so sehr gesteigert hat, so kann ich jetzt von der früheren Erfindung nur das Allgemeinste brauchen, und ich muß nun auch dieses Zwischen-Stück durch neue Erfindungen so heranheben, daß es dem Anderen gleich werde."

Es kommt doch in diesem zweyten Theil, sagte ich, eine weit reichere Welt zur Erscheinung als im ersten.

„Ich sollte denken, sagte Goethe. Der erste Theil ist fast ganz subjectiv; es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl thun mag. Im zweyten Theile aber ist fast gar nichts Subjectives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen."

Es sind darin einige Denkübungen, sagte ich, und es möchte auch mitunter einige Gelehrsamkeit erfordert werden. Es ist mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren gelesen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famösen Stelle der classischen Walpurgisnacht deuten.

„Ich habe immer gefunden, sagte Goethe lachend, daß es gut sey etwas zu wissen."

Freytag den 18. Februar 1831. Mit Goethe zu Tisch. Wir reden über verschiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der Einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte,

Milde und moralischer Delicatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Respect zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeschäft ein sehr großes Metier sey, das den ganzen Menschen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Tendenz zu den Künsten habe, wodurch nicht allein das Interesse des Fürsten, sondern auch die Kräfte des Staates gewissen nöthigeren Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künsten sey mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir sodann, daß seine Metamorphose der Pflanzen mit Soret's Übersetzung gut vorrücke, und daß ihm bey der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, besonders der Spirale, ganz unerwartet günstige Dinge von Außen zu Hülfe kommen. „Wir beschäftigen uns, sagte er, wie Sie wissen, mit dieser Übersetzung schon länger als seit einem Jahre, es sind tausend Hindernisse dazwischen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen, außerhalb, bey andern trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle, mich über alle Begriffe weiter bringen, und meiner Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen es weiter erklären zu wollen."

Sonnabend den 19. Februar 1831. Bey Goethe zu Tisch mit Hofrath Vogel. Goethen war eine Brochüre über die Insel Helgoland zugekommen, worin er mit großem Interesse las und uns das Wesentlichste daraus mittheilte.

Nach den Gesprächen über eine so eigenthümliche Localität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel erzählte, als das Neueste des Tages, von den natürlichen Blattern, die, trotz aller Impfung, mit einem Male wieder in Eisenach hervorgebrochen seyen und in kurzer Zeit bereits viele Menschen hingerafft hätten.

„Die Natur, sagte Vogel, spielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß sehr aufpassen, wenn eine Theorie gegen sie ausreichen soll. Man hielt die Schutzblattern so sicher und so untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Gesetz

machte. Nun aber dieser Vorfall in Eisenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und schwächt die Motive für das Ansehen des Gesetzes."

„Dennoch aber, sagte Goethe, bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes gar nicht in Betracht kommen."

„Ich bin auch der Meinung, sagte Vogel, und möchte sogar behaupten, daß in allen solchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht gesichert, die Impfung mangelhaft gewesen ist. Soll nämlich die Impfung schützen, so muß sie so stark seyn, daß Fieber entsteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber schützt nicht. Ich habe daher heute in der Session den Vorschlag gethan, eine verstärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen."

„Ich hoffe daß Ihr Vorschlag durchgegangen ist, sagte Goethe, so wie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgiebt als billig."

Es kam sodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfange weich und schlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugnisse und Gutachten oft dahingehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbey zu helfen. Bey dieser Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Physikus, der in ähnlichen Fällen immer Character zeige, und der noch kürzlich, bey dem Zweifel eines Gerichtes, ob eine gewisse Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, sein Zeugniß dahin ausgestellt habe, daß sie es allerdings sey.

Sonntag den 20. Februar 1831. Mit Goethe zu Tisch. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß sie nämlich aus dem Wiederschein des blauen Himmels entstehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch Beydes zugleich wirken, sagte er, und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erscheinung verstärken." Ich gebe dieses vollkommen zu, und freue mich daß Goethe mir endlich beystimmet.

Es ärgert mich nur, sagte ich, daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monterosa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeschrieben habe. Das Hauptresultat jedoch war, daß

in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden, Mittags bei der hellesten Sonne, der Schnee gelb, ja röthlich gelb erschien, während die schneefreyen dunkelen Theile des Gebirgs im entschiedensten Blau herübersahen. Das Phänomen überraschte mich nicht, indem ich mir hätte vorhersagen können, daß die gehörige Masse von zwischenliegender Trübe dem, die Mittagssonne reflectirenden, weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde; aber das Phänomen freute mich besonders aus dem Grunde, weil es die irrige Ansicht einiger Naturforscher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenschaft besitze, so ganz entschieden widerlegt. Denn wäre die Luft in sich bläulich, so hätte eine Masse von zwanzig Stunden, wie sie zwischen mir und dem Monterosa lag, den Schnee müssen hellblau oder weißbläulich durchscheinen lassen, aber nicht gelb und gelbröthlich.

„Die Beobachtung, sagte Goethe, ist von Bedeutung und widerlegt jenen Irrthum durchaus."

Im Grunde, sagte ich, ist die Lehre vom Trüben sehr einfach, so daß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne sie einem Andern in wenig Tagen und Stunden überliefern. Das Schwierige aber ist, nun mit dem Gesetz zu operiren und ein Urphänomen in tausendfältig bedingten und verhüllten Erscheinungen immer wieder zu erkennen.

„Ich möchte es dem Whist vergleichen, sagte Goethe, dessen Gesetze und Regeln auch gar leicht zu überliefern sind, das man aber sehr lange gespielt haben muß, um darin ein Meister zu seyn. Überhaupt lernet niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer sich in gewissen Dingen nicht selbst thätig bemühet, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb."

Goethe erzählte mir sodann von dem Buche eines jungen Physikers, das er loben müsse, wegen der Klarheit mit der es geschrieben, und dem er die teleologische Richtung gerne nachsehe.

„Es ist dem Menschen natürlich, sagte Goethe, sich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten, und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf sich, und in so fern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtiget sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und, indem er andere Geschöpfe als passende Nahrung verschlingt, erkennet er seinen Gott, und preiset dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorget. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck giebt, glaubt er auch daß sie dazu sind geschaffen worden. Ja er

kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sey, und wenn er dessen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, so glaubt er doch, daß solches sich künftig ihm gewiß entdecken werde."

„Und wie der Mensch nun im Allgemeinen denkt, so denkt er auch im Besondern, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen, und auch bey den einzelnen Theilen eines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen."

„Dieß mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er, ohne höheren Halt, sich in lauter Widersprüchen verwickelt."

„Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und, wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen?"

„Etwas Anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern weil er sie hat."

„Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? — Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führet mich das auf die Betrachtung seiner Organisation, und belehret mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann."

„So hat der Mensch in seinem Schädel zwey unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehret, daß diese Höhlen Reste des thierischen Schädels sind, die sich bey solchen geringeren Organisationen in stärkerem Maße befinden, und die sich beym Menschen, trotz seiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben."

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen das sie alle enthält: den Menschen."

„Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott! —"

Montag den 21. Februar 1831.

Goethe lobte sehr die neueste Rede von Schelling, womit dieser die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede, sagte er, ist durch und durch gut, und man freuet sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist. Könnte man von dem Gegenstande und Zweck seiner Kabirenschrift dasselbige sagen, so würden wir ihn auch da rühmen müssen, denn seine rhetorischen Talente und Künste hat er auch da bewiesen."

Schellings Kabiren brachten das Gespräch auf die classische Walpurgisnacht, und wie sich diese von den Brockenscenen des ersten Theiles unterscheide.

„Die alte Walpurgisnacht, sagte Goethe, ist monarchisch, indem der Teufel dort überall als entschiedenes Oberhaupt respectirt wird. Die classische aber ist durchaus republicanisch, indem Alles in der Breite neben einander steht, so daß der Eine so viel gilt wie der Andere, und niemand sich subordinirt und sich um den Andern bekümmert."

Auch, sagte ich, sondert sich in der classischen alles in scharf umrissene Individualitäten, während auf dem deutschen Blocksberg jedes Einzelne sich in eine allgemeine Hexenmasse auflöset.

„Deßhalb, sagte Goethe, weiß auch der Mephistopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus ihm von thessalischen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bey dem Wort thessalische Hexen sich auch Einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

Das Alterthum, sagte ich, mußte Ihnen doch sehr lebendig seyn, um alle jene Figuren wieder so frisch ins Leben treten zu lassen, und sie mit solcher Freyheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben.

„Ohne eine lebenslängliche Beschäftigung mit der bildenden Kunst, sagte Goethe, wäre es mir nicht möglich gewesen. Das Schwierige indessen war, sich bey so großer Fülle mäßig zu halten, und alle solche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner

Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyen, und einigen andern Ungeheuern, keinen Gebrauch gemacht."

Aber was Sie in jener Nacht erscheinen lassen, sagte ich, ist alles so zusammengehörig und so gruppirt, daß man es sich in der Einbildungskraft leicht und gerne zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden sich so gute Anlässe auch gewiß nicht entgehen lassen; besonders freue ich mich den Mephistopheles bey den Phorkyaden zu sehen, wo er im Profil die famöse Maske probirt.

„Es stecken darin einige gute Späße, sagte Goethe, welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weise benutzen wird. Wenn die Franzosen nur erst die Helena gewahr werden, und sehen was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück, wie es ist, verderben; aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das ist alles was man erwarten und wünschen kann. Der Phorkyas werden sie sicher einen Chor von Ungeheuern beygeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet ist."

Es käme darauf an, sagte ich, daß ein tüchtiger Poet von der romantischen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Rossini sein großes Talent zu einer bedeutenden Composition zusammennähme, um mit der Helena Wirkung zu thun. Denn es sind darin Anlässe zu prächtigen Decorationen, überraschenden Verwandlungen, glänzenden Costumen und reizenden Balletten, wie nicht leicht in einem anderen Stück, ohne zu erwähnen, daß eine solche Fülle von Sinnlichkeit sich auf dem Fundament einer geistreichen Fabel bewegt, wie sie nicht leicht besser erfunden werden dürfte.

„Wir wollen erwarten, sagte Goethe, was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt sich in solchen Dingen nichts beschleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menschen aufgehe, und daß Theater-Directoren, Poeten und Componisten darin ihren Vortheil gewahr werden."

Dienstag den 22. Februar 1831. Ober-Consistorialrath Schwabe begegnet mir in den Straßen; ich begleite ihn eine Strecke, wo er mir von seinen mannigfaltigen Geschäften erzählt und ich in den bedeutenden Wirkungskreis dieses vorzüglichen Mannes hineinblicke. Er sagt, daß er in den Nebenstunden sich mit Herausgabe eines Bändchens neuer Predigten beschäftige, daß eins seiner Schulbücher kürzlich ins Dänische übersetzt, daß davon vierzigtausend Exemplare verkauft worden, und man es in Preußen in den vorzüglichsten

Schulen eingeführt habe. Er bittet mich, ihn zu besuchen, welches ich mit Freuden verspreche.

Darauf mit Goethe zu Tisch, rede ich über Schwabe, und Goethe stimmt in dessen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin, sagte er, schätzet ihn auch im hohen Grade, wie denn diese Dame überall recht gut weiß, was sie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Portraitsammlung zeichnen lassen, und Sie thun sehr wohl, ihn zu besuchen, und ihn vorläufig um diese Erlaubniß zu bitten. Besuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Theilnahme an dem was er thut und vorhat. Es wird für Sie von Interesse seyn, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch, ohne einen näheren Verkehr mit einem solchen Mann, keinen rechten Begriff hat."

Ich verspreche dieses zu thun; indem die Kenntniß practisch-thätiger, das Nützliche befördernder Menschen meine wahre Neigung ist.

Mittwoch den 23. Februar 1831. Vor Tisch, bey einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee, begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in seinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen, und reden über naturhistorische Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittelst zwischenliegender Trübe, ein Dunkeles eher blau erscheine als ein Weißes gelb. Goethe stimmet mir zu, und wir sprechen sodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht, sagte Goethe, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle: es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen und der Mensch hat davon soviel, daß er Theile des Höchsten erkennen mag."

Bey Tisch kam das Bestreben gewisser Naturforscher zur Erwähnung, die, um die organische Welt zu durchschreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieses ist ein großer Irrthum, sagte Goethe. In der mineralogischen Welt ist das Einfachste das Herrlichste, und in der organischen ist es das Complicirteste. Man sieht also, daß beyde Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten Statt findet."

Ich merkte mir dieses, als von großer Bedeutung.

Urbino-Zimmer.

Phot. L. Held-Weimar.

Büsten-Zimmer im Goethe-Hause.

Donnerstag den 24. Februar 1831. Ich lese Goethe's Aufsatz über Zahn in den Wiener Jahrbüchern, den ich bewundere, indem ich die Prämissen bedenke, die es voraussetzte, um ihn zu schreiben.

Bey Tisch erzählet mir Goethe, daß Soret bey ihm gewesen, und daß sie in der Übersetzung der Metamorphose einen hübschen Fortschritt gemacht.

„Das Schwierige bey der Natur, sagte Goethe, ist: das Gesetz auch da zu sehen wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irre machen zu lassen, die unsern Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr. Daß die Sonne still stehe, daß sie nicht auf- und untergehe, sondern daß die Erde sich täglich in undenkbarer Geschwindigkeit herumwälze, widerspricht den Sinnen so stark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter daß es so sey. Und so kommen auch widersprechende Erscheinungen im Pflanzenreiche vor, wobey man sehr auf seiner Hut seyn muß, sich dadurch nicht auf falsche Wege leiten zu lassen."

Sonnabend den 26. Februar 1831. Ich las heute viel in Goethe's Farbenlehre, und freute mich zu bemerken, daß ich diese Jahre her, durch vielfache Übung mit den Phänomenen, in das Werk so hineingewachsen, um jetzt seine großen Verdienste mit einiger Klarheit empfinden zu können. Ich bewundere, was es gekostet hat, ein solches Werk zusammenzubringen, indem mir nicht bloß die letzten Resultate erscheinen, sondern indem ich tiefer blicke, was alles durchgemacht worden, um zu festen Resultaten zu gelangen.

Nur ein Mensch von großer moralischer Kraft konnte das durchführen, und wer es ihm nachthun wollte, müßte sich daran sehr hoch hinaufbringen. Alles Unzarte, Unwahre, Egoistische würde aus der Seele verschwinden müssen, oder die reine, wahre Natur würde ihn verschmähen. Bedächten dieses die Menschen, so würden sie gern einige Jahre ihres Lebens daran wenden, und den Kreis einer solchen Wissenschaft auf solche Weise durchmachen, um daran Sinne, Geist und Charakter zu prüfen und zu erbauen. Sie würden Respect vor dem Gesetzlichen gewinnen, und dem Göttlichen so nahe treten, als es einem irdischen Geiste überall nur möglich.

Dagegen beschäftiget man sich viel zu viel mit Poesie und übersinnlichen Mysterien, welches subjective nachgiebige Dinge sind, die an den Menschen weiter keine Anforderungen machen, sondern ihm schmeicheln und im günstigen Fall ihn lassen wie er ist.

In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, was wiederum wie eine zweyte Natur dasteht, und uns entweder zu sich heraufhebt, oder uns verschmäht. Eine mangelhafte Poesie hingegen entwickelt unsere Fehler, indem wir die ansteckenden Schwächen des Poeten in uns aufnehmen. Und zwar in uns aufnehmen, ohne es zu wissen, weil wir das unserer Natur Zusagende nicht für mangelhaft erkennen.

Um aber in der Poesie aus Gutem wie aus Schlechtem einigen Vortheil zu ziehen, müßte man bereits auf einer sehr hohen Stufe stehen, und ein solches Fundament besitzen, um dergleichen Dinge als außer uns liegende Gegenstände zu betrachten.

Deßhalb lobe ich mir den Verkehr mit der Natur, die unsere Schwächen auf keine Weise begünstigt, und die entweder etwas aus uns macht, oder überall nichts mit uns zu thun hat.

Montag den 28. Februar 1831. Ich beschäftige mich den ganzen Tag mit dem Manuscript des vierten Bandes von Goethe's Leben, das er mir gestern zusandte, um zu prüfen was daran etwa noch zu thun seyn möchte. Ich bin glücklich über dieses Werk, indem ich bedenke was es schon ist und was es noch werden kann. Einige Bücher erscheinen ganz vollendet und lassen nichts Weiteres wünschen. An andern dagegen ist noch ein gewisser Mangel an Congruenz wahrzunehmen, welches daher entstanden seyn mag, daß zu sehr verschiedenen Epochen daran ist gearbeitet worden.

Dieser ganze vierte Band ist sehr verschieden von den drey früheren. Jene sind durchaus fortschreitend in einer gewissen gegebenen Richtung, so daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bey diesem dagegen scheint die Zeit kaum zu rücken, auch sieht man kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, manches gewollt, aber anders geleitet, und so empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schicksal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erst künftige Jahre vollenden sollen.

Es war daher in diesem Bande am Ort, von jener geheimen problematischen Gewalt zu reden, die Alle empfinden, die kein Philosoph erklärt, und über die der Religiöse sich mit einem tröstlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennet dieses unaussprechliche Welt- und Lebens-Räthsel das Dämonische, und indem er sein Wesen bezeichnet, fühlen wir daß es so ist, und es kommt uns vor, als würden vor gewissen Hintergründen unsers Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben

weiter und deutlicher zu sehen, werden aber bald gewahr, daß der Gegenstand zu groß und mannigfaltig ist, und daß unsere Augen nur bis zu einer gewissen Grenze reichen.

Der Mensch ist überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an dem was ihm bekannt ist. Ein großer Kenner begreift ein Gemälde, er weiß das verschiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne ist ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewisse einzelne Theile, er fragt nicht ob ein Gesicht garstig oder schön, ob eine Stelle hell oder dunkel, sondern er fragt ob Alles an seinem Ort stehe und gesetzlich und recht sey. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, so werden wir sehen, wie ihn das Ganze unberührt lässet oder verwirret, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abstoßen, und wie er am Ende bey ihm bekannten ganz kleinen Dingen stehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieser Helm und diese Feder so gut gemacht sey.

Im Grunde aber spielen wir Menschen vor dem großen Schicksalsgemälde der Welt mehr oder weniger alle die Rolle dieses Unkundigen. Die Lichtpartien, das Anmuthige zieht uns an, die schattigen und widerwärtigen Stellen stoßen uns zurück, das Ganze verwirrt uns und wir suchen vergebens nach der Idee eines einzigen Wesens, dem wir so Widersprechendes zuschreiben.

Nun kann wohl einer in menschlichen Dingen ein großer Kenner werden, indem es denkbar ist, daß er sich die Kunst und das Wissen eines Meisters vollkommen aneigne, allein in göttlichen Dingen könnte es nur ein Wesen, das dem Höchsten selber gleich wäre. Ja und wenn nun dieses uns solche Geheimnisse überliefern und offenbaren wollte, so würden wir sie nicht zu fassen und nichts damit anzufangen wissen, und wir würden wiederum jenem Unkundigen vor dem Gemälde gleichen, dem der Kenner seine Prämissen, nach denen er urtheilt, durch alles Einreden nicht mitzutheilen im Stande wäre.

In dieser Hinsicht ist es denn schon ganz recht, daß alle Religionen nicht unmittelbar von Gott selber gegeben worden, sondern daß sie, als das Werk vorzüglicher Menschen, für das Bedürfniß und die Faßlichkeit einer großen Masse ihres Gleichen berechnet sind.

Wären sie ein Werk Gottes, so würde sie niemand begreifen; da sie aber ein Werk der Menschen sind, so sprechen sie das Unerforschliche nicht aus.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß sie einzelne Äußerungen des Unerforschlichen durch besondere Gottheiten versinnlichte. Da aber solche Einzelnheiten beschränkte Wesen waren, und im Ganzen des Zusammenhangs eine Lücke blieb, so erfanden sie die Idee des Fatums, das sie über Alle setzten, wodurch denn, da dieses wiederum ein vielseitig Unerforschliches blieb, die Angelegenheit mehr abgethan als abgeschlossen wurde.

Christus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenschaften beylegte, die er in sich selbst als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Wesen seines eigenen schönen Innern, voll Güte und Liebe wie er selber, und ganz geeignet, daß gute Menschen sich ihm vertrauensvoll hingeben und diese Idee, als die süßeste Verknüpfung nach oben, in sich aufnehmen.

Da nun aber das große Wesen, welches wir die Gottheit nennen, sich nicht bloß im Menschen, sondern auch in einer reichen gewaltigen Natur, und in mächtigen Weltbegebenheiten ausspricht, so kann auch natürlich eine nach menschlichen Eigenschaften von ihm gebildete Vorstellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widersprüche stoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug ist, sich durch eine künstliche Ausrede beschwichtigen zu lassen, oder groß genug, sich auf den Standpunct einer höheren Ansicht zu erheben.

Einen solchen Standpunct fand Goethe früh in Spinoza, und er erkennet mit Freuden, wie sehr die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner Jugend gemäß gewesen. Er fand in ihm sich selber, und so konnte er sich auch an ihm auf das Schönste befestigen.

Und da nun solche Ansichten nicht subjectiver Art waren, sondern in den Werken und Äußerungen Gottes durch die Welt ein Fundament hatten, so waren es nicht Schalen, die er bey seiner eigenen spätern tiefen Welt- und Naturforschung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, sondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gleich gesunder Richtung fortwuchs, und sich zuletzt zu der Blüthe einer reichen Erkenntniß entfaltete.

Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war.

Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig seyn ihn zu fassen.

Goethe selbst aber ist weit entfernt zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Äußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforschliches sey, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Ahndungen habe.

Übrigens ist die Natur und sind wir Menschen alle vom Göttlichen so durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und sind, daß wir nach ewigen Gesetzen leiden und uns freuen, daß wir sie ausüben und daß sie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperling die Kirsche, ohne daß er daran denkt wie sie gewachsen ist.

Mittwoch den 2. März 1831. Heute bey Goethe zu Tisch, kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näheren Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämonische, sagte er, ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

Napoleon, sagte ich, scheint dämonischer Art gewesen zu seyn. „Er war es durchaus, sagte Goethe, im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

Erscheint nicht auch, sagte ich, das Dämonische in den Begebenheiten? „Ganz besonders, sagte Goethe, und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestirt es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Theile von ihm wirksam."

Hat nicht auch, sagte ich, der Mephistopheles dämonische Züge? — „Nein, sagte Goethe; der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft."

„Unter den Künstlern, fuhr Goethe fort, findet es sich mehr bey Musikern, weniger bey Malern. Bey Paganini zeigt es sich

im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt."

Ich war sehr erfreut über alle diese Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe sich unter dem Begriff des Dämonischen dachte.

Wir reden sodann viel über den vierten Band, und Goethe bittet mich aufzuzeichnen, was noch daran möchte zu thun seyn.

Donnerstag den 3. März 1831. Mittags mit Goethe. Er sah einige architectonische Hefte durch, und meinte, es gehöre einiger Übermuth dazu, Paläste zu bauen, indem man nie sicher sey, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann, sagte er, steht sich am besten. Oder wie gewisse Engländer thun, die von einer Stadt und einem Wirthshaus ins andere ziehen und überall eine hübsche Tafel gedeckt finden."

Sonntag den 6. März 1831. Mit Goethe zu Tisch in mancherley Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Unarten, und er vergleicht sie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von selber abfallen, und wobey man es nicht so genau und so strenge zu nehmen brauche.

„Der Mensch, sagte er, hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein Anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen wie wir seyn werden."

Zum Nachtisch las Goethe mir sodann einige seit 1775 sich erhaltene Fragmente von Hanswursts Hochzeit. Kilian Brustfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er sich beklagt, daß ihm Hanswursts Erziehung, trotz aller Mühe, so schlecht geglückt sey. Die Scene, so wie alles Übrige, war ganz im Tone des Faust geschrieben. Eine gewaltige productive Kraft bis zum Übermuth sprach sich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es so über alle Grenzen hinausgehe, daß selbst die Fragmente sich nicht mittheilen lassen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück spielenden Personen, die fast drey Seiten füllten und sich gegen hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbsten lustigsten Sorte, so daß man

nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler, und zeichneten eine Figur dermaßen, daß sie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigsten Unarten und Laster, und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unsittlichen Welt voraussetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, so hätte man die Erfindung bewundern müssen, der es geglückt, so mannigfaltige symbolische Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können, sagte Goethe, indem es einen Gipfel von Muthwillen voraussetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernst meiner Natur lag, und auf dem ich mich also nicht halten konnte. Und dann sind in Deutschland unsere Kreise zu beschränkt, als daß man mit so etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain, wie Paris, mag dergleichen sich herumtummeln, so wie man auch dort wohl ein Béranger seyn kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre."

Dienstag den 8. März 1831. Heute mit Goethe zu Tisch erzählte er mir zunächst, daß er den Ivanhoe lese. „Walter Scott ist ein großes Talent, sagte er, das nicht seines Gleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er giebt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat."

Wir sprachen sodann über den vierten Band der Biographie, und waren im Hin- und Wiederreden über das Dämonische begriffen, ehe wir es uns versahen.

„In der Poesie, sagte Goethe, ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bey der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt."

„Deßgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beykommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht und von der niemand im Stande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Cultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken."

„So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große."

„Beym verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte was zu thun sey, wo er es denn instinktmäßig aussprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolgs gewiß seyn konnte."

„Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ, und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran."

„Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen seyn, weßhalb er auch die Attractiva in großer Masse besessen, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

In die Idee vom Göttlichen, sagte ich versuchend, scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen.

„Liebes Kind, sagte Goethe, was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Mittwoch den 9. März 1831.

Goethe fuhr heute fort, mit der höchsten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man lies't viel zu viel geringe Sachen, sagte er, womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den Rob Roy angefangen, und will so seine besten Romane hinter einander durchlesen. Da ist freylich Alles groß, Stoff, Gehalt, Charactere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, so wie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man sieht aber, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu Theil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armuth, so daß man auch, nach dem Götz von Berlichingen, sogleich ins Privatleben ging,

und eine Agnes Bernauerin und einen Otto von Wittelsbach schrieb, womit freylich nicht viel gethan war."

Ich erzählte, daß ich Daphnis und Chloe lese und zwar in der Übersetzung von Courier. „Das ist auch ein Meisterstück, sagte Goethe, das ich oft gelesen und bewundert habe, worin Verstand, Kunst und Geschmack auf ihrem höchsten Gipfel erscheinen, und wogegen der gute Virgil freylich ein wenig zurücktritt. Das landschaftliche Local ist ganz im Poussinischen Styl, und erscheint hinter den Personen mit sehr wenigen Zügen vollendet."

„Sie wissen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handschrift gefunden, mit der Hauptstelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in seiner mangelhaften Gestalt gelesen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieses für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns so befriedigte, daß man an ein Abwesendes gar nicht dachte."

Nach Tisch zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchst geschmackvolle Thür des Dornburger Schlosses, mit einer lateinischen Inschrift, ungefähr dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirthet werden solle, und man dem Vorbeyziehenden die glücklichsten Pfade wünsche.

Goethe hatte diese Inschrift in ein deutsches Distichon verwandelt und als Motto über einen Brief gesetzt, den er im Sommer 1828, nach dem Tode des Großherzogs, bey seinem Aufenthalte in Dornburg, an den Obersten von Beulwitz geschrieben. Ich hatte von diesem Brief damals viel im Publicum reden hören, und es war mir nun sehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Thür vorlegte.

Ich las den Brief mit großem Interesse, und hatte daran zu bewundern, wie er die Localität des Dornburger Schlosses sowohl, als das untere Terrain im Thale benutzt um daran die größten Ansichten zu knüpfen, und zwar Ansichten solcher Art, um den Menschen, nach einem erlittenen großen Verlust, durchaus wieder aufzurichten und auf die frischesten Füße zu stellen.

Ich war über diesen Brief sehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reisen brauche, sondern daß Alles auf einen tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringsten Anlässen etwas Bedeutendes zu machen.

Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine besondere Mappe zusammen, um Beydes für die Zukunft zu erhalten.

Donnerstag den 10. März 1831. Ich las heute mit dem Prinzen Goethe's Novelle vom Tiger und Löwen, worüber der Prinz sehr glücklich war, indem er den Effect einer großen Kunst empfand, und ich nicht weniger glücklich, indem ich in das geheime Gewebe einer vollendeten Composition deutlich hineinsah. Ich empfand daran eine gewisse Allgegenwart des Gedankens, welches daher entstanden seyn mag, daß der Dichter den Gegenstand so viele Jahre in seinem Innern hegte, und dadurch so sehr Herr seines Stoffes ward, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchster Klarheit zugleich übersehen, und jede einzelne Partie geschickt dahin stellen konnte, wo sie für sich nothwendig war und zugleich das Kommende vorbereitete und darauf hinwirkte. Nun bezieht sich alles vorwärts und rückwärts und ist zugleich an seiner Stelle recht, so daß man als Composition sich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann. Indem wir weiter lasen empfand ich den lebhaften Wunsch, daß Goethe selbst dieses Juwel einer Novelle als ein fremdes Werk möchte betrachten können. Zugleich bedachte ich, daß der Umfang des Gegenstandes grade ein sehr günstiges Maß habe, sowohl für den Poeten um Alles klug durcheinander zu verarbeiten, als für den Leser um dem Ganzen wie dem Einzelnen mit einiger Vernunft wieder beyzukommen.

Freytag den 11. März 1831. Mit Goethe zu Tisch in mannigfaltigen Gesprächen. „Bey Walter Scott, sagte er, ist es eigen, daß eben sein großes Verdienst in Darstellung des Details ihn oft zu Fehlern verleitet. So kommt im Ivanhoe eine Scene vor, wo man Nachts in der Halle eines Schlosses zu Tische sitzt, und ein Fremder hereintritt. Nun ist es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beschrieben hat, wie er aussieht und wie er gekleidet ist, allein es ist ein Fehler, daß er auch seine Füße, seine Schuhe und Strümpfe beschreibt. Wenn man Abends am Tische sitzt und jemand hereintritt, so sieht man nur seinen obern Körper. Beschreibe ich aber die Füße, so tritt sogleich das Licht des Tages herein, und die Scene verliert ihren nächtlichen Character."

Ich fühlte das Überzeugende solcher Worte, und merkte sie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr sodann fort, mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich ersuchte ihn seine Ansichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die

Kunst in jenem Schriftsteller so hoch stehe, daß es schwer sey, sich darüber öffentlich mitzutheilen.

Montag den 14. März 1831. Mit Goethe zu Tisch, mit dem ich mancherley berede. Ich muß ihm von der Stummen von Portici erzählen, die vorgestern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anschauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leergelassene Stelle das hineintrage, was ihm selber in seiner Stadt und seinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper, sagte Goethe, ist im Grunde eine Satyre auf das Volk, denn wenn es den Liebeshandel eines Fischermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht, und den Fürsten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürstin heirathet, so erscheint es doch wohl so absurd und so lächerlich wie möglich."

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir Zeichnungen nach Berliner Redensarten, worunter die heitersten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künstlers gelobt wurde, der an die Caricatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

Dienstag den 15. März 1831. Ich beschäftige mich den ganzen Morgen mit dem Manuscript des vierten Bandes von Wahrheit und Dichtung, und schreibe darüber folgende Notiz an Goethe.

Das zweyte, vierte und fünfte Buch sind als vollendet anzusehen, bis auf einige Kleinigkeiten, die bey einer letzten Durchsicht sehr leicht werden abzuthun seyn.

Über das erste und dritte Buch folgen hier einige Bemerkungen.

Erstes Buch.

Die Erzählung von Jungs verunglückter Augenkur ist von so ernster Bedeutung, daß es die Menschen auf innere tiefe Betrachtungen führt, und daß, wenn in Gesellschaft erzählt, darauf sicherlich eine Pause im Gespräch entstehen würde. Ich rathe daher, das erste Buch damit zu schließen, damit auch auf solche Weise eine Art von Pause eintrete.

Die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengasse und Schlittschuhlaufen im rothen Sammetpelz der Mutter, die jetzt am Ende des ersten Buches liegen und da nicht an passender Stelle sind, würden sehr schicklich dort zu verknüpfen seyn, wo von dem bewußtlosen ganz unvorbedachten poetischen Produciren die Rede ist. Denn jene Fälle deuten auf einen ähnlichen glücklichen Zustand des

Gemüths, das auch handelnd sich nicht lange fragt und besinnt was zu thun sey, sondern schon gethan hat ehe noch der Gedanke kommt.

Drittes Buch.

Dieses würde nach der Verabredung dasjenige aufnehmen, was über den äußeren politischen Zustand von 1775, so wie über den inneren von Deutschland, die Bildung des Adels u. s. w. noch zu dictiren seyn möchte.

Was über Hanswursts Hochzeit, so wie über andere zu Stande gekommene und nicht zu Stande gekommene poetische Unternehmungen zu sagen wäre, könnte, im Fall es sich in dem bereits sehr starken vierten Buche nicht besser anschlösse, oder vielleicht gar dort den sehr gut verknüpften Zusammenhang unterbräche, sich gleichfalls diesem dritten Buche anfügen.

Ich habe alle Schemata und Fragmente zu diesem Zweck im dritten Buche zusammengelegt, und wünsche nun Glück und Neigung, auch dieses noch Fehlende mit frischem Geist und gewohnter Anmuth zu dictiren.

E.

Mittags zu Tisch mit dem Prinzen und Herrn Soret. Wir reden viel über Courier und sodann über den Schluß von Goethe's Novelle, wobey ich die Bemerkung mache, daß Gehalt und Kunst darin viel zu hoch stehen, als daß die Menschen wüßten was sie damit anzufangen haben. Man will immer wieder hören und wieder sehen, was man schon einmal gehört und gesehen hat; und wie man gewohnt ist, die Blume Poesie in durchaus poetischen Gefilden anzutreffen, so ist man in diesem Falle erstaunt, sie aus einem durchaus realen Boden hervorwachsen zu sehen. In der poetischen Region läßt man sich alles gefallen, und ist kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringste stutzen, was nur ein Weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewohnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menschen durchaus nicht schwer, an Wunder einer früheren Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geschieht, eine Art von Realität zu geben, und es, neben dem sichtbar Wirklichen, als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieses

scheint nicht mehr im Menschen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unser Jahrhundert wird daher auch immer prosaischer werden, und es wird, mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Übersinnliche, alle Poesie auch immer mehr verschwinden.

Zu dem Schluß von Goethe's Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Mensch von höheren Wesen nicht ganz verlassen sey, daß sie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm Theil nehmen, und in der Noth ihm helfend zur Seite sind.

Dieser Glaube ist etwas so Natürliches, daß er zum Menschen gehört, daß er einen Bestandtheil seines Wesens ausmacht, und, als das Fundament aller Religion, allen Völkern angeboren ist. In den ersten menschlichen Anfängen zeigt er sich stark; er weicht aber auch der höchsten Cultur nicht, so daß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato sehen, und zuletzt noch eben so glänzend in dem Verfasser von Daphnis und Chloe. In diesem liebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden Theil nehmen, welche sie am Tage schützen und retten, und denen sie Nachts im Traum erscheinen und ihnen sagen was zu thun sey. In Goethe's Novelle ist dieses behütende Unsichtbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einst in der Grube, unter grimmigen Löwen, den Propheten bewahrten, und die hier, in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers, ein gutes Kind schützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt sich vielmehr sanft und willig; denn die in alle Ewigkeit fort thätigen höheren Wesen sind vermittelnd im Spiele.

Damit aber dieses einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erscheine, so benutzt der Dichter noch ein zweytes mächtiges Motiv, nämlich das der Musik, deren magische Gewalt die Menschen von den ältesten Zeiten her empfunden haben, und von der auch wir uns noch täglich beherrschen lassen, ohne zu wissen wie uns geschieht.

Und wie nun Orpheus durch eine solche Magie alle Thiere des Waldes zu sich heranzog, und in dem letzten griechischen Dichter ein junger Hirt mit seiner Flöte die Ziegen leitet, so daß sie auf verschiedene Melodien sich zerstreuen und versammeln, vor dem Feind fliehen und ruhig hinweiden, so übt auch in Goethe's Novelle die Musik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Thier

den Melodien der süßen Flöte nachgeht, und überall folget, wohin die Unschuld des Knaben ihn leiten will.

Indem ich nun über so unerklärliche Dinge mit verschiedenen Leuten gesprochen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Mensch von seinen trefflichen Vorzügen so sehr eingenommen ist, daß er sie den Göttern beyzulegen gar kein Bedenken trägt, allein den Thieren daran einen Antheil zu vergönnen sich nicht gerne entschließen mag.

Mittwoch den 16. März 1831. Mit Goethe zu Tisch, dem ich das Manuscript vom vierten Band seines Lebens zurückbringe und darüber mancherley Gespräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des Tell und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen That brüstet.

„Es ist kaum begreiflich, sagte Goethe, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie Andere auch; und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen, als aus seiner eigenen guten Natur."

Freytag den 18. März 1831. Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm Daphnis und Chloe, welches er einmal wieder zu lesen wünscht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich sey, sie anderen Menschen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen, sagte Goethe, ist sehr selten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, solche Dinge für sich zu behalten, und davon nur so viel hervorzukehren, als nöthig ist, um gegen die Andern in einiger Avantage zu seyn."

Wir berühren sodann den Punct, daß viele Menschen, besonders Critiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignoriren, und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Werth legen.

„Der Mensch, sagte Goethe, erkennet nur das an und preiset nur das, was er selber zu machen fähig ist; und da nun gewisse Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Existenz haben, so gebrauchen sie den Pfiff, daß sie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus schelten und ganz tief herabsetzen, damit das Mittlere, was sie anpreisen, auf einer desto größeren Höhe erscheine."

Ich merkte mir dieses, damit ich wissen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir sprachen sodann von der Farbenlehre, und daß gewisse deutsche Professoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor, als vor einem großen Irrthum, zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid, sagte Goethe; mir selbst aber kann es völlig einerley seyn, denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt, und wird auf die Länge nicht zu verläugnen und bey Seite zu bringen seyn."

Goethe erzählte mir sodann, daß er mit seiner neuen Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen und Sorets immer besser gelingenden Übersetzung gut fortschreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden, sagte er, indem darin die verschiedensten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich lasse darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforschern eintreten, wobey es erfreulich ist zu sehen, daß sich jetzt in Deutschland unter den Besseren ein so guter Styl gebildet hat, daß man nicht mehr weiß ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indeß mehr Mühe als ich dachte; auch bin ich anfangs fast wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrschte dabey etwas Dämonisches ob, dem nicht zu widerstehen war.

Sie haben wohl gethan, sagte ich, solchen Einwirkungen nachzugeben, denn das Dämonische scheint so mächtiger Natur zu seyn, daß es am Ende doch Recht behält.

„Nur muß der Mensch, versetzte Goethe, auch wiederum gegen das Dämonische Recht zu behalten suchen, und ich muß in gegenwärtigem Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit so gut zu machen, als in meinen Kräften steht und die Umstände es mir anbieten. Es ist in solchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzosen Codille nennen, wobey zwar die geworfenen Würfel viel entscheiden, allein wo es der Klugheit des Spielenden überlassen bleibt, nun auch die Steine im Bret geschickt zu setzen."

Ich verehrte dieses gute Wort und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um danach zu handeln.

Sonntag den 20. März 1831. Goethe erzählte mir bey Tisch, daß er in diesen Tagen Daphnis und Chloe gelesen.

„Das Gedicht ist so schön, sagte er, daß man den Eindruck davon, bey den schlechten Zuständen in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer von neuem erstaunt, wenn man es wieder lies't. Es ist darin der helleste Tag, und man glaubt lauter herculanische Bilder zu sehen, so wie auch diese Ge-

mälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beym Lesen zu Hülfe kommen."

Mir hat, sagte ich, eine gewisse Abgeschlossenheit sehr wohl gethan, worin alles gehalten ist. Es kommt kaum eine fremde Anspielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreise herausführte. Von Gottheiten sind bloß Pan und die Nymphen wirksam, eine andere wird kaum genannt, und man sieht auch, daß das Bedürfniß der Hirten an diesen Gottheiten genug hat.

„Und doch, bey aller mäßigen Abgeschlossenheit, sagte Goethe, ist darin eine vollständige Welt entwickelt. Wir sehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

Auch erblicken wir darin, sagte ich, den Menschen auf allen seinen Lebensstufen, von der Geburt herauf bis ins Alter; auch alle häuslichen Zustände, wie die wechselnden Jahreszeiten sie mit sich führen, gehen an unseren Augen vorüber.

„Und nun die Landschaft! sagte Goethe, die mit wenigen Strichen so entschieden gezeichnet ist, daß wir in der Höhe hinter den Personen Weinberge, Äcker und Obstgärten sehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß und ein wenig Waldung, so wie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, sondern immer der blaueste reinste Himmel, die anmuthigste Luft und ein beständig trockener Boden, so daß man sich überall nackend hinlegen möchte."

„Das ganze Gedicht, fuhr Goethe fort, verräth die höchste Kunst und Cultur. Es ist so durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt, und alle von der gründlichsten besten Art sind, wie z. B. das von dem Schatz bey dem stinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geschmack und eine Vollkommenheit und Delicatesse der Empfindung, die sich dem Besten gleichstellt das je gemacht worden. Alles Widerwärtige, was von Außen in die glücklichen Zustände des Gedichts störend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, ist immer auf das Schnelleste abgethan, und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laster erscheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptpersonen, sondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das ist alles von der ersten Schönheit."

Und dann, sagte ich, hat mir so wohl gefallen, wie das Verhältniß der Herren und Diener sich ausspricht. In ersteren die humanste Behandlung, und in letzteren, bey aller naiven Freyheit, doch der große Respect und das Bestreben, sich bey dem Herrn auf

alle Weise in Gunst zu setzen. So sucht denn auch der junge Städter, der sich dem Daphnis durch das Ansinnen einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, sich bey diesem, da er als Sohn des Herrn erkannt ist, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochsenhirten die geraubte Chloe auf eine kühne Weise wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt.

„In allen diesen Dingen, sagte Goethe, ist ein großer Verstand; so auch daß Chloe gegen den beyderseitigen Willen der Liebenden, die nichts Besseres kennen als nackt neben einander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis ans Ende ihre Jungfrauschaft behält, ist gleichfalls vortrefflich, und so schön motivirt, daß dabey die größten menschlichen Dinge zur Sprache kommen."

„Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um alle großen Verdienste dieses Gedichts nach Würden zu schätzen. Man thut wohl, es alle Jahr einmal zu lesen, um immer wieder daran zu lernen, und den Eindruck seiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden."

Montag den 21. März 1831.

Wir sprachen über politische Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris, und den Wahn der jungen Leute, in die höchsten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

Auch in England, sagte ich, haben die Studenten vor einigen Jahren bey Entscheidung der katholischen Frage durch Einreichung von Bittschriften einen Einfluß zu erlangen versucht; allein man hat sie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen.

„Das Beyspiel von Napoleon, sagte Goethe, hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchsen, den Egoismus aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu seyn wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht sobald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen darauf gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt."

„An literarische Wirkung ist auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im Stillen manches Gute vorzubereiten."

Nach diesem wenigen Politischen waren wir bald wieder in Gesprächen über Daphnis und Chloe. Goethe lobte die Übersetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl gethan, sagte er, die alte Übersetzung von Amyot zu respectiren und

beyzubehalten, und sie nur an einigen Stellen zu verbessern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieses alte Französisch ist so naiv, und paßt so durchaus für diesen Gegenstand, daß man nicht leicht eine vollkommnere Übersetzung in irgend einer anderen Sprache von diesem Buche machen wird."

Wir redeten sodann von Courier's eigenen Werken, von seinen kleinen Flugschriften, und der Vertheidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuscript zu Florenz.

„Courier ist ein großes Naturtalent, sagte Goethe, das Züge von Byron hat, so wie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen; von Beaumarchais die große advocatische Gewandtheit; von Diderot das Dialektische, und zudem ist er so geistreich, daß man es nicht in höherem Grade seyn kann. Von der Beschuldigung des Tintenflecks scheint er sich indeß nicht ganz zu reinigen, auch ist er in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber seyn sollte."

Wir redeten sodann über den Unterschied des deutschen Begriffes von Geist und des französischen esprit. „Das französische esprit, sagte Goethe, kommt dem nahe, was wir Deutschen Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken. Es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das französische esprit nicht hat."

Voltaire, sagte ich, hat doch nach deutschen Begriffen dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun das französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen?

„In diesem hohen Falle, sagte Goethe, drücken sie es durch génie aus."

Ich lese jetzt einen Band von Diderot, sagte ich, und bin erstaunt über das außerordentliche Talent dieses Mannes. Und welche Kenntnisse, und welche Gewalt der Rede! Man sieht in eine große bewegte Welt, wo Einer dem Andern zu schaffen machte, und Geist und Character so in beständiger Übung erhalten wurden, daß beyde gewandt und stark werden mußten. Was aber die Franzosen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erscheint ganz außerordentlich. Ich muß schon erstaunen, wie ich nur eben hineinblicke.

„Es war die Metamorphose einer hundertjährigen Literatur, sagte Goethe, die seit Ludwig dem vierzehnten heranwuchs, und zuletzt in voller Blüthe stand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geister wie Diderot, D'Alembert, Beaumarchais und Andere herauf, denn um neben Ihm nur etwas zu seyn, mußte man viel seyn, und es galt kein Feyern."

Goethe erzählte mir sodann von einem jungen Professor der orientalischen Sprache und Literatur in Jena, der eine Zeit lang in Paris gelebt und eine so schöne Bildung habe, daß er wünsche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen Aufsatz von Schrön über den zunächst kommenden Cometen, damit ich in solchen Dingen nicht ganz fremd seyn möchte.

Dienstag den 22. März 1831. Goethe las mir zum Nachtisch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes aus Rom. Einige deutsche Künstler erscheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabackspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen, und um etwas zu lernen, scheinen sie nicht nach Rom gekommen zu seyn. Raphael dünkt ihnen schwach, und Tizian bloß ein guter Colorist.

„Niebuhr hat Recht gehabt, sagte Goethe, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarey anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt."

Der junge Freund erzählt sodann vom Carneval, von der Wahl des neuen Pabstes, und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir sehen Horaz Vernet, welcher sich ritterlich verschanzet; einige deutsche Künstler dagegen sich ruhig zu Hause halten und ihre Bärte abschneiden, woraus zu bemerken, daß sie sich bey den Römern durch ihr Betragen nicht eben sehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie sie an einigen jungen deutschen Künstlern wahrzunehmen, von einzelnen Personen ausgegangen sey, und sich als eine geistige Ansteckung verbreitet habe, oder ob sie in der ganzen Zeit ihren Ursprung gehabt.

„Sie ist von wenigen Einzelnen ausgegangen, sagte Goethe, und wirkt nun schon seit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleich zu thun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd und man ergriff sie mit beyden Händen. Denn um fromm zu seyn, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder

schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu seyn."

Freytag den 25. März 1831. Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auction sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen, sagte er, denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sopha; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl, und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Meublen hebt mein Denken auf, und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sey, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Sonntag den 27. März 1831. Das heiterste Frühlingswetter ist nach langem Erwarten endlich eingetreten; am durchaus blauen Himmel schwebt nur hin und wieder ein weißes Wölkchen, und es ist warm genug, um wieder in Sommerkleidern zu gehen.

Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und so aßen wir denn heute wieder im Freyen. Wir sprachen über die Großfürstin, wie sie im Stillen überall hinwirke und Gutes thue, und sich die Herzen aller Unterthanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin, sagte Goethe, hat so viel Geist und Güte, als guten Willen; sie ist ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Mensch überall bald empfindet, woher ihm Gutes kommt, und wie er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, so wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen sich ihr mit Liebe zuwenden, und daß sie schnell erkannt wird, wie sie es verdient."

Ich sagte, daß ich mit dem Prinzen Minna von Barnhelm angefangen, und wie vortrefflich mir dieses Stück erscheine. Man hat von Lessing behauptet, sagte ich, er sey ein kalter Verstandesmensch; ich finde aber in diesem Stück so viel Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz, und freye Weltbildung eines heiteren frischen Lebemenschen, als man nur wünschen kann.

„Sie mögen denken, sagte Goethe, wie das Stück auf uns jungen Leute wirkte, als es in jener dunkelen Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß

noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beyden ersten Acte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann."

„Heut zu Tage will freylich niemand mehr etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Act erwartete, will man jetzt schon in der ersten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe seyn muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann."

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen, womit Frankfurter Freunde ihm zu seinem letzten Geburtstag ein Geschenk gemacht. Er erzählte mir dabey einige Anekdoten von Merck, der dem verstorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bey Eisenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich, fuhr Goethe fort, waren immer mit einander wie Faust und Mephistopheles. So moquirte er sich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Muskito's beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung, ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten incommodiren können."

„Alle solche Neckereien gingen bey Merck unstreitig aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor; allein da er nicht productiv war, sondern im Gegentheil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkührlich alles hervor, um solchem Kitzel zu genügen."

Wir sprachen über Vogel und seine administrativen Talente, so wie über * * * und dessen Persönlichkeit, „* * *, sagte Goethe, ist ein Mann für sich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der Einzige, der mit mir gegen den Unfug der Preßfreyheit stimmte; er steht fest, man kann sich an ihm halten, er wird immer auf der Seite des Gesetzlichen seyn."

Wir gingen nach Tisch ein wenig im Garten auf und ab und hatten unsere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Crokus. Auch die Tulpen kamen hervor und wir sprachen über die Pracht und Kostbarkeit der holländischen Gewächse solcher Art. „Ein großer Blumenmaler, sagte Goethe, ist gar nicht mehr denkbar; es wird jetzt zu große wissenschaftliche Wahrheit verlangt,

und der Botaniker zählt dem Künstler die Staubfäden nach, während er für malerische Gruppirung und Beleuchtung kein Auge hat."

Montag den 28. März 1831. Ich verlebte heute mit Goethe wieder sehr schöne Stunden. „Mit meiner Metamorphose der Pflanzen, sagte er, habe ich so gut wie abgeschlossen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu sagen hatte, ist auch so gut wie fertig, und ich habe mich diesen Morgen schon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet, und ein Schema von dem geschrieben, was noch zu thun ist. Ich kann es gewissermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt ist, die Geschichte meiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinsicht von großer Bedeutung ist."

Wir sprachen die einzelnen Theile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

Bey dem dargestellten Liebesverhältniß mit Lili, sagte ich, vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben solche Scenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.

„Das kommt daher, sagte Goethe, weil solche Scenen poetisch sind, und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben."

Wir gedachten sodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zustand seiner Schwester redet. „Dieses Capitel, sagte er, wird von gebildeten Frauen mit Interesse gelesen werden, denn es werden viele seyn, die meiner Schwester darin gleichen, daß sie, bey vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften, nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers empfinden."

Daß sie, sagte ich, bey bevorstehenden Festlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlag im Gesicht heimgesucht wurde, ist etwas so Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämonischem zuschreiben möchte.

„Sie war ein merkwürdiges Wesen, sagte Goethe, sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben, oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden, was dieses sagen will. Ich konnte daher meine Schwester auch nie als verheirathet denken, vielmehr wäre sie als Äbtissin in einem Kloster recht eigentlich an ihrem Platze gewesen."

„Und da sie nun, obgleich mit einem der bravsten Männer verheirathet, in der Ehe nicht glücklich war, so widerrieth sie so leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili."

Dienstag den 29. März 1831. Wir sprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige characteristische Züge.

„Der verstorbene Großherzog, sagte er, war Mercken sehr günstig, so daß er sich einst für eine Schuld von viertausend Thalern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es war räthselhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiedersah, löste er mir das Räthsel in folgenden Worten."

„Der Herzog, sagte er, ist ein freygebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menschen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirket das nachtheilig für tausend Andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß Einer ein schlechter Kerl war. — Was habe ich nun gethan? — ich habe speculirt und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich diesen darum betrüge, so thut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es Schade gewesen."

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieses Mannes.

„Merck hatte das Eigene, fuhr Goethe fort, daß er im Gespräch mitunter he! he! herauszustoßen pflegte. Dieses Angewöhnen steigerte sich, wie er älter wurde, so daß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge seiner vielen Speculationen, und endigte damit, sich zu erschießen. Er bildete sich ein, er müsse bankerott machen; allein es fand sich, daß seine Sachen keineswegs so schlecht standen, wie er es sich gedacht hatte."

Mittwoch den 30. März 1831. Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren, sagte Goethe, auch wählt es sich gerne etwas dunkele Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit sich zu manifestiren."

Goethe sprach hiedurch aus, was ich selber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, so wie es immer Freude macht, unsere Gedanken bestätigt zu sehen.

Gestern und diesen Morgen las ich den dritten Band seiner Biographie, wobey es mir war, wie bey einer fremden Sprache, wo wir, nach gemachten Fortschritten, ein Buch wieder lesen, das wir früher zu verstehen glaubten, das aber erst jetzt in seinen kleinsten Theilen und Nüançen uns entgegentritt.

Ihre Biographie ist ein Buch, sagte ich, wodurch wir in unserer Cultur uns auf die entschiedenste Weise gefördert sehen.

„Es sind lauter Resultate meines Lebens, sagte Goethe, und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit, zu bestätigen."

Was Sie unter andern von Basedow erwähnen, sagte ich, wie er nämlich zu Erreichung höherer Zwecke die Menschen nöthig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er so ohne alle Rücksicht seine abstoßenden religiösen Ansichten äußert, und den Menschen dasjenige, woran sie mit Liebe hängen, verdächtig macht, solche und ähnliche Züge erscheinen mir von großer Bedeutung.

„Ich dächte, sagte Goethe, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geist des Widerspruchs, Wahrheit aus seinem Leben geschrieben! — Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes seyn könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! — Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden. Ein Factum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern in so fern es etwas zu bedeuten hatte."

Donnerstag den 31. März 1831. Zu Tafel beym Prinzen mit Soret und Meyer. Wir redeten über literarische Dinge, und Meyer erzählte uns seine erste Bekanntschaft mit Schiller.

„Ich ging, sagte er, mit Goethe in dem sogenannten Paradies bey Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst mit einander redeten. Er hatte seinen Don Carlos noch nicht beendigt; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben, allein, als er zu größerem Behagen kam, erholte er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen."

Meyer erzählte sodann einige Züge von Jean Paul und Schlegel, die er beyde in einem Wirthshause zu Heidelberg getroffen; so wie Einiges aus seinem Aufenthalte in Italien, heitere Sachen, die uns sehr behagten.

In Meyers Nähe wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, daß er ein in sich abgeschlossenes zufriedenes Wesen ist, das von der Umgebung wenig Notiz nimmt, und dagegen sein eigenes behagliches Innere in schicklichen Pausen hervorkehrt. Dabey ist er in allem fundirt, besitzt den höchsten Schatz von Kenntnissen, und ein Gedächtniß, dem die entferntesten Dinge gegenwärtig sind, als wären sie gestern geschehen. Er hat ein Übergewicht von Verstand, den man fürchten müßte, wenn er nicht auf der edelsten Cultur ruhte; aber so ist seine stille Gegenwart immer angenehm, immer belehrend.

Freytag den 1. April 1831. Mit Goethe zu Tisch in mannigfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarell-Gemälde von Herrn v. Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bey einer Korb- und Decken-Verkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwey sitzende Frauen und ein dabey stehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und naiv, daß man nicht satt wird es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerey, sagte Goethe, steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr von Reutern habe in der Kunst niemanden etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte, als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt, und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich, und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er Alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht.“

Goethe zeigte mir darauf, von demselbigen Künstler, einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freygelassenen Stelle zu einer Inschrift. Oben sah man ein

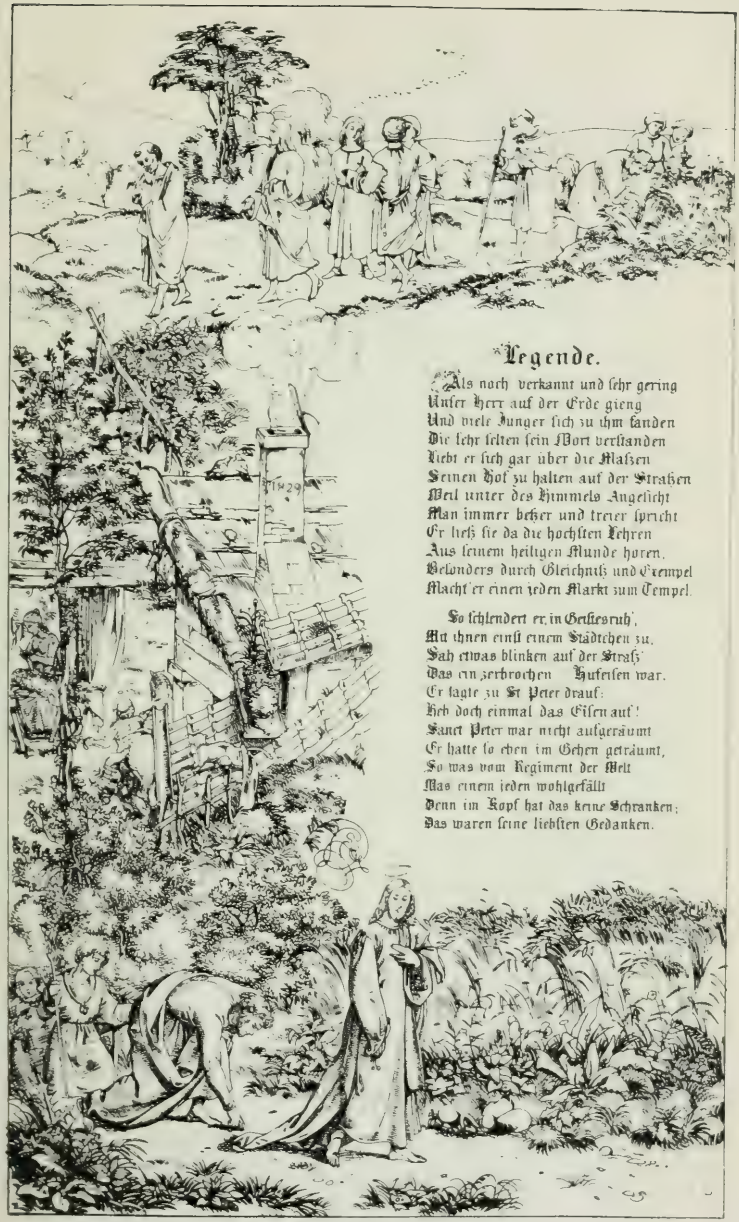
Gebäude im gothischen Styl; reiche Arabesken, mit eingeflochtenen Landschaften und häuslichen Scenen, liefen zu beyden Seiten hinab; unten schloß eine anmuthige Waldpartie mit dem frischesten Grün und Rasen.

„Herr v. Reutern wünscht, sagte Goethe, daß ich ihm in die freygelassene Stelle etwas hineinschreibe; allein sein Rahmen ist so prächtig und kunstreich, daß ich mit meiner Handschrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu diesem Zweck einige Verse gedichtet, und schon gedacht, ob es nicht besser sey, sie durch die Hand eines Schönschreibers eintragen zu lassen. Ich wollte es dann eigenhändig unterschreiben. Was sagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?"

Wenn ich Herr v. Reutern wäre, sagte ich, so würde ich unglücklich seyn, wenn das Gedicht in einer fremden Handschrift käme, aber glücklich, wenn es von Ihrer eigenen Hand geschrieben wäre. Der Maler hat Kunst genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu seyn, es kommt bloß darauf an, daß sie echt, daß sie die Ihrige sey. Und dann rathe ich sogar, es nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Lettern zu schreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Character hat, und es auch besser zu der gothischen Umgebung paßt.

„Sie mögen Recht haben, sagte Goethe, und es ist am Ende der kürzeste Weg, daß ich so thue. Vielleicht kommt mir in diesen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das schöne Bild einen Klecks mache, fügte er lachend hinzu, so mögt Ihr es verantworten." Schreiben Sie nur, sagte ich, es wird recht seyn, wie es auch werde.

Dienstag den 5. April 1831. Mittags mit Goethe. „In der Kunst, sagte er, ist mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen, als das von Neureuther. Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen mehr thun als sie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente gesetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt sich sagen, daß er über seinem Talent stehe. Die Gegenstände aus allen Reichen der Natur sind ihm geläufig, er zeichnet eben so wohl Gründe, Felsen und Bäume, wie Thiere und Menschen; Erfindung, Kunst und Geschmack besitzt er im hohen Grade, und indem er eine solche Fülle in leichten Randzeichnungen gewissermaßen vergeudet, scheint er mit seinen Fähigkeiten zu spielen, und es geht auf den Beschauer das Behagen über, welches die be-



Eugen Neureuther.

Randzeichnung zu Goethes „Legende vom Hufeisen".

1829.

queme freye Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt."

„In Randzeichnungen hat es auch niemand zu der Höhe gebracht wie er, und selbst das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muster als eine Anregung."

„Ich werde, fuhr Goethe fort, ein Exemplar dieser Zeichnungen von Neureuther an Herrn Carlyle nach Schottland senden, und hoffe jenem Freunde damit kein unwillkommenes Geschenk zu machen."

Montag den 2. May 1831. Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in diesen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von Faust so gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieser Scenen, sagte er, ist über dreyßig Jahre alt; sie war von solcher Bedeutung, daß ich daran das Interesse nicht verloren, allein so schwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künste wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut ist, so schreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg."

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftstellers. „Es ist ein Talent, sagte er, dem der Parteyhaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzet, und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partey auftreten. So auch findet man im Leben eine Masse von Personen, die nicht Character genug haben, um alleine zu stehen; diese werfen sich gleichfalls an eine Partey, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen."

„Béranger dagegen ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partey gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte."

Sonntag den 15. May 1831. Mit Goethe in seiner Arbeitsstube alleine zu Tisch. Nach manchen heiteren Unterhaltungen brachte er zuletzt das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten, indem er aufstand und von seinem Pulte ein beschriebenes Papier nahm.

„Wenn einer, wie ich, über die achtzig hinaus ist, sagte er, hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt seyn, abgerufen zu werden, und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testament zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses

ernannt, und habe diesen Morgen, als eine Art von Contract, eine kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterzeichnen sollen."

Mit diesen Worten legte Goethe mir den Aufsatz vor, worin ich die nach seinem Tode herauszugebenden, theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt, und überhaupt die näheren Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im Wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beyderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaction ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa funfzehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz entschiedene Puncte.

„Es könnte der Fall eintreten, sagte Goethe, daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verschiedenes zurückbleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Theil der Farbenlehre weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, so daß die Hauptirrthümer der Newtonischen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouire meine etwas scharfe Zergliederung der Newtonischen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweyter Punct, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am Ende des zweyten und dritten Theiles der Wanderjahre abgedruckt stehen.

Bey der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in Einem Bande erschienenen Romans, hatte Goethe nämlich seinen Anschlag auf zwey Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke gedruckt steht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuscript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwey Bänden, zu dreyen genug zu haben, und das Manuscript ging in drey Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Puncte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte, und daß besonders die beyden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuscript, und da nun in dem

Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geschrieben und eingeschaltet werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedenke, indem er mir zwey starke Manuscript-Bündel vorlegte, die er zu diesem Zweck hatte herbeyholen lassen.

„In diesen beyden Paketen, sagte er, werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelnheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre zu füllen. Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bey Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelnheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus, und haben zugleich den Vortheil, durch dieses Vehikel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction solcher Einzelnheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwey Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel: Aus Makariens Archiv, und der anderen die Aufschrift: Im Sinne der Wanderer, und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwey bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf Schillers Schädel, und ein anderes: Kein Wesen kann zu nichts zerfallen, so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beyden Abtheilungen an.

Als nun aber die Wanderjahre erschienen, wußte niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beyden Gedichte so wenig verstanden, als es geahnet werden konnte, wie sie nur möchten an solche Stellen gekommen seyn.

Goethe lachte dazu. „Es ist nun einmal geschehen, sagte er heute, und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bey Heraus-

gabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen, wohin sie gehören; damit sie, bey einem abermaligen Abdruck meiner Werke, schon an ihrem Orte vertheilt stehen, und die Wanderjahre sodann, ohne die Einzelnheiten und die beyden Gedichte, in zwey Bänden zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war."

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwissenschaften im Allgemeinen, so wie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu vertheilen habe.

Mittwoch den 25. Mai 1831. Wir sprachen über Wallensteins Lager. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an diesem Stücke Theil gehabt, und daß besonders die Capuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deßhalb heute bey Tisch, und er gab mir folgende Antwort.

„Im Grunde, sagte er, ist alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in so engem Verhältniß mit einander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Zu der Capuziner-Predigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geiste zusammenstellte."

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwey Versen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motiviren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theater-Wirkung seiner Stücke kommen mag."

Sonntag den 29. May 1831. Goethe erzählte mir von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken, sagte er, denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische

Selbst so hoch schätzet, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird."

Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasemücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar, aus dem Fenster frey gelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine solche, Gefahr und Gefangenschaft überwindende, elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erstaunen darüber heute gegen Goethe. „Närrischer Mensch! antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern."

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."

„Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! — So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Eine ähnliche Äußerung that Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalbe gesendet wurde. „Hier, sagte er, haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das, die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende, ernährende Princip ist uns hier in einem schönen Gleichniß vor Augen; dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes."

Montag den 6. Juny 1831. Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von Faust. Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt ist, und Faust in der Nacht, auf dem Balkon seines Palastes stehend, den Rauch riecht, den ein leiser Wind ihm zuwehet.

Die Namen Philemon und Baucis, sagte ich, versetzen mich an die phrygische Küste, und lassen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken; aber doch spielet unsere Scene in der neueren Zeit und in einer christlichen Landschaft.

„Mein Philemon und Baucis, sagte Goethe, hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der sich daran knüpfenden Sage

nichts zu thun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charactere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig."

Wir redeten sodann über den Faust, den das Erbtheil seines Characters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlassen hat, und den, bey allen Schätzen der Welt, und in einem selbstgeschaffenen neuen Reiche, ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen genieren, die nicht sein sind. Er ist darin dem israelitischen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu besitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboths hätte.

„Der Faust, wie er im fünften Act erscheint, sagte Goethe ferner, soll nach meiner Intention gerade hundert Jahr alt seyn, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken."

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

„In diesen Versen, sagte er, ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade."

„Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich, bey so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen, durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen, eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte."

Den noch fehlenden vierten Act vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, so daß im August der ganze zweyte Theil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben, sagte er, kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerley, ob und was ich noch etwa thue."

Mittwoch den 21. December 1831. Mit Goethe zu Tisch. Wir sprachen, woher es gekommen, daß seine Farbenlehre sich so wenig verbreitet habe. „Sie ist sehr schwer zu überliefern, sagte er, denn sie will, wie Sie wissen, nicht bloß gelesen und studirt, sondern sie will gethan seyn, und das hat seine Schwierigkeit. Die Gesetze der Poesie und Malerey sind gleichfalls bis auf einen gewissen Grad mitzutheilen, allein, um ein guter Poet und Maler zu seyn, bedarf es Genie, das sich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geist, der Vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bey ganz vorzüglichen Naturen findet."

„Und auch damit ist es noch nicht gethan. Denn wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler ist, sondern wie eine unausgesetzte Übung hinzu kommen muß, so ist es auch bey der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichsten Gesetze kenne und den geeigneten Geist habe, sondern er muß sich immerfort mit den einzelnen oft sehr geheimnißvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu thun machen."

„So wissen wir z. B. im Allgemeinen recht gut, daß die grüne Farbe durch eine Mischung des Gelben und Blauen entsteht; allein bis einer sagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwassers, dieses erfordert ein so allseitiges Durchschreiten des Farbenreiches und eine daraus entspringende solche Höhe von Einsicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt ist."

Zum Nachtisch betrachteten wir darauf einige Landschaften von Poussin. „Diejenigen Stellen, sagte Goethe bey dieser Gelegenheit, worauf der Maler das höchste Licht fallen läßt, lassen kein Detail in der Ausführung zu; weßhalb denn Wasser, Felsstücke, nackter Erdboden und Gebäude, für solche Träger des Hauptlichtes

die günstigsten Gegenstände sind. Dinge dagegen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern, kann der Künstler nicht wohl an solchen Lichtstellen gebrauchen."

„Ein Landschaftsmaler, sagte Goethe ferner, muß viele Kenntnisse haben. Es ist nicht genug daß er Perspective, Architektur und die Anatomie des Menschen und der Thiere verstehe, sondern er muß sogar auch einige Einsichten in die Botanik und Mineralogie besitzen. Erstere, damit er das Charakteristische der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Character der verschiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verstehe. Doch ist deßhalb nicht nöthig, daß er ein Mineralog vom Fache sey, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonschiefer- und Sandstein-Gebirgen zu thun hat, und er nur zu wissen braucht, in welchen Formen es liegt, wie es sich bey der Verwitterung spaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln."

Goethe zeigte mir sodann einige Landschaften von Hermann von Schwanefeld, wobey er über die Kunst und Persönlichkeit dieses vorzüglichen Menschen Verschiedenes aussprach.

„Man findet bey ihm, sagte er, die Kunst als Neigung und die Neigung als Kunst, wie bey keinem andern. Er besitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der sich uns mittheilt wenn wir seine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, studirte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meister er sich auf das vollkommenste ausbildete und seine schöne Eigenthümlichkeit auf das freyeste entwickelte."

Wir schlugen darauf in einem Künstler-Lexicon nach, um zu sehen, was über Hermann von Schwanefeld gesagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er seinen Meister nicht erreicht habe. „Die Narren! sagte Goethe, Schwanefeld war ein Anderer als Claude Lorrain, und dieser kann nicht sagen, daß er ein Besserer gewesen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexiconschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier, und überall nicht der Mühe werth."

Am Schlusse dieses und zu Anfange des nächsten Jahres wandte sich Goethe ganz wieder seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschaften, zu, und beschäftigte sich theils, auf Anregung von Boisserée, mit fernerer Ergründung der Gesetze des Regenbogens, so wie besonders auch, aus Theilnahme an dem Streit zwischen

Cuvier und St. Hilaire, mit Gegenständen der Metamorphose der Pflanzen- und Thier-Welt. Auch redigirte er mit mir gemeinschaftlich den historischen Theil der Farbenlehre, so wie er auch an einem Capitel über die Mischung der Farben innigen Antheil nahm, das ich auf seine Anregung, um in den theoretischen Band aufgenommen zu werden, bearbeitete.

Es fehlte in dieser Zeit nicht an mannigfachen interessanten Unterhaltungen und geistreichen Äußerungen seinerseits. Allein, wie er in völliger Kraft und Frische mir täglich vor Augen war, so dachte ich es würde immer so fortgehen, und war in Auffassung seiner Worte gleichgültiger als billig, bis es denn endlich zu spät war, und ich am 22. März 1832 mit Tausenden von edlen Deutschen seinen unersetzlichen Verlust zu beweinen hatte.

Folgendes notirte ich nicht lange darauf aus der nächsten Erinnerung.

Anfangs März 1832. Goethe erzählte bey Tisch, daß der Baron Carl v. Spiegel ihn besucht, und daß er ihm über die Maßen wohl gefallen. „Er ist ein sehr hübscher junger Mann, sagte Goethe; er hat in seiner Art, in seinem Benehmen ein Etwas, woran man sogleich den Edelmann erkennet. Seine Abkunft könnte er eben so wenig verleugnen, als jemand einen höheren Geist verleugnen könnte. Denn Beydes, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzet, ein Gepräge, das sich durch kein Incognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind."

Einige Tage später. Wir sprachen über die tragische Schicksals-Idee der Griechen.

„Dergleichen, sagte Goethe, ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet, und überhaupt mit unseren religiösen Vorstellungen in Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet solche frühere Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art von Affectation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesichte steht."

„Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unseren neuesten Literatoren zu sagen, die Politik sey die Poesie, oder sie sey für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten,

allein ein sehr schlechtes über die Freyheit; und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande."

„So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partey hingeben; und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freyen Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen."

„Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freyem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft."

„Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen, und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? — An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben so, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wolle: er müsse, um ein rechter Patriot zu seyn, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regiments-Chefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot seyn, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen."

„Ich hasse alle Pfuscherey wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherey in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht."

„Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren,

Goethes Sterbezimmer.
Nach einem Aquarell von von Germar.
1832.

und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Lebelang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteyungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu seyn, hätte ich müssen Mitglied eines Jacobiner-Clubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweise tadelte Goethe die von Anderen so sehr gepriesene politische Richtung in Uhland. „Geben Sie Acht, sagte er, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände seyn und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus seyn, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu seyn, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland."

Der letzte Fremde, den Goethe gastfreundlich bey sich bewirthete, war der älteste Sohn der Frau von Arnim; das Letzte was er geschrieben, waren einige Verse in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes.

Am andern Morgen nach Goethe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllet, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch

lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz, — es war überall eine tiefe Stille, — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freyen Lauf zu lassen.

Dritter Theil.

[Der 1848 erschienene dritte Teil hatte folgende Widmung:]

Ihro Kaiserlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin zu
Sachsen-Weimar und Eisenach,

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland,

in erneuter Dankbarkeit unterthänigst zugeeignet.

Vorrede.

Indem ich endlich diesen längst versprochenen dritten Theil meiner Gespräche mit Goethe abgeschlossen vor mir sehe, beglückt mich das freudige Gefühl überwundener großer Hindernisse.

Mein Fall war sehr schwierig. Er glich dem eines Schiffers, der nicht mit dem Winde segeln kann, der heute weht, sondern mit großer Geduld oft Wochen und Monate lang einen Fahrwind erwarten muß, wie er vor Jahren geweht hat. — Als ich so glücklich war die beiden ersten Theile zu schreiben, konnte ich gewissermaßen mit gutem Winde gehen, weil mir damals das frisch gesprochene Wort noch in den Ohren klang und der lebendige Verkehr mit jenem wunderbaren Manne mich in dem Element einer Begeisterung erhielt, wodurch ich mich zum Ziele getragen fühlte wie auf Flügeln.

Jetzt aber, wo jene Stimme schon seit so viel Jahren verstummt ist und das Glück jener persönlichen Berührungen so weit hinter mir liegt, konnte ich die so nöthige Begeisterung nur in solchen Stunden erlangen, wo es mir vergönnt war in mein eigenes Innere zu gehen und in ungestörter Vertiefung das Vergangene wieder zu frischen Farben zu beleben, wo es denn anfing sich zu regen und ich große Gedanken und große Characterzüge vor mir liegen sah, gleich Gebirgen, fernen zwar, aber deutlich und wie von der Sonne des wirklichen Tages beschienen.

So kam mir denn die Begeisterung aus der Freude am Großen; das Einzelne des Ideenganges und mündlichen Ausdrucks ward wieder frisch als ob ich es gestern erlebt hätte. Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besonderen lieben

Klang seiner Stimme, die mit keines anderen zu vergleichen. Ich sah ihn wieder Abends in schwarzem Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer in geselligem Kreise scherzen und lachen und heiteres Gespräch führen. Dann anderen Tages bei schönem Wetter war er im Wagen neben mir, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Kniee gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun-gesund wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ich sah mich Abends bei stillem Kerzenlicht wieder in sein Studierzimmer versetzt, wo er im weißen flanellenen Schlafrock am Tische mir gegenüber saß, milde wie die Stimmung eines gutverlebten Tages. Wir sprachen über große und gute Dinge, er kehrte das Edelste was in seiner Natur lag mir entgegen; mein Geist entzündete sich an dem seinigen. Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugesellt und seine Worte klangen wieder wie ehemals.

Aber wie es auch sonst im Leben zu gehen pflegt, daß wir wohl eines geliebten Todten gedenken, doch bei dem Geräusch des fordernden Tages oft Wochen- und Monatelang nur flüchtig, und daß die stillen Augenblicke einer solchen Vertiefung, wo wir ein vor uns dahingegangenes Geliebte in der ganzen Frische des Lebens wieder zu besitzen glauben, zu den seltenen schönen Stunden gehören, so erging es mir auch mit Goethe.

Es vergingen oft Monate, wo meine Seele, durch Berührungen des täglichen Lebens hingenommen, für ihn todt war und er meinem Geiste mit keinem Worte zusprach. Und wiederum traten andere Wochen und Monate unfruchtbarer Stimmung ein, wo in meinem Gemüth nichts keimen und nichts blühen wollte. Solche nichtige Zeiten mußte ich mit großer Geduld nutzlos vorübergehen lassen, denn das in solchen Zuständen Geschriebene wäre nichts werth gewesen. Ich mußte vom guten Glück die Wiederkehr von Stunden erwarten, wo das Vergangene mir in voller Lebendigkeit gegen-

wärtig und mein Inneres an geistiger Kraft und sinnlichem Behagen auf einer Höhe stand, um zur Einkehr Goethescher Gedanken und Empfindungen eine würdige Behausung zu seyn. Denn ich hatte es mit einem Helden zu thun, den ich nicht durfte sinken lassen. In der ganzen Milde der Gesinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geistes und in der gewohnten Würde einer hohen Persönlichkeit mußte er erscheinen um wahr zu seyn, — und das war keineswegs etwas Geringes!

Mein Verhältniß zu ihm war eigenthümlicher Art und sehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meister, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungs-Bedürftigen zum Bildungs-Reichen. Er zog mich in seine Kreise und ließ mich an den geistigen und leiblichen Genüssen eines höheren Daseyns Theil nehmen. Oft sah ich ihn nur alle acht Tage, wo ich ihn in den Abendstunden besuchte; oft auch jeden Tag, wo ich Mittags mit ihm, bald in grösserer Gesellschaft, bald tête à tête zu Tisch zu seyn das Glück hatte.

Seine Unterhaltung war mannigfaltig wie seine Werke. Er war immer derselbige und immer ein anderer. Bald occupirte ihn irgend eine große Idee, und seine Worte quollen reich und unerschöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo alles in Blüthe stand und man, von dem allgemeinen Glanz geblendet, nicht daran dachte sich einen Strauß zu pflücken. Zu anderen Zeiten dagegen fand man ihn stumm und einsilbig als lagerte ein Nebel auf seiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war als wäre er voll eisiger Kälte und als striche ein scharfer Wind über Reif- und Schnee-Felder. Und wiederum wenn man ihn sah, war er wieder wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust ihn zu hören; seine „Nähe" war dann „beseligend" und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten.

Winter und Sommer, Alter und Jugend schienen bei ihm im ewigen Kampf und Wechsel zu seyn; doch war es an ihm, dem siebzig- bis achtzigjährigen, wohl zu bewundern, daß die Jugend

immer wieder oben auf war, und jene angedeuteten Herbst- und Winter-Tage zu seltenen Ausnahmen gehörten.

Seine Selbstbeherrschung war groß, ja sie bildete eine hervorragende Eigenthümlichkeit seines Wesens. Sie war eine Schwester jener hohen Besonnenheit wodurch es ihm gelang immer Herr seines Stoffes zu seyn und seinen einzelnen Werken diejenige Kunstvollendung zu geben die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenschaft aber ward er, so wie in manchen seiner Schriften, so auch in manchen seiner mündlichen Äußerungen oft gebunden und voller Rücksicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde, und jene Selbstbeherrschung ihn verließ, dann ward sein Gespräch jugendlich frei dahinbrausend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrome. In solchen Augenblicken sagte er das Größte und Beste was in seiner reichen Natur lag, und von solchen Augenblicken ist es wohl zu verstehen, wenn seine früheren Freunde über ihn geäußert, daß sein gesprochenes Wort besser sey als sein geschriebenes und gedrucktes. So sagte Marmontel von Diderot, daß, wer diesen nur aus seinen Schriften gekannt, ihn nur halb gekannt; daß er aber, sobald er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft geworden, einzig und hinreißend gewesen.

Darf ich nun hoffen, daß von jenen glücklichen Momenten in diesen Gesprächen manches festzuhalten mir gelungen, so mag es diesem Bande nicht weniger zu Gute kommen, daß darin an einigen Stellen eine doppelte Spiegelung von Goethes Persönlichkeit statt findet, einmal nämlich gegen mich, und dann gegen einen jungen Freund.

Herr Soret aus Genf, als freisinniger Republicaner zur Leitung der Erziehung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs im Jahre 1822 nach Weimar berufen, hatte von gedachtem Jahre bis zu Goethes Tode zu ihm gleichfalls ein sehr nahes Verhältniß. Er war in Goethes Hause ein häufiger Tischgenosse, auch in seinen Abendgesellschaften ein oft und gerne gesehener Gast. Außerdem boten seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse vielfache Berührungspunkte zu einem dauernden Umgange. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethes Cristalle, so wie seine Kenntnisse der Botanik ihn fähig

machten, Goethes Metamorphose der Pflanze ins Französische zu übersetzen und dadurch jener wichtigen Schrift eine grössere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe ferner führte ihn gleichfalls oft in Goethes Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs und Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin ihm zu Besuchen bei Goethe Veranlassung gaben.

Von solchen persönlichen Berührungen hat nun Herr Soret in seinen Tagebüchern häufig Notiz genommen und vor einigen Jahren die Güte gehabt ein daraus zusammengestelltes kleines Manuscript mir in dem Sinne zu übergeben, daß es mir gestattet seyn solle, daraus das Beste und Interessanteste in meinen dritten Band chronologisch zu verweben.

Diese in französischer Sprache abgefaßten Notizen waren bald ausführlich, bald aber nur flüchtig und lückenhaft, so wie die eiligen oft sehr geschäftreichen Tage des Verfassers es ihm hatten erlauben wollen. Da jedoch in dem ganzen Manuscript kein Gegenstand vorgekommen, der nicht zwischen Goethe und mir wiederholt und ausführlich wäre besprochen worden, so waren meine eigenen Tagebücher ganz geeignet, das von Soret Geschriebene zu ergänzen, dort gelassene Lücken auszufüllen und das oft nur Angedeutete in hinlänglicher Entwickelung darzustellen. Alle Gespräche jedoch, bei denen das Manuscript von Soret zu Grunde liegt oder stark benutzt worden, wie es besonders in den beiden ersten Jahren der Fall, sind oben am Datum mit einem Sternchen (*) bezeichnet, um sie von denen, die bloß von mir sind, und welche, bis auf Weniges, die Jahre 1824 bis 1829 und einen großen Theil von 1830, 31 und 32 ausmachen, zu unterscheiden.

Und so wüßte ich nun weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich diesem lange und mit Liebe gehegten dritten Band dieselbe gute Aufnahme wünsche, wie sie in so reichlichem Maaße den beiden ersten zu Theil geworden.

Weimar den 21. December 1847.

1822.

Sonnabend den 21. September 1822.* Diesen Abend bei Goethe mit Hofrath Meyer. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Mineralogie, Chemie und Physik. Die Phänomene der Polarisation des Lichts schienen ihn besonders zu interessiren. Er zeigte mir verschiedene Vorrichtungen, größtentheils nach seinen eigenen Angaben construirt, und äußerte den Wunsch mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Gesprächs immer freier und mittheilender. Ich blieb länger als eine Stunde und er sagte mir beim Abschiede viel Gutes.

Seine Gestalt ist noch schön zu nennen, seine Stirn und Augen sind besonders majestätisch. Er ist groß und wohlgebaut und von so rüstigem Ansehen, daß man nicht wohl begreift, wie er sich schon seit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Gesellschaft und an Hof zu gehen.

Dienstag den 24. September 1822.* Den Abend bei Goethe zugebracht mit Meyer, Goethes Sohn, Frau v. Goethe und seinem Arzt, Hofrath Rehbein. Goethe war heute besonders lebhaft. Er zeigte mir prächtige Lithographieen aus Stuttgart, etwas so vollkommenes in dieser Art, wie ich noch nicht gesehen. Darauf sprachen wir über wissenschaftliche Dinge, besonders über die Fortschritte der Chemie. Das Jod und das Chlor beschäftigten Goethe vorzugsweise; er sprach über diese Substanzen mit einem Erstaunen, als ob ihn die neuen Entdeckungen der Chemie ganz unvermuthet überrascht hätten. Er ließ sich etwas Jod hereinbringen und verflüchtigte es vor unsern Augen an der Flamme einer Wachskerze, wobei er nicht verfehlte uns den violetten Dunst bewundern zu lassen, als freudige Bestätigung eines Gesetzes seiner Theorie der Farben.

Dienstag den 1. October 1822.* Bei Goethe zu einer Abendgesellschaft. Ich fand unter den Anwesenden auch Herrn Canzler v. Müller, Präsidenten Peucer, Dr. Stephan Schütze und Regierungsrath Schmidt, welcher letztere einige Sonaten von Beethoven mit einer seltenen Vollkommenheit vortrug. Hohen Genuß gewährte mir auch die Unterhaltung Goethes und seiner Schwiegertochter, die, jugendlich heiter, mit einem liebenswürdigen Naturell unendlich viel Geist verbindet.

Donnerstag den 10. October 1822.* In einer Abendgesellschaft bei Goethe mit dem berühmten Blumenbach aus Göttingen. Blumenbach ist alt, aber von lebhaftem und heiterem Ausdruck; er hat sich die ganze Beweglichkeit der Jugend zu bewahren gewußt. Sein Benehmen ist der Art daß man nicht denkt daß man einen Gelehrten vor sich habe. Seine Herzlichkeit ist frei und froh; er macht keine Umstände und man ist bald mit ihm auf einem sehr bequemen Fuß. Seine Bekanntschaft war mir so interessant wie angenehm.

Dienstag den 5. November 1822.* Abendgesellschaft bei Goethe. Unter den Anwesenden befand sich auch der Maler Kolbe. Man zeigte uns von ihm ein trefflich ausgeführtes großes Gemälde, eine Copie der Venus von Titian der Dresdener Galerie.

Auch Herrn von Eschwege und den berühmten Hummel fand ich diesen Abend bei Goethe. Hummel improvisirte fast eine Stunde lang auf dem Piano, mit einer Kraft und einem Talent, wovon es unmöglich ist sich einen Begriff zu machen wenn man ihn nicht gehört hat. Ich fand seine Unterhaltung einfach und natürlich und ihn selbst, für einen Virtuosen von so großer Berühmtheit, auffallend bescheiden.

Dienstag den 3. December 1822.* Bei Goethe in einer Abendgesellschaft. Die Herren Riemer, Coudray, Meyer, Goethes Sohn und Frau v. Goethe waren unter den Anwesenden.

Die Studenten zu Jena sind in Aufstand begriffen; man hat eine Companie Artillerie hingeschickt um sie zu beruhigen. Riemer las eine Sammlung von Liedern die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte geworden. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talentes das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir zur ruhigen Durchsicht.

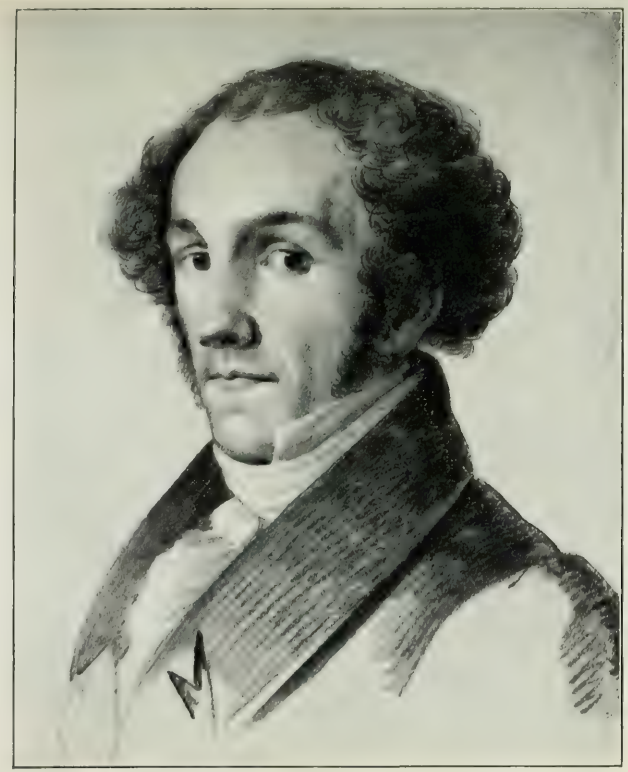
Nachdem wir darauf eine Zeitlang Kupferstiche und kostbare Bücher betrachtet hatten, machte Goethe uns die Freude, das Gedicht „Charon" zu lesen. Die klare, deutliche und energische Art

mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Declamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! und welche Stimme! abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde. Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts was man hätte hinwegwünschen mögen.

Goethe sprach darauf über Literatur und seine Werke, so wie über Frau v. Staël und Verwandtes. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit der Übersetzung und Zusammenstellung der Fragmente vom Phaëthon des Euripides. Er hat diese Arbeit bereits vor einem Jahre angefangen und in diesen Tagen wieder vorgenommen.

Donnerstag den 5. December 1822.* Diesen Abend bei Goethe hörte ich die Probe des ersten Acts einer im Entstehen begriffenen Oper, der Graf von Gleichen, von Eberwein. Seit Goethe die Direction des Theaters niedergelegt, sey dieß das erste Mal, sagte man mir, daß er ein so großes Personal der Oper bei sich sehe. Herr Eberwein dirigirte den Gesang. Bei den Chören assistirten auch einige Damen aus der Bekanntschaft Goethes, während die Soloparthieen durch Mitglieder der Oper gesungen wurden. Einige Stücke erschienen mir sehr merkwürdig, besonders ein Canon zu vier Stimmen.

Dienstag den 17. December 1822.* Abends bei Goethe. Er war sehr heiter und behandelte das Thema, daß die Thorheiten der Väter für ihre Kinder verloren seyen, mit vielem Geist. Die Nachsuchungen, die man jetzt zur Entdeckung von Salzquellen anstellt, interessirten ihn sichtbar. Er schalt auf die Dummheit gewisser Unternehmer, welche die äußeren Spuren und die Lage und Folge der Schichten unter denen Steinsalz liegt und durch die der Bohrer gehen muß, ganz außer Acht lassen, und die, ohne den rechten Fleck zu wissen und zu finden, immer ein einziges Bohrloch an einer und derselbigen Stelle auf's Gerathewohl hartnäckig verfolgen.



Soret.

Kanzler von Müller.

Nach Zeichnungen von Jos. Schmeller. 1824.

1823.

Montag den 9. Februar 1823.* Abends bei Goethe, den ich allein fand in Gesprächen mit Meyer. Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften, wie z. B. von Luther, Erasmus, Mosheim und anderen. Der letztere hatte in lateinischer Sprache folgendes merkwürdige Wort geschrieben:

„Der Ruhm eine Quelle von Mühe und Leiden;
Die Dunkelheit eine Quelle des Glücks."

Montag den 23. Februar 1823.* Goethe ist seit einigen Tagen gefährlich krank geworden; gestern lag er ohne Hofnung. Doch hat sich heute eine Krisis eingestellt, wodurch er gerettet zu werden scheint. Noch diesen Morgen äußerte er, daß er sich für verloren halte; später, Mittags, schöpfte er Hofnung daß er es überwinden werde; und wieder Abends meinte er, wenn er davon komme, so müsse man gestehen, daß er für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt.

Dienstag den 24. Februar 1823.* Der heutige Tag war in Bezug auf Goethe noch sehr beunruhigend, indem diesen Mittag die Besserung nicht erfolgte wie gestern. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt."

Doch hatte der Kranke am Abend sein volles geistiges Bewußtseyn, und zeigte schon wieder einigen scherzhaften Übermuth. „Ihr seyd zu furchtsam mit Euren Mitteln, sagte er zu Rehbein, Ihr schonet mich zu sehr! — Wenn man einen Kranken vor sich hat wie ich es bin, so muß man ein wenig Napoleontisch mit ihm zu Werke gehen." Er trank darauf eine Tasse eines Dekokts von Arnica, welche gestern im gefährlichsten Moment von Huschke angewendet, die glückliche Krisis bewirkt hatte. Goethe machte eine

gracieuse Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. — Man sagte ihm, daß die Ärzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog, rief Goethe, so würde ich viel gefragt und mich viel um Euch bekümmert haben!"

In einem Augenblick wo er sich besser befand und wo seine Brust freier zu seyn schien, sprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiste; worauf Rehbein einem der Nahestehenden in's Ohr flisterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen." Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!"

Goethe saß aufrecht in seinem Bette, der offenen Thür seines Arbeitszimmers gegenüber, wo seine näheren Freunde versammelt waren ohne daß er es wußte. Seine Züge erschienen mir wenig verändert, seine Stimme war rein und deutlich, doch war darin ein feierlicher Ton wie der eines Sterbenden. „Ihr scheint zu glauben, sagte er zu seinen Kindern, daß ich besser bin; aber Ihr betrügt Euch." Man suchte ihm jedoch seine Apprehensionen scherzend auszureden, welches er sich denn auch gefallen zu lassen schien. Es waren indeß immer noch mehr Personen in das Zimmer hereingetreten, welches ich keineswegs für gut finden konnte, indem die Gegenwart so vieler Menschen unnöthigerweise die Luft verschlechterte und der Bedienung des Kranken im Wege war. Ich konnte nicht unterlassen mich darüber auszusprechen, und ging hinab in das untere Zimmer, von wo aus ich meine Bülletins der Kaiserlichen Hoheit zuschickte.

Mittwoch den 25. Februar 1823.* Goethe hat sich Rechenschaft ablegen lassen über das Verfahren das man bisher mit ihm beobachtet; auch hat er die Listen der Personen gelesen die sich bisher nach seinem Befinden erkundiget und deren Zahl täglich sehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und schien später von dem Besuch nicht angegriffen. In seinem Arbeitszimmer fand ich heute weniger Personen, woraus ich zu meiner Freude schloß, daß meine gestrige Bemerkung etwas gefruchtet hatte.

Nun aber, da die Krankheit gehoben ist, scheint man die Folgen zu fürchten. Seine linke Hand ist geschwollen und es zeigen sich drohende Vorboten der Wassersucht. Erst in einigen Tagen wird man wissen, was man von dem endlichen Ausgang der Krankheit zu halten hat. Goethe hat heute das erstemal nach einem seiner

Freunde verlangt, nämlich nach seinem ältesten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine seltene Medaille zeigen die er aus Böhmen erhalten hat und worüber er entzückt ist.

Ich kam um zwölf Uhr; und da Goethe hörte daß ich dort war, ließ er mich in seine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand indem er mir sagte: „Sie sehen in mir einen vom Tode Erstandenen." Er beauftragte mich sodann, Ihrer Kaiserlichen Hoheit für die Theilnahme zu danken, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen. „Meine Genesung wird sehr langsam seyn, fügte er darauf hinzu, aber den Herren Ärzten bleibt doch nichts destoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir gethan zu haben."

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe ist gut, allein er ist sehr abgemagert und athmet noch mit einiger Beschwerde. Es kam mir vor als würde ihm das Sprechen schwieriger als gestern. Die Geschwulst des linken Armes ist sehr sichtbar; er hält die Augen geschlossen und öffnet sie nur wenn er spricht.

Montag den 2. März 1823.* Diesen Abend bei Goethe, den ich in mehreren Tagen nicht gesehen. Er saß in seinem Lehnstuhl und hatte seine Schwiegertochter und Riemer bei sich. Er war auffallend besser. Seine Stimme hatte wieder ihren natürlichen Klang, sein Athemholen war frei, seine Hand nicht mehr geschwollen, sein Aussehen wieder wie in gesundem Zustand, und seine Unterhaltung leicht. Er stand auf und ging ohne Umstände in sein Schlafzimmer und wieder zurück. Man trank den Thee bei ihm, und da es heute wieder das erste Mal war, so machte ich Frau v. Goethe scherzhafte Vorwürfe, daß sie vergessen habe einen Blumenstrauß auf das Theebrett zu stellen. Frau von Goethe nahm sogleich ein farbiges Band von ihrem Huth und band es an die Theemaschine. Dieser Scherz schien Goethen viel Vergnügen zu machen.

Wir betrachteten darauf eine Sammlung nachgemachter Edelsteine, die der Großherzog hatte von Paris kommen lassen.

Sonnabend den 22. März 1823.* Man hat heute im Theater Goethes Tasso zur Feier seiner Genesung gegeben, mit einem Prolog von Riemer, den Frau v. Heigendorf gesprochen. Seine Büste ward unter lautem Beifall der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Nach beendigter Vorstellung ging Frau v. Heigendorf zu Goethe. Sie war noch im Costüm der Leonore und überreichte ihm den Kranz des Tasso, den Goethe nahm um damit die Büste der Großfürstin Alexandra zu schmücken.

Mittwoch den 1. April 1823.* Ich brachte Goethen von Seiten Ihrer Kaiserlichen Hoheit eine Nummer des Französischen Modejournals, worin von einer Übersetzung seiner Werke die Rede war. Wir sprachen bei dieser Gelegenheit über Rameau's Neffen, wovon das Original lange verloren gewesen. Verschiedene Deutsche glauben, daß jenes Original nie existirt habe, und daß Alles Goethes eigene Erfindung sey. Goethe aber versichert, daß es ihm durchaus unmöglich gewesen seyn würde, Diderots geistreiche Darstellung und Schreibart nachzuahmen und daß der deutsche Rameau nichts weiter sey als eine sehr treue Übersetzung.

Freitag den 3. April 1823*. Einen Theil des Abends bei Goethe zugebracht in Gesellschaft des Herrn Oberbaudirector Coudray. Wir sprachen über das Theater und die Verbesserungen die dabei seit einiger Zeit eingetreten sind. „Ich bemerke es, ohne hinzugehen, sagte Goethe lachend. Noch vor zwei Monaten kamen meine Kinder des Abends immer mißvergnügt nach Hause. Sie waren nie mit dem Plaisir zufrieden, das man ihnen hatte bereiten wollen. Aber jetzt hat sich das Blatt gewendet, sie kommen mit freudeglänzenden Gesichtern, weil sie doch einmal sich recht hätten satt weinen können. Gestern haben sie diese „Wonne der Thränen" einem Drama von Kotzebue zu verdanken gehabt."

Montag den 13. April 1823.* Abends mit Goethe allein. Wir sprachen über Literatur, Lord Byron, dessen Sardanapal und Werner. Sodann kamen wir auf den Faust, über den Goethe oft und gerne redet. Er möchte, daß man ihn ins Französische übersetzte, und zwar im Character der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle aus der Byron die Stimmung zu seinem Manfred geschöpft. Goethe findet, daß Byron in seinen beiden letzten Tragödien entschiedene Fortschritte gemacht, indem er darin weniger düster und misanthropisch erscheint. Wir sprachen sodann über den Text der Zauberflöte, wovon Goethe die Fortsetzung gemacht, aber noch keinen Componisten gefunden hat um den Gegenstand gehörig zu behandeln. Er giebt zu, daß der bekannte erste Theil voller Unwahrscheinlichkeiten und Späße sey, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse; aber man müsse doch auf alle Fälle dem Autor zugestehen, daß er im hohen Grade die Kunst verstanden habe, durch Contraste zu wirken und große theatralische Effecte herbeizuführen.

Mittwoch den 15. April 1823.* Abends bei Goethe mit Gräfin Caroline Egloffstein. Goethe scherzte über die deutschen Almanache und andere periodische Erscheinungen, alle von einer lächerlichen Sen-

timentalität durchdrungen, die an der Ordnung des Tages zu seyn scheine. Die Gräfin bemerkte, daß die deutschen Romanschreiber den Anfang gemacht den Geschmack ihrer zahlreichen Leser zu verderben, und daß nun wiederum die Leser die Romanschreiber verdürben, die, um für ihre Manuscripte einen Verleger zu finden, sich jetzt ihrerseits dem herrschenden schlechten Geschmack des Publicums bequemen müßten.

Sonntag den 26. April 1823.* Ich fand Coudray und Meyer bei Goethe. Man sprach über verschiedene Dinge. „Die Großherzogliche Bibliothek, sagte Goethe unter andern, besitzt einen Globus der unter der Regierung Carls des fünften von einem Spanier verfertiget worden. Es finden sich auf ihm einige merkwürdige Inschriften, wie z. B. die folgende: „Die Chinesen sind ein Volk das sehr viele Ähnlichkeit mit den Deutschen hat.“ In älteren Zeiten, fuhr Goethe fort, waren auf den Landcharten die afrikanischen Wüsten mit Abbildungen wilder Thiere bezeichnet. Heut zu Tage aber thut man dergleichen nicht; vielmehr ziehen die Geographen vor uns carte blanche zu lassen.“

Mittwoch den 6. May 1823.* Abends bei Goethe. Er suchte mir einen Begriff seiner Farbenlehre zu geben. Das Licht, sagte er, sey keineswegs eine Zusammensetzung verschiedener Farben; auch könne das Licht allein keine Farben hervorbringen, vielmehr gehöre immer dazu eine gewisse Modification und Mischung von Licht und Schatten.

Dienstag den 13. May 1823.* Ich fand Goethe beschäftigt seine kleinen Gedichtchen und Blättchen an Personen zusammen zu suchen. „In früheren Zeiten, sagte er, wo ich leichtsinniger mit meinen Sachen umging und Abschriften zu nehmen unterließ, sind hunderte solcher Gedichte verloren gegangen.“

Montag den 2. Juni 1823.* Der Canzler, Riemer und Meyer waren bei Goethe. Man sprach über die Gedichte von Béranger und Goethe commentirte und paraphrasirte einige derselben mit großer Originalität und guter Laune.

Sodann war von Physik und Meteorologie die Rede. Goethe ist im Begriff die Theorie einer Witterungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballes und dessen Anziehung und Entlassung der Atmosphäre zuschreiben wird.

„Die Herren Gelehrten, und namentlich die Herren Mathematiker, fuhr Goethe fort, werden nicht verfehlen meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch, sie werden noch besser thun,

sie werden sie vornehmerweise völlig ignoriren. Wissen Sie aber warum? Weil sie sagen ich sey kein Mann vom Fache."

Der Castengeist der Gelehrten, erwiederte ich, wäre wohl zu verzeihen. Wenn sich in ihre Theorieen einige Irrthümer eingeschlichen haben und darin fortgeschleppt werden, so muß man die Ursache darin suchen, daß sie dergleichen zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben, wo sie selber noch auf den Schulbänken saßen.

„Das ist's eben! rief Goethe. Eure Gelehrten machen es wie unsere Weimarischen Buchbinder. Das Meisterstück das man von ihnen verlangt um in die Gilde aufgenommen zu werden, ist keineswegs ein hübscher Einband nach dem neuesten Geschmack. Nein, weit entfernt! Es muß noch immer eine dicke Bibel in Folio geliefert werden, ganz wie sie vor zwei bis drei Jahrhunderten Mode war, mit plumpen Deckeln und in starkem Leder. — Die Aufgabe ist eine Absurdität. Aber es würde dem armen Handwerker schlecht gehen wenn er behaupten wollte, seine Examinatoren wären dumme Leute."

Freitag den 24. October 1823.* Abends bei Goethe. Madame Szymanowska, deren Bekanntschaft er diesen Sommer in Marienbad gemacht, phantasirte auf dem Flügel. Goethe, im Anhören verloren, schien mitunter sehr ergriffen und bewegt.

Dienstag den 11. November 1823.* Kleine Abendgesellschaft bei Goethe, der seit längerer Zeit wieder leidend ist. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt, die ihn seit dem Feldzuge in der Champagne überall hin begleitet. Bei Gelegenheit dieser Decke erzählte er uns eine Anekdote aus dem Jahre 1806, wo die Franzosen Jena occupirt hatten, und der Caplan eines französischen Regiments Behänge zum Schmuck seines Altars requirirte. „Man hatte ihm ein Stück glänzend carmoisinrothes Zeug geliefert, sagte Goethe, das ihm aber noch nicht gut genug war. Er beschwerte sich darüber bei mir. Schicken Sie mir jenes Zeug, antwortete ich ihm, ich will sehen ob ich Ihnen etwas Besseres verschaffen kann. Indessen hatten wir auf unserm Theater ein neues Stück zu geben und ich benutzte den prächtigen rothen Stoff um damit meine Schauspieler herauszuputzen. Was aber meinen Caplan betraf, so erhielt er weiter nichts; er ward vergessen und er hat sehen müssen wie er sich selber half."

Sonntag den 16. November 1823.* Goethe ist immer noch nicht besser. Die Frau Großfürstin schickte ihm diesen Abend durch mich einige sehr schöne Medaillen, deren Betrachtung ihm vielleicht einige

Zerstreuung und Aufheiterung gewähren möchte. Goethe war über diese zarte Aufmerksamkeit seiner hohen Fürstin sichtbar erfreut. Er klagte mir darauf, daß er denselbigen Schmerz an der Seite des Herzens fühle, wie er seiner schweren Krankheit von vorigem Winter vorangegangen. „Ich kann nicht arbeiten, sagte er; ich kann nicht lesen; und selbst das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleichterung."

Montag den 17. November 1823.* Humboldt ist hier. Ich war heute einen Augenblick bei Goethe, wo es mir schien als ob die Gegenwart und die Unterhaltung Humboldts einen günstigen Einfluß auf ihn gehabt habe. Sein Übel scheint nicht bloß physischer Art zu seyn. Es scheint vielmehr, daß die leidenschaftliche Neigung die er diesen Sommer in Marienbad zu einer jungen Dame gefaßt und die er jetzt zu bekämpfen sucht, als Hauptursache seiner jetzigen Krankheit zu betrachten ist.

Freitag den 28. November 1823.* Der erste Theil von Meyers Kunstgeschichte, der so eben erschienen, scheint Goethe sehr angenehm zu beschäftigen. Er sprach darüber heute in Ausdrücken des höchsten Lobes.

Freitag den 5. December 1823.* Ich brachte Goethen einige Mineralien, besonders ein Stück thonigen Oker, den Deschamps zu Cormayan gefunden, und wovon Herr Massot viel Rühmens macht. Wie sehr aber war Goethe erstaunt, als er in dieser Farbe ganz dieselbige erkannte, die Angelika Kaufmann zu den Fleischpartieen ihrer Gemälde zu benutzen pflegte. „Sie schätzte das Wenige das sie davon besaß, sagte er, nach dem Gewicht des Goldes. Der Ort indeß wo es herstammte und wo es zu finden, war ihr unbekannt." Goethe meinte gegen seine Tochter, ich behandele ihn wie einen Sultan, dem man täglich neue Geschenke bringe. Er behandelt Sie vielmehr wie ein Kind, erwiederte Frau v. Goethe; worüber er sich denn nicht enthalten konnte zu lächeln.

Sonntag den 7. December 1823.* Ich fragte Goethen wie er sich heute befinde. „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel", war die seufzende Antwort. Der sich sehr in die Länge ziehende krankhafte Zustand scheint denn doch nach und nach sehr auf ihn zu wirken.

Sonntag den 21. December 1823.* Goethes gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzesten Tag erreicht, und die Hofnung jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu sehen, scheint auf seine Stimmung den günstigsten Einfluß aus-

zuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!“ rief er mir froh entgegen, als ich diesen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzesten Tage in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verseufzen pflegt.

Frau v. Goethe trat herein um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß sie nach Berlin zu reisen im Begriff sey, um dort mit ihrer nächstens zurückkommenden Mutter zusammen zu treffen.

Als Frau v. Goethe gegangen war, scherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft welche die Jugend characterisire. „Ich bin zu alt, sagte er, um ihr zu widersprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerst wiederzusehen ganz dieselbige seyn würde. Diese Winterreise ist viel Mühe um nichts; aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. — Und im Ganzen genommen, was thuts! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeitlang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen.“

Dienstag den 30. December 1823.* Abends mit Goethe allein in allerlei Gesprächen. Er sagte mir, daß er die Absicht habe seine Reise in die Schweiz vom Jahre 1797 in seine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom Werther, den er nicht wiedergelesen habe als einmal, ungefähr zehn Jahre nach seinem Erscheinen. Auch mit seinen anderen Schriften habe er es so gemacht. Wir sprachen darauf von Übersetzungen, wobei er mir sagte, daß es ihm sehr schwer werde, englische Gedichte in deutschen Versen wieder zu geben. „Wenn man die schlagenden einsilbigen Worte der Engländer, sagte er, mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren.“ Von seinem Rameau sagte er, daß er die Übersetzung in vier Wochen gemacht und alles dictirt habe.

Wir sprachen sodann über Naturwissenschaften, insbesondere über die Kleingeisterei, womit diese und jene Gelehrten sich um die Priorität streiten. „Ich habe durch nichts die Menschen besser kennen gelernt, sagte Goethe, als durch meine wissenschaftlichen Bestrebungen. Ich habe es mich viel kosten lassen und es ist mit manchen Leiden verknüpft gewesen; aber ich freue mich dennoch die Erfahrung gemacht zu haben.“

In den Wissenschaften, bemerkte ich, scheint auf eine besondere Weise der Egoismus der Menschen angeregt zu werden; und wenn

dieser einmal in Bewegung gesetzt ist, so pflegen sehr bald alle Schwächen des Characters zum Vorschein zu kommen.

„Die Fragen der Wissenschaft, versetzte Goethe, sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deßhalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das Aperçü eines Anderen. Im Reich der Ästhetik dagegen ist alles weit läßlicher; die Gedanken sind mehr oder weniger ein angeborenes Eigenthum aller Menschen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweise wenig Neid statt findet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben und es fragt sich bloß, welcher Poet denn nun diesen Gedanken auf die wirksamste und schönste Weise zu versinnlichen gewußt habe."

„Bei der Wissenschaft aber ist die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçü. Es ist dabei wenig Allgemeines und Subjectives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphynxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taste aber nur einer das Eigenthum an und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da seyn."

„Es wird aber, fuhr Goethe fort, in den Wissenschaften auch zugleich dasjenige als Eigenthum angesehen, was man auf Academieen überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer der etwas Neues bringt, das mit unserm Credo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum anderen überliefern, in Widerspruch steht und es wohl gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen wie man nur kann; man thut als höre man nicht, als verstände man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung als wäre es gar nicht der Mühe werth es nur anzusehen und zu untersuchen; und so kann eine neue Wahrheit lange warten bis sie sich Bahn macht. Ein Franzose sagte zu einem meiner Freunde in Bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben funfzig Jahre lang gearbeitet um das Reich Newtons zu gründen und zu befestigen; es werden andere funfzig Jahre nöthig seyn um es zu stürzen."

„Die mathematische Gilde hat meinen Namen in der Wissenschaft so verdächtig zu machen gesucht, daß man sich scheut ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broschüre in

die Hand, worin Gegenstände der Farbenlehre behandelt waren; und zwar schien der Verfasser ganz durchdrungen von meiner Lehre zu seyn und hatte alles auf dieselben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Überraschung mußte ich sehen, daß der Verfasser mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Räthsel gelöst. Ein gemeinschaftlicher Freund besuchte mich und gestand mir: der talentreiche junge Verfasser habe durch jene Schrift seinen Ruf zu gründen gesucht und habe mit Recht gefürchtet sich bei der gelehrten Welt zu schaden, wenn er es gewagt hätte, seine vorgetragenen Ansichten durch meinen Namen zu stützen. — Die kleine Schrift machte Glück, und der geistreiche junge Verfasser hat sich mir später persönlich vorgestellt und sich entschuldigt."

Der Fall erscheint mir um so merkwürdiger, versetzte ich, da man in allen anderen Dingen auf Ihre Autorität stolz zu seyn Ursache hat und jedermann sich glücklich schätzet in Ihrer Zustimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre scheint mir das Schlimme zu seyn, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten von Allen anerkannten Newton, sondern auch mit seinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu thun haben, die ihrem Meister anhängen und deren Zahl Legion ist. Gesetzt auch, daß Sie am Ende recht behalten, so werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein stehen.

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt, erwiederte Goethe. Aber sagen Sie selbst, fuhr er fort, konnte ich nicht stolz seyn, wenn ich mir seit zwanzig Jahren gestehen mußte, daß der große Newton und alle Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in Bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrthum befänden und daß ich unter Millionen der Einzige sey der in diesem großen Natur-Gegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen; aber ich hatte nichts desto weniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen."

Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichthum des Ausdruckes sprach, wie ich in ganzer Wahrheit wieder zu geben nicht im Stande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphs, während

ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Züge seines schönen Gesichtes waren imposanter als je.

Mittwoch den 31. December 1823. Bei Goethe zu Tisch, in mancherlei Gesprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen besonders die Anfänge von Heinrich Füßli merkwürdig.

Wir sprachen sodann über religiöse Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute tractiren ihn, sagte Goethe, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihres Gleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

1824.

Freitag den 2. Januar 1824.

Bei Goethe zu Tisch in heiteren Gesprächen. Eine junge Schönheit der Weimarischen Gesellschaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anwesenden bemerkte, daß er fast auf dem Punkt stehe sie zu lieben, obgleich ihr Verstand nicht eben glänzend zu nennen.

„Pah! sagte Goethe lachend, als ob die Liebe etwas mit dem Verstande zu thun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Character, ihre Fehler, ihre Capricen und Gott weiß was alles Unaussprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand *achten* wir wenn er glänzend ist, und ein Mädchen kann dadurch in unsern Augen unendlich an Werth gewinnen. Auch mag der Verstand gut seyn uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben. Allein der Verstand ist nicht dasjenige was fähig wäre uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken."

Man fand an Goethes Worten viel Wahres und Überzeugendes und war sehr bereit den Gegenstand ebenfalls von dieser Seite zu betrachten.

Nach Tisch und als die Übrigen gegangen waren blieb ich bei Goethe sitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir sprachen über die englische Literatur, über die Größe Shakspeares, und welch einen ungünstigen Stand alle englischen dramatischen Schriftsteller gehabt, die *nach* jenem poetischen Riesen gekommen.

„Ein dramatisches Talent, fuhr Goethe fort, wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin von Shakspeare Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin, ihn zu studiren. Studirte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakspeare die ganze Menschen-

natur nach allen Richtungen hin, und in allen Tiefen und Höhen, bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu thun übrig bleibe. Und woher hätte einer den Muth nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war!"

„Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutschland besser. Ich konnte mich sehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponiren und mich nicht sehr aufhalten. Ich ließ die deutsche Literatur und das Studium derselben sehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Production. So nach und nach vorschreitend ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort und bildete mich nach und nach zu den Productionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsstufen nie viel größer als was ich auch auf jeder Stufe zu machen im Stande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meisterwerke bei meinem ersten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt, und ich hätte nicht gewußt was ich hätte thun wollen. Ich hätte nicht so leichten frischen Muthes vorschreiten können, sondern mich sicher erst lange besinnen und umsehen müssen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden."

Ich lenkte das Gespräch auf Shakspeare zurück. Wenn man ihn, sagte ich, aus der englischen Literatur gewissermaßen herausreißt und als einen Einzelnen nach Deutschland versetzt und betrachtet, so kann man nicht umhin seine riesenhafte Größe als ein Wunder anzustaunen. Sucht man ihn aber in seiner Heimath auf, versetzt man sich auf den Boden seines Landes und in die Atmosphäre des Jahrhunderts in dem er lebte, studirt man ferner seine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, athmet man die Kraft die uns aus Ben Jonson, Massinger, Marlow und Beaumont und Fletcher anweht, so bleibt zwar Shakspeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Überzeugung, daß viele Wunder seines Geistes einigermaßen zugänglich werden und daß Vieles von ihm in der kräftigen productiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit lag.

„Sie haben vollkommen Recht, erwiederte Goethe. Es ist mit Shakspeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger

Haide, und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimath, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthart und Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen."

„Wer übrigens nicht glauben will, fuhr Goethe fort, daß Vieles von der Größe Shakspeares seiner großen kräftigen Zeit angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er denn eine solche Staunen erregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisirender und zersplitternder Journale, für möglich halte?"

„Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentirteller der Öffentlichkeit. Die täglich an funfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter, und der dadurch im Publicum bewirkte Klatsch, lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heut zu Tage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isolirt, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte größtentheils negative ästhetisirende und kritisirende Zeitungswesen eine Art Halbcultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört, vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser."

„Und dann, wie zahm und schwach ist seit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben selber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft wahr zu seyn und sich zu zeigen wie er ist! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in sich selber finden soll, während von Außen ihn alles in Stich läßt."

Das Gespräch wendete sich auf den Werther. „Das ist auch so ein Geschöpf, sagte Goethe, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blut meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, soviel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen, und mich gehüthet es abermals zu thun. Es sind lauter Brandraketen! — Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte,

den pathologischen Zustand wieder durch zu empfinden aus dem es hervorging."

Ich erinnerte an sein Gespräch mit Napoleon, das ich aus der Skitze kenne die unter seinen ungedruckten Papieren vorhanden, und die ich ihn wiederholt ersucht habe, weiter auszuführen. Napoleon, sagte ich, bezeichnet gegen Sie im Werther eine Stelle, die ihm, einer scharfen Prüfung gegenüber, nicht Stich zu halten scheine, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte sehr gerne wissen, welche Stelle er gemeint hat. „Rathen Sie!" sagte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln. Nun, sagte ich, ich dächte fast es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Alberten ein Wort zu sagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben dieses Schweigen zu motiviren, allein es scheint doch alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten. „Ihre Bemerkung, erwiederte Goethe, ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat, oder eine andere, halte ich für gut nicht zu verrathen. Aber wie gesagt, Ihre Beobachtung ist eben so richtig wie die seinige."

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die große Wirkung, die der Werther bei seinem Erscheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. Ich kann mich, sagte ich, nicht zu dieser allgemein verbreiteten Ansicht bekennen. Der Werther hat Epoche gemacht, weil er erschien, nicht weil er in einer gewissen Zeit erschien. Es liegt in jeder Zeit so viel unausgesprochenes Leiden, so viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menschen so viele Mißverhältnisse zur Welt, so viele Conflicte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der Werther Epoche machen würde und wenn er erst heute erschien.

„Sie haben wohl Recht, erwiederte Goethe, weßhalb denn auch das Buch auf ein gewisses Jünglingsalter noch heute wirkt wie damals. Auch hätte ich kaum nöthig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lectüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle nahe liegende Verhältnisse die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, und die mich in jenen Gemüthszustand brachten aus dem der Werther hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt, und sehr viel gelitten! — Das war es."

„Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, sondern dem

Lebensgange jedes Einzelnen, der mit angeborenem freiem Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll. Gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit, unbefriedigte Wünsche, sind nicht Gebrechen einer besonderen Zeit, sondern jedes einzelnen Menschen, und es müßte schlimm seyn, wenn nicht Jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben."

Sonntag den 4. Januar 1824. Heute nach Tische ging Goethe mit mir das Portefeuille von Raphael durch. Er beschäftigt sich mit Raphael sehr oft, um sich immerfort im Verkehr mit dem Besten zu erhalten, und sich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menschen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach sprachen wir über den Divan; besonders über das Buch des Unmuths, worin manches ausgeschüttet, was er gegen seine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens sehr mäßig gehalten, fügte er hinzu; — wenn ich alles hätte aussprechen wollen was mich wurmte und mir zu schaffen machte, so hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachsen können."

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders als es Gott gefallen hatte mich zu machen. Auch war man selten mit dem zufrieden was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte der Welt mit einem neuen Werke etwas zu Liebe zu thun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. — Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur und ich hätte müssen ein elender Lump seyn, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag."

„In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Muth hatte mich auszusprechen wie ich empfand."

„Ich glaubte an Gott und die Natur, und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sey und Eins Drei; das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen."

„Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newtonische Lehre vom Licht und der Farbe sey ein Irrthum, und daß ich den Muth hatte dem allgemeinen Credo zu widersprechen. Ich erkannte das Licht in seiner Reinheit und Wahrheit und ich hielt es meines Amtes dafür zu streiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernst das Licht zu verfinstern, denn sie behauptete: das Schattige sey ein Theil des Lichtes. Es klingt absurd wenn ich es so ausspreche, aber doch ist es so. Denn man sagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchschattetes sind, seyen das Licht selber, oder was auf eins hinauskommt: sie seyen des Lichtes bald so und bald so gebrochene Strahlen."

Goethe schwieg, während auf seinem bedeutenden Gesicht ein ironisches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort.

„Und nun gar in politischen Dingen! — Was ich da für Noth, und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. Kennen Sie meine Aufgeregten?"

Erst gestern, erwiederte ich, habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück gelesen, und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch ist, so wird sich jeder Wohldenkende zu Ihrer Gesinnung bekennen.

„Ich schrieb es zur Zeit der französischen Revolution, fuhr Goethe fort, und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntniß jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten die ich ihr in den Mund gelegt ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeiten der Großen sind. Jede Handlung die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen Anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe, meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit

will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Nahmen einer Demokratin verschrieen werden sollte."

„Ich dächte, fuhr Goethe fort, diese Gesinnung wäre durchaus respectabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln die ich nicht wiederholen mag."

Man braucht nur den Egmont zu lesen, versetzte ich, um zu erfahren wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde als in diesem.

„Man beliebt einmal, erwiederte Goethe, mich nicht so sehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen."

„Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution seyn, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei seyn, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren."

„Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen, und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird."

„Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten."

„Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist."

„Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung seyn kann, erweis't sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war eben so sichtbar mit Luthern, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren Beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Mittwoch den 5. May 1824. Die Papiere, welche die Studien enthalten die Goethe mit den Schauspielern Wolf und Grüner gemacht, haben mich diese Tage lebhaft beschäftigt und es ist mir gelungen diese höchst zerstückelten Notizen in eine Art Form zu bringen, so daß daraus etwas entstanden ist, das wohl für den Anfang eines Catechismus für Schauspieler gelten könnte.

Ich sprach heute mit Goethe über diese Arbeit und wir gingen die einzelnen Gegenstände durch. Besonders wichtig wollte uns erscheinen, was über die Aussprache und Ablegung von Provinzialismen angedeutet worden.

„Ich habe in meiner langen Praxis, sagte Goethe, Anfänger aus allen Gegenden Deutschlands kennen gelernt. Die Aussprache der Norddeutschen ließ im Ganzen wenig zu wünschen übrig. Sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Östreichern und Sachsen

oft meine Noth gehabt. Auch Eingeborne unserer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu schaffen gemacht. Bei diesen entstehen die lächerlichsten Mißgriffe daraus, daß sie in den hiesigen Schulen nicht angehalten werden, das B. von P. und das D. von T. durch eine markirte Aussprache stark zu unterscheiden. Man sollte kaum glauben daß sie B. P. D. und T. überhaupt für vier verschiedene Buchstaben halten, denn sie sprechen nur immer von einem weichen und einem harten B. und von einem weichen und einem harten D. und scheinen dadurch stillschweigend anzudeuten daß P. und T. gar nicht existiren. Aus einem solchen Munde klingt denn Pein wie Bein, Paß wie Baß, und Teckel wie Deckel."

Ein hiesiger Schauspieler, versetzte ich, der das T. und D. gleichfalls nicht gehörig unterschied, machte in diesen Tagen einen Fehler ähnlicher Art, der sehr auffallend erschien. Er spielte einen Liebhaber der sich eine kleine Untreue hatte zu Schulden kommen lassen, worüber ihm das erzürnte junge Frauenzimmer allerlei heftige Vorwürfe macht. Ungeduldig, hatte er zuletzt auszurufen: „o ende!" Er konnte aber das T. von D. nicht unterscheiden und rief: „o ente!" (O Ente!) welches denn ein allgemeines Lachen erregte.

„Der Fall ist sehr artig, erwiederte Goethe, und verdiente wohl in unserm Theater-Catechismus mit aufgenommen zu werden."

Eine hiesige junge Sängerin, fuhr ich fort, die das T. und D. gleichfalls nicht unterscheiden konnte, hatte neulich zu sagen: Ich will dich den Eingeweihten übergeben. Da sie aber das T. wie D. sprach, so klang es als sagte sie: Ich will dich den Eingeweiden übergeben.

So hatte neulich, fuhr ich fort, ein hiesiger Schauspieler, der eine Bedientenrolle spielte, einem Fremden zu sagen: Mein Herr ist nicht zu Haus, er sitzt im Rathe. Da er aber das T. von D. nicht unterschied, so klang es als sagte er: Mein Herr ist nicht zu Haus, er sitzt im Rade.

„Auch diese Fälle, sagte Goethe, sind nicht schlecht und wir wollen sie uns merken. So, wenn einer das P. und B. nicht unterscheidet, und ausrufen soll: packe ihn an! aber statt dessen ruft: backe ihn an! so ist es abermals lächerlich."

„Gleicherweise, fuhr Goethe fort, wird hier das ü. häufig wie i. ausgesprochen, wodurch nicht weniger die schändlichsten Mißverständnisse veranlaßt werden. So habe ich nicht selten statt Küsten-

bewohner — Kistenbewohner, statt Thürstück — Thierstück, statt gründlich — grindlich, statt Trübe — Triebe und statt Ihr müßt — Ihr mißt vernehmen müssen, nicht ohne Anwandlung von einigem Lachen."

Dieser Art, versetzte ich, ist mir neulich im Theater ein sehr spaßhafter Fall vorgekommen, wo eine Dame in einer mißlichen Lage einem Manne folgen soll, den sie vorher nie gesehen. Sie hatte zu sagen: Ich kenne dich zwar nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Züge. Da sie aber das ü. wie i. sprach, so sagte sie: Ich kenne dich zwar nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Ziege. Es entstand ein großes Gelächter.

„Dieser Fall ist abermals gar nicht schlecht, erwiederte Goethe, und wir wollen ihn uns gleichfalls merken. So auch, fuhr er fort, wird hier das G. und K. häufig mit einander verwechselt, und statt G. — K. und statt K. — G. gesprochen, wahrscheinlich abermals aus der Ungewißheit, ob ein Buchstabe weich oder hart sey, eine Folge der hier so beliebten Lehre. Sie werden im hiesigen Theater wahrscheinlich sehr oft Kartenhaus für Gartenhaus, Kasse für Gasse, klauben für glauben, bekränzen für begränzen und Kunst für Gunst bereits gehört haben oder noch künftig hören."

Etwas ähnliches, erwiederte ich, ist mir allerdings vorgekommen. Ein hiesiger Schauspieler hatte zu sagen: Dein Gram geht mir zu Herzen. Er sprach aber das G. wie K. und sagte sehr deutlich: Dein Kram geht mir zu Herzen.

„Dergleichen Verwechselungen von G. und K., versetzte Goethe, hören wir übrigens nicht bloß von Schauspielern, sondern auch wohl von sehr gelehrten Theologen. Mir passirte einst persönlich ein Fall der Art, den ich Ihnen doch erzählen will."

„Als ich nämlich vor einigen Jahren mich einige Zeit in Jena aufhielt und im Gasthof „zur Tanne" logirte, ließ sich eines Morgens ein Studiosus der Theologie bei mir melden. Nachdem er sich eine Weile mit mir ganz hübsch unterhalten, rückte er beim Abschiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächsten Sonntage zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sey, die das G. und K. verwechseln. Ich erwiederte ihm also mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieser Angelegenheit

zwar persönlich nicht helfen könne, daß er aber sicher seinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, sich an den Herrn Archidiaconus Koethe zu wenden."

Dienstag den 18. May 1824. Abends bei Goethe in Gesellschaft mit Riemer. Goethe unterhielt uns von einem englischen Gedicht, das die Geologie zum Gegenstande hat. Er machte uns davon erzählungsweise eine improvisirte Übersetzung mit so vielem Geist, Einbildungskraft und guter Laune, daß jede Einzelnheit lebendig vor Augen trat, als wäre alles eine im Moment entstehende Erfindung von ihm selber. Man sah den Helden des Gedichts, den König Coal, in glänzendem Audienzsaal auf seinem Throne sitzen, seine Gemalin Pyrites an seiner Seite, in Erwartung der Großen des Reichs. — Nach ihrer Rangordnung eintretend, erschienen nach und nach und wurden dem Könige vorgestellt: Herzog Granit, Marquis Schiefer, Gräfin Porphyry, und so die Übrigen, die alle mit einigen treffenden Beiwörtern und Späßen characterisirt wurden. Es tritt ferner ein: Sir Lorenz Urkalk, ein Mann von großen Besitzungen und bei Hofe wohlgelitten. Er entschuldigt seine Mutter, die Lady Marmor, weil ihre Wohnung etwas entfernt sey; übrigens wäre sie eine Dame von großer Cultur- und Politur-Fähigkeit. Daß sie heute nicht bei Hofe erscheine, hätte übrigens wohl einen Grund in einer Intrigue, in welche sie sich mit Canova eingelassen, der ihr sehr schön thue. Tuffstein, mit Eidechsen und Fischen sein Haar verziert, schien etwas betrunken. Hans Mergel und Jacob Thon kommen erst gegen das Ende; letzterer der Königin besonders lieb, weil er ihr eine Muschelsammlung versprochen. Und so ging die Darstellung in dem heitersten Tone eine ganze Weile fort; doch war das Detail zu groß, als daß ich mir den weiteren Verlauf hätte merken können.

„Ein solches Gedicht, sagte Goethe, ist ganz darauf berechnet die Weltleute zu amüsiren, indem es zugleich eine Menge nützlicher Kenntnisse verbreitet, die eigentlich niemanden fehlen sollten. Es wird dadurch in den höheren Kreisen der Geschmack für die Wissenschaft angeregt und man weiß immer nicht wie viel Gutes in der Folge aus einem so unterhaltenden Halb-Scherz entstehen kann. Mancher gute Kopf wird vielleicht veranlaßt im Kreise seines persönlichen Bereichs selber zu beobachten. Und solche individuelle Wahrnehmungen aus der uns umgebenden nächsten Natur, sind oft um so schätzbarer, je weniger der Beobachtende ein eigentlicher Mann vom Fache war."

Sie scheinen also andeuten zu wollen, versetzte ich, daß man um so schlechter beobachte, jemehr man wisse?

„Wenn das überlieferte Wissen mit Irrthümern verbunden, erwiederte Goethe, allerdings! — Sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Confession angehört, ist sogleich jede unbefangene treue Auffassung dahin. Der entschiedene Vulkanist wird immer nur durch die Brille des Vulkanisten sehen, so wie der Neptunist und der Bekenner der neuesten Hebungstheorie durch die seinige. Die Weltanschauung aller solcher in einer einzigen ausschließenden Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren und die Objecte erscheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit. Geben sodann diese Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenschaft, so erhalten wir, ungeachtet der höchsten persönlichen Wahrheitsliebe des Einzelnen, dennoch keineswegs die Wahrheit der Objecte; sondern wir empfangen die Gegenstände immer nur mit dem Geschmack einer sehr starken subjectiven Beimischung."

„Weit entfernt aber bin ich zu behaupten, daß ein unbefangenes rechtes Wissen der Beobachtung hinderlich wäre, vielmehr behält die alte Wahrheit ihr Recht, daß wir eigentlich nur Augen und Ohren für das haben was wir kennen. Der Musiker vom Fach hört beim Zusammenspiel des Orchesters jedes Instrument und jeden einzelnen Ton heraus, während der Nichtkenner in der massenhaften Wirkung des Ganzen befangen ist. So sieht ferner der bloß genießende Mensch nur die anmuthige Fläche einer grünen oder blumigen Wiese, während dem beobachtenden Botaniker ein unendliches Detail der verschiedenartigsten einzelnen Pflänzchen und Gräser in die Augen fällt."

„Doch hat alles sein Maaß und Ziel, und wie es schon in meinem Götz heißt, daß das Söhnlein vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht erkennt, so stoßen wir auch in der Wissenschaft auf Leute, die vor lauter Gelehrsamkeit und Hypothesen nicht mehr zum Sehen und Hören kommen. Es geht bei solchen Leuten alles rasch nach Innen; sie sind von dem was sie in sich herumwälzen so occupirt, daß es ihnen geht wie einem Menschen in Leidenschaft, der in der Straße seinen liebsten Freunden vorbeirennt ohne sie zu sehen. Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewisse ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts gestört und präoccupirt ist. Dem Kinde entgeht der Käfer an der Blume nicht, es hat alle seine Sinne für ein einziges einfaches Interesse beisammen, und es fällt ihm durchaus nicht ein, daß zu gleicher Zeit

etwa auch in der Bildung der Wolken sich etwas Merkwürdiges ereignen könne, um seine Blicke zugleich auch dorthin zu wenden."

Da könnten also, erwiederte ich, die Kinder und ihres Gleichen recht gute Handlanger in der Wissenschaft abgeben.

„Wollte Gott, fiel Goethe ein, wir wären alle nichts weiter als gute Handlanger. Eben weil wir mehr seyn wollen und überall einen großen Apparat von Philosophie und Hypothesen mit uns herumführen, verderben wir es."

Es entstand eine Pause im Gespräch, die Riemer unterbrach, indem er den Lord Byron und dessen Tod zur Erwähnung brachte. Goethe machte darauf eine glänzende Auseinandersetzung seiner Schriften und war voll des höchsten Lobes und der reinsten Anerkennung. „Übrigens, fuhr er fort, obgleich Byron so jung gestorben ist, so hat doch die Literatur hinsichtlich einer gehinderten weiteren Ausdehnung nicht wesentlich verloren. Byron konnte gewissermaßen nicht weiter gehen. Er hatte den Gipfel seiner schöpferischen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, so hätte er doch die seinem Talent gezogenen Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht seines jüngsten Gerichts hat er das Äußerste gethan was er zu thun fähig war."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den italienischen Dichter Torquato Tasso, und wie sich dieser zu Lord Byron verhalte; wo denn Goethe die große Überlegenheit des Engländers an Geist, Welt und productiver Kraft nicht verhehlen konnte. „Man darf, fügte er hinzu, beide Dichter nicht mit einander vergleichen, ohne den einen durch den andern zu vernichten. Byron ist der brennende Dornstrauch der die heilige Ceder des Libanon in Asche legt. Das große Epos des Italieners hat seinen Ruhm durch Jahrhunderte behauptet; aber mit einer einzigen Zeile des Don Juan könnte man das ganze befreite Jerusalem vergiften."

Mittwoch den 26. May 1824. Ich nahm heute Abschied von Goethe, um meine Lieben in Hannover und sodann den Rhein zu besuchen, wie es längst meine Absicht gewesen. Goethe war sehr herzlich und schloß mich in seine Arme. „Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs, sagte er, vielleicht meine alte Jugendfreundin, Charlotte Kestner, sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir. In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhardt und Schlossers empfehlen. Auch in Heidelberg und

Bonn finden Sie Freunde, die mir treu ergeben sind und bei denen Sie die beste Aufnahme finden werden. Ich hatte vor, diesen Sommer wieder einige Zeit in Marienbad zuzubringen, doch werde ich nicht eher gehen als bis Sie zurück sind."

Der Abschied von Goethe ward mir schwer; doch ging ich mit der festen Zuversicht, ihn nach zwei Monaten gesund und froh wieder zu sehen.

Indeß war ich am andern Tage glücklich, als der Wagen mich meiner lieben Hannöverschen Heimat entgegen führte, nach der meine innigste Sehnsucht fortwährend gerichtet ist.

1825.

Dienstag den 22. März 1825.

Diese Nacht, bald nach zwölf Uhr, wurden wir durch Feuerlärm geweckt; man rief es brenne im Theater. Ich warf mich sogleich in meine Kleider und eilte an Ort und Stelle. Die allgemeine Bestürzung war groß. Noch vor wenigen Stunden waren wir durch das treffliche Spiel von La Roche im Juden von Cumberland entzückt worden und Seidel hatte durch gute Laune und Späße allgemeines Lachen erregt. Und jetzt raf'te an dieser selbigen Stelle kaum genossener geistiger Freuden das schrecklichste Element der Vernichtung.

Das Feuer schien, durch Heitzung veranlaßt, im Parterre ausgebrochen zu seyn, hatte bald die Bühne und das dürre Lattenwerk der Coulissen ergriffen, und so, durch die reichlichste Nahrung brennbarer Stoffe schnell zum Ungeheuer erwachsen', dauerte es nicht lange bis die Flamme überall zum Dache herausschlug und die Sparren zusammenkrachten.

In den Anstalten zum Löschen war kein Mangel. Das Gebäude war nach und nach ganz mit Spritzen umstellt, die eine Unmasse von Wasser in die Gluth gossen. Allein es war alles ohne Erfolg. Die Flamme raf'te nach wie vor aufwärts und trieb unerschöpflich eine Masse glühender Funken und brennende Stücke leichter Stoffe gegen den dunkelen Himmel, die sodann mit geringem Lufthauche seitwärts über die Stadt zogen. Der Lärm und das Rufen und Schreien der an den Feuerleitern und Spritzen arbeitenden Menschenmasse war groß. Alle Kräfte waren in Aufregung, man schien mit Gewalt siegen zu wollen. Ein wenig seitwärts, so nahe die Gluth es erlaubte, stand ein Mann im Mantel und Militair-Mütze, in der ruhigsten Fassung eine Cigarre rauchend. Er schien beim ersten Anblick ein müssiger Zuschauer zu seyn; allein er war es nicht. Personen gingen von ihm aus, denen er mit

Altes Theater in Weimar.
1779—1825.

Photogr. Verlag K. Schwier-Weimar.

Neues Theater in Weimar.
1825—1907.

wenigen Worten Befehle ertheilte die sogleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Carl August. Er hatte bald gesehen, daß das Gebäude selbst nicht zu retten war; er befahl daher es in sich zusammenzustürzen und alle nur entbehrlichen Spritzen gegen die Nachbarhäuser zu wenden die von der nahen Gluth sehr zu leiden hatten. Er schien in fürstlicher Resignation zu denken:

„Das brenne nieder! —
Schöner baut sich's wieder auf."

Er hatte nicht Unrecht. Das Theater war alt, keineswegs schön und lange nicht geräumig genug um ein sich mit jedem Jahre vergrössern-des Publicum zu fassen. Allein immerhin war es zu bedauern, gerade dieses Gebäude, an das sich für Weimar so viele Erinnerungen einer großen und lieben Vergangenheit knüpften, rettungslos verloren zu sehen.

Ich sah in schönen Augen viele Thränen die seinem Untergange flossen. Nicht weniger rührte mich ein Mitglied der Capelle. Er weinte um seine verbrannte Geige.

Als der Tag anbrach sah ich viele bleiche Gesichter. Ich bemerkte verschiedene junge Mädchen und Frauen der höheren Stände, die den Verlauf des Brandes die ganze Nacht abgewartet hatten, und nun in der kalten Morgenluft einiges Frösteln verspürten. Ich ging nach Hause um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente sagte mir er sey unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in seine Nähe rufen. Er streckte mir seine Hand entgegen. „Wir haben alle verloren, sagte er, allein was ist zu thun! Mein Wölfchen kam diesen Morgen früh an mein Bette. Er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen ansah, sagte er: So geht's den Menschen! — Was läßt sich weiter sagen als dieses Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu trösten suchte. Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf sagt: So geht's den Menschen. Ich habe die ganze Nacht wenig geschlafen; ich sah aus meinen vorderen Fenstern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel steigen. Sie mögen denken daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller, und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten."

Ich lobte ihn wegen seiner Vorsicht. Doch schien er mir nicht im geringsten schwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es schien mir vielmehr dieses im Bette Liegen eine alte Kriegslist zu seyn, die er bei irgend einem außerordentlichen Ereigniß anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Besuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhl vor seinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert, sagte er. Was wollt Ihr nun mit Euren Abenden anfangen."

Sie wissen, erwiederte ich, wie leidenschaftlich ich das Theater liebe. Als ich vor zwei Jahren hierher kam, kannte ich, außer drei bis vier Stücken die ich in Hannover gesehen, so gut wie gar nichts. Nun war mir alles neu, Personal wie Stücke; und da ich nun nach Ihrem Rath mich ganz den Eindrücken der Gegenstände hingab, ohne darüber viel denken und reflektiren zu wollen, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich diese beiden Winter im Theater die harmlosesten lieblichsten Stunden verlebt habe die mir je zu Theil geworden. Auch war ich in das Theater so vernarrt, daß ich nicht allein keine Vorstellung versäumte, sondern mir auch Zutritt zu den Proben verschaffte; ja, auch damit noch nicht zufrieden, konnte ich wohl am Tage, wenn ich im Vorbeigehen zufällig die Thüren offen fand, mich halbe Stunden lang auf die leeren Bänke des Parterr's setzen und mir Scenen imaginiren, die man etwa jetzt spielen könnte.

„Ihr seid eben ein verrückter Mensch, erwiederte Goethe lachend; aber so hab' ich's gerne. Wollte Gott das ganze Publicum bestände aus solchen Kindern! — Und im Grunde habt Ihr Recht, es ist was. Wer nicht ganz verwöhnt und hinlänglich jung ist, findet nicht leicht einen Ort wo es ihm so wohl seyn könnte als im Theater. Man macht an Euch gar keine Ansprüche, Ihr braucht den Mund nicht aufzuthun wenn Ihr nicht wollt, vielmehr sitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch alles bequem vorführen und Euch Geist und Sinne tractiren wie Ihr es nur wünschen könnt. Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst und was nicht noch alles! Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend und zwar auf bedeutender Stufe zusammenwirken, so giebt es ein Fest das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch Einiges schlecht und nur Einiges gut, so ist es immer noch mehr als ob man zum Fenster hinaussähe, oder in irgend

einer geschlossenen Gesellschaft beim Dampf von Cigarren eine Partie Whist spielte. Das Weimarische Theater ist, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu verachten; es ist immer noch ein alter Stamm aus unserer besten Zeit da, dem sich neuere frische Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produciren das reizt und gefällt und wenigstens den Schein eines Ganzen bietet."

Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren sehen mögen! versetzte ich.

„Das war freilich eine Zeit, erwiederte Goethe, die uns mit großen Avantagen zu Hülfe kam. Denken Sie sich, daß die langweilige Periode des französischen Geschmacks damals noch nicht gar lange vorbei und das Publicum noch keineswegs überreizt war, daß Shakspeare noch in seiner ersten Frische wirkte, daß die Opern von Mozart jung, und endlich daß die Schillerschen Stücke erst von Jahr zu Jahr hier entstanden und auf dem Weimarischen Theater, durch ihn selber einstudirt, in ihrer ersten Glorie gegeben wurden, und Sie können sich vorstellen, daß mit solchen Gerichten Alte und Junge zu traktiren waren und daß wir immer ein dankbares Publicum hatten."

Ältere Personen, bemerkte ich, die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen auf welcher Höhe das Weimarische Theater damals gestanden.

„Ich will nicht läugnen, erwiederte Goethe, es war etwas. — Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ und ich schalten und machen konnte wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Decorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas seyn um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund seyn und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, so wie alles Schreckliche, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet Schauspieler und Publicum damit zu verderben."

„Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stich gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben und machte jedem seine Rolle deutlich; ich war bei

den Hauptproben gegenwärtig und besprach mit ihnen wie etwas besser zu thun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am andern Tage alles was mir nicht recht erschienen."

„Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. — Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die besten und hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hiedurch geschah aber, daß auch die übrige höhere Weimarische Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für sie eine große innere wie äußere Cultur hervorgehen. Meine Schüler Wolf in Berlin so wie unser Dürand sind Leute von dem feinsten geselligen Takt. Herr Oels und Graff haben hinreichende höhere Bildung um der besten Gesellschaft Ehre zu machen."

„Schiller verfuhr in demselbigen Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem was gelungen und besprach sich über das was etwa das nächste Mal besser zu thun sey. Aber schon als Schiller bei uns eintrat fand er Schauspieler wie Publicum bereits im hohen Grade gebildet vor und es ist nicht zu läugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zu Gute kam."

Es machte mir viele Freude Goethe so ausführlich über einen Gegenstand sprechen zu hören, der für mich immer ein großes Interesse hatte und der besonders durch das Unglück dieser Nacht bei mir oben auf war.

Der heutige Brand des Hauses, sagte ich, in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren so viel Gutes gewirkt, beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche die für Weimar sobald nicht zurückkommen dürfte. Sie müssen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolg den es hatte viele Freude erlebt haben.

„Auch nicht geringe Last und Noth!" erwiederte Goethe mit einem Seufzer.

Es mag schwer seyn, sagte ich, ein so vielköpfiges Wesen in gehöriger Ordnung zu halten.

„Sehr viel, erwiederte Goethe, ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe. Das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehn der Person gilt."

„Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüthen, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, das leicht in den Fall kommen konnte mich partheiisch zu machen. Das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es errathen. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmuth der Seele waren. — Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: nicht weiter! — Ich kannte meine Stellung und wußte was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Cheff einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches persönliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden seyn wie ein Compaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magneten an seiner Seite hat."

„Dadurch aber daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner Selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung ohne welche jede Autorität sehr bald dahin ist."

Dieses Bekenntniß Goethes war mir sehr merkwürdig. Ich hatte bereits von Andern etwas Ähnliches über ihn vernommen und freute mich, jetzt aus seinem eigenen Munde die Bestätigung zu hören. Ich liebte ihn mehr als je und verließ ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Ich ging nach der Brandstelle zurück, wo aus dem großen Trümmerhaufen noch Flammen und Qualmsäulen emporstiegen. Man war noch fortwährend mit Löschen und Auseinanderzerren beschäftigt. Ich fand in der Nähe angebrannte Stücke einer geschriebenen Rolle. Es waren Stellen aus Goethes Tasso.

Donnerstag den 24. März 1825. Bei Goethe zu Tisch. Der Verlust des Theaters bildete fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden die sie in dem alten Hause genossen. Sie hatten sich aus dem Schutt einige Reliquien gesucht, die sie für unschätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber diese Stücke sollten

gerade von der Stelle seyn, wo sie auf dem Balcon ihre Plätze gehabt!

„Die Hauptsache ist, sagte Goethe, daß man sich schnell fasse und sich so schnell als möglich wieder einrichte. — Ich würde schon in nächster Woche wieder spielen lassen. Im Fürstenhause, oder im großen Saale des Stadthauses, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pause eintreten, damit das Publicum für seine langweiligen Abende sich nicht erst andere Ressourcen suche."

Aber von Decorationen ist ja so gut wie gar nichts gerettet! bemerkte man.

„Es bedarf keiner vielen Decorationen, erwiederte Goethe. Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch ist gar nicht nöthig daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganze. Die Hauptsache ist, daß man Sachen wähle bei denen kein großer Ortswechsel statt findet. Irgend ein einactiges Lustspiel, oder eine einactige Posse oder Operette. Dann irgend eine Arie, irgend ein Duett, irgend ein Finale einer beliebten Oper, — und Ihr werdet schon ganz passabel zufrieden seyn. Es ist nur daß der April leidlich vorübergehe, im May habt Ihr schon die Sänger des Waldes."

„Indessen, fuhr Goethe fort, werdet Ihr das Schauspiel haben im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorsteigen zu sehen. Dieser Brand ist mir sehr merkwürdig. Ich will Euch nur verrathen, daß ich die langen Abendstunden des Winters mich mit Coudray beschäftigt habe den Riß eines für Weimar passenden neuen sehr schönen Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnitts-Risse kommen lassen, und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zu Stande gebracht, der sich wird können sehen lassen. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden, und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil uns sehr merkwürdigerweise so durchaus vorbereitet findet."

Wir begrüßten diese Nachricht Goethes mit großer Freude.

„In dem alten Hause, fuhr Goethe fort, war für den Adel gesorgt durch den Balcon, und für die dienende Klasse und jungen Handwerker durch die Gallerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewissen Stücken das Parterre durch die Studenten eingenommen war, so wußten jene nicht wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parket waren nicht hin-

reichend. Jetzt haben wir besser gesorgt. Wir lassen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwischen Balkon und Gallerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir sehr viel Platz ohne das Haus sonderlich zu vergrössern."

Wir freuten uns dieser Nachricht und lobten Goethe, daß er es so gut mit dem Theater und Publicum im Sinne habe.

Um auch meinerseits für das hübsche künftige Theater etwas zu thun ging ich nach Tisch mit meinem Freunde Robert Doolan nach Oberweimar, wo wir in der dortigen Schenke bei einer Tasse Caffe anfingen nach der Iphigenie des Metastasio einen Operntext zu bilden. Unser Erstes war, vor allen Dingen den Comödienzettel zu schreiben und das Stück mit den beliebtesten Sängern und Sängerinnen des Weimarischen Theaters zu besetzen. Große Freude machte uns dieß. Es war fast als säßen wir schon wieder vor dem Orchester. Dann fingen wir wirklich in allem Ernste an und vollendeten einen großen Theil des ersten Actes.

Sonntag den 27. März 1825. Bei Goethe zu Tisch in grösserer Gesellschaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Es war so wie er uns vor einigen Tagen gesagt hatte, der Riß versprach sowohl für das Äußere als das Innere ein sehr schönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein so hübsches Theater auch schöne Decorationen und bessere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Personal anfange nach und nach lückenhaft zu werden, und daß sowohl für das Schauspiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagirt werden. Zugleich aber verhehlte man sich nicht, daß alles dieses mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden sey, wozu die bisherigen Mittel der Kasse nicht reichen dürften.

„Ich weiß recht gut, fiel Goethe ein, man wird, unter dem Vorwand die Kasse zu schonen, einige Persönchen engagiren die nicht viel kosten. Aber man denke nur nicht mit solchen Maßregeln der Kasse zu nützen. Nichts schadet der Kasse mehr als in solchen wesentlichen Dingen sparen zu wollen. Man muß daran denken jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da thut ein junger Sänger, eine junge Sängerin, ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit sehr viel. Ja stände ich noch an der Spitze der Leitung ich würde jetzt zum Besten der Kasse noch einen Schritt weiter gehen, und Ihr solltet erfahren, daß mir das nöthige Geld nicht ausbliebe."

Man fragte Goethe was er zu thun im Sinne habe.

„Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden, erwiederte er. Ich würde auch die Sonntage spielen lassen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigstens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte schlimm seyn, wenn die Kasse dabei nicht jährlich zehn bis funfzehn Tausend Thaler gewinnen sollte."

Diesen Ausweg fand man sehr praktisch. Es kam zur Erwähnung, daß die große arbeitende Klasse, die an den Wochentagen gewöhnlich bis spät in die Nacht beschäftiget sey, den Sonntag als einzigen Erholungstag habe, wo sie denn das edlere Vergnügen des Schauspiels dem Tanz und Bier in einer Dorfschenke sicher vorziehen würde. Auch war man der Meinung, daß sämmtliche Pächter und Gutsbesitzer, so wie die Beamten und wohlhabenden Einwohner der kleinen Städte in der Umgegend, den Sonntag als einen erwünschten Tag ansehen würden um in das Weimarische Theater zu fahren. Auch sey bisher der Sonntagabend in Weimar für jeden der nicht an Hof gehe, oder nicht Mitglied eines glücklichen Familienkreises oder einer geschlossenen Gesellschaft sey, sehr schlimm und langweilig; denn der Einzelne wisse nicht wohin. Und doch mache man Ansprüche, als müsse am Abend eines Sonntags sich irgend ein Ort finden lassen, wo es einem wohl sey und man die Plage der Woche vergesse.

Goethes Gedanke, auch die Sonntage spielen zu lassen, wie es in den übrigen deutschen Städten üblich, fand also die vollkommenste Zustimmung und ward als ein sehr glücklicher begrüßt. Nur erhob sich ein leiser Zweifel, ob es auch dem Hofe recht seyn würde.

„Der Weimarische Hof, erwiederte Goethe, ist zu gut und weise, als daß er eine Maßregel hindern sollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anstalt gereicht. Der Hof wird gewiß gerne das kleine Opfer bringen und seine Sonntags-Soiréen auf einen anderen Tag verlegen. Wäre dieß aber nicht annehmlich, so gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedieß nicht gerne sieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet sind und ganz trefflich die Kasse füllen."

Das Gespräch wendete sich auf die Schauspieler, und es ward über den Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte sehr viel hin und wieder geredet.

„Ich habe in meiner langen Praxis, sagte Goethe, als Hauptsache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einstudiren lassen solle, wovon man nicht einen guten Succeß auf Jahre

hin mit einiger Bestimmtheit voraussieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften die das Einstudiren eines fünfactigen Stückes oder gar eine Oper von gleicher Länge in Anspruch nimmt. Ja, Ihr Lieben, es gehört viel dazu ehe ein Sänger eine Partie durch alle Scenen und Acte durchaus inne habe, und sehr viel ehe die Chöre gehen wie sie gehen müssen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen wenn ich höre wie leichtsinnig man oft den Befehl zum Einstudiren einer Oper giebt von deren Succeß man eigentlich durchaus nichts weiß und wovon man nur durch einige sehr unsichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutschland schon ganz leidliche Posten besitzen, ja sogar anfangen Schnellposten zu bekommen, so würde ich bei der Nachricht von irgend einer auswärts gegebenen und gepriesenen neuen Oper den Regisseur oder ein anderes zuverlässiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle schicken, damit er sich durch seine persönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die gepriesene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern unsere Kräfte dazu hinreichen oder nicht. Die Kosten einer solchen Reise kommen gar nicht in Betracht in Vergleich der enormen Vortheile, die dadurch erreicht, und der unseligen Mißgriffe die dadurch verhütet werden."

„Und dann, ist einmal ein gutes Stück oder eine gute Oper einstudirt, so soll man sie, in kurzen Zwischenpausen, so lange hinter einander geben als sie irgend zieht und irgend das Haus füllet. Dasselbe gilt von einem guten älteren Stück oder einer guten älteren Oper, die vielleicht seit Jahr und Tag geruhet hat und nun gleichfalls eines nicht ganz geringen erneuten Studiums bedurfte um wieder mit Succeß gegeben werden zu können. Eine solche Vorstellung soll man in kurzen Zwischenpausen gleichfalls so oft wiederholen als das Publicum irgend sein Interesse daran zu erkennen giebt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unsäglicher Mühe einstudirtes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchstens zweimal sehen zu wollen, oder auch zwischen solchen Wiederholungen lange Zeiträume von sechs bis acht Wochen verstreichen zu lassen, wo denn immer wieder ein neues Studium nöthig wird, ist ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch der Kräfte des ausübenden Personals, der gar nicht zu verzeihen ist."

Goethe schien diese Angelegenheit so wichtig zu halten und sie schien ihm so sehr am Herzen zu liegen daß er darüber in

eine Wärme gerieth wie sie ihn bei seiner großen Ruhe selten anwandelt.

„In Italien, fuhr Goethe fort, giebt man eine und dieselbige Oper vier bis sechs Wochen lang jeden Abend und die italienischen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Änderung. Der gebildete Pariser sieht die classischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt meine Iphigenie und meinen Tasso zu geben; allein wie oft? — Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publicum findet sie langweilig. Sehr begreiflich. Die Schauspieler sind nicht geübt die Stücke zu spielen und das Publicum ist nicht geübt sie zu hören. Würden die Schauspieler durch öftere Wiederholung sich in ihre Rollen so hineinspielen, daß die Darstellung ein Leben gewönne als wäre es nicht eingelernt, sondern als entquölle alles aus ihrem eigenen Herzen, so würde das Publicum sicher auch nicht ohne Interesse und ohne Empfindung bleiben."

„Ich hatte wirklich einmal den Wahn als sey es möglich ein deutsches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn als könne ich selber dazu beitragen und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine Iphigenie und meinen Tasso und dachte in kindischer Hofnung so würde es gehen. — Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. — Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich Euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und den Tasso geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie gesagt, es fehlten die Schauspieler um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen und es fehlte das Publicum dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen."

Mittwoch den 30. März 1825. Abends großer Thee bei Goethe, wo ich außer den hiesigen jungen Engländern auch einen jungen Amerikaner fand. Auch hatte ich die Freude Gräfin Julie von Egloffstein zu sehen und mit ihr allerlei gute Unterhaltung zu führen.

Mittwoch den 6. April 1825. Man hatte Goethes Rath befolgt und spielte heute Abend zuerst im großen Saale des Stadthauses, und zwar gab man kleine Sachen und Bruchstücke, wie das beschränkte Local und der Mangel an Decorationen es bedingte. Die kleine Oper, „das Hausgesinde", gelang vollkommen so gut wie im Theater. Sodann ein beliebtes Quartett aus der Oper „Graf von Gleichen" von Eberwein ward mit entschiedenem Beifall aufgenommen.

Unser erster Tenor, Herr Moltke, sang darauf ein oft vernommenes Lied aus der Zauberflöte, worauf, nach einer Pause, das große Finale des ersten Actes von Don Juan mächtig eintrat und so dieses heutige erste Surrogat eines Abends im Theater grandios und würdig beschloß.

Sonntag den 10. April 1825. Bei Goethe zu Tisch. „Ich habe Euch die gute Nachricht zu vermelden, sagte er, daß der Großherzog unsern Riß des neuen Theaters genehmigt hat und daß mit Legung des Grundes ungesäumt begonnen wird."

Ich war über diese Eröffnung sehr froh.

„Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen, fuhr Goethe fort, allein wir sind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei sehr viel dem Geheimenrath Schweitzer zu verdanken, der, wie sich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Gesinnung treu auf unserer Seite stand. Der Riß ist vom Großherzog eigenhändig unterschrieben und erleidet nunmehr keine weitere Änderung. Freuet Euch also, denn Ihr bekommt ein sehr gutes Theater."

Donnerstag den 14. April 1825. Abends bei Goethe. Da unsere Gespräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, so fragte ich ihn nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neuen Mitgliedes verfahren.

„Ich könnte es kaum sagen, erwiederte Goethe. Ich verfuhr sehr verschieden. Ging dem neuen Schauspieler ein bedeutender Ruf voran, so ließ ich ihn spielen und sah wie er sich zu den andern passe, ob seine Art und Weise unser Ensemble nicht störe, und ob durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Mensch, der zuvor noch keine Bühne betreten, so sah ich zunächst auf seine Persönlichkeit, ob ihm etwas für sich Einnehmendes, Anziehendes inwohne, und vor allen Dingen, ob er sich in der Gewalt habe. Denn ein Schauspieler, der keine Selbstbeherrschung besitzt und sich einem Fremden gegenüber nicht so zeigen kann wie er es für sich am günstigsten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verläugnen seiner selbst und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske! —"

„Wenn mir nun sein Äußeres und sein Benehmen gefiel, so ließ ich ihn lesen, um sowohl die Kraft und den Umfang seines Organs als auch die Fähigkeiten seiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu sehen, ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig; dann

etwas Leidenschaftliches, Wildes, um seine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verständigem, Geistreichen, Ironischen, Witzigen über, um zu sehen wie er sich bei solchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geistes besitze. Dann gab ich ihm etwas worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargestellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in seiner Gewalt habe."

„Genügte er mir nun in allen diesen mannigfaltigen Richtungen, so hatte ich gegründete Hofnung, aus ihm einen sehr bedeutenden Schauspieler zu machen. War er in einigen Richtungen entschieden besser als in andern, so merkte ich mir das Fach, für welches er sich vorzugsweise eigne. Auch kannte ich jetzt seine schwachen Seiten und suchte bei ihm vor allen dahin zu wirken, daß er diese stärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und sogenannte Provincialismen, so drang ich darauf daß er sie ablege und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieses nicht der Fall, so übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeister."

„War er nun so weit um auftreten zu können, so gab ich ihm zunächst solche Rollen, die seiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er sich selber spiele. Erschien er mir nun etwas zu feuriger Natur, so gab ich ihm phlegmatische, erschien er mir aber zu ruhig und langsam, so gab ich ihm feurige rasche Charactere, damit er lernte sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen."

Die Unterhaltung wendete sich auf die Besetzung von Stücken, wobei Goethe unter andern folgendes aussprach, welches mir merkwürdig erschien.

„Es ist ein großer Irrthum, sagte er, wenn man denkt ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauspielern besetzen zu können. Ein Stück zweiten, dritten Ranges kann durch Besetzung mit Kräften ersten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauspielern zweiten, dritten Ranges besetze, so wundere man sich nicht wenn die Wirkung vollkommen null ist."

„Schauspieler secondärer Art sind ganz vortrefflich in großen Stücken. Sie wirken dann wie in einem Gemälde, wo die Figuren im Halbschatten ganz herrliche Dienste thun, um diejenigen welche das volle Licht haben, noch mächtiger erscheinen zu lassen."

Sonnabend den 16. April 1825. Bei Goethe zu Tisch mit D'Alton, dessen Bekanntschaft ich vorigen Sommer in Bonn gemacht und welchen wieder zu sehen ich große Freude hatte. D'Alton ist ganz ein Mann nach Goethes Sinne; auch findet zwischen Beiden ein sehr schönes Verhältniß statt. In seiner Wissenschaft erscheint er von großer Bedeutung, so daß Goethe seine Äußerungen werth hält und jedes seiner Worte beachtet. Dabei ist D'Alton als Mensch liebenswürdig, geistreich, und von einer Redegabe und einer Fülle hervorquellender Gedanken, daß er wohl Wenige seines Gleichen hat und man nicht satt wird ihm zuzuhören.

Goethe, der in seinen Bestrebungen, die Natur zu ergründen, gern das All umfassen möchte, steht gleichwohl gegen jeden einzelnen Naturforscher von Bedeutung, der ein ganzes Leben einer speciellen Richtung widmet, im Nachtheil. Bei diesem findet sich die Beherrschung eines Reiches unendlichen Details, während Goethe mehr in der Anschauung allgemeiner großer Gesetze lebt. Daher kommt nun, daß Goethe, der immer irgend einer großen Synthese auf der Spur ist, dem aber, aus Mangel an Kenntniß der einzelnen Facta, die Bestätigung seiner Ahndungen fehlt, mit so entschiedener Liebe jedes Verhältniß zu bedeutenden Naturforschern ergreift und festhält. Denn bei ihnen findet er was ihm mangelt, bei ihnen findet er die Ergänzung dessen was bei ihm selber lückenhaft geblieben. Er wird nun in wenigen Jahren achtzig Jahre alt, aber des Forschens und Erfahrens wird er nicht satt. In keiner seiner Richtungen ist er fertig und abgethan; er will immer weiter, immer weiter! immer lernen, immer lernen! und zeigt sich eben dadurch als ein Mensch von einer ewigen, ganz unverwüstlichen Jugend.

Diese Betrachtungen wurden bei mir diesen Mittag bei seiner lebhaften Unterhaltung mit D'Alton angeregt. D'Alton sprach über die Nagethiere und die Bildungen und Modificationen ihrer Skelette, und Goethe konnte nicht satt werden immer noch mehr einzelne Facta zu vernehmen.

Mittwoch den 27. April 1825. Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen lassen. „Ehe wir fahren, sagte er, will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten, und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt."

„Daß Du der Mann nicht bist, schreibt Zelter unter andern, dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht den fressen die Ziegen. Das

möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde wir haben's erlebt, ja erleben es."

Goethe sah mich an und wir lachten. „Zelter ist brav und tüchtig, sagte er, aber er kommt mitunter in den Fall mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben."

„Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! — Allein hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehn tausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede seyn, und nun gar von einem Volks-Theater! — Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten bis das Weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater füllen und ein Theater bauen und erhalten zu können."

Es war indessen angespannt und wir fuhren in den untern Garten. Der Abend war still und milde, fast etwas schwül, und es zeigten sich große Wolken, die sich gewitterhaft zu Massen zusammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goethe still neben mir, scheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indeß auf die Töne der Amsel und Drossel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eschen jenseit der Ilm dem sich bildenden Gewitter entgegen sangen.

Goethe ließ seine Blicke umher schweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Wegs und auf der Wiese wie an Büschen und Hecken mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen wie der Abend es verspricht, sagte er, und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder daseyn."

Indessen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es gerathen wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben, sagte er als wir an seiner Wohnung abstiegen, so gehen Sie wohl mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir." Welches denn mit großer Freude von mir geschah.

Zelters Brief lag noch auf dem Tische. „Es ist wunderlich, gar wunderlich, sagte Goethe, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth! — Ich wüßte nicht, daß

ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes seyn. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht, und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, eben so wenig als ich ein Freund eines Ludwigs des funfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? — Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders?"

„Sie wissen wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte, ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß."

„Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Thor genug um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde; zufrieden, wenn ich sehe wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich wenn ich im May die Knospe sehe, und bin glücklich wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegen reicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser."

„Nun heißt es wieder, ich sey ein Fürstendiener, ich sey ein Fürstenknecht. — Als ob damit etwas gesagt wäre! — Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? — Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? — Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte etwas zu thun und auszuführen das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre den Zustand des Einzelnen zu verbessern. — Für sich persönlich was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! — Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? — Man gehe nur in unsere See-

städte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden als die seinigen."

„Wir werden, fuhr Goethe fort, diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit funfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter als ein beständiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! — Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht seyn, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Freitag den 29. April 1825. Der Bau des neuen Theaters war diese Zeit her rasch vorgeschritten, die Grundmauern stiegen schon überall empor und ließen ein baldiges sehr schönes Gebäude hoffen.

Heute aber, als ich den Bauplatz besuchte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Arbeit eingestellt war; auch hörte ich gerüchtweise, daß eine andere Partei gegen Goethes und Coudray's Plan noch endlich obgesiegt habe, daß Coudray von der Leitung des Baues zurücktrete und daß ein anderer Architekt nach einem neuen Riß den Bau ausführen und den bereits gelegten Grund danach ändern würde.

Dieses zu sehen und zu hören betrübte mich tief; denn ich hatte mich mit Vielen darauf gefreut, in Weimar ein Theater entstehen zu sehen, das nach Goethes praktischer Ansicht von einer zweckmäßigen innern Einrichtung ausgeführt und hinsichtlich der Schönheit seinem hochgebildeten Geschmack gemäß seyn würde.

Aber auch wegen Goethe und Coudray betrübte es mich, die durch dieses Weimarische Ereigniß sich beide mehr oder weniger verletzt fühlen mußten.

Sonntag den 1. May 1825. Bei Goethe zu Tisch. Es ist zu denken daß der veränderte Theaterbau das Erste war das zwischen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie gesagt, gefürchtet, daß die höchst unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! — Ich fand ihn in der mildesten heitersten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

„Man hat, sagte er, dem Großherzog von Seiten des Kosten-Punktes und großer Ersparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen gesucht und es ist ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht seyn. Ein neues Theater ist am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen den irgend ein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand steckt. Damit tröste ich mich.

Goethe mit seinem Sekretär John im Arbeitszimmer.

Nach einem Gemälde von Jos. Schmeller.

Übrigens ein Bißchen mehr oder weniger, ein Bißchen auf oder ab, ist nicht der Rede werth. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so wie ich es mir gewünscht und mir gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen."

„Der Großherzog, fuhr Goethe fort, äußerte gegen mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architektonisches Prachtwerk zu seyn; wogegen im Ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es sey doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe Geld zu verdienen. Diese Ansicht klingt beim ersten Anhören etwas materiell, allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu seinen Kosten kommen, sondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, so muß eben alles durchaus ganz vortrefflich seyn. Es muß die beste Leitung an der Spitze haben, die Schauspieler müssen durchweg zu den Besten gehören, und man muß fortwährend so gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das ist aber mit wenigen Worten sehr viel gesagt und fast das Unmögliche.

Die Ansicht des Großherzogs, sagte ich, mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, scheint also eine durchaus praktische zu seyn, indem in ihr eine Nöthigung liegt, sich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten.

„Shakspeare und Moliere, erwiederte Goethe, hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit sie aber diesen ihren Hauptzweck erreichten, mußten sie dahin trachten, daß fortwährend alles im besten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da sey das reize und anlocke. Das Verbot des Tartüff war für Moliere ein Donnerschlag; aber nicht sowohl für den Poeten als für den Director Moliere, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu sorgen hatte und der sehen mußte wie er für sich und die Seinigen Brod schaffe."

„Nichts, fuhr Goethe fort, ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direction so gestellt ist, daß eine grössere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt, und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theater-

Kasse gefehlt hat, am Ende desselben aus irgend einer anderen Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder Nachtheile sie nicht nöthigen. Nun ist zwar nicht zu verlangen, daß ein Theater in einer Stadt wie Weimar sich selbst erhalten solle, und daß kein jährlicher Zuschuß aus der fürstlichen Kasse nöthig sey. Allein es hat doch alles sein Ziel und seine Grenze, und einige tausend Thaler jährlich mehr oder weniger sind doch keineswegs eine gleichgültige Sache, besonders da die geringere Einnahme und das Schlechterwerden des Theaters natürliche Gefährten sind, und also nicht bloß das Geld verloren geht, sondern die Ehre zugleich."

„Wäre ich der Großherzog, so würde ich künftig, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direction, als jährlichen Zuschuß ein für allemal eine feste Summe bestimmen; ich würde etwa den Durchschnitt der Zuschüsse der letzten zehn Jahre ermitteln lassen, und danach eine Summe ermäßigen die zu einer anständigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieser Summe müßte man haushalten. — Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und sagen: wenn der Director mit seinen Regisseuren durch eine kluge und energische Leitung es dahin bringt, daß die Kasse am Ende des Jahres einen Überschuß hat, so soll von diesem Überschuß dem Director, den Regisseuren und den vorzüglichsten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zu Theil werden. Da solltet Ihr einmal sehen, wie es sich regen und wie die Anstalt aus dem Halbschlafe in welchen sie nach und nach gerathen muß, erwachen würde!"

„Unsere Theatergesetze, fuhr Goethe fort, haben zwar allerlei Strafbestimmungen, allein sie haben kein einziges Gesetz das auf Ermunterung und Belohnung ausgezeichneter Verdienste ginge. Dieß ist ein großer Mangel. Denn wenn mir bei jedem Versehen ein Abzug von meiner Gage in Aussicht steht, so muß mir auch eine Ermunterung in Aussicht stehen, wenn ich mehr thue als man eigentlich von mir verlangen kann. Dadurch aber, daß Alle mehr thun als zu erwarten und zu verlangen, kommt ein Theater in die Höhe."

Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike traten herein, Beide wegen des schönen Wetters sehr anmuthig sommerhaft gekleidet. Die Unterhaltung über Tisch war leicht und heiter. Man sprach über allerlei Vergnügungspartieen der vergangenen Woche, so wie über Aussichten ähnlicher Art für die nächste.

„Wenn wir die schönen Abende behalten, sagte Frau v. Goethe, so hätte ich große Lust in diesen Tagen im Park beim Gesang der Nachtigallen einen Thee zu geben. Was sagen Sie, lieber Vater?" „Das könnte sehr artig seyn! erwiederte Goethe." „Und Sie, Eckermann, sagte Frau v. Goethe, wie steht's mit Ihnen? Darf man Sie einladen?" — „Aber Ottilie! fiel Fräulein Ulrike ein, wie kannst Du nur den Doctor einladen! — Er kommt ja doch nicht; und wenn er kommt, so sitzt er wie auf Kohlen und man sieht es ihm an daß seine Seele wo anders ist und daß er je eher je lieber wieder fort möchte." Wenn ich ehrlich sagen soll, erwiederte ich, so streife ich freilich lieber mit Doolan im Felde umher. Thee und Theegesellschaft und Theegespräch widerstrebt meiner Natur so sehr, daß es mir schon unheimlich wird wenn ich nur daran denke. „Aber, Eckermann! sagte Frau v. Goethe, bei einem Thee im Park sind Sie ja im Freien und ganz in Ihrem Element." Im Gegentheil! sagte ich. Wenn ich der Natur so nahe bin, daß ich alle Düfte wittere und doch nicht eigentlich hineinkann, so wird es mir ungeduldig wie einer Ente, die man in die Nähe des Wassers bringt, aber am Hineintauchen hindert. „Sie könnten auch sagen, bemerkte Goethe lachend, es würde Ihnen zu Sinne wie einem Pferde, das seinen Kopf zum Stalle hinausstreckt und auf einer gedehnten Weidenfläche vor sich andere Pferde frei umherjagen sieht. Es riecht zwar alle Wonne und Freiheit der frischen Natur, aber es kann nicht hinein. Doch laßt nur den Eckermann, er ist wie er ist und Ihr macht ihn nicht anders. Aber sagen Sie, mein Allerbester, was treiben Sie denn mit Ihrem Doolan die schönen langen Nachmittage im freien Felde?" Wir suchen irgend ein einsames Thal, sagte ich, und schießen mit Pfeil und Bogen. „Hm! sagte Goethe, das mag kein schlechtes Vergnügen seyn." Es ist herrlich, sagte ich, um die Gebrechen des Winters los zu werden. „Wie aber in aller Welt, sagte Goethe, sind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen?" Zu den Pfeilen, erwiederte ich, habe ich mir in dem Feldzuge von 1814 ein Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen ist dort allgemein. Es ist keine Stadt so gering, die nicht ihre Bogen-Gesellschaften hätte. Sie haben ihren Stand in irgend einer Schenke, ähnlich unseren Kegelbahnen, und vereinigen sich gewöhnlich spät am Nachmittage, wo ich ihnen oft mit dem größten Vergnügen zugesehen. Was waren das für wohlgewachsene Männer und was für malerische Stellungen wenn sie die Senne

zogen! — Wie waren die Kräfte entwickelt, und wie waren sie geschickte Treffer! — Sie schossen gewöhnlich in einer Entfernung von sechzig bis achtzig Schritt nach einer Papierscheibe auf einer nassen Lehmwand; sie schossen rasch hinter einander und ließen die Pfeile stecken. Und da war es nicht selten, daß von funfzehn Pfeilen fünf im Zentrum staken, von der Größe eines Thalers, und die übrigen in der Nähe umher. Wenn Alle geschossen hatten, gingen sie hin und jeder zog seinen Pfeil aus der weichen Wand und das Spiel ging von vorne. Ich war damals für dieses Bogenschießen so begeistert, daß ich dachte es sey etwas Großes es in Deutschland einzuführen, und ich war so dumm, daß ich glaubte es sey möglich. Ich handelte wiederholt auf einen Bogen, allein unter zwanzig Franken war keiner zu haben, und wie sollte ich armer Feldjäger so viel Geld auftreiben! Ich beschränkte mich daher auf einen Pfeil als das wichtigere und künstlichere, den ich in einer Fabrik zu Brüssel für einen Franken kaufte, und neben einer Zeichnung als meine einzige Eroberung mit in meine Heimat brachte.

„Das sieht Ihnen ähnlich, erwiederte Goethe. Aber denken Sie nur nicht man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigsten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künste. Aber ich kann mir denken, es mag schön seyn dieses Brabanter Schießen. Unser deutsches Kegelbahn-Vergnügen erscheint dagegen roh und ordinär und hat sehr viel vom Philister."

Das Schöne beim Bogenschießen ist, erwiederte ich, daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anspruch nimmt. Da ist der linke Arm, der den Bogen hinaushält, straff, stark und ohne Wanken; da ist der rechte, der mit dem Pfeil die Senne zieht und nicht weniger kräftig seyn muß. Zugleich beide Füße und Schenkel strack zum Boden gestreckt, dem Oberkörper als feste Basis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halses und Nackens, alles in hoher Spannung und Thätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude wenn der Pfeil hinaussizsicht und im erwünschten Ziele steckt! Ich kenne keine körperliche Übung, die nur irgend damit zu vergleichen.

„Es wäre etwas für unsere Turn-Anstalten, versetzte Goethe. Und da sollte es mich nicht wundern wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutschland tüchtige Bogenschützen zu Tausenden hätten. Überhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks

wie des Characters. Seid aber klug und fanget in den Schulen an und es wird gehen."

Aber unsere deutschen Turnlehrer, erwiederte ich, wissen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen.

„Nun, antwortete Goethe, da mögen sich einige Turnanstalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen lassen. Oder sie mögen auch einige hübsche wohlgewachsene junge Turner nach Brabant schicken, daß sie sich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen wie man die Bogen schnitze und die Pfeile mache. Diese könnten dann in deutschen Turnanstalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die sich bald bei dieser Anstalt eine Zeitlang aufhielten und bald bei einer andern."

„Ich bin, fuhr Goethe fort, den deutschen Turn-Übungen durchaus nicht abgeneigt. Umsomehr hat es mir leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genöthigt sahen sie zu beschränken, oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe daß man die Turnanstalten wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studirende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nöthige Thatkraft zugleich. Aber sagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Also einen Pfeil haben Sie sich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn sehen."

Er ist längst verloren, erwiederte ich. Aber ich hatte ihn so gut in Gedanken, daß es mir gelungen ist ihn wieder herzustellen und zwar statt des Einen ein ganzes Dutzend. Das war aber gar nicht so leicht als ich mir dachte, und ich habe dabei allerlei vergebliche Versuche gemacht und allerlei Mißgriffe gethan, aber eben dadurch endlich auch allerlei gelernt. Zuerst kam es auf den Schaft an, und zwar daß dieser grade sey und nach einiger Zeit sich nicht werfe; sodann daß er leicht sey und zugleich so fest, daß er bei dem Anprallen an einen harten Gegenstand nicht zersplittere. Ich machte Versuche mit dem Holz der Pappel, dann der Fichte, dann der Birke; aber es erwies sich alles in einer oder der anderen Hinsicht als mangelhaft und war nicht das was es seyn sollte. Dann machte ich Versuche mit dem Holz der Linde und zwar aus einem schlanken, grade gewachsenen Stammende, und ich fand durchaus was ich wünschte und suchte. Ein solcher Pfeilschaft war

leicht, grade, und fest wegen sehr feiner Faser. Nun war das Nächste das untere Ende mit einer Hornspitze zu versehen, aber es zeigte sich bald, daß nicht jedes Horn tauglich und daß es aus dem Kerne geschnitten seyn müsse um beim Schuß auf einen harten Gegenstand nicht zu zersplittern. Das Schwierigste und Künstlichste war aber jetzt noch zu thun, nämlich den Pfeil zu befiedern. Was habe ich da gepfuscht und für Mißgriffe gethan ehe es mir gelang und ich es darin zu einiger Geschicklichkeit brachte!

„Nicht wahr, sagte Goethe, die Federn werden nicht in den Schaft eingelassen, sondern aufgeleimt?"

Sie werden aufgeleimt, erwiederte ich; aber das muß so fest, zierlich und gut geschehen, daß es aussieht als wären sie mit dem Schafte eins und aus ihm hervorgewachsen. Auch ist es nicht gleichgültig welchen Leim man nimmt. Ich habe gefunden, daß Hausenblase, einige Stunden in Wasser eingeweicht und dann mit etwas hinzugegossenem Spiritus über gelindem Kohlenfeuer schleimartig aufgelöst, das Beste war. Auch sind die aufzuleimenden Federn nicht von einerlei Brauchbarkeit. Zwar sind die abgezogenen Fahnen der Schwungfedern jedes großen Vogels gut, doch habe ich die rothen Flügelfedern des Pfau, die großen Federn des Truthahn, besonders aber die starken und prächtigen von Adler und Trappe als die vorzüglichsten gefunden.

„Ich höre dieses alles mit großem Interesse, sagte Goethe. Wer Sie nicht kennt sollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen so lebendig wären. Aber sagen Sie mir nun auch wie Sie zu einem Bogen gekommen."

Ich habe mir selber einige gemacht, erwiederte ich. Aber dabei anfänglich auch wieder ganz entsetzlich gepfuscht. Dann habe ich mich mit Tischlern und Wagnern berathen, alle Holzarten der hiesigen Gegend durchprobirt und bin nun endlich zu ganz guten Resultaten gekommen. Ich hatte bei der Wahl des Holzes dahin zu trachten, daß der Bogen sich weich aufziehe, daß er rasch und stark zurückschnelle, und daß die Federkraft von Dauer. Ich machte zuerst Versuche mit der Esche, und zwar dem astlosen Stamm einer etwa zehnjährigen von der Dicke eines mäßigen Armes. Ich kam aber beim Ausarbeiten auf den Kern, welches nicht gut war und wo ich das Holz grob und lose fand. Man rieth mir darauf einen Stamm zu nehmen, der stark genug sey um ihn schlachten zu können, und zwar zu vier Theilen.

„Schlachten, fragte Goethe, was ist das?"

Es ist ein Kunstausdruck der Wagner, erwiederte ich, und heißt soviel als spalten, und zwar wird dabei ein Keil durch den Stamm der Länge nach von einem Ende bis zum andern durchgetrieben. War nun der Stamm grade gewachsen, ich meine: strebte die Faser in grader Richtung aufwärts, so werden auch die geschlachteten Stücke grade seyn und sich durchaus zum Bogen eignen. War aber der Stamm gewunden, so werden die geschlachteten Stücke, indem der Keil der Faser nachgeht, eine gekrümmte gewundene Richtung haben und zum Bogen nicht zu gebrauchen seyn.

„Wie wäre es aber, sagte Goethe, wenn man einen solchen Stamm mit der Säge in vier Theile schnitte? da bekäme man doch auf jeden Fall grade Stücke."

Man würde, erwiederte ich, bei einem Stamm mit etwas gewundener Richtung die Faser durchschneiden, und das würde die Theile zu einem Bogen durchaus unbrauchbar machen.

„Ich begreife, sagte Goethe: ein Bogen mit durchschnittener Faser würde brechen. Doch erzählen Sie weiter, die Sache interessirt mich."

Ich machte also, fuhr ich fort, meinen zweiten Bogen aus einem Stück geschlachteter Esche. Es war an der Rückseite keine Faser durchschnitten, der Bogen war stark und fest, aber es zeigte sich der Fehler, daß er beim Aufziehen nicht weich sondern hart war. „Sie werden, sagte der Wagner, ein Stück Samen-Esche genommen haben, welches immer ein sehr steifes Holz ist; nehmen Sie aber von der zähen, wie sie bei Hopfgarten und Zimmern wächst, so wird es besser gehen." Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß zwischen Esche und Esche ein großer Unterschied, und daß bei allen Holzarten sehr viel auf den Ort und auf den Boden ankomme, wo sie gewachsen. Ich erfuhr, daß das Holz des Ettersberges als Nutzholz wenigen Werth habe; daß dagegen das Holz aus der Umgegend von Nohra eine besondere Festigkeit besitze, weßhalb denn die Weimarischen Fuhrleute zu Wagenreparaturen, die in Nohra gemacht, ein ganz besonderes Vertrauen hätten. Ich machte im Lauf meiner weiteren Bemühungen ferner die Erfahrung, daß alles auf der Winterseite eines Abhanges gewachsene Holz fester und von graderer Faser befunden wird, als das auf der Sommerseite gewachsene. Auch ist es begreiflich. Denn ein junger Stamm, der in der schattigen Nordseite eines Abhanges aufwächst, hat nur Licht und Sonne nach oben zu suchen, weßhalb er denn, sonnenbegierig, fortwährend aufwärts strebt und die Faser in grader Richtung mit

emporzieht. Auch ist ein schattiger Stand der Bildung einer feineren Faser günstig, welches sehr auffallend an solchen Bäumen zu sehen ist, die einen so freien Stand hatten, daß ihre Südseite lebenslänglich der Sonne ausgesetzt war, während ihre Nordseite fortwährend im Schatten blieb. Liegt ein solcher Stamm in Theile zersägt vor uns da, so bemerkt man, daß der Punkt des Kernes sich keineswegs in der Mitte befindet, sondern bedeutend nach der einen Seite zu. Und diese Verschiebung des Mittelpunktes rührt daher, daß die Jahres-Ringe der Südseite, durch fortwährende Sonnenwirkung, sich bedeutend stärker entwickelt haben und daher breiter sind als die Jahresringe der schattigen Nordseite. Tischler und Wagner, wenn es ihnen um ein festes feines Holz zu thun ist, wählen daher lieber die feiner entwickelte Nordseite eines Stammes, welches sie die Winterseite nennen, und dazu ein besonderes Vertrauen haben.

„Sie können denken, sagte Goethe, daß Ihre Beobachtungen für mich, der sich ein halbes Leben mit dem Wachsthum der Pflanzen und Bäume beschäftiget hat, von besonderem Interesse sind. Doch erzählen Sie weiter! Sie machten also wahrscheinlich darauf einen Bogen von der zähen Esche."

Ich that so, erwiederte ich; und zwar nahm ich ein gut geschlachtetes Stück von der Winterseite, wo ich auch eine ziemlich feine Faser fand. Auch war der Bogen weich im Aufziehen und von guter Schnellkraft. Allein nachdem er einige Monate in Gebrauch gewesen, zeigte sich bereits eine merkliche Krümmung, und es war deutlich, daß die Spannkraft nicht Stich halte. Ich machte dann Versuche mit dem Stamm einer jungen Eiche, welches auch ganz gutes Holz war, wobei ich aber nach einiger Zeit denselbigen Fehler fand; dann mit dem Stamm der Walnuß, welches besser, und zuletzt mit dem Stamm des feinblättrigen Ahorn, des sogenannten Masholder, welches das beste war und nichts weiter zu wünschen übrig ließ.

„Ich kenne das Holz, erwiederte Goethe. Man findet es auch häufig in Hecken. Ich kann mir denken daß es gut ist. Doch habe ich selten einen jungen Stamm gefunden, der ohne Äste war und Sie bedürfen doch wohl zum Bogen ein Holz, das ganz frei von Ästen ist?"

Ein junger Stamm, erwiederte ich, ist freilich nicht ohne Äste; doch wenn man ihn zum Baume aufzieht, so werden ihm die Äste genommen; oder wenn er im Dickicht aufwächst, so verlieren

sie sich mit der Zeit von selber. War nun ein Stamm, als man ihm die Äste nahm, etwa drei bis vier Zoll im Durchmesser, und läßt man ihn nun fortwachsen und jährlich neues Holz von außen sich anbilden, so wird nach Verlauf von funfzig bis achtzig Jahren, das astreiche Innere mit mehr als einem halben Fuß gesunden astfreien Holzes überwachsen seyn. Ein solcher Stamm steht dann mit der glattesten Außenseite vor uns; aber man weiß freilich nicht, was er im Innern für Tücke hat. Man wird daher auf jeden Fall sicher gehen, wenn man bei einer aus solchem Stamm gesägten Bohle sich gleichfalls an die Außenseite hält, und einige Zoll von demjenigen Stück sich abschneiden läßt, was zunächst unter der Rinde war, also den Splint und was ihm folgt, welches überhaupt das jüngste, zäheste und zu einem Bogen das tauglichste Holz ist.

„Ich meinte, versetzte Goethe, das Holz zu einem Bogen dürfte nicht gesägt, sondern müßte gespalten, oder, wie Sie es nennen, geschlachtet werden."

Wenn es sich schlachten läßt, erwiederte ich, allerdings. Die Esche, die Eiche, auch wohl der Walnuß, läßt sich schlachten, weil es Holz von grober Faser ist. Der Masholder aber nicht. Denn es ist ein Holz von so feiner, fest in einander gewachsener Faser, daß es sich in der Faser-Richtung durchaus nicht trennet, sondern herüber und hinüber reißt, ganz gegen alle Faser und alle natürlich gewachsene Richtung. Das Holz des Masholder muß daher mit der Säge getrennt werden, und zwar ohne alle Gefahr für die Kraft des Bogens.

„Hm! Hm! sagte Goethe. Sie sind übrigens durch Ihre Bogen-Tendenz zu ganz hübschen Kenntnissen gekommen. Und zwar zu lebendigen, die man nur auf praktischem Wege erlangt. Das ist aber immer der Vortheil irgend einer leidenschaftlichen Richtung, daß sie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch ist das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht bloß die Sache, sondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und der Farbe, wenn man meine Theorie mir fertig überliefert und ich beides auswendig gelernt hätte! Aber daß ich eben alles selber suchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich sagen, daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr als auf dem Papiere steht. — Aber sagen Sie mir noch Eins von Ihrem Bogen. Ich habe schottische gesehen, die bis zu den Spitzen hinaus ganz grade,

andere dagegen deren Spitzen gekrümmt waren. Welche halten Sie für die besten?"

Ich halte dafür, erwiederte ich, daß bei einem Bogen mit rückwärts geschweiften Enden die Federkraft bei weitem mächtiger ist. Anfangs machte ich sie grade, weil ich nicht verstand die Enden zu biegen. Nachdem ich aber gelernt damit umzugehen, mache ich die Enden geschweift, und ich finde, daß der Bogen dadurch nicht allein ein schöneres Ansehen sondern auch eine grössere Gewalt erlangt.

„Nicht wahr, sagte Goethe, man bewirkt die Krümmung durch Hitze?"

Durch feuchte Hitze, erwiederte ich. Wenn der Bogen soweit fertig, daß die Spannkraft gleichmäßig vertheilt und er nirgendwo mehr schwächer oder stärker ist als er seyn soll, so stelle ich ihn mit dem einen Ende in kochendes Wasser, etwa sechs bis acht Zoll tief, und lasse ihn eine Stunde kochen. Dieses erweichte Ende schraube ich dann in voller Hitze zwischen zwei kleine Klötze, deren innere Linie die Form der Biegung hat, die ich dem Bogen zu geben wünsche. In solcher Klemme lasse ich ihn sodann wenigstens einen ganzen Tag und eine Nacht stehen, damit er völlig austrockne, und verfahre darauf mit dem anderen Ende auf gleiche Weise. So behandelte Spitzen stehen sodann unverwüstlich, als wären sie in solcher Krümmung gewachsen.

„Wissen Sie was? versetzte Goethe, mit einem geheimnißvollen Lächeln. Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zusammen hinuntergingen und ich Ihnen einen ächten Baschkirenbogen in die Hände legte!"

Einen Baschkirenbogen? rief ich voll Begeisterung, und einen ächten? —

„Ja, närrischer Kerl, einen ächten! sagte Goethe. Kommen Sie nur."

Wir gingen hinab in den Garten. Goethe öffnete das untere Zimmer eines kleinen Nebengebäudes, das auf den Tischen und an den Wänden umher mit Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropft erschien. Ich überlief alle diese Schätze nur flüchtig, meine Augen suchten den Bogen. „Hier haben Sie ihn, sagte Goethe, indem er ihn in einem Winkel aus einem Haufen von allerlei seltsamen Geräthschaften hervornahm. Ich sehe er ist noch in demselbigen Stande, wie er im Jahre 1814 von einem Baschkiren-Häuptling mir verehrt wurde. Nun? was sagen Sie!"

Ich war voller Freude die liebe Waffe in meinen Händen zu halten. Es schien alles unversehrt und auch die Senne noch vollkommen brauchbar. Ich probirte ihn in meinen Händen und fand ihn auch noch von leidlicher Schnellkraft. Es ist ein guter Bogen, sagte ich. Besonders aber gefällt mir die Form, die mir künftig als Modell dienen soll.

„Von welchem Holz, denken Sie, ist er gemacht?" sagte Goethe.

Er ist, wie Sie sehen, erwiederte ich, mit feiner Birkenschale so überdeckt, daß von dem Holz wenig sichtbar und nur die gekrümmten Enden frei geblieben. Und auch diese sind durch die Zeit so angebräunt, daß man nicht recht sehen kann was es ist. Auf den ersten Anblick sieht es aus wie junge Eiche, und dann wieder wie Nußbaum. Ich denke es ist Nußbaum, oder ein Holz das dem ähnlich. Ahorn oder Masholder ist es nicht. Es ist ein Holz von grober Faser, auch sehe ich Merkmale, daß es geschlachtet worden.

„Wie wäre es, sagte Goethe, wenn Sie ihn einmal probirten! Hier haben Sie auch einen Pfeil. Doch hüten Sie sich vor der eisernen Spitze! sie könnte vergiftet seyn."

Wir gingen wieder in den Garten und ich spannte den Bogen. „Nun wohin?" sagte Goethe. Ich dächte, erst einmal in die Luft, erwiederte ich. „Nur zu!" sagte Goethe. Ich schoß hoch gegen die sonnigen Wolken in blauer Luft. Der Pfeil hielt sich gut, dann bog er sich und sauste wieder herab und fuhr in die Erde. „Nun lassen Sie mich einmal", sagte Goethe. Ich war glücklich, daß er auch schießen wollte. Ich gab ihm den Bogen und holte den Pfeil. Goethe schob die Kerbe des Pfeiles in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen bis er damit zurechte kam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er stand da wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend, doch alt an Körper. Der Pfeil erreichte nur eine sehr mäßige Höhe und senkte sich wieder zur Erde. Ich lief und holte den Pfeil. „Noch einmal!" sagte Goethe. Er zielte jetzt in horizontaler Richtung den sandigen Weg des Gartens hinab. Der Pfeil hielt sich etwa dreißig Schritt ziemlich gut, dann senkte er sich und schwirrte am Boden hin. Goethe gefiel mir bei diesem Schießen mit Pfeil und Bogen über die Maaßen. Ich dachte an die Verse:

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?

Ich brachte ihm den Pfeil zurück. Er bat mich, auch einmal in horizontaler Richtung zu schießen, und gab mir zum Ziel einen

Fleck im Fensterladen seines Arbeitszimmers. Ich schoß. Der Pfeil war nicht weit vom Ziele, aber so tief in das weiche Holz gefahren, daß es mir nicht gelang ihn wieder herauszubringen. „Lassen Sie ihn stecken, sagte Goethe, er soll mir einige Tage als eine Erinnerung an unsere Späße dienen."

Wir gingen bei dem schönen Wetter im Garten auf und ab; dann setzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir sprachen über den Bogen des Odysseus, über die Helden des Homer, dann über die griechischen Tragiker, und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechische Theater durch Euripides in Verfall gerathen. Goethe war dieser Meinung keineswegs.

„Überhaupt, sagte er, bin ich nicht der Ansicht, daß eine Kunst durch irgend einen einzelnen Mann in Verfall gerathen könne. Es muß dabei sehr Vieles zusammenwirken, was aber nicht so leicht zu sagen. Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch Euripides in Verfall gerathen, als die bildende Kunst durch irgend einen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Besseren fort und das Geringere bleibt ohne Folge."

„Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmackes. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht und die Malerei war noch im früheren Werden."

„Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophocles gehalten, große Fehler, so war damit nicht gesagt, daß die nachkommenden Dichter diese Fehler nachahmen und an diesen Fehlern zu Grunde gehen mußten. Hatten sie aber große Tugenden, so daß man einige sogar den Stücken des Sophocles vorziehen mochte, warum strebten denn die nachkommenden Dichter nicht diesen Tugenden nach und warum wurden sie denn nicht wenigstens so groß als Euripides selber! —"

„Erschien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein eben so großer vierter, fünfter und sechster, so ist das freilich eine Sache die nicht so leicht zu beantworten ist, worüber man jedoch seine Vermuthungen haben und der man wohl einigermaßen nahe kommen kann."

„Der Mensch ist ein einfaches Wesen. Und wie reich, mannigfaltig und unergründlich er auch seyn mag, so ist doch der Kreis seiner Zustände bald durchlaufen."

„Wären es Umstände gewesen, wie bei uns armen Deutschen, wo Lessing zwei bis drei, ich selber drei bis vier, und Schiller fünf bis sechs passable Theaterstücke geschrieben, so wäre auch wohl noch für einen vierten, fünften und sechsten tragischen Poeten Raum gewesen."

„Allein bei den Griechen und dieser Fülle ihrer Production, wo jeder der drei großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geschrieben hatte und die tragischen Sujets des Homer und der Heldensage zum Theil drei bis viermal behandelt waren, bei solcher Fülle des Vorhandenen, sage ich, kann man wohl annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erschöpft war und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte wo hinaus."

„Und im Grunde, wozu auch! — War es denn nicht endlich für eine Weile genug! Und war das von Aeschylos, Sophocles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu tödten? — Sind doch diese auf uns gekommenen wenigen grandiosen Trümmer schon von solchem Umfang und solcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits seit Jahrhunderten damit beschäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu thun haben."

1826.

Montag den 5. Juni 1826.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm gewesen und Abschied genommen um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reisesegen, sagte Goethe, habe ich ihm gerathen, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und vor allen die Werke dieser beiden Großen zu studieren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben.

„Preller ist ein bedeutendes Talent und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Character und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu besonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers, wie mit der Ausbildung jedes anderen Talentes. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden."

„So können einem jungen Sänger, wie ich schon oft gesagt, gewisse Töne angeboren seyn, die ganz vortrefflich sind und die nichts weiter zu wünschen übrig lassen. Andere Töne seiner Stimme aber können weniger stark, rein und voll befunden werden. Aber eben diese muß er durch besondere Übung dahin zu bringen suchen, daß sie den anderen gleich werden."

„Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde, ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmuthigen und Lieblichen gleich glücklich seyn werde ist eine andere Frage, und deßhalb habe ich ihm den Claude

Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt."

„Sodann war noch Eins, worauf ich ihn aufmerksam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm gesehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren alles nur Einzelnheiten, womit später bei eigenen Erfindungen wenig zu machen ist. Ich habe ihm nun gerathen, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenstand alleine herauszuzeichnen, nie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, sondern immer zugleich einigen Hintergrund und einige Umgebung mit."

„Und zwar aus folgenden Ursachen. Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelnheit, sondern wir sehen Alles in Verbindung mit etwas Anderem, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm sich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenstand als besonders schön und malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen mit dem was neben, hinter und über ihm ist, und welches alles zu jener Wirkung beiträgt."

„So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche stoßen, deren malerischer Effect mich überrascht. Zeichne ich sie aber alleine heraus, so wird sie vielleicht gar nicht mehr erscheinen was sie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem malerischen Effect in der Natur beitrug und ihn steigerte. — So kann ferner ein Stück Wald schön seyn, weil grade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt. Lasse ich aber in meiner Zeichnung dieses alles hinweg, so wird sie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges dastehen, dem der eigentliche Zauber fehlt."

„Und dann noch Dieses. Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motivirt wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erscheine, so muß sie durch Hinstellung der einwirkenden Dinge begründet werden."

„Ich treffe an einem Bach wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgesetzte Stellen mit grünem Moos malerisch überzogen sind. Es ist aber nicht die Feuchtigkeit des Wassers allein was diese Moosbildung verursachte; sondern es ist etwa ein nördlicher Abhang, oder schattende Bäume und Gebüsch, was an dieser Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Lasse ich aber diese einwirkenden Ur-

sachen in meinem Bilde hinweg, so wird es ohne Wahrheit seyn und ohne die eigentliche überzeugende Kraft."

„So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf seine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art schön seyn, aber sie werden einen sehr verschiedenen Character haben und können daher in einer künstlerisch erfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden, wie sie ihn in der Natur hatten. Und deßhalb ist dem Künstler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung."

„Wiederum aber würde es thörigt seyn, allerlei prosaische Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die so wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenstandes als auf dessen augenblickliche malerische Erscheinung Einfluß hatten."

„Von allen diesen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptsachen mitgetheilt und ich bin gewiß, daß es bei ihm, als einem geborenen Talent, Wurzel schlagen und gedeihen werde."

1827.

Mittwoch den 21. Februar 1827. Bei Goethe zu Tisch. — Er sprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, dessen Werk über Cuba und Columbien er zu lesen angefangen und dessen Ansichten über das Project eines Durchstiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schienen. „Humboldt, sagte Goethe, hat mit großer Sachkenntniß noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vortheilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dieß ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste vorbehalten. So viel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Canal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den stillen Ocean fahren könnte, so würden daraus für die ganze civilisirte und nicht civilisirte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. — Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des stillen Oceans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den vereinigten Staaten. In solchem Fall wäre es aber nicht bloß wünschenswerth, sondern fast nothwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die lang-

weilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Cap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den stillen Ocean bewerkstelligen, und ich bin gewiß daß sie es erreichen."

„Dieses möchte ich erleben, aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Canals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe werth ihnen zu Liebe es noch einige funfzig Jahre auszuhalten."

Donnerstag den 11. März 1827. Bei Goethe zu Tisch. — Er erzählte mir daß er eine Sendung vom Grafen Sternberg und Zauper erhalten, die ihm Freude mache. Sodann verhandelten wir viel über die Farbenlehre, über die subjectiven prismatischen Versuche und über die Gesetze nach denen der Regenbogen sich bildet. Er freute sich über meine fortwährend sich vergrössernde Theilnahme an diesen schwierigen Gegenständen.

Mittwoch den 21. März 1827. Goethe zeigte mir ein Büchelchen von Hinrichs über das Wesen der antiken Tragödie. „Ich habe es mit großem Interesse gelesen, sagte er. — Hinrichs hat besonders den Oedip und die Antigone von Sophocles als Grundlage genommen, um daran seine Ansichten zu entwickeln. Es ist sehr merkwürdig und ich will es Ihnen mitgeben, damit Sie es auch lesen und wir darüber sprechen können. Ich bin nun keineswegs seiner Meinung; aber es ist im hohen Grade lehrreich zu sehen wie ein so durch und durch philosophisch gebildeter Mensch von dem eigenthümlichen Standpunkt seiner Schule aus ein dichterisches Kunstwerk ansieht. Ich will heute nichts weiter sagen um Ihnen nicht vorzugreifen. Lesen Sie nur und Sie werden sehen, daß man dabei zu allerlei Gedanken kommt."

Mittwoch den 28. März 1827. Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs zurück, das ich indeß eifrig gelesen. Auch hatte ich sämmtliche Stücke des Sophocles abermals durchgenommen, um im vollkommenen Besitz des Gegenstandes zu seyn.

„Nun? sagte Goethe, wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr? er geht den Dingen zu Leibe."

Ganz wunderlich, sagte ich, geht es mir mit diesem Buche. — Es hat keins so viele Gedanken in mir angeregt als dieses, und doch bin ich mit keinem so oft in Widerspruch gerathen, als grade mit diesem.

„Das ist's eben! sagte Goethe. — Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerspruch ist es, der uns productiv macht."

Seine Intentionen, sagte ich, sind mir im hohen Grade respectabel erschienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert sich oft so sehr im Feinen und Innerlichen der Verhältnisse und zwar auf so subjective Weise, daß er darüber die wahre Anschauung des Gegenstandes im Einzelnen wie die Übersicht des Ganzen verliert, und man in den Fall kommt, sich und den Gegenständen Gewalt anthun zu müssen um so zu denken wie er. — Auch ist es mir oft vorgekommen als wären meine Organe zu grob um die ungewöhnliche Subtilität seiner Unterscheidungen aufzufassen.

„Wären Sie philosophisch präparirt wie er, sagte Goethe, so würde es besser gehen. Wenn ich aber ehrlich sagen soll, so thut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Mensch von der norddeutschen Seeküste, wie Hinrichs, durch die Hegelsche Philosophie so zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anschauen und Denken bei ihm ausgetrieben und eine künstliche und schwerfällige Art und Weise sowohl des Denkens wie des Ausdruckes ihm nach und nach angebildet worden, so daß wir in seinem Buch auf Stellen gerathen, wo unser Verstand durchaus stille steht und man nicht mehr weiß was man lieset."

Das ist mir nicht besser gegangen, sagte ich. Doch habe ich mich gefreut auch auf Stellen zu stoßen die mir durchaus menschlich und klar erschienen sind, wie z. B. seine Relation der Fabel des Oedip.

„Hiebei, sagte Goethe, mußte er sich freilich scharf an der Sache halten. Es giebt aber in seinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortschreitet, und wobei sich die dunkele Sprache immer auf demselbigen Fleck und immer in demselbigen Kreise bewegt, völlig so, wie das Einmaleins der Hexe in meinem Faust. Geben Sie mir doch einmal das Buch! Von seiner sechsten Vorlesung über den Chor habe ich soviel wie gar nichts verstanden. Was sagen Sie z. B. zu diesem, welches nahe am Ende steht:"

„„Diese Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) ist als die wahre Bedeutung derselben deßhalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als sich selber die Wahrheit und Gewißheit darum die allgemein geistige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die versöhnende Gewißheit des Chors ist, so daß allein in dieser Gewißheit, die sich als das Resultat der gesammten Bewegung der tragischen Handlung erwiesen, der Chor erst wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtseyn gemäß sich verhält, und als solcher nicht bloß das Volk mehr vorstellt, sondern selbst an und für sich dasselbe seiner Gewißheit nach ist.““

„Ich dächte wir hätten genug! — Was sollen erst die Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen.“

Und trotz alle dem, sagte ich, sind wir darüber einig, daß dem Buch ein edles Wollen zu Grunde liege und daß es die Eigenschaft habe Gedanken zu erregen.

„Seine Idee von Familie und Staat, sagte Goethe, und daraus hervorgehen könnenden tragischen Conflicten ist allerdings gut und fruchtbar; doch kann ich nicht zugeben, daß sie für die tragische Kunst die beste, oder gar die einzig richtige sey.“

„Freilich leben wir alle in Familien und im Staat und es trifft uns nicht leicht ein tragisches Schicksal, das uns nicht als Glieder von beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragische Personen seyn und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde bloß auf den Conflict an der keine Auflösung zuläßt, und dieser kann entstehen aus dem Widerspruch welcher Verhältnisse er wolle, wenn er nur einen ächten Naturgrund hinter sich hat und nur ein ächt tragischer ist. So geht der Ajax zu Grunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Hercules an dem Dämon liebender Eifersucht. In beiden Fällen ist nicht der geringste Conflict von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch nach Hinrichs die Elemente der griechischen Tragödie seyn sollen.“

Man sieht deutlich, sagte ich, daß er bei dieser Theorie bloß die Antigone im Sinne hatte. Auch scheint er bloß den Character und die Handlungsweise dieser Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinstellte, daß die Familienpietät am reinsten im Weibe erscheine und am allerreinsten in der Schwester, und daß die Schwester nur den Bruder ganz rein und geschlechtslos lieben könne.

„Ich dächte, erwiederte Goethe, daß die Liebe von Schwester zur Schwester noch reiner und geschlechtsloser wäre! Wir müßten denn nicht wissen, daß unzählige Fälle vorgekommen sind, wo zwischen Schwester und Bruder, bekannter und unbekannter Weise, die sinnlichste Neigung statt gefunden."

„Überhaupt," fuhr Goethe fort, „werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechischen Tragödie ganz von der Idee ausgeht und daß er sich auch den Sophocles als einen solchen denkt der bei Erfindung und Anordnung seiner Stücke gleichfalls von einer Idee ausging und danach seine Charactere und deren Geschlecht und Stand bestimmte. Sophocles ging aber bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgend eine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam als möglich darzustellen. Den Ajas wollen die Atreiden auch nicht beerdigen lassen; aber so wie in der Antigone die Schwester für den Bruder strebt, so strebt im Ajas der Bruder für den Bruder. Daß sich des unbeerdigten Polineikes die Schwester und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt ist zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, sondern der Überlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte."

Auch was er über die Handlungsweise des Kreon sagt, versetzte ich, scheint eben so wenig Stich zu halten. Er sucht durchzuführen, daß dieser bei dem Verbot der Beerdigung des Polineikes aus reiner Staatstugend handle; und da nun Kreon nicht bloß ein Mann, sondern auch ein Fürst ist, so stellt er den Satz auf, daß, da der Mann die tragische Macht des Staates vorstelle, dieses kein anderer seyn könne als derjenige, welcher die Persönlichkeit des Staates selber sey, nämlich der Fürst, und daß von allen Personen der Mann als Fürst diejenige Person sey, welche die sittlichste Staatstugend übe.

„Das sind Behauptungen, erwiederte Goethe mit einigem Lächeln, an die wohl niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, sondern aus Haß gegen den Todten. Wenn Polineikes sein väterliches Erbtheil, woraus man ihn gewaltsam vertrieben, wieder zu erobern suchte, so lag darin keineswegs ein so unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß sein Tod nicht genug gewesen wäre und daß es noch der Bestrafung des unschuldigen Leichnams bedurft hätte."

„Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polineikes zu beerdigen verbietet und durch den verwesenden Leichnam nicht bloß die Luft verpestet, sondern auch Ursache ist, daß Hunde und Raubvögel die abgerissenen Stücke des Todten umherschleppen und damit sogar die Altäre besudeln, so ist eine solche Menschen und Götter beleidigende Handlungsweise keineswegs eine Staats-Tugend, sondern vielmehr ein Staats-Verbrechen. Auch hat er das ganze Stück gegen sich. Er hat die Ältesten des Staats, welche den Chor bilden, gegen sich; er hat das Volk im allgemeinen gegen sich; er hat den Teiresias gegen sich; er hat seine eigene Familie gegen sich. Er aber hört nicht, sondern frevelt eigensinnig fort, bis er alle die Seinigen zu Grunde gerichtet hat und er selber am Ende nur noch ein Schatten ist."

Und doch, sagte ich, wenn man ihn reden hört, so sollte man glauben, daß er einiges Recht habe.

„Das ist's eben, erwiederte Goethe, worin Sophocles ein Meister ist und worin überhaupt das Leben des Dramatischen besteht. Seine Charactere besitzen alle eine solche Redegabe und wissen die Motive ihrer Handlungsweise so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite dessen ist, der zuletzt gesprochen hat."

„Man sieht er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Doch verleitete ihn diese seine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam zu weit zu gehen."

„So kommt in der Antigone eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erscheint, und worum ich vieles geben möchte, wenn ein tüchtiger Philologe uns bewiese, sie wäre eingeschoben und unächt."

„Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes die herrlichsten Gründe für ihre Handlung ausgesprochen und den Edelmuth der reinsten Seele entwickelt hat, bringt sie zuletzt, als sie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz schlecht ist und fast an's Komische streift."

„Sie sagt, daß sie das, was sie für ihren Bruder gethan, wenn sie Mutter gewesen wäre, nicht für ihre gestorbenen Kinder und nicht für ihren gestorbenen Gatten gethan haben würde. Denn, sagt sie, wäre mir ein Gatte gestorben, so hätte ich einen anderen genommen, und wären mir Kinder gestorben, so hätte ich mir von

dem neuen Gatten andere Kinder zeugen lassen. Allein mit meinem Bruder ist es ein anderes. Einen Bruder kann ich nicht wieder bekommen, denn da mein Vater und meine Mutter todt sind, so ist niemand da der ihn zeugen könnte."

„Dieß ist wenigstens der nackte Sinn dieser Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragische Stimmung stört und die mir überhaupt sehr gesucht und gar zu sehr als ein dialektisches Calcül erscheint. — Wie gesagt, ich möchte sehr gerne daß ein guter Philologe uns bewiese, die Stelle sey unächt."

Wir sprachen darauf über Sophocles weiter und daß er bei seinen Stücken weniger eine sittliche Tendenz vor Augen gehabt als eine tüchtige Behandlung seines jedesmaligen Gegenstandes, besonders mit Rücksicht auf theatralische Wirkung.

„Ich habe nichts dawider, sagte Goethe, daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntniß der Bretter besitzen um zu wissen was zu thun und zu lassen. Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophocles, so wird seine Wirkung immer sittlich seyn, er mag sich stellen wie er wolle. Übrigens kannte er die Bretter und verstand sein Metier wie einer."

Wie sehr er das Theater kannte, versetzte ich, und wie sehr er eine theatralische Wirkung im Auge hatte, sieht man an seinem Philoktet und der großen Ähnlichkeit die dieses Stück in der Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem Oedip in Colonos hat.

In beiden Stücken sehen wir den Helden in einem hülflosen Zustande, Beide alt und an körperlichen Gebrechen leidend. Der Oedip hat als Stütze die führende Tochter zur Seite; der Philoktet den Bogen. Nun geht die Ähnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verstoßen; aber nachdem das Orakel über Beide ausgesagt, daß nur mit ihrer Hülfe der Sieg erlangt werden könne, so sucht man Beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odysseus, zum Oedip der Kreon. Beide beginnen ihre

Reden mit List und süßen Worten; als aber diese nichts fruchten, so brauchen sie Gewalt, und wir sehen den Philoktet des Bogens und den Oedip der Tochter beraubt.

„Solche Gewaltthätigkeiten, sagte Goethe, gaben Anlaß zu trefflichen Wechselreden, und solche hülflose Zustände erregten die Gemüther des hörenden und schauenden Volkes, weßhalb denn solche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf sein Publicum zu thun war, gerne herbeigeführt wurden. Um diese Wirkung beim Oedip zu verstärken, läßt ihn Sophocles als schwachen Greis auftreten, da er doch, allen Umständen nach, noch ein Mann in seiner besten Blüthe seyn mußte. Aber in so rüstigem Alter konnte ihn der Dichter in diesem Stück nicht gebrauchen, er hätte keine Wirkung gethan, und er machte ihn daher zu einem schwachen hülfsbedürftigen Greise."

Die Ähnlichkeit mit dem Philoktet, fuhr ich fort, geht weiter. Beide Helden des Stückes sind nicht handelnd, sondern duldend. Dagegen hat jeder dieser passiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen sich. Der Oedip den Kreon und Polineikes, der Philoktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei solcher gegenwirkenden Figuren waren nöthig um den Gegenstand von allen Seiten zur Sprache zu bringen und um auch für das Stück selbst die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen.

„Sie könnten noch hinzufügen, nahm Goethe das Wort, daß beide Stücke auch darin Ähnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchst wirksame Situation eines freudigen Wechsels sehen, indem dem einen Helden in seiner Trostlosigkeit die geliebte Tochter, und dem andern der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird."

„Auch sind die versöhnenden Ausgänge beider Stücke sich ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlösung erlangen; der Oedip, indem er selig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterspruch seine Heilung vor Ilion durch den Äskulap vorausſehen."

„Wenn wir übrigens, fuhr Goethe fort, für unsere modernen Zwecke lernen wollen uns auf dem Theater zu benehmen, so wäre Moliere der Mann an den wir uns zu wenden hätten."

„Kennen Sie seinen Malade imaginaire? Es ist darin eine Scene, die mir, so oft ich das Stück lese, immer als Symbol einer vollkommenen Bretter-Kenntniß erscheint. Ich meine die Scene, wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob

nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schwester ein junger Mann gewesen."

Nun hätte ein Anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Moliere, die kleine Louison das Factum sogleich ganz einfach erzählen lassen und es wäre gethan gewesen."

„Was bringt aber Moliere durch allerlei retardirende Motive in diese Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst thun läßt, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann läugnet, daß sie etwas wisse; dann, von der Ruthe bedroht, wie todt hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingirten Ohnmacht wieder schelmisch-heiter aufspringt, und zuletzt nach und nach alles gesteht."

„Diese meine Andeutung giebt Ihnen von dem Leben jenes Auftritts nur den allermagersten Begriff; aber lesen Sie die Scene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werthe und Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten, als in sämmtlichen Theorieen."

„Ich kenne und liebe Moliere, fuhr Goethe fort, seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche, und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. — Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke; aber diese geben mir von ihm gleichfalls eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Moliere wäre zu vergleichen gewesen."

Ich bin glücklich, erwiederte ich, Sie so gut über Moliere reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr v. Schlegel! Ich habe noch in diesen Tagen in seinen Vorlesungen über dramatische Poesie mit großem Widerwillen verschluckt, was er über Moliere sagt. Er behandelt ihn, wie Sie wissen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Possenreißer, der die gute Gesellschaft nur aus der Ferne gesehen und dessen Gewerbe es gewesen zur Ergetzung seines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In solchen niedrig-lustigen Schwänken sey er noch am glücklichsten gewesen;

doch habe er das Beste gestohlen. Zu der höheren Gattung des Lustspiels habe er sich zwingen müssen, und es sey ihm nie damit gelungen.

„Einem Menschen wie Schlegel, erwiederte Goethe, ist freilich eine so tüchtige Natur wie Moliere ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausstehen. Der Misanthrop, den ich, als eins meiner liebsten Stücke in der Welt, immer wieder lese, ist ihm zuwider; den Tartüff lobt er gezwungener Weise ein Bißchen, aber er setzt ihn sogleich wieder herab so viel er nur kann. Daß Moliere die Affectationen gelehrter Frauen lächerlich gemacht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrscheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn selbst lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte."

„Es ist nicht zu läugnen, fuhr Goethe fort, Schlegel weiß unendlich viel, und man erschrickt fast über seine außerordentlichen Kenntnisse und seine große Belesenheit. Allein damit ist es nicht gethan. Alle Gelehrsamkeit ist noch kein Urtheil. Seine Kritik ist durchaus einseitig, indem er fast bei allen Theaterstücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiset, ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmuthigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künste des Talents, wenn aus einem Theaterstücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Persönlichkeit des Autors entgegenkommt! dieses Einzige was in die Cultur des Volkes übergeht."

„In der Art und Weise wie Schlegel das Französische Theater behandelt finde ich das Recept zu einem schlechten Recensenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Character hingeht, als wäre es Spreu und Stoppel."

Den Shakspeare und Calderon dagegen, versetzte ich, behandelt er gerecht und sogar mit entschiedener Neigung.

„Beide, erwiederte Goethe, sind freilich der Art, daß man über sie nicht Gutes genug sagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel sie gleichfalls ganz schmählich herabgesetzt hätte. So ist er auch gegen Aeschylus und Sophocles gerecht; allein dieß scheint nicht sowohl zu geschehen weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werthe lebendig durchdrungen wäre,

als weil es bei den Philologen herkömmlich ist, beide sehr hoch zu stellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegels eigenes Persönchen nicht hin, so hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu schätzen. Wäre dieß, so müßte er auch gegen Euripides gerecht seyn und auch gegen diesen ganz anders zu Werke gehen als er gethan. Von diesem weiß er aber daß die Philologen ihn nicht eben sonderlich hoch halten, und er verspürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf so große Autorität hin, vergönnt ist, über diesen großen Alten ganz schändlich herzufallen und ihn zu schulmeistern wie er nur kann."

„Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophocles und Aeschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerther Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunst-Vollendung seiner beiden Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher traktirte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend um zu wissen, daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sey. Ein Dichter aber den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hoch stellte, den Menander bewunderte, und um den Sophocles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der That etwas seyn. Wenn ein moderner Mensch, wie Schlegel, an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen, als auf den Knieen."

Sonntag den 1. April 1827. Abends bei Goethe. Ich sprach mit ihm über die gestrige Vorstellung seiner Iphigenie, worin Herr Krüger, vom Königlichen Theater zu Berlin, den Orest spielte, und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück, sagte Goethe, hat seine Schwierigkeiten. Es ist reich an innerem Leben, aber arm an äußerem. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegts. Es ist voll der wirksamsten Mittel, die aus den mannigfaltigsten Gräueln hervorwachsen die dem Stück zu Grunde liegen. Das gedruckte Wort ist freilich nur ein matter Wiederschein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauspieler muß uns zu dieser ersten Gluth, die den Dichter seinem Süjet gegenüber beseelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft frisch angewehte kraftvolle Griechen und Helden sehen, die, von mannigfaltigen Übeln und Gefahren geängstigt und bedrängt, stark herausreden was ihnen das Herz im Busen gebiethet. Aber wir wollen

keine schwächlich empfindenden Schauspieler, die ihre Rollen nur so obenhin auswendig gelernt haben; am wenigsten aber solche, die ihre Rollen nicht einmal können."

„Ich muß gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner Iphigenie zu erleben. Das war auch die Ursache warum ich gestern nicht hineinging. Denn ich leide entsetzlich, wenn ich mich mit diesen Gespenstern herumschlagen muß, die nicht so zur Erscheinung kommen wie sie sollten."

Mit dem Orest, wie Herr Krüger ihn gab, sagte ich, würden Sie wahrscheinlich zufrieden gewesen seyn. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war als seine Rolle. Es drang sich alles ein, und ich werde seine Bewegungen und Worte nicht vergessen.

Dasjenige, was in dieser Rolle der exaltirten Anschauung, der Vision, gehört trat durch seine körperlichen Bewegungen und den veränderten abwechselnden Ton seiner Stimme so aus seinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Beim Anblick dieses Orest hätte Schiller die Furien sicher nicht vermißt; sie waren hinter ihm her, sie waren um ihn herum.

Die bedeutende Stelle, wo Orest, aus seiner Ermattung erwachend, sich in die Unterwelt versetzt glaubt, gelang zu hohem Erstaunen. Man sah die Reihen der Ahnherrn in Gesprächen wandeln, man sah Orest sich ihnen gesellen, sie befragen und sich an sie anschließen. Man fühlte sich selbst versetzt und in die Mitte dieser Seligen mit aufgenommen, so rein und tief war die Empfindung des Künstlers und so groß sein Vermögen das Unfaßlichste uns vor die Augen zu bringen.

„Ihr seid doch noch Leute auf die sich wirken läßt! erwiederte Goethe lachend. Aber fahren Sie fort und sagen Sie weiter. Er scheint also wirklich gut gewesen zu seyn, und seine körperlichen Mittel von Bedeutung?"

Sein Organ, sagte ich, war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchsten Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Physische Kraft und körperliche Gewandtheit standen ihm sodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite. Es schien, daß er es sein Lebelang an der mannigfaltigsten körperlichen Ausbildung und Übung nicht hatte fehlen lassen.

„Ein Schauspieler, sagte Goethe, sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nöthig, daß er die auf

uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studirt und sich die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe."

„Auch ist es mit dem Körperlichen noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schriftsteller seinem Geist eine große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht bloß zum Verständniß seiner Rolle zu Gute kommen, sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Haltung einen höheren Anstrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch sonst Gutes an ihm zu bemerken?"

Es schien mir, sagte ich, als habe ihm eine große Liebe für seinen Gegenstand beigewohnt. Er hatte durch ein emsiges Studium sich alles Einzelne klar gemacht, so daß er in seinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte und nichts übrig blieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entstand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes, und eine solche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüssige Person war.

„Das freut mich, sagte Goethe, und so ist es recht. Nichts ist schrecklicher als wenn die Schauspieler nicht Herr ihrer Rolle sind und bei jedem neuen Satz nach dem Souffleur horchen müssen, wodurch ihr Spiel sogleich null ist, und sogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück wie meine Iphigenie die Schauspieler in ihren Rollen nicht durchaus fest sind, so ist es besser die Aufführung zu unterlassen. Denn das Stück kann bloß Erfolg haben, wenn alles sicher, rasch und lebendig geht."

„Nun, nun! — Es ist mir lieb, daß es mit Krügern so gut abgelaufen. Zelter hatte ihn mir empfohlen, und es wäre mir fatal gewesen, wenn es mit ihm nicht so gut gegangen wäre wie es ist. Ich werde ihm auch meinerseits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübsch eingebundenes Exemplar der Iphigenie zum Andenken verehren, mit einigen eingeschriebenen Versen in Bezug auf sein Spiel."

Das Gespräch lenkte sich auf die Antigone von Sophocles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit, und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen?

„Durch Gott selber, erwiederte Goethe, wie alles andere Gute. Es ist kein Product menschlicher Reflection, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber

einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbaret, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog."

„Der Werth des sittlich Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtseyn gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgesprochen, versetzte ich, die griechische Tragödie habe sich die Schönheit des Sittlichen zum besondern Gegenstand gemacht.

„Nicht sowohl das Sittliche, erwiederte Goethe, als das rein Menschliche in seinem ganzen Umfange; besonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Conflict gerathend, tragischer Natur werden konnte. In dieser Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Haupt-Theil der menschlichen Natur."

„Das Sittliche der Antigone ist übrigens nicht von Sophocles erfunden, sondern es lag im Süjet, welches aber Sophocles um so lieber wählen mochte, als es neben der sittlichen Schönheit so viel Dramatisch-Wirksames in sich hatte."

Goethe sprach sodann über den Character des Kreon und der Ismene, und über die Nothwendigkeit dieser beiden Figuren zur Entwickelung der schönen Seele der Heldin.

„Alles Edle, sagte er, ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen bis es durch Widerspruch geweckt und herausgefordert wird. Ein solcher Widerspruch ist Kreon, welcher theils der Antigone wegen da ist, damit sich ihre edle Natur und das Recht was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, theils aber um sein selbst willen, damit sein unseliger Irrthum uns als ein Hassenswürdiges erscheine."

„Da aber Sophocles uns das hohe Innere seiner Heldin auch vor der That zeigen wollte, so mußte noch ein anderer Widerspruch daseyn, woran sich ihr Character entwickeln konnte, und das ist die Schwester Ismene. In dieser hat der Dichter uns nebenbei ein schönes Maaß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die

ein solches Maaß weit übersteigende Höhe der Antigone desto auffallender sichtbar wird."

Das Gespräch wendete sich auf dramatische Schriftsteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Masse des Volkes von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatischer Dichter, sagte Goethe, wenn er zugleich productiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte das wäre etwas, das wohl der Mühe werth wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus die fähig war Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nöthig hatte; weßhalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unabläßig an seiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sey."

„Man studire nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Werth und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfniß dazu ohnedieß in sich fühlen, und grade dieses Bedürfniß des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Moliere, man studiere Shakspeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

Für hochbegabte Naturen, bemerkte ich, mag das Studium der Schriften des Alterthums allerdings ganz unschätzbar seyn; allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Character wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen seyn. Dieß ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Alterthums eben tüchtige Leute, oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt, oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten.

„Dagegen ist nichts zu erinnern, erwiederte Goethe; aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Alterthums für die Bildung eines Characters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Ge-

sinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen."

Mittwoch den 18. April 1827. Mit Goethe vor Tisch spazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns allerhand Frachtfuhrwerk mit Waaren für die Leipziger Messe. Auch einige Züge Koppel-Pferde, worunter sehr schöne Thiere.

„Ich muß über die Ästhetiker lachen, sagte Goethe, welche sich abquälen, dasjenige Unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird, und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber."

Ich habe oft aussprechen hören, sagte ich, die Natur sey immer schön; sie sey die Verzweiflung des Künstlers, indem er selten fähig sey sie ganz zu erreichen.

„Ich weiß wohl, erwiederte Goethe, daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein ich bin keineswegs der Meinung daß sie in allen ihren Äußerungen schön sey. Ihre Intentionen sind zwar immer gut, allein die Bedingungen sind es nicht die dazu gehören sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen."

„So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön seyn kann; doch wie viele günstige Umstände müssen zusammen treffen, ehe es der Natur einmal gelingt ihn wahrhaft schön hervorzubringen. Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Äste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen wird nicht

mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältniß zwischen Stamm und Krone um in der That schön zu seyn."

„Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten, und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Äste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden retardirenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und, aus einiger Ferne gesehen, wird der Baum ein schwaches lindenartiges Ansehn gewinnen, und er wird nicht schön seyn, wenigstens nicht als Eiche."

„Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem steinigtem Erdreich, so wird sie zwar im Übermaß zackig und knorrig erscheinen; allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken und sie wird nie erreichen daß man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sey uns in Erstaunen zu setzen."

Ich freute mich dieser guten Worte. Sehr schöne Eichen, sagte ich, habe ich gesehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Weserthal machte. Besonders mächtig fand ich sie im Solling in der Gegend von Höxter.

„Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden, fuhr Goethe fort, wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt ist, scheint ihr am günstigsten zu seyn. Und dann will sie einen Stand der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, so daß, nach vollendetem Wuchs, ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt."

Könnte man nicht aus diesen Ihren Andeutungen, versetzte ich, ein Resultat ziehen und sagen: ein Geschöpf sey dann schön, wenn es zu dem Gipfel seiner natürlichen Entwickelung gelangt sey? —

„Recht wohl, erwiederte Goethe; doch müßte man zuvor aussprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verstanden haben."

Ich würde damit, erwiederte ich, diejenige Periode des Wachsthums bezeichnen, wo der Character, der diesem oder jenem Geschöpf eigenthümlich ist, vollkommen ausgeprägt erscheint.

„In diesem Sinne, erwiederte Goethe, wäre nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daß zu solchem vollkommen ausgeprägten Character zugleich gehöre, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfes dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sey."

„So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön, ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste. Doch wäre auch ein Zuviel nicht schön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen."

„Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde die uns begegneten, schön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues. Es war nicht bloß das Zierliche, Leichte, Graziöse ihrer Bewegungen, sondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reuter und Pferdekenner reden müßte, und wovon wir anderen bloß den allgemeinen Eindruck empfinden."

Könnte man nicht auch, sagte ich, einen Karrengaul schön nennen, wie uns vorhin einige sehr starke vor den Frachtwagen der Brabanter Fuhrleute begegneten?

„Allerdings! erwiederte Goethe; und warum nicht? Ein Maler fände an dem starkausgeprägten Character, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines solchen Thieres wahrscheinlich noch ein weit mannigfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten, als an dem milderen, egaleren Character eines zierlichen Reitpferdes."

„Die Hauptsache ist immer, fuhr Goethe fort, daß die Raçe rein und der Mensch nicht seine verstümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeschnitten, ein Hund mit gestutzten Ohren, ein Baum dem man die mächtigsten Zweige genommen und das Übrige kugelförmig geschnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüste verdorben und entstellt worden, alles dieses sind Dinge von denen sich der gute Geschmack abwendet und die bloß in dem Schönheits-Katechismus der Philister ihre Stelle haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tisch noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war sehr schön; die Frühlingssonne fing an mächtig zu werden und an Büschen und Hecken schon allerlei Laub und Blüthen hervorzulocken. Goethe war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers.

Darauf bei Tisch waren wir sehr heiter. Der junge Goethe hatte die Helena seines Vaters gelesen und sprach darüber mit vieler Einsicht eines natürlichen Verstandes. Über den im antiken Sinne gedichteten Theil ließ er eine entschiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantische Hälfte, wie man merken konnte, beim Lesen nicht lebendig geworden.

„Du hast im Grunde recht, und es ist ein eigenes Ding, sagte Goethe. Man kann zwar nicht sagen, daß das Vernünftige immer schön sey; allein das Schöne ist doch immer vernünftig, oder wenigstens, es sollte so seyn. Der antike Theil gefällt dir aus dem Grunde weil er faßlich ist, weil du die einzelnen Theile übersehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannst. In der zweiten Hälfte ist zwar auch allerlei Verstand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden; allein es ist schwer und erfordert einiges Studium ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet."

Goethe sprach darauf mit allerlei Lob und Anerkennung über die Gedichte der Madame Tastü, mit deren Lectüre er sich in diesen Tagen beschäftiget.

Als die Übrigen gingen und ich mich auch anschickte zu gehen, bat er mich, noch ein wenig zu bleiben. Er ließ ein Portefeuille mit Kupferstichen und Radierungen niederländischer Meister herbeibringen.

„Ich will Sie doch, sagte er, zum Nachtisch noch mit etwas Gutem traktiren." Mit diesen Worten legte er mir ein Blatt vor, eine Landschaft von Rubens. — „Sie haben, sagte er, dieses Bild zwar schon bei mir gesehen; allein man kann etwas Vortreffliches nicht oft genug betrachten, und dießmal handelt es sich noch dazu um etwas ganz Besonderes. Möchten Sie mir wohl sagen was Sie sehen?"

Nun, sagte ich, wenn ich von der Tiefe anfange, so haben wir im äußersten Hintergrunde einen sehr hellen Himmel, wie eben nach Sonnenuntergang. Dann, gleichfalls in der äußersten Ferne, ein Dorf und eine Stadt, in der Helle des Abendlichtes. In der Mitte des Bildes sodann einen Weg, worauf eine Heerde Schafe dem Dorfe zueilet. Rechts im Bilde allerlei Heu-Haufen, und einen Wagen der so eben voll geladen worden. Angeschirrte Pferde grasen in der Nähe. Ferner, seitwärts in Gebüschen zerstreut, mehrere weidende Stuten mit ihren Fohlen, die das Ansehen haben, als würden sie in der Nacht draußen bleiben. Sodann, näher dem

Vordergrunde zu, eine Gruppe großer Bäume; und zuletzt, ganz im Vordergrunde links, verschiedene nach Hause gehende Arbeiter.

„Gut, sagte Goethe, das wäre wohl alles. Aber die Hauptsache fehlt noch. Alle diese Dinge die wir dargestellt sehen, die Heerde Schafe, der Wagen mit Heu, die Pferde, die nach Hause gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite sind sie beleuchtet? —"

Sie haben das Licht, sagte ich, auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Besonders die nach Hause gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde sind sehr im Hellen, welches einen trefflichen Effect thut.

„Wodurch hat aber Rubens diese schöne Wirkung hervorgebracht?"

Dadurch, antwortete ich, daß er diese hellen Figuren auf einem dunkelen Grunde erscheinen läßt.

„Aber dieser dunkele Grund, erwiederte Goethe, wodurch entsteht er?"

Es ist der mächtige Schatten, sagte ich, den die Baumgruppe den Figuren entgegen wirft. — Aber wie? fuhr ich mit Überraschung fort, die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein? die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beschauer entgegen? — Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur ist! —

„Das ist eben der Punkt, erwiederte Goethe mit einigem Lächeln. Das ist es wodurch Rubens sich groß erweiset und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste über der Natur steht und sie seinen höheren Zwecken gemäß traktirt. Das doppelte Licht ist allerdings gewaltsam, und Sie können immerhin sagen, es sey gegen die Natur. — Allein wenn es gegen die Natur ist, so sage ich zugleich es sey höher als die Natur, so sage ich, es sey der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat."

„Der Künstler, fuhr Goethe fort, muß freilich die Natur im Einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Thieres nichts willkürlich ändern, so daß dadurch der eigenthümliche Character verletzt würde. — Denn das hieße die Natur vernichten. — Allein in den höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier sogar zu Fictionen schreiten, wie Rubens in dieser Landschaft mit dem doppelten Lichte gethan."

Rubens.

„Die Landschaft mit den doppelten Schatten."

„Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er ist ihr Herr und ihr Sclave zugleich. — Er ist ihr Sclave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwirft und ihnen dienstbar macht."

„Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze aber findet er nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes, oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems."

„Betrachten wir diese Landschaft von Rubens nur so obenhin, so kommt uns alles so natürlich vor, als sey es nur gradezu von der Natur abgeschrieben. Es ist aber nicht so. Ein so schönes Bild ist nie in der Natur gesehen worden, ebensowenig als eine Landschaft von Poussin oder Claude Lorrain, die uns auch sehr natürlich erscheinet, die wir aber gleichfalls in der Wirklichkeit vergebens suchen."

Ließen sich nicht auch, sagte ich, ähnliche kühne Züge künstlerischer Fiction, wie dieses doppelte Licht von Rubens, in der Literatur finden?

„Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen, erwiederte Goethe nach einigem Nachdenken. Ich könnte sie Ihnen im Shakspeare zu Dutzenden nachweisen. — Nehmen Sie nur den Macbeth. Als die Lady ihren Gemal zur That begeistern will, sagt sie:

Ich habe Kinder aufgesäugt ꝛc."

Ob dieses wahr ist oder nicht, kommt gar nicht darauf an; aber die Lady sagt es, und sie muß es sagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. — Im späteren Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht von dem Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus:

Er hat keine Kinder! ꝛc.

„Diese Worte des Macduff kommen also mit denen der Lady in Widerspruch; aber das kümmert Shakspeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und so wie die Lady zum höchsten Nachdruck ihrer Worte sagen mußte: „Ich habe Kinder aufgesäugt", so mußte auch zu eben diesem Zweck Macduff sagen: „Er hat keine Kinder!"

„Überall, fuhr Goethe fort, sollen wir es mit dem Pinselstriche eines Malers, oder dem Worte eines Dichters nicht so genau und kleinlich nehmen; vielmehr sollen wir ein Kunstwerk, das mit kühnem

und freiem Geiste gemacht worden, auch wo möglich mit eben solchem Geiste wieder anschauen und genießen."

„So wäre es thöricht, wenn man aus den Worten des Macbeth:

Gebier mir keine Töchter ꝛc.

den Schluß ziehen wollte, die Lady sey ein ganz jugendliches Wesen, das noch nicht geboren habe. Und ebenso thöricht wäre es, wenn man weiter gehen und verlangen wollte, die Lady müsse auf der Bühne als eine solche sehr jugendliche Person dargestellt werden."

„Shakspeare läßt den Macbeth diese Worte keineswegs sagen, um damit die Jugend der Lady zu beweisen; sondern diese Worte, wie die vorhin angeführten der Lady und des Macduff, sind bloß rhetorischer Zwecke wegen da, und wollen weiter nichts beweisen, als daß der Dichter seine Personen jedesmal das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalculiren, ob diese Worte vielleicht mit einer anderen Stelle in scheinbaren Widerspruch gerathen möchten."

„Überhaupt hat Shakspeare bei seinen Stücken schwerlich daran gedacht, daß sie als gedruckte Buchstaben vorliegen würden, die man überzählen und gegen einander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen als er schrieb; er sah seine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren rasch vorüberfließen würde, das man nicht festhalten und im Einzelnen bekritteln könnte, und wobei es bloß darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirksam und bedeutend zu seyn."

Dienstag den 24. April 1827. August Wilhelm v. Schlegel ist hier. Goethe machte mit ihm vor Tisch eine Spazierfahrt ums Webicht und gab ihm zu Ehren diesen Abend einen großen Thee, wobei auch Schlegels Reisegefährte, Herr Doctor Lassen, gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Nahmen und Rang hatte, war dazu eingeladen, so daß das Getreibe in Goethes Zimmern groß war. Herr von Schlegel war ganz von Damen umringt, denen er aufgerollte schmale Streifen mit indischen Götterbildern vorzeigte, so wie den ganzen Text von zwei großen indischen Gedichten, von denen, außer ihm selbst und Dr. Lassen, wahrscheinlich niemand etwas verstand. Schlegel war höchst sauber angezogen und höchst jugendlichen, blühenden Ansehens, so daß einige der Anwesenden behaupten wollten, er scheine nicht unerfahren in Anwendung kosmetischer Mittel.

Goethe zog mich in ein Fenster. „Nun? wie gefällt er Ihnen.“ Noch ganz so wie sonst, erwiederte ich. „Er ist freilich in vieler Hinsicht kein Mann, fuhr Goethe fort; aber doch kann man ihm seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen schon etwas zu Gute halten.“

Mittwoch den 25. April 1827. Bei Goethe zu Tisch mit Herrn Dr. Lassen. Schlegel war heute abermals an Hof zur Tafel gezogen. Herr Lassen entwickelte große Kenntnisse der indischen Poesie, die Goethen höchst willkommen zu seyn schienen, um sein eigenes immerhin nur sehr lückenhaftes Wissen in diesen Dingen zu ergänzen.

Ich war Abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm gewesen, und daß er mit ihm ein höchst bedeutendes Gespräch über literarische und historische Gegenstände geführt, das für ihn sehr belehrend gewesen. „Nur muß man, fügte er hinzu, keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Disteln verlangen; übrigens ist alles ganz vortrefflich.“

Donnerstag den 3. May 1827. Die höchst gelungene Übersetzung der dramatischen Werke Goethes von Stapfer hat in dem zu Paris erscheinenden Globe des vorigen Jahres durch Herrn J. J. Ampère eine Beurtheilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich ist und die Goethen so angenehm berührte, daß er sehr oft darauf zurück kam und sich sehr oft mit großer Anerkennung darüber ausließ.

„Der Standpunkt des Herrn Ampère, sagte er, ist ein sehr hoher. Wenn deutsche Recensenten bei ähnlichen Anlässen gern von der Philosophie ausgehen und bei Betrachtung und Besprechung eines dichterischen Erzeugnisses auf eine Weise verfahren, daß dasjenige, was sie zu dessen Aufklärung beibringen, nur Philosophen ihrer eigenen Schule zugänglich, für andere Leute aber weit dunkeler ist als das Werk, das sie erläutern wollen, selber, so benimmt sich dagegen Herr Ampère durchaus praktisch und menschlich. — Als einer der das Metier aus dem Grunde kennt, zeigt er die Verwandtschaft des Erzeugten mit dem Erzeuger, und beurtheilt die verschiedenen poetischen Productionen als verschiedene Früchte verschiedener Lebensepochen des Dichters.“

„Er hat den abwechselnden Gang meiner irdischen Laufbahn und meiner Seelenzustände im tiefsten studirt und sogar die Fähigkeit gehabt, das zu sehen was ich nicht ausgesprochen und was, so zu sagen, nur zwischen den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines Weimarischen

Dienst- und Hof-Lebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort mit neuer Lust zum Schaffen die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffes von demjenigen frei zu machen, was mir noch aus meinen Weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den Tasso einen gesteigerten Werther."

„Sodann über den Faust äußert er sich nicht weniger geistreich, indem er nicht bloß das düstere unbefriedigte Streben der Hauptfigur, sondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephistopheles als Theile meines eigenen Wesens bezeichnet."

In dieser und ähnlicher anerkennenden Weise sprach Goethe über Herrn Ampère sehr oft; wir faßten für ihn ein entschiedenes Interesse, wir suchten uns seine Persönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieses auch nicht gelingen konnte, so waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittleren Jahren seyn müsse, um die Wechselwirkung von Leben und Dichten so aus dem Grunde zu verstehen.

Sehr überrascht waren wir daher als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und sich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht weniger überrascht waren wir, als er gegen uns im Laufe eines weiteren Verkehrs äußerte, daß sämmtliche Mitarbeiter des Globe, dessen Weisheit, Mäßigung, und hohe Bildungsstufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er.

Ich begreife wohl, sagte ich, daß einer jung seyn kann um Bedeutendes zu produciren und gleich Merimée im zwanzigsten Jahre treffliche Stücke zu schreiben; allein daß einem bei ähnlich jungen Jahren eine solche Übersicht und so tiefe Einblicke zu Gebote stehen um eine solche Höhe des Urtheils zu besitzen wie die Herren des Globe, das ist mir durchaus etwas neues.

„Ihnen in Ihrer Haide, erwiederte Goethe, ist es freilich nicht so leicht geworden, und auch wir andern im mittleren Deutschland haben unser Bischen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isolirtes armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige Cultur entgegen, und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch funfzig bis hundert Meilen von einander

getrennt, so daß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. — Was dieß aber wäre empfinde ich wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem was ich suche und mir zu wissen nöthig in einem einzigen Tage weiter bringen als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte."

„Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat. Und zu diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Moliere, Voltaire, Diderot und ihres Gleichen eine solche Fülle von Geist in Cours gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Male findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vier und zwanzigsten Jahre wohl etwas seyn kann."

„Sie sagten doch vorhin, fuhr Goethe fort, Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Merimée. Ich habe gar nichts dawider und bin auch im Ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Production leichter sey, als ein jugendlich-tüchtiges Urtheil. Allein in Deutschland soll einer es wohl bleiben lassen, so jung wie Merimée etwas so Reifes hervorzubringen als er in den Stücken seiner Clara Gazul gethan. Es ist wahr, Schiller war recht jung als er seine Räuber, seine Cabale und Liebe und seinen Fiesko schrieb. Allein wenn wir aufrichtig seyn wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller Schuld, sondern der Culturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen."

„Nehmen Sie dagegen Beranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buch-

drucker-Lehrling, dann mit kleinem Gehalt angestellt in irgend einem Büreau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie, und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa's ist."

„Denken Sie sich aber diesen selben Beranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben."

„Also, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung im Cours sey, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll."

„Wir bewundern die Tragödieen der alten Griechen; allein, recht besehen, sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser. — Denn wenn auch diese Stücke unter sich ein wenig verschieden, und wenn auch der eine dieser Poeten ein wenig grösser und vollendeter erscheint als der andere; so trägt doch, im Groben und Ganzen betrachtet, alles nur einen einzigen durchgehenden Character. Dieß ist der Character des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der reinkräftigen Anschauung, und welche Eigenschaften man noch sonst aufzählen könnte. — Finden sich nun aber alle diese Eigenschaften nicht bloß in den auf uns gekommenen dramatischen, sondern auch in den lyrischen und epischen Werken; finden wir sie ferner bei den Philosophen, Rhetoren und Geschichtschreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunst, so muß man sich wohl überzeugen, daß solche Eigenschaften nicht bloß einzelnen Personen anhafteten, sondern daß sie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Cours waren."

„Nehmen Sie Burns. Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volkes lebten, daß sie ihm, so zu sagen, bei der Wiege gesungen wurden, daß er als

Knabe unter ihnen heranwuchs, und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte worauf er weiter schreiten konnte. — Und ferner wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegen klangen und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!"

„Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! — Was lebte denn in meiner Jugend von unsern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? — Herder und seine Nachfolger mußten erst anfangen sie zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen; dann hatte man sie doch wenigstens gedruckt in Bibliotheken. — Und später, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volksthümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? — Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Loose deutscher Dichter. — Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Claviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des Tasso sangen! —"

„Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sey lange her, daß sie Barbaren gewesen."

Freitag den 4. May 1827. Zu Ehren Ampère's und seines Freundes Stapfer großes Diner bei Goethe. Die Unterhaltung war laut, heiter und bunt durcheinander. Ampère erzählte Goethen viel von Merimée, Alfred de Vigny und anderen bedeutenden Talenten. Auch ward sehr viel über Béranger gesprochen, dessen unvergleichliche Lieder Goethe täglich in Gedanken hat. Es kam zur Erwähnung, ob Béranger's heitere Liebeslieder vor seinen politischen den Vorzug verdienten; wobei Goethe seine Meinung dahin entwickelte, daß im Allgemeinen ein rein poetischer Stoff einem politi-

schen so sehr voranstehe, als die reine, ewige Naturwahrheit der Parteiansicht.

Übrigens, fuhr er fort, hat Béranger in seinen politischen Gedichten sich als Wohlthäter seiner Nation erwiesen. Nach der Invasion der Alliirten fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser, dessen Andenken noch in jeder Hütte lebendig, und dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortsetzung seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Jetzt, unter den Bourbonen, scheint es ihm nicht zu behagen. Es ist freilich ein schwach gewordenes Geschlecht! Und der jetzige Franzose will auf dem Throne große Eigenschaften, obgleich er selber gerne mitherrscht und selber gerne ein Wort mitredet."

Nach Tisch verbreitete sich die Gesellschaft im Garten und Goethe winkte mir zu einer Spazierfahrt um das Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

Er war im Wagen sehr gut und liebevoll. Er freute sich daß mit Ampère ein so hübsches Verhältniß angeknüpft worden, wovon er sich für die Anerkennung und Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich die schönsten Folgen verspreche.

„Ampère, fügte er hinzu, steht freilich in seiner Bildung so hoch, daß die nationalen Vorurtheile, Aprehensionen und Borniertheiten Vieler seiner Landsleute weit hinter ihm liegen und er seinem Geiste nach weit mehr ein Weltbürger ist als ein Bürger von Paris. Ich sehe übrigens die Zeit kommen, wo er in Frankreich Tausende haben wird, die ihm gleich denken."

Sonntag den 6. May 1827. Abermalige Tischgesellschaft bei Goethe, wobei dieselbigen Personen zugegen, wie vorgestern. Man sprach sehr viel über die Helena und den Tasso. Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich besuchte, sagte er, im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Cantone und den Vierwaldstätter See, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte die Abwechselung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und

Boden mit eben so bedeutenden menschlichen Figuren zu staffiren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zu statten kam."

„Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Cantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hülfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kinder sorgend und sich nicht kümmernd wer Herr oder Knecht sey."

„Den Geßler dachte ich mir dagegen, zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl oder Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existirten."

„Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen, alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walter Fürst, Stauffacher, Winkelried und Anderen zugetheilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtseyn handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im Ganzen mehr Figuren passiver Natur waren."

„Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll und ich summte dazu schon gelegentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanz der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen."

„Von allem diesem erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu thun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der denn darauf sein bewundernswürdiges Gedicht schrieb."

Wir freuten uns dieser Mittheilung, die Allen interessant zu hören war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme, als ob die in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Scene vom zweiten Theile des Faust, aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldstätter See's entstanden seyn möchte.

„Ich will es nicht läugnen, sagte Goethe, daß diese Anschauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der erwähnten Terzinen gar nicht denken können. Das ist aber auch Alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Localitäten mir gemünzt habe. Das Übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wissen, den schönsten Gebrauch gemacht."

Das Gespräch wendete sich auf den Tasso, und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht.

„Idee? sagte Goethe, — daß ich nicht wüßte! — Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich, als prosaischen Contrast, den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebes-Verhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch."

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! — Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. — Ei! so habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch ergötzen zu lassen, Euch rühren zu lassen, Euch erheben zu lassen, ja Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!"

„Da kommen sie und fragen: welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht? — Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! — Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sey, das ist zwar ein wirksamer,

Manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im besonderen zu Grunde liege. Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes, und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!"

„Es war im Ganzen, fuhr Goethe fort, nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu ründen und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen."

„Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte und welches zu übersehen war, wie z. B. die Metamorphose der Thiere, die der Pflanze, das Gedicht Vermächtniß, und viele andere. Das einzige Product von grösserem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre. Vielmehr bin ich der Meinung: je incommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser."

Dienstag den 15. May 1827. Herr v. Holtey, aus Paris kommend, ist seit einiger Zeit hier und wegen seiner Person und Talente überall herzlich empfangen. Auch zwischen ihm und Goethe und dessen Familie hat sich ein sehr freundliches Verhältniß gebildet.

Goethe ist seit einigen Tagen auf seinen Garten gezogen, wo er in stiller Thätigkeit sich sehr beglückt findet. Ich besuchte ihn heute dort mit Herrn von Holtey und Grafen Schulenburg, welcher Erstere Abschied nahm, um mit Ampère nach Berlin zu gehen.

Mittwoch den 25. Juli 1827. Goethe hat in diesen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm große Freude machte. Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die englische Handschrift etwas sehr unleserlich vorkam, so bat er mich, ihm den Inhalt zu übersetzen. Es

scheint, daß Goethe dem berühmten englischen Dichter zuerst geschrieben hatte, und daß dieser Brief darauf eine Erwiederung ist.

„Ich fühle mich sehr geehrt, schreibt Walter Scott, daß irgend eine meiner Productionen so glücklich gewesen ist, die Beachtung Goethes auf sich zu ziehen, zu dessen Bewunderern ich seit dem Jahre 1798 gehöre, wo ich, trotz meiner geringen Bekanntschaft mit der deutschen Sprache, kühn genug war, den Götz von Berlichingen ins Englische zu übertragen. Ich hatte bei diesem jugendlichen Unternehmen ganz vergessen, daß es nicht genug sey, die Schönheit eines genialen Werkes zu fühlen, sondern daß man auch die Sprache, worin es geschrieben, aus dem Grunde verstehen müsse, ehe es uns gelingen könne, solche Schönheit auch Anderen fühlbar zu machen. Dennoch lege ich auf jenen jugendlichen Versuch noch jetzt einigen Werth, weil er doch wenigstens zeigt, daß ich einen Gegenstand zu wählen wußte, der der Bewunderung würdig war."

„Ich habe oft von Ihnen gehört, und zwar durch meinen Schwiegersohn Lockart, einen jungen Mann von literarischer Bedeutung, der vor einigen Jahren, ehe er meiner Familie verbunden war, die Ehre hatte dem Vater der deutschen Literatur vorgestellt zu werden. Es ist unmöglich, daß Sie unter der großen Zahl derer, die sich gedrängt fühlen Ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, sich jedes Einzelnen erinnern sollten; aber ich glaube, es ist Ihnen niemand inniger ergeben, als eben jenes junge Mitglied meiner Familie."

„Mein Freund Sir John Hope von Pinkie hat kürzlich die Ehre gehabt Sie zu sehen, und ich hoffte Ihnen zu schreiben, und nahm auch später mir wirklich diese Freiheit durch zwei seiner Verwandten, die Deutschland zu bereisen die Absicht hatten; allein sie wurden durch Krankheit behindert ihr Vorhaben auszuführen, so daß mir denn mein Brief nach zwei bis drei Monaten zurückkam. Ich habe also Goethes Bekanntschaft schon früher zu suchen mich erdreistet, und zwar noch vor jener schmeichelhaften Notiz, die er so freundlich gewesen ist von mir zu nehmen."

„Es giebt allen Bewunderern des Genies ein wohlthätiges Gefühl, zu wissen, daß eins der größten Europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm, und so Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet

wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre die Sie ihm erzeigten und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken."

„Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren Treuttel und Würtz zu ersuchen, Ihnen meinen Versuch einer Lebensgeschichte jenes merkwürdigen Mannes zu senden, der so viele Jahre lang einen so fürchterlichen Einfluß auf die Welt hatte, die er beherrschte. Ich weiß übrigens nicht, ob ich ihm nicht irgend einige Verbindlichkeiten schuldig geworden, da er mich zwölf Jahre lang unter die Waffen brachte, während welcher Zeit ich in einem Corps unserer Landmiliz diente und trotz einer frühen Lahmheit ein guter Reuter, Jäger und Schütze wurde. Diese guten Fähigkeiten haben jedoch in der letzten Zeit mich ein wenig verlassen, indem der Rheumatismus, diese traurige Plage unseres nördlichen Klima's, seinen Einfluß auf meine Glieder gelegt hat. Doch klage ich nicht, da ich meine Söhne jetzt die Jagdvergnügungen treiben sehe, seitdem ich sie habe aufgeben müssen."

„Mein ältester Sohn hat eine Schwadron Husaren, welches für einen fünf und zwanzigjährigen jungen Mann immer viel ist. Mein jüngerer Sohn hat neulich zu Oxford den Grad eines Baccalaureus der schönen Wissenschaften erhalten und wird jetzt einige Monate zu Hause zubringen, ehe er in die Welt geht. Da es Gott gefallen hat mir ihre Mutter zu nehmen, so führt meine jüngste Tochter mein Hauswesen. Meine älteste ist verheirathet und hat eine Familie für sich."

„Dieß sind die häuslichen Zustände eines Mannes nach dem Sie so gütig sich erkundiget haben. Übrigens besitze ich genug, um ganz so zu leben wie ich wünsche, ungeachtet einiger sehr schwerer Verluste. Ich bewohne ein stattliches altes Schloß, in welchem jeder Freund Goethes zu jeder Zeit willkommen seyn wird. Die Vorhalle ist mit Rüstungen angefüllt, die selbst für Jarthausen gepaßt haben würden; ein großer Schweißhund bewacht den Eingang."

„Ich habe übrigens Den vergessen, der dafür zu sorgen wußte daß man ihn nicht vergaß, während er lebte. Ich hoffe Sie werden die Fehler des Werkes verzeihen, indem Sie berücksichtigen, daß der Autor von dem Wunsch beseelt war gegen das Andenken jenes außerordentlichen Mannes so aufrichtig zu verfahren, wie seine insulariſchen Vorurtheile nur immer erlauben wollten."

„Da diese Gelegenheit Ihnen zu schreiben sich mir plötzlich und zufällig durch einen Reisenden darbietet und keinen Aufschub erleidet, so fehlt mir die Zeit etwas Weiteres zu sagen, als daß ich Ihnen eine fortgesetzte gute Gesundheit und Ruhe wünsche und mich mit der aufrichtigsten und tiefsten Hochachtung unterzeichne."

Edinburg,
den 9. Juli 1827.

Walter Scott.

Goethe hatte, wie gesagt, über diesen Brief große Freude. Er war übrigens der Meinung als enthalte er zu viel Ehrenvolles für ihn, als daß er nicht sehr Vieles davon auf Rechnung der Höflichkeit eines Mannes von Rang und hoher Weltbildung zu setzen habe.

Er erwähnte sodann die gute und herzliche Art, womit Walter Scott seine Familienverhältnisse zur Sprache bringe, welches ihn, als Zeichen eines brüderlichen Vertrauens, im hohen Grade beglücke.

„Ich bin nun wirklich, fuhr er fort, auf sein Leben Napoleons begierig, welches er mir ankündigt. Ich höre so viel Widersprechendes und Leidenschaftliches über das Buch, daß ich im Voraus gewiß bin: es wird auf jeden Fall sehr bedeutend seyn."

Ich fragte nach Lockart, und ob er sich seiner noch erinnere.

„Noch sehr wohl! erwiederte Goethe. Seine Persönlichkeit macht einen entschiedenen Eindruck, so daß man ihn sobald nicht wieder vergißt. Er soll, wie ich von reisenden Engländern und meiner Schwiegertochter höre, ein junger Mann seyn, von dem man in der Literatur gute Dinge erwartet."

„Übrigens wundere ich mich fast, daß Walter Scott kein Wort über Carlyle sagt, der doch eine so entschiedene Richtung auf das Deutsche hat, daß er ihm sicher bekannt seyn muß."

„An Carlyle ist es bewundernswürdig, daß er bei Beurtheilung unserer deutschen Schriftsteller besonders den geistigen und sittlichen Kern, als das eigentlich Wirksame, im Auge hat. Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen was er alles leisten und wirken wird."

Mittwoch den 26. September 1827. Goethe hatte mich auf diesen Morgen zu einer Spazierfahrt nach der Hottelstedter Ecke, der westlichsten Höhe des Ettersberges, und von da nach dem Jagdschloß Ettersburg einladen lassen. Der Tag war überaus schön und wir

fuhren zeitig zum Jacobsthore hinaus. Hinter Lützendorf, wo es stark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit. Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut eine Menge Vögel und fragte mich: ob es Lerchen wären? — Du Großer und Lieber, dachte ich, der Du die ganze Natur wie wenig Andere durchforschet hast, in der Ornithologie scheinst Du ein Kind zu seyn.

Es sind Ammern und Sperlinge, erwiederte ich, auch wohl einige verspätete Grasmücken, die nach abgewarteter Mauser aus dem Dickicht des Ettersberges herab in die Gärten und Felder kommen und sich zum Fortzuge anschicken, aber Lerchen sind es nicht. Es ist nicht in der Natur der Lerche, sich auf Büsche zu setzen. Die Feld- oder Himmels-Lerche steigt in die Luft aufwärts und geht wieder zur Erde herab, zieht auch wohl im Herbst schaarenweis durch die Luft hin und wirft sich wiederum auf irgend ein Stoppelfeld nieder, aber sie geht nicht auf Hecken und Gebüsche. Die Baumlerche dagegen liebt sich den Gipfel hoher Bäume, von wo aus sie singend in die Luft steigt und wieder auf ihren Baumgipfel herabfällt. Dann giebt es noch eine andere Lerche, die man in einsamen Gegenden an der Mittagsseite von Waldblößen antrifft und die einen sehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholischen Gesang hat. Sie hält sich nicht am Ettersberge auf, der ihr zu lebhaft und zu nahe von Menschen umwohnt ist; aber auch sie geht nicht in Gebüsche.

„Hm! sagte Goethe, Sie scheinen in diesen Dingen nicht eben ein Neuling zu seyn."

Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben, erwiederte ich, und immer die Augen und Ohren dafür offen gehabt. Der ganze Wald des Ettersberges hat wenige Stellen die ich nicht zu wiederholten Malen durchstreift bin. Wenn ich jetzt einen einzigen Ton höre, so getraue ich mir zu sagen von welchem Vogel er kommt. Auch bin ich so weit, daß wenn man mir irgend einen Vogel bringt, der in der Gefangenschaft durch verkehrte Behandlung das Gefieder verloren hat, ich mir getraue ihn sehr bald vollkommen gesund und wohl befiedert wieder herzustellen.

„Das zeigt allerdings, erwiederte Goethe, daß Sie in diesen Dingen bereits vieles durchgemacht haben. Ich möchte Ihnen rathen das Studium ernstlich fort zu treiben; es muß bei Ihrer entschiedenen Richtung zu sehr guten Resultaten führen. Aber sagen Sie mir etwas über die Mauser. Sie sprachen vorhin von verspäteten

Grasmücken, die nach vollendeter Mauser aus dem Dickicht des Ettersberges in die Felder herabgekommen. Ist denn die Mauser an eine gewisse Epoche gebunden und mausern sich alle Vögel zugleich?"

Bei den meisten Vögeln, erwiederte ich, tritt sie sogleich nach vollendeter Brütezeit ein; das heißt sobald die Jungen des letzten Geheckes soweit sind, daß sie sich selber helfen können. Nun fragt es sich aber, ob der Vogel von diesem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes, bis zu dem seines Wegzugs, zur Mauser noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, so mausert er sich hier und zieht mit frischem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, so zieht er mit seinem alten Gefieder fort und mausert sich später im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen sie im Herbst nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieses rührt daher, daß die eine Art sich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht und sie mehr ertragen kann als eine andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht spät weg, und ein Vogel der spät bei uns ankommt zieht früh weg.

So ist schon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geschlecht gehören, ein großer Unterschied. Die klappernde Grasmücke, oder das Müllerchen, läßt sich schon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage später kommt die schwarzköpfige, oder der Mönch; sodann etwa nach einer Woche die Nachtigall; und erst ganz zu Ende April, oder Anfangs May, die graue. Alle diese Vögel mausern sich im August bei uns, so auch die Jungen ihres ersten Geheckes; weßhalb man denn Ende August junge Mönche fängt, die schon das schwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem ersten Gefieder fort und mausern sich später in südlichen Ländern, aus welchem Grunde man denn Anfangs September junge Mönche fangen kann, und zwar junge Männchen, die noch das rothe Köpfchen haben, wie ihre Mutter.

„Ist denn die graue Grasmücke, fragte Goethe, der späteste bei uns ankommende Vogel, oder kommen andere noch später?"

Der sogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol, erwiederte ich, kommen erst gegen Pfingsten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte August, schon wieder fort und mausern sich mit ihren Jungen im Süden. Hat man sie im Käfig, so mausern sie sich bei uns im Winter, weßhalb denn diese Vögel sehr schwer durchzubringen sind. Sie verlangen sehr viele Wärme. Hängt man sie aber in die Nähe des Ofens, so

verkümmern sie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man sie dagegen in die Nähe des Fensters, so verkümmern sie in der Kälte der langen Nächte.

„Man hält dafür, sagte Goethe, daß die Mauser eine Krankheit, oder wenigstens von körperlicher Schwäche begleitet sey."

Das möchte ich nicht sagen, erwiederte ich. Es ist ein Zustand gesteigerter Productivität, der in freier Luft herrlich von Statten geht, ohne die geringste Beschwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauser ihren Gesang nicht aussetzten, ein Zeichen, daß es ihnen durchaus wohl war. Zeigt sich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauser kränklich, so ist daraus zu schließen, daß er mit dem Futter oder frischer Luft und Wasser nicht gehörig behandelt worden. Ist er im Zimmer im Lauf der Zeit aus Mangel an Luft und Freiheit so schwach geworden, daß ihm die productive Kraft fehlt um in die Mauser zu kommen, so bringe man ihn an die fruchtbare frische Luft, und die Mauser wird sogleich auf das beste von Statten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildniß dagegen verläuft sie sich so sanft und so allmälig, daß er es kaum gewahr wird.

„Aber doch schienen Sie vorhin anzudeuten, versetzte Goethe, daß die Grasmücken sich während der Mauser in das Dickicht der Wälder ziehen."

Sie bedürfen während dieser Zeit, erwiederte ich, allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in diesem Falle mit solcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel während der Mauser nie mit einem Male so viele Federn verliert, daß er unfähig würde so gut zu fliegen, als die Erreichung seines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er z. B. mit einem Male die vierte, fünfte und sechste Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und sechste Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht so gut, um dem verfolgenden Raubvogel, besonders aber dem sehr schnellen und gewandten Baumfalken zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buschiges Dickicht sehr zu statten.

„Das läßt sich hören, erwiederte Goethe. Schreitet aber die Mauser, fuhr er fort, an beiden Flügeln gleichmäßig und gewissermaßen symmetrisch vor?"

Soweit meine Beobachtungen reichen, allerdings, erwiederte ich. Und das ist sehr wohlthätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei

Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieselben Federn des rechten, so würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen und der Vogel würde sich und seine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde seyn wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu schwer und an der andern zu leicht sind.

„Ich sehe, erwiederte Goethe, man mag in die Natur eindringen von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit."

Wir waren indeß immerfort mühsam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich abzusteigen und ein wenig nachzusehen, ob ich nichts von Versteinerungen entdeckte. Ich fand einige Muscheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einsetzte. Wir fuhren weiter.

„Immer die alte Geschichte! sagte Goethe. Immer der alte Meeresboden! — Wenn man von dieser Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Thale dort unten die Walfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchst wahrscheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß ob nach vielen Jahrtausenden die Möve nicht abermals über diesem Berge fliegt."

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren rasch weiter. Rechts an unserer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu sehen. Wir waren auf der westlichsten Höhe angelangt; das breite Thal der Unstrut, mit vielen Dörfern und kleinen Städten, lag in der heitersten Morgensonne vor uns.

„Hier ist gut seyn! sagte Goethe, indem er halten ließ. Ich dächte wir versuchten, wie in dieser guten Luft uns etwa ein kleines Frühstück behagen möchte."

Wir stiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuße halbwüchsiger von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühstück auspackte und auf einer Rasenerhöhung ausbreitete. Die Aussicht von dieser Stelle, in der klaren Morgenbeleuchtung der reinsten Herbstsonne, war in der That herrlich. Nach Süden und Südwesten hin übersah man die ganze Reihe des Thüringerwald-Ge-

birges; nach Westen, über Erfurt hinaus, das hochliegende Schloß Gotha und den Inselsberg; weiter nördlich sodann die Berge hinter Langensalz und Mühlhausen; bis sich die Aussicht, nach Norden zu, durch die blauen Harzgebirge abschloß. Ich dachte an die Verse:

„Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Von Gebirg zu Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll."

Wir setzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, so daß wir während dem Frühstück die weite Aussicht über das halbe Thüringen immer vor uns hatten. Wir verzehrten indeß ein paar gebratene Rebhühner mit frischem Weißbrod und tranken dazu eine Flasche sehr guten Wein, und zwar aus einer biegsamen feinen goldenen Schale, die Goethe, in einem gelben Lederfutteral, bei solchen Ausflügen gewöhnlich bei sich führt.

„Ich war sehr oft an dieser Stelle, sagte er, und dachte in späteren Jahren sehr oft, es würde das letzte Mal seyn, daß ich von hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte. Allein es hält immer noch einmal zusammen und ich hoffe daß es auch heute nicht das letzte Mal ist, daß wir beide uns hier einen guten Tag machen. Wir wollen künftig öfter hieher kommen. Man verschrumpft in dem engen Hauswesen. Hier fühlt man sich groß und frei, wie die große Natur die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer seyn sollte."

„Ich übersehe von hier aus, fuhr Goethe fort, eine Menge Punkte an die sich die reichsten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt, wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so gut wie gar nicht."

Seit ich in Weimar bin, bemerkte ich, erinnere ich mich nicht daß Sie dort waren.

„Das hat so seine Bewandniß, erwiederte Goethe lachend. Ich bin dort nicht zum Besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr alleine am Theetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, herein-

sprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermüthig, wie ich seyn konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun, Ihr Semmelköpfe, was macht Ihr? — Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit, und haben es mir später nie vergessen."

„Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur. Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit, als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respect. — Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut, und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen."

Wir thaten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum nach dem Jagdschlosse Ettersburg. Goethe ließ sämmtliche Zimmer aufschließen, die mit heiteren Tapeten und Bildern behängt waren. In dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes sagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt, fuhr er fort, in frühester Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag verthan. Wir waren alle jung und voll Übermuth und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei improvisirtem Comödienspiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln."

Wir gingen wieder ins Freie, und Goethe führte mich in westlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

„Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen, sagte er, worin wir vor funfzig Jahren unsere Nahmen geschnitten. — Aber wie hat sich das verändert und wie ist das alles herangewachsen! Das wäre denn der Baum! — Sie sehen er ist noch in der vollesten Pracht! — Auch unsere Nahmen sind noch zu spüren; doch so verquollen und verwachsen, daß sie kaum noch herauszubringen. Damals stand diese Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus sonnig und anmuthig umher und wir spielten hier an schönen Sommertagen unsere improvisirten Possen. Jetzt ist es hier

feucht und unfreundlich. Was sonst nur niederes Gebüsch war, ist indeß zu schattigen Bäumen herangewachsen, so daß man die prächtige Buche unserer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet."

Wir gingen wieder nach dem Schlosse, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffensammlung besehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

Donnerstag den 27. September 1827. Nachmittags einen Augenblick bei Goethe, wo ich Herrn Geheimenrath Streckfuß aus Berlin kennen lernte, der diesen Vormittag mit ihm eine Spazierfahrt gemacht und dann zu Tisch geblieben war. Als Streckfuß ging begleitete ich ihn und machte noch einen Gang durch den Park. Bei meiner Zurückkunft über den Markt begegnete ich dem Canzler und Raupach mit denen ich in den Elephanten ging. Abends wieder bei Goethe, der mit mir ein neues Heft von Kunst und Alterthum besprach, desgleichen zwölf Blätter Bleistiftumrisse, in welchen die Gebrüder Riepenhausen die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi, nach einer Beschreibung des Pausanias, wieder herzustellen versucht; ein Unternehmen welches Goethe nicht genug anzuerkennen wußte.

Montag den 1. October 1827. Im Theater das Bild von Houwald. Ich sah zwei Acte und ging dann zu Goethe, der mir die zweite Scene seines neuen Faust vorlas.

„Ich habe in dem Kaiser, sagte er, einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt."

„Das Wohl des Reichs und seiner Unterthanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an sich und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüsire. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter selber mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörtesten Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disciplin und streift raubend umher um sich seinen Sold selber zu verschaffen und sich selber zu helfen wie es kann. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hofnung weiterer Zuflüsse. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tage nicht mehr Rath zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet ist, so daß auf den Kaiserlichen Tisch vorweggegessenes Brod kommt."

„Der Staatsrath will Sr. Majestät über alle diese Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhülfe berathen; allein der gnädigste

Herr ist sehr ungeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen; er möchte sich lieber amüsiren. Hier ist nun das wahre Element für Mephisto, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an der Seite des Kaisers ist."

Goethe las die Scene und das Zwischen-Gemurmel der Menge ganz vortrefflich und ich hatte einen sehr guten Abend.

Sonntag den 7. October 1827.

Diesen Morgen, bei sehr schönem Wetter, befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen Abend zu verweilen die Absicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächst am botanischen Garten vor, wo Goethe alle Sträuche und Gewächse in Augenschein nahm und alles in schönster Ordnung und im besten Gedeihen fand. Wir besahen ferner das mineralogische Cabinet und einige andere naturwissenschaftliche Sammlungen und fuhren darauf zu Herrn v. Knebel, der uns zu Tisch erwartete.

Knebel, im höchsten Alter, eilte Goethen halb stolpernd an der Thür entgegen um ihn in seine Arme zu schließen. Darauf bei Tisch ging alles sehr herzlich und munter zu; von Gesprächen jedoch entwickelte sich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderseitigen menschlich-nahen Beisammensein.

Nach Tisch machten wir eine Spazierfahrt in südlicher Richtung an der Saale hinauf. Ich kannte diese reizende Gegend bereits aus früherer Zeit; doch wirkte alles wieder so frisch, als hätte ich es vorher nie gesehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden ließ Goethe an einem Bach hinauf fahren und an einem Hause halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Ansehn hatte.

„Hier hat Voß gewohnt, sagte er, und ich will Sie doch auch auf diesem classischen Boden einführen." Wir durchschritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art feiner Cultur war wenig zu spüren; wir gingen auf Rasen unter lauter Obstbäumen. „Das war etwas für Erneſtine, sagte Goethe, die auch hier ihre trefflichen Eutiner Äpfel nicht vergessen konnte, und die sie mir rühmte als etwas ohne Gleichen. Es waren aber die Äpfel ihrer Kindheit gewesen, — darin lags! Ich habe übrigens hier mit Voß und seiner trefflichen Erneſtine manchen schönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit sehr gerne. Ein Mann wie

Voß wird übrigens sobald nicht wieder kommen. Es haben wenig Andere auf die höhere deutsche Cultur einen solchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles gesund und derbe, weßhalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns Anderen die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werthe durchdrungen ist wie ich, weiß gar nicht wie er sein Andenken würdig genug ehren soll."

Es war indeß gegen sechs Uhr geworden und Goethe fand es an der Zeit in unser Nachtquartier zu gehen, das er im Gasthof zum Bären hatte bestellen lassen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebst einem Alkoven mit zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendschein lag auf unsern Fenstern und es war uns gemütlich noch eine Zeitlang ohne Licht zu sitzen.

Goethe lenkte das Gespräch auf Voß zurück. „Er war mir sehr werth, sagte er, und ich hätte ihn gerne der Academie und mir erhalten. Allein die Vortheile die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir, bei unsern geringen Mitteln, sie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen."

„Ein Glück für mich war es indeß, fuhr Goethe fort, daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf Eins, welches denn unser Verhältniß so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr characteristisch erschienen.

„Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Character denken läßt, sagte er, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war ihn zu sehen und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge wie er einst einen fremden Chirurgus, der, um ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm

unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte wie schnell er sich sollte zurückziehen."

„Wir waren, wie gesagt und wie wir alle wissen, fuhr Goethe fort, bei aller Gleichheit unserer Richtungen, Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch um mir dieses und jenes zu notiren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergestellt fühlte. Indeß war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt seyn müsse, indem dieser Geruch Schillern wohl thue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne."

„Morgen früh, fuhr Goethe fort, will ich Ihnen auch zeigen wo Schiller hier in Jena gewohnt hat."

Es war indeß Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abendessen und saßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen und Gesprächen.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am andern Morgen buchstäblich in Erfüllung ging.

Ich hatte, sagte ich, mir drei junge Hänflinge erzogen, woran ich mit ganzer Seele hing und die ich über alles liebte. Sie flogen frei in meiner Kammer umher und flogen mir entgegen und auf meine Hand so wie ich in die Thür hereintrat. Ich hatte eines Mittags das Unglück, daß bei meinem Hereintreten in die Kammer, einer dieser Vögel über mich hinweg und zum Hause hinaus flog, ich wußte nicht wohin. Ich suchte ihn den ganzen Nachmittag auf allen Dächern, und war untröstlich als es Abend ward und ich von ihm keine Spur gefunden hatte. Mit betrübten herzlichen Gedanken an ihn schlief ich ein, und hatte gegen Morgen folgenden Traum. Ich sah mich nämlich wie ich an unsern Nachbars-

Häusern umher ging und meinen verlorenen Vogel suchte. Auf einmal höre ich den Ton seiner Stimme und sehe ihn, hinter dem Gärtchen unserer Hütte, auf dem Dache eines Nachbarhauses sitzen; ich sehe wie ich ihn locke und wie er näher zu mir herabkommt, wie er futterbegierig die Flügel gegen mich bewegt, aber doch sich nicht entschließen kann auf meine Hand herabzufliegen. Ich sehe darauf wie ich schnell durch unser Gärtchen in meine Kammer laufe und die Tasse mit gequollenem Rübsamen herbeihole; ich sehe wie ich ihm sein beliebtes Futter entgegenreiche, wie er herab auf meine Hand kommt und ich ihn voller Freude zu den beiden andern zurück in meine Kammer trage.

Mit diesem Traum wache ich auf. Und da es bereits vollkommen Tag war, so werfe ich mich schnell in meine Kleider und habe nichts Eiligeres zu thun, als durch unser Gärtchen zu laufen, nach dem Hause hin, wo ich den Vogel gesehen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als der Vogel wirklich da war! Es geschah nun buchstäblich alles wie ich es im Traume gesehen. Ich locke ihn, er kommt näher; aber er zögert auf meine Hand zu fliegen. Ich laufe zurück und hole das Futter und er fliegt auf meine Hand und ich bringe ihn wieder zu den andern.

„Dieses Ihr Knaben-Ereigniß, sagte Goethe, ist allerdings höchst merkwürdig. Aber dergleichen liegt sehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben. Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können, und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist."

Etwas Ähnliches, erwiederte ich, habe ich erst neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee zurückkam, und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geistigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Person begegnete die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange eben so wenig gedacht. Es beunruhigte mich zu denken, daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, so wie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegen trat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte.

„Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als Zufall, erwiederte Goethe. Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passirt, daß wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine im heitern Gespräch begriffene Gesellschaft plötzlich stille zu machen im Stande war. Ja er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen unheimlich wurde."

„Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben, wie der Magnet selber, eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß wenn ein junges Mädchen in einem dunkelen Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe."

Ich kenne eine Opern-Scene, entgegnete ich, worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, sich ohne es zu wissen in einem dunkelen Zimmer zusammen befinden. Sie sind aber nicht lange beisammen, so fängt die magnetische Kraft an zu wirken, Eins ahnet des Andern Nähe, sie werden unwillkürlich zu einander hingezogen, und es dauert nicht lange so liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings.

„Unter Liebenden, versetzte Goethe, ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegen kam. „Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, sagte sie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hieher."

„So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseyns, wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände gerathen war. Ich hatte eine grössere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich spät bis in die Nacht hielten, immer behindert gewesen die Geliebte zu besuchen. Auch hatte unsere Neigung bereits

die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen und ich trug daher Scheu am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrössern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten und ich war auf dem Wege zu ihr und stand vor ihrem Hause ehe ich es dachte. Ich ging leise die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verschiedenen Stimmen hörte, daß sie nicht alleine war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war schnell wieder in den dunkelen Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenschaftlich durchstreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang und immer einmal wieder vor ihrem Hause vorbei, voll sehnsüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkt wieder in mein einsames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hause vorbeiging und bemerkte, daß sie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen seyn! sagte ich zu mir selber; aber wohin in dieser Dunkelheit der Nacht? und wo soll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menschen und ich war oft getäuscht, indem ich ihre Gestalt und ihre Größe zu sehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand daß sie es nicht war. Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben die ich anflehte ihre Schritte zu mir, oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was bist du für ein Thor! sagte ich dann wieder zu mir selber. Noch einmal es versuchen und noch einmal zu ihr gehen wolltest du nicht und jetzt verlangst du Zeichen und Wunder!"

„Indessen war ich an der Esplanade hinunter gegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in späteren Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieser Richtung gethan, als ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen sah, die der ersehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem schwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenster drang, und da mich diesen Abend eine scheinbare Ähnlichkeit schon oft getäuscht hatte, so fühlte ich nicht den Muth, sie auf's Ungewisse anzureden. Wir gingen dicht an einander vorbei, so daß unsere Arme sich berührten; ich stand still und blickte mich um, sie auch. „Sind Sie es?" sagte sie. Und ich erkannte ihre liebe Stimme. Endlich!

sagte ich, und war beglückt bis zu Thränen. Unsere Hände ergriffen sich. Nun! sagte ich, meine Hofnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie gesucht, mein Gefühl sagte mir, daß ich Sie sicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott daß es wahr geworden. „Aber Sie Böser! sagte sie, warum sind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig daß Sie schon seit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint weil ich dachte Sie hätten mich vergessen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht sagen. Es waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Huth und Mäntelchen, es trieb mich in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders als müßten Sie mir begegnen.“ Indem sie so aus treuem Herzen sprach, hielten wir unsere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verstehen, daß die Abwesenheit unsere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finstern Treppe mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich ihr gewissermaßen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehen, als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte.“

Goethe war in der liebevollsten Stimmung, ich hätte ihm noch Stunden lang zuhören mögen. Allein er schien nach und nach müde zu werden, und so gingen wir denn in unserm Alkoven sehr bald zu Bette.

Jena, Montag den 8. October 1827. Wir standen frühzeitig auf. Während dem Ankleiden erzählte Goethe mir einen Traum der vorigen Nacht, wo er sich nach Göttingen versetzt gesehen und mit dortigen Professoren seiner Bekanntschaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Wir tranken einige Tassen Caffee und fuhren sodann an dem Gebäude vor, welches die naturwissenschaftlichen Sammlungen enthält. Wir besahen das anatomische Cabinet, allerlei Skelette von Thieren und Ur-Thieren, auch Skelette von Menschen früher Jahrhunderte, bei welchen Goethe die Bemerkung machte, daß ihre Zähne eine sehr moralische Race andeuteten.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Doctor Schrön uns die bedeutendsten Instrumente vorzeigte und erklärte.

Schillers Wohnung in Jena 1797—1799.

Nach einem Stich von Chr. L. Nour.

Auch das anstoßende Meteorologische Cabinet ward mit besonderem Interesse betrachtet, und Goethe lobte Herrn Doctor Schrön wegen der in allen diesen Dingen herrschenden großen Ordnung.

Wir gingen sodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintisch in einer Laube ein kleines Frühstück hatte arrangiren lassen. „Sie wissen wohl kaum, sagte er, an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken, haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort mit einander gewechselt. Er war damals noch in den dreißigen, ich selber noch in den vierzigen, beide noch im vollesten Aufstreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr der ich gewesen, aber die alte Erde hält Stich und Luft und Wasser und Boden sind noch immer dieselbigen."

„Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und lassen sich von ihm in der Mansarde die Zimmer zeigen die Schiller bewohnt hat."

Wir ließen uns indeß in dieser anmuthigen Luft und an diesem guten Orte das Frühstück sehr wohl schmecken. Schiller war dabei wenigstens in unserm Geiste gegenwärtig und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß aus Schillers Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden, so daß man Stundenweit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hieraus herrlich zu beobachten und man mußte sich sagen, daß dieß Local durchaus günstig sey um das Astronomische und Astrologische im Wallenstein zu dichten.

Ich ging wieder zu Goethe hinab, der zu Herrn Hofrath Döbereiner fahren ließ, den er sehr hoch schätzt und der ihm einige neue chemische Experimente zeigte.

Es war indeß Mittag geworden. Wir saßen wieder im Wagen. „Ich dächte, sagte Goethe, wir führen nicht zu Tisch nach dem Bären, sondern genössen den herrlichen Tag im Freien. Ich dächte wir gingen nach Burgau. Wein haben wir bei uns und dort finden wir auf jeden Fall einen guten Fisch, den man entweder sieden oder braten mag."

Wir thaten so und es war gar herrlich. Wir fuhren an den Ufern der Saale hinauf, an Gebüschen und Krümmungen vorbei, den anmuthigsten Weg, wie ich ihn vorhin aus Schillers Mansarde gesehen. Wir waren sehr bald in Burgau. Wir stiegen an dem kleinen Gasthofe ab, nahe am Fluß und an der Brücke, wo es hinüber nach Lobeda geht, welches Städtchen wir über Wiesen hin nahe vor Augen hatten.

In dem kleinen Gasthofe war es so wie Goethe gesagt. Die Wirthin entschuldigte daß sie auf nichts eingerichtet sey, daß es uns aber an einer Suppe und an einem guten Fisch nicht fehlen solle.

Wir promenirten indeß im Sonnenschein auf der Brücke hin und her und freuten uns des Flusses, der durch Flößer belebt war, die auf zusammengebundenen fichtenen Bohlen von Zeit zu Zeit unter der Brücke hinglitten und bei ihrem mühsamen nassen Geschäft überaus heiter und laut waren.

Wir aßen unsern Fisch im Freien und blieben sodann noch bei einer Flasche Wein sitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung.

Ein kleiner Falke flog vorbei, der in seinem Flug und seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit dem Kuckuck hatte.

„Es gab eine Zeit, sagte Goethe, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sey nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel."

Diese Ansicht, erwiederte ich, existirt im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sey, er seine eigenen Eltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichniß des schändlichsten Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die sich diese Absurditäten durchaus nicht wollen ausreden lassen und die daran so fest hängen wie an irgend einem Artikel ihres christlichen Glaubens.

„Soviel ich weiß, sagte Goethe, classificirt man den Kuckuck zu den Spechten."

Man thut so mitunter, erwiederte ich, wahrscheinlich aus dem Grunde weil zwei Zehen seiner schwachen Füße eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin stellen. Er hat für die Lebensart der Spechte so wenig den starken Schnabel, der fähig wäre irgend eine abgestorbene Baumrinde zu brechen, als die scharfen sehr starken Schwanzfedern, die geeignet wären ihn bei einer solchen Operation zu stützen. Auch fehlen seinen Zehen die

zum Anhalten nöthigen scharfen Krallen, und ich halte daher seine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, sondern nur für scheinbare.

„Die Herren Ornithologen, versetzte Goethe, sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgend einen eigenthümlichen Vogel nur einigermaßen schicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert."

So wird die Nachtigall, fuhr ich fort, zu den Grasmücken gezählt, während sie in der Energie ihres Naturells, ihren Bewegungen und ihrer Lebensweise weit mehr Ähnlichkeit mit den Drosseln hat. Aber auch zu den Drosseln möchte ich sie nicht zählen. Sie ist ein Vogel der zwischen beiden steht, ein Vogel für sich, so wie auch der Kuckuck ein Vogel für sich ist, mit so scharf ausgesprochener Individualität wie einer.

„Alles was ich über den Kuckuck gehört habe, sagte Goethe, giebt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenbares Geheimniß; das aber nichts desto weniger schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demselbigen Falle! — Wir stecken in lauter Wundern und das Letzte und Beste der Dinge ist uns verschlossen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir sehen sie nach Honig fliegen, stundenweit, und zwar immer einmal in einer anderen Richtung. Jetzt fliegen sie wochenlang westlich nach einem Felde von blühendem Rübsamen. Dann eben so lange nördlich nach blühender Haide. Dann wieder in einer anderen Richtung nach der Blüthe des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer anderen Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber gesagt: jetzt fliegt dorthin, da giebt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da giebt es etwas Neues! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle! Sie gehen wie an einem unsichtbaren Gängelband hierhin und dorthin; was es aber eigentlich sey, wissen wir nicht. Ebenso die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld, sie schwebt über einem Meer von Halmen, das der Wind hin und herwiegt, und wo die eine Welle aussieht wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck wo sie ihr Nest hat. Alle diese äußeren Dinge liegen klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geistiges Band ist uns verschlossen."

Mit dem Kuckuck, sagte ich, ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ey in das Nest irgend eines anderen Vogels legt. Wir wissen ferner daß er es legt: in das Nest der Grasemücke, der gelben Bachstelze, des Mönches; ferner in das Nest der Braunelle, in das Nest des Rothkehlchens und in das Nest des Zaunskönigs. Dieses wissen wir. Auch wissen wir gleichfalls, daß dieses alles Insekten-Vögel sind und es seyn müssen, weil der Kuckuck selber ein Insektenvogel ist, und der junge Kuckuck von einem Saamen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieses alles auch wirklich Insektenvögel sind? Da doch alle diese genannten, sowohl in ihrer Gestalt als in ihrer Farbe, von einander so äußerst abweichen! — Und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen so äußerst abweichen! — Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck sein Ey und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte, so verschieden sind wie nur immer möglich! — Das Nest der Grasemücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunskönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Öffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken seyn. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin auf's Beste. Und wiederum wie anders ist das Nest der gelben Bachstelze! — Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften, in einen Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, so daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen die für jeden anderen Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge sind. Und wie weiß der alte Kuckuck daß sie es sind, da er doch selber im erwachsenen Alter für Nässe und Kälte so sehr empfindlich ist. —

„Wir stehen hier, erwiederte Goethe, eben vor einem Geheimniß. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck sein Ey in das Nest des Zaunskönigs, da es doch nur eine so geringe Öffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er sich nicht selber darauf setzen kann."

Er legt es auf irgend eine trockene Stelle, erwiederte ich, und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunskönig sondern auch bei allen übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der andern Insektenvögel, wenn sie auch oben offen, sind doch so klein, oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große langschwänzige Kuckuck sich nicht darauf setzen könnte. Dieß ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein so außerordentlich kleines Ey legt, ja so klein als wäre es das Ey eines kleinen Insektenvogels, das ist ein neues Räthsel, das man im Stillen bewundert ohne es lösen zu können. — Das Ey des Kuckucks ist nur um ein Weniges grösser als das der Grasemücke, und es darf im Grunde nicht grösser seyn, wenn die kleinen Insektenvögel es brüten sollen. Dieß ist durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im speciellen Fall weise zu seyn, von einem durchgehenden großen Gesetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eyes und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß Statt findet, dieses willkürliche Verfahren, sage ich, ist durchaus geeignet uns zu überraschen und in Erstaunen zu setzen.

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen, erwiederte Goethe, weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, so würden wir auch diese scheinbaren Abweichungen wahrscheinlich im Umfange des Gesetzes finden. Doch fahren Sie fort und sagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eyer der Kuckuck legen mag?"

Wer darüber etwas mit Bestimmtheit sagen wollte, antwortete ich, wäre ein großer Thor. Der Vogel ist sehr flüchtig, er ist bald hier und bald dort, man findet von ihm in einem einzigen Nest immer nur ein einziges Ey. Er legt sicherlich mehrere; allein wer weiß wo sie hingerathen und wer kann ihm nachkommen! — Gesetzt aber er legte fünf Eyer, und diese würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, so hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur sich entschließen mag, für fünf junge Kuckucke wenigstens funfzig Junge unserer besten Singvögel zu opfern.

„In dergleichen Dingen, erwiederte Goethe, pflegt die Natur auch in anderen Fällen nicht eben scrupulös zu seyn. Sie hat einen großen Etat von Leben zu vergeuden und sie thut es gelegentlich ohne sonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kuckuck so viele junge Singvögel verloren gehen?"

Zunächst, erwiederte ich, geht die erste Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckucks-Ey, wie es wohl geschieht, mit ausgebrütet würden; so haben doch die Eltern über den entstandenen grösseren Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daß sie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleineren Jungen zu Grunde gehen und aus dem Neste verschwinden. Auch ist der junge Kuckuck immer begierig und bedarf so viel Nahrung als die kleinen Insektenvögel nur immer herbeischleppen können. Es dauert sehr lange ehe er seine vollständige Größe und sein vollständiges Gefieder erreicht, und ehe er fähig ist das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer darüber hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken. Aus diesem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kuckuck so viele andere junge Vögel verloren.

„Das ist sehr überzeugend, erwiederte Goethe. Doch sagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, sobald er ausgeflogen ist, auch von anderen Vögeln gefüttert die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir als hätte ich dergleichen gehört."

Es ist so, antwortete ich. Sobald der junge Kuckuck sein niederes Nest verlassen und seinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt daß er da sey. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasemücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunskönig, dessen Naturell es ist beständig in niederen Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während die Übrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen.

„Es scheint also, sagte Goethe, zwischen dem jungen Kuckuck und den kleinen Insektenvögeln eine große Liebe zu bestehen."

Die Liebe der kleinen Insektenvögel zum jungen Kuckuck, erwiederte ich, ist so groß, daß wenn man einem Neste nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wissen wie sie sich gebärden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert.

„Merkwürdig genug, erwiederte Goethe; aber es läßt sich denken. Allein etwas sehr problematisch erscheint mir, daß z. B. ein Grasemückenpaar, das im Begriff ist die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt ihrem Neste nahe zu kommen und sein Ey hinein zu legen."

Das ist freilich sehr räthselhaft, erwiederte ich; doch nicht so ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Insektenvögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen beiden eine Art Verwandtschaft, so daß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja es kann sogar kommen, daß derselbige Kuckuck, den ein paar Grasemücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre sein Ey bringt.

„Das läßt sich allerdings hören, erwiederte Goethe, so wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen."

Es ist freilich ein Wunder, erwiederte ich; doch giebt es wohl etwas Analoges. Ja ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht.

Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung um alleine zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen

ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte als wäre es sein Eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Grasemücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig that und die die alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasemücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Nest mit fünf jungen Plattmönchen. Diese alle nahm die Grasemücke an, und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. — Ja noch mehr! — Auch das eine indeß herangewachsene Junge der Grasemücke fing an einige der Kleineren zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Trieb es der trefflichen Mutter nach zu thun.

„Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, sagte Goethe, das mich in ein freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas allgemein Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Räthsel gelöst, und man könnte mit Überzeugung sagen: daß Gott sich der verwaisten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

Etwas allgemein Gesetzliches, erwiederte ich, scheint es allerdings zu seyn; denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hülfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen Verlassene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunskönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten; denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweig nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die beiden jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe um einmal nach deinen Zaunskönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch und Grase verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbige Stelle,

und da ich die Locktöne eines Rothkehlchens hörte, so vermuthete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich in diesem Nest, neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunskönige fand, die sich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und sich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch so hübsch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen sich eurer so hülfreich angenommen, so bin ich weit entfernt so gastfreundliche Verhältnisse zu stören, im Gegentheil wünsche ich euch das allerbeste Gedeihen.

„Das ist eine der besten ornithologischen Geschichten, die mir je zu Ohren gekommen, sagte Goethe. Stoßen Sie an, Sie sollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! — Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es nun was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Theil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat, und schon im Thiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüthe kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie scheinen darin ein besonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unschätzbaren Resultaten kommen."

Indeß wir nun so an unserm Tische in freier Natur uns über gute und tiefe Dinge unterhielten neigte sich die Sonne den Gipfeln der westlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit unsern Rückweg anzutreten. Wir fuhren rasch durch Jena, und nachdem wir im Bären bezahlt und noch einen kurzen Besuch bei Frommanns gemacht, ging es im scharfen Trapp nach Weimar.

Donnerstag den 18. October 1827. Hegel ist hier, den Goethe persönlich sehr hoch schätzt, wenn auch einige seiner Philosophie entsprossene Früchte ihm nicht sonderlich munden wollen. Goethe gab ihm zu Ehren diesen Abend einen Thee, wobei auch Zelter gegenwärtig, der aber noch diese Nacht wieder abzureisen im Sinne hatte.

Man sprach sehr viel über Hamann, wobei besonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geist so gründliche Ansichten entwickelte, wie sie nur aus dem ernstesten und gewissenhaftesten Studium des Gegenstandes hervorgehen konnten.

Sodann wendete sich das Gespräch auf das Wesen der Dialektik. — Es ist im Grunde nichts weiter, sagte Hegel, als der

geregelte, methodisch ausgebildete Widerspruchsgeist, der jedem Menschen inwohnt, und welche Gabe sich groß erweiset in Unterscheidung des Wahren vom Falschen.

„Wenn nur, fiel Goethe ein, solche geistigen Künste und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falsche wahr und das Wahre falsch zu machen!"

Dergleichen geschieht wohl, erwiederte Hegel; aber nur von Leuten, die geistig krank sind.

„Da lobe ich mir, sagte Goethe, das Studium der Natur, das eine solche Krankheit nicht aufkommen läßt. Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu thun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung seines Gegenstandes verfährt, sogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektisch Kranke im Studium der Natur eine wohlthätige Heilung finden könnte."

Wir waren noch im besten Gespräch und in der heitersten Unterhaltung, als Zelter aufstand und, ohne ein Wort zu sagen, hinausging. Wir wußten, es that ihm leid, von Goethen Abschied zu nehmen, und daß er diesen zarten Ausweg wähle, um über einen schmerzlichen Moment hinweg zu kommen.

1828.

Dienstag den 11. März 1828. Ich bin seit mehreren Wochen nicht ganz wohl. Ich schlafe schlecht und zwar in den unruhigsten Träumen vom Abend bis zum Morgen, wo ich mich in sehr verschiedenartigen Zuständen sehe, allerlei Gespräche mit bekannten und unbekannten Personen führe, mich herumstreite und zanke, und zwar alles so lebendig, daß ich mir jeder Einzelnheit am andern Morgen noch deutlich bewußt bin. Dieses Traumleben aber zehrt von den Kräften meines Gehirns, so daß ich mich am Tage schlaff und abgespannt fühle, zu jeder geistigen Thätigkeit ohne Lust und Gedanken.

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zustand geklagt und er hatte mich wiederholt getrieben mich doch meinem Arzt zu vertrauen. „Was Euch fehlt, sagte er, ist gewiß nicht der Mühe werth; wahrscheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläser Mineralwasser oder ein wenig Salz zu heben ist. Aber laßt es nicht länger so fortschlendern, sondern thut dazu!"

Goethe mochte ganz recht haben, und ich sagte mir selber daß er recht habe; allein jene Unentschlossenheit und Unlust wirkte auch in diesem Fall und ich ließ wiederum unruhige Nächte und schlechte Tage verstreichen, ohne das Mindeste zur Abstellung meines Übels zu thun.

Als ich nun heute nach Tisch abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erschien, riß ihm die Geduld, und er konnte nicht umhin mich ironisch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr seyd der zweite Schandy, sagte er, der Vater jenes berühmten Tristram, den ein halbes Leben eine knarrende Thür ärgerte und der nicht zu dem Entschluß kommen konnte, seinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Oel zu beseitigen."

„Aber so ist's mit uns allen! Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es thäte uns noth, daß der Dämon uns täglich am Gängelband führte und uns sagte und triebe was immer zu thun sey. Aber der gute Geist verläßt uns und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln."

„Da war Napoleon ein Kerl! — Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt um das was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weßhalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird."

„Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!"

Goethe schritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tisch gesetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem sich noch einige Reste Wein befanden, nebst einigem Biscuit und Früchten.

Goethe schenkte mir ein und nöthigte mich von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verschmäht, sagte er, diesen Mittag unser Gast zu seyn, doch dürfte ein Glas von diesem Geschenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl thun!"

Ich ließ mir so gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr im Zimmer auf und ab zu gehen und aufgeregten Geistes vor sich hinzubrummen und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte herauszustoßen.

Das was er so eben über Napoleon gesagt lag mir im Sinn und ich suchte das Gespräch auf jenen Gegenstand zurückzuführen.

Doch scheint es mir, begann ich, daß Napoleon sich besonders in dem Zustand jener fortwährenden Erleuchtung befunden als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. — In späteren Jahren dagegen scheint ihn jene Erleuchtung verlassen zu haben, so wie sein Glück und sein guter Stern.

„Was wollt Ihr! erwiederte Goethe. — Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung wodurch das Außerordentliche entsteht werden wir immer mit der Jugend und der Productivität im

Bunde finden, wie denn Napoleon einer der productivsten Menschen war, die je gelebt haben."

„Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen um productiv zu seyn, es giebt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. — Selbst der Arzt muß productiv seyn wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im Ganzen aber wird er nur Pfuscherei machen."

Sie scheinen, versetzte ich, in diesem Fall Productivität zu nennen, was man sonst Genie nannte.

„Beides sind auch sehr nahe liegende Dinge, erwiederte Goethe. Denn was ist Genie anders als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die eben deßwegen Folge haben und von Dauer sind. Alle Werke Mozart's sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirket und sobald nicht erschöpft und verzehrt seyn dürfte. Von anderen großen Componisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Raphael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt und wie nicht Dürer und Holbein! — Derjenige der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend productive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. — Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird productiv zu seyn, ist nicht abzusehen. — Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen; allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete und die also weniger waren als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es giebt kein Genie ohne productiv fortwirkende Kraft; und ferner: es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an das einer treibt, es ist alles dasselbige. — Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweiset wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf

an, ob der Gedanke, das Aperçü, die That lebendig sey und fortzuleben vermöge."

„Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Thaten die von jemanden ausgehen, deuten auf einen productiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr productiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriff aber sind diese Leute durchaus unproductiv zu nennen, denn was sie machten ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede werth; allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus productiv erklären, und zwar eben deßwegen weil das Wenige was er machte, ein inwohnendes Leben hat das sich zu erhalten weiß."

Es entstand eine Pause, während welcher Goethe fortfuhr im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich war indeß begierig über diesen wichtigen Punkt noch etwas Weiteres zu hören und suchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

Liegt denn, sagte ich, diese geniale Productivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?

„Wenigstens, erwiederte Goethe, hat der Körper darauf den größten Einfluß. — Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar bucklig dachte; allein ich lobe mir ein Genie das den gehörigen Körper hat. —"

„Wenn man von Napoleon gesagt, er sey ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemuthet und zumuthen können! — Von dem brennenden Sand der syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Bivouacs liegen da nicht in der Mitte! — und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung und dabei immer in der höchsten geistigen Thätigkeit! — Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des achtzehnten Brümaire ward es Mitternacht und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen! und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen. — Wenn man erwägt was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein

er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden."

„Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Thaten fällt in die Zeit seiner Jugend. — Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit die alle Capacitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem sieben und zwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu seyn! — Ja, ja, mein Guter, man muß jung seyn um große Dinge zu thun. Und Napoleon ist nicht der einzige!"

Sein Bruder Lucian, bemerkte ich, war auch schon früh sehr hohen Dingen gewachsen. Wir sehen ihn als Präsidenten der Fünfhundert und darauf als Minister des Innern im kaum vollendeten fünf und zwanzigsten Jahre.

„Was wollen Sie mit Lucian? fiel Goethe ein. — Die Geschichte bietet uns der tüchtigsten Leute zu Hunderten, die sowohl im Cabinet als im Felde im noch jugendlichen Alter den bedeutendsten Dingen mit großem Ruhme vorstanden."

„Wäre ich ein Fürst, fuhr er lebhaft fort, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter im gewohnten Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheutes zu Tage kommt. — Junge Männer wollte ich haben! — aber es müßten Capacitäten seyn mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom besten Wollen und edelsten Character. — Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! — Aber wo ist ein Fürst dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!" —

„Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. — Nach allem was ich von ihm kenne und höre ist er ein sehr bedeutender Mensch! und das gehört dazu um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn, man sage was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. „Dem Talente offene Bahn!" war der bekannte Spruch Napoleon's, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer."

Goethe gefiel mir diesen Abend ganz besonders. Das Edelste seiner Natur schien in ihm rege zu seyn; dabei war der Klang seiner Stimme und das Feuer seiner Augen von solcher Kraft, als wäre er von einem frischen Auflodern seiner besten Jugend durchglüht. — Merkwürdig war es mir, daß er, der selbst in so hohen Jahren noch einem bedeutenden Posten vorstand, so ganz entschieden der Jugend das Wort redete, und die ersten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter besetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin einige hochstehende deutsche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nöthige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betrieb der bedeutendsten und mannigfaltigsten Geschäfte doch keineswegs zu fehlen scheine.

„Solche Männer und ihres Gleichen, erwiederte Goethe, sind geniale Naturen mit denen es eine eigene Bewandtniß hat; sie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind."

„Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. — Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie, bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers, nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Productivität wahrnehmen; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das ist es was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte."

„Aber jung ist jung, und wie mächtig auch eine Entelechie sich erweise, sie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie an ihm einen Alliirten oder einen Gegner findet."

„Ich hatte in meinem Leben eine Zeit wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine Geschwister habe ich in drei Tagen geschrieben.

Meinen Clavigo, wie Sie wissen, in acht. — Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Productivität selbst in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umständen gelang gelingt mir jetzt nur periodenweise und unter gewissen günstigen Bedingungen. — Als mich vor zehn zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des Divan in ihrer Gewalt hatten, war ich productiv genug um oft an einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweiten Theil meines Faust, kann ich nur in den frühen Stunden des Tags arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch was ist es das ich ausführe! Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung, noch weniger."

Giebt es denn im allgemeinen, sagte ich, kein Mittel um eine productive Stimmung hervorzubringen, oder, wenn sie nicht mächtig genug wäre, sie zu steigern?

„Um diesen Punkt, erwiederte Goethe, steht es gar wunderlich und wäre darüber allerlei zu denken und zu sagen."

„Jede Productivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçü, jede Erfindung, jeder große Gedanke der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. — Dergleichen hat der Mensch als unverhofte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. — Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt und dem er sich bewußtlos hingiebt während er glaubt er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. — Ich sage dieß, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das was von ihnen ausging ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte."

„Sodann aber giebt es eine Productivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist, und die der Mensch

schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Planes gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerkes ausmacht."

„So kam Shakspearen der erste Gedanke zu seinem Hamlet, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçü zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzte. — Die spätere Ausführung der einzelnen Scenen aber und die Wechselreden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, so daß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte wie es ihm nur beliebte. — Und zwar sehen wir an allem was er ausführte immer die gleiche Kraft der Production, und wir kommen in allen seinen Stücken nirgend auf eine Stelle von der man sagen könnte, sie sey nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommensten Vermögen geschrieben. Indem wir ihn lesen erhalten wir von ihm den Eindruck eines geistig wie körperlich durchaus und stets gesunden kräftigen Menschen."

„Gesetzt aber eines dramatischen Dichters körperliche Constitution wäre nicht so fest und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung seiner Scenen nöthige Productivität sicher sehr häufig stocken und oft wohl Tage lang gänzlich mangeln. Wollte er nun, etwa durch geistige Getränke, die mangelnde Productivität herbeinöthigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Scenen, die er auf solche Weise gewissermaßen forcirt hätte, zu ihrem großen Nachtheil anmerken."

„Mein Rath ist daher, nichts zu forciren, und alle unproductiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen woran man später keine Freude hat."

Sie sprechen, erwiederte ich, etwas aus was ich selber sehr oft erfahren und empfunden und was man sicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. — Aber doch will mir scheinen als

ob wohl jemand durch natürliche Mittel seine productive Stimmung steigern könnte, ohne sie grade zu forciren. — Ich war in meinem Leben sehr oft in dem Fall bei gewissen complicirten Zuständen zu keinem rechten Entschluß kommen zu können. Trank ich aber in solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar was zu thun sey, und ich war auf der Stelle entschieden. — Das Fassen eines Entschlusses ist aber doch auch eine Art Productivität und wenn nun einige Gläser Wein diese Tugend bewirkten, so dürfte ein solches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen seyn.

„Ihrer Bemerkung, erwiederte Goethe, will ich nicht widersprechen; was ich aber vorhin sagte hat auch seine Richtigkeit, woraus wir denn sehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu vergleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sondern nach vielen. — Da Sie übrigens meinen Divan so gut kennen, so wissen Sie daß ich selber gesagt habe

Wenn man getrunken hat
Weiß man das Rechte

und daß ich Ihnen also vollkommen beistimme. — Es liegen im Wein allerdings productivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und Zeit und Stunde an und was dem Einen nützet schadet dem Andern. Es liegen ferner productivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser, und ganz besonders in der Atmosphäre. — Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort wo wir hingehören; es ist als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. — Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferd am Strande des Meeres reitend, bald im Boote seglend oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der productivsten Menschen die je gelebt haben."

Goethe hatte sich mir gegenüber gesetzt und wir sprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung die sein späteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen aber ein unseliges Geschick ihn nach Griechenland geführt und vollends zu Grunde gerichtet.

„Überhaupt, fuhr Goethe fort, werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt und

daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einemmal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft."

„Wissen Sie aber wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruinirt werden! — Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöthen, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen Anderen. Mozart starb in seinem sechs und dreißigsten Jahre. Raphael in fast gleichem Alter. — Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe."

Es war indeß tief Abend geworden, Goethe reichte mir seine liebe Hand und ich ging.

Mittwoch den 12. März 1828. Nachdem ich Goethe gestern Abend verlassen hatte lag mir das mit ihm geführte bedeutende Gespräch fortwährend im Sinne.

Auch von den Kräften des Meeres und der Seeluft war die Rede gewesen, wo denn Goethe die Meinung äußerte, daß er alle Insulaner und Meer-Anwohner des gemäßigten Klima's bei weitem für productiver und thatkräftiger halte als die Völker im Innern großer Continente.

War es nun daß ich mit diesen Gedanken und mit einer gewissen Sehnsucht nach den belebenden Kräften des Meeres einschlief, genug, ich hatte in der Nacht folgenden anmuthigen und mir sehr merkwürdigen Traum.

Ich sah mich nämlich in einer unbekannten Gegend unter fremden Menschen überaus heiter und glücklich. Der schönste Sommertag umgab mich in einer reizenden Natur, wie es etwa an der Küste des mittelländischen Meeres im südlichen Spanien oder Frankreich, oder in der Nähe von Genua seyn möchte. — Wir hatten Mittags an einer lustigen Tafel gezecht und ich ging mit anderen etwas jüngeren Leuten um eine weitere Nachmittagspartie zu machen. — Wir waren durch buschige angenehme Niederungen geschlendert als wir uns mit einemmale im Meer auf der kleinsten Insel sahen, auf einem herausragenden Felsstück, wo kaum fünf

bis sechs Menschen Platz hatten und wo man sich nicht rühren konnte ohne Furcht in's Wasser zu gleiten. — Rückwärts, wo wir hergekommen waren, erblickte man nichts als die See; vor uns aber lag die Küste in der Entfernung einer viertel Stunde auf das Einladendste ausgebreitet. Das Ufer war an einigen Stellen flach, an anderen felsig und mäßig erhöht, und man erblickte zwischen grünen Lauben und weißen Zelten ein Gewimmel lustiger Menschen in hellfarbigen Kleidern, die sich bei schöner Musik, die aus den Zelten herübertönte, einen guten Tag machten. „Da ist nun weiter nichts zu thun, sagte Einer zum Andern, wir müssen uns entkleiden und hinüberschwimmen." — Ihr habt gut reden, sagte ich, ihr seid jung und schön und überdieß gute Schwimmer. Ich aber schwimme schlecht und es fehlt mir die ansehnliche Gestalt um mit Lust und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erscheinen. „Du bist ein Thor, sagte einer der schönsten, entkleide dich nur und gieb mir deine Gestalt, du sollst indeß die meinige haben." Auf dieses Wort entkleidete ich mich schnell und war im Wasser und fühlte mich im Körper des Anderen sofort als einen kräftigen Schwimmer. Ich hatte bald die Küste erreicht und trat mit dem heitersten Vertrauen nackt und triefend unter die Menschen. — Ich war glücklich im Gefühl dieser schönen Glieder, mein Benehmen war ohne Zwang und ich war sogleich vertraut mit den Fremden vor einer Laube an einem Tisch wo es lustig herging. Meine Cameraden waren auch nach und nach an's Land gekommen und hatten sich zu uns gesellt und es fehlte nur noch der Jüngling mit meiner Gestalt in dessen Gliedern ich mich so wohl fühlte. — Endlich kam auch er in die Nähe des Ufers und man fragte mich: ob ich denn nicht Lust habe mein früheres Ich zu sehen? Bei diesen Worten wandelte mich ein gewisses Unbehagen an, theils weil ich keine große Freude an mir selber zu haben glaubte, theils auch weil ich fürchtete jener Freund möchte seinen eigenen Körper sogleich zurückverlangen. Dennoch wandte ich mich zum Wasser und sah mein zweites Selbst ganz nahe heranschwimmen, und, indem er den Kopf etwas seitwärts wandte, lachend zu mir heraufblicken. „Es steckt keine Schwimmkraft in deinen Gliedern!" rief er mir zu; „ich habe gegen Wellen und Brandung gut zu kämpfen gehabt und es ist nicht zu verwundern, daß ich so spät komme und von allen der letzte bin." Ich erkannte sogleich das Gesicht, es war das meinige, aber verjüngt und etwas voller und breiter und von der frischesten Farbe. Jetzt trat er ans Land, und indem er, sich

aufrichtend, auf dem Sande die ersten Schritte that, hatte ich den Überblick seines Rückens und seiner Schenkel und freute mich über die Vollkommenheit dieser Gestalt. Er kam das Felsufer herauf zu uns Anderen und als er neben mich trat hatte er vollkommen meine neue Größe. Wie ist doch, dachte ich bei mir selbst, dein kleiner Körper so schön herangewachsen! — Haben die Urkräfte des Meeres so wunderbar auf ihn gewirkt, oder ist es, weil der jugendliche Geist des Freundes die Glieder durchdrungen hat? — Indem wir darauf eine gute Weile vergnügt beisammen gewesen, wunderte ich mich im Stillen daß der Freund nicht that als ob er seinen eigenen Körper wieder einzutauschen Neigung habe. Wirklich, dachte ich, sieht er auch so recht stattlich aus und es könnte ihm im Grunde einerlei seyn; mir aber ist es nicht einerlei, denn ich bin nicht sicher ob ich in jenem Leibe nicht wieder zusammengehe und nicht wieder so klein werde wie zuvor. — Um über diese Angelegenheit ins Gewisse zu kommen nahm ich meinen Freund auf die Seite und fragte ihn: wie er sich in meinen Gliedern fühle? „Vollkommen gut! sagte er; ich habe dieselbe Empfindung meines Wesens und meiner Kraft wie sonst; ich weiß nicht was du gegen deine Glieder hast! sie sind mir völlig recht und du siehst man muß nur etwas aus sich machen. Bleibe in meinem Körper so lange du Lust hast, denn ich bin vollkommen zufrieden für alle Zukunft in dem deinigen zu verharren." Über diese Erklärung war ich sehr froh, und indem auch ich in allen meinen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen mich völlig wie sonst fühlte, kam mir im Traum der Eindruck einer vollkommenen Unabhängigkeit unserer Seele und der Möglichkeit einer künftigen Existenz in einem anderen Leibe.

„Ihr Traum ist sehr artig, sagte Goethe, als ich ihm heute nach Tisch die Hauptzüge davon mittheilte. Man sieht, fuhr er fort, daß die Musen Sie auch im Schlaf besuchen, und zwar mit besonderer Gunst; denn Sie werden gestehen, daß es Ihnen im wachen Zustande schwer werden würde, etwas so Eigenthümliches und Hübsches zu erfinden."

Ich begreife kaum wie ich dazu gekommen bin, erwiederte ich, denn ich fühlte mich alle die Tage her so niedergeschlagenen Geistes daß die Anschauung eines so frischen Lebens mir sehr ferne stand.

„Es liegen in der menschlichen Natur wunderbare Kräfte, erwiederte Goethe, und eben wenn wir es am wenigsten hoffen hat sie etwas Gutes für uns in Bereitschaft. — Ich habe in meinem

Leben Zeiten gehabt wo ich mit Thränen einschlief; aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichsten Gestalten mich zu trösten und zu beglücken und ich stand am andern Morgen wieder frisch und froh auf den Füßen."

„Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und complicirt, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. — Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Muth gemüthlich und wahr zu seyn, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen auf einer der Südsee-Inseln als sogenannter Wilder geboren zu seyn, um nur einmal das menschliche Daseyn, ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen."

„Denkt man sich, bei deprimirter Stimmung, recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. — Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! — Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unsern Nachkommen."

Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf, versetzte ich; allein wenn ich sodann irgend ein Regiment deutscher Dragoner an mir vorüberreiten sehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, so schöpfe ich wieder einigen Trost und ich sage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menschheit noch nicht so gar schlecht stehe.

„Unser Landvolk, erwiederte Goethe, hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten, und wird hoffentlich noch lange im Stande seyn, uns nicht allein tüchtige Reuter zu liefern sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen. — Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte und es wird Ihnen anders zu Muthe werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflistern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet."

„Doch wir wollen uns der hypochondrischen Gedanken entschlagen. Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Wie haben Sie sonst heute gelebt? Erzählen Sie mir und geben Sie mir gute Gedanken."

Ich habe in Sterne gelesen, erwiederte ich, wo Yorik in den Straßen von Paris umherschlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Mensch ein Zwerg sey. Ich dachte so eben daran als Sie die Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleons unter der Französischen Infanterie ein Bataillon gesehen zu haben, das aus lauter Parisern bestand und welches alles so schmächtige kleine Leute waren, daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten.

„Die Bergschotten des Herzogs von Wellington, versetzte Goethe, mögen freilich andere Helden gewesen seyn!"

Ich habe sie ein Jahr vor der Waterloo-Schlacht in Brüssel gesehen, erwiederte ich. Das waren in der That schöne Leute! Alle stark, frisch und behende, wie aus der ersten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf so frei und froh und schritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln so leicht einher, als gebe es für sie keine Erbsünde und keine Gebrechen der Väter.

„Es ist ein eigenes Ding, erwiederte Goethe, — liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung, — genug! die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas voraus zu haben. — Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten; aber was sind das alles für tüchtige hübsche Leute! — Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Thränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. — Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Tugend."

Ich möchte jedoch nicht behaupten, versetzte ich, daß unsere Weimarischen jungen Engländer gescheuter, geistreicher, unterrichteter, und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.

„In solchen Dingen, mein Bester, erwiederte Goethe, liegts nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum. Sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu seyn, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern, wie sie auch sind, es sind immer durchaus complete Menschen. Auch complete Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht."

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtseyn des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu Gute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit grösserer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwickelung genießen als bei uns Deutschen."

„Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinaus zu sehen um gewahr zu werden wie es bei uns steht. — Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. — Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister."

„Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung große Freude hätte, so müßte ich lügen. — Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der Meisten wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen das-

jenige woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. — Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten seyn."

Goethe seufzte und schwieg.

Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethes Jugend fiel; es trat mir die Sommerluft von Seesenheim vor die Seele und ich erinnerte ihn an die Verse:

Nachmittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen.

„Ach! seufzte Goethe, das waren freilich schöne Zeiten! — Doch wir wollen sie uns aus dem Sinne schlagen, damit uns die grauen Nebeltage der Gegenwart nicht ganz unerträglich werden."

Es thäte Noth, sagte ich, daß ein zweiter Erlöser käme, um den Ernst, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zustände uns abzunehmen.

„Käme er, antwortete Goethe, man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein so Großes. Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zu Theil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten."

„So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrath an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufes gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist."

„Und dann! bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners in Behandlung der Menschen nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? — Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist?"

„Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen."

„Wir wollen indeß, fügte Goethe lächelnd hinzu, hoffen und erwarten wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu seyn."

Freitag den 16. May 1828.* Mit Goethe spazieren gefahren. Er amüsirte sich an der Erinnerung seiner Streitigkeiten mit Kotzebue und Consorten und recitirte einige sehr lustige Epigramme gegen den ersteren, die übrigens mehr spaßhaft als verletzend waren. Ich fragte ihn: warum er sie nicht in seine Werke aufgenommen? „Ich habe eine ganze Sammlung solcher Gedichtchen, erwiederte Goethe, die ich geheim halte und nur gelegentlich den vertrautesten meiner Freunde zeige. Es war dieß die einzige unschuldige Waffe, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote stand. Ich machte mir dadurch im Stillen Luft und befreite und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Mißwollens, das ich sonst gegen die öffentlichen und oft boshaften Häkeleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müssen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir also persönlich einen wesentlichen Dienst geleistet. Aber ich will nicht das Publicum mit meinen Privat-Händeln beschäftigen oder noch lebende Personen dadurch verletzen. In späterer Zeit jedoch wird sich davon dieß oder jenes ganz ohne Bedenken mittheilen lassen."

Freitag den 6. Juni 1828.* Der König von Baiern sandte vor einiger Zeit seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um das Portrait Goethes zu machen. Als eine Art Empfehlungsbrief und als Zeugniß seiner Geschicklichkeit brachte Stieler das vollendete lebensgroße Bildniß eines sehr schönen jungen Frauenzimmers mit, nämlich das der Münchener Schauspielerin, Fräulein v. Hagen. Goethe gewährte darauf Herrn Stieler alle gewünschten Sitzungen und sein Bild ward nun vor einigen Tagen fertig.

Diesen Mittag war ich bei ihm zu Tisch und zwar alleine. Beim Dessert stand er auf und führte mich in das den Speisesaal angrenzende Cabinet und zeigte mir die jüngst vollendete Arbeit Stielers. — Darauf, sehr geheimnißvoll, führte er mich weiter in das sogenannte Majolika-Zimmer, wo sich das Bild der schönen Schauspielerin befand. „Nicht wahr, sagte er nachdem wir es eine Weile betrachtet, das ist der Mühe werth! — Stieler war gar nicht dumm! — Er brauchte diesen schönen Bissen bei mir als Lockspeise, und indem er mich durch solche Künste zum Sitzen brachte, schmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter seinem Pinsel ein Engel entstehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte."

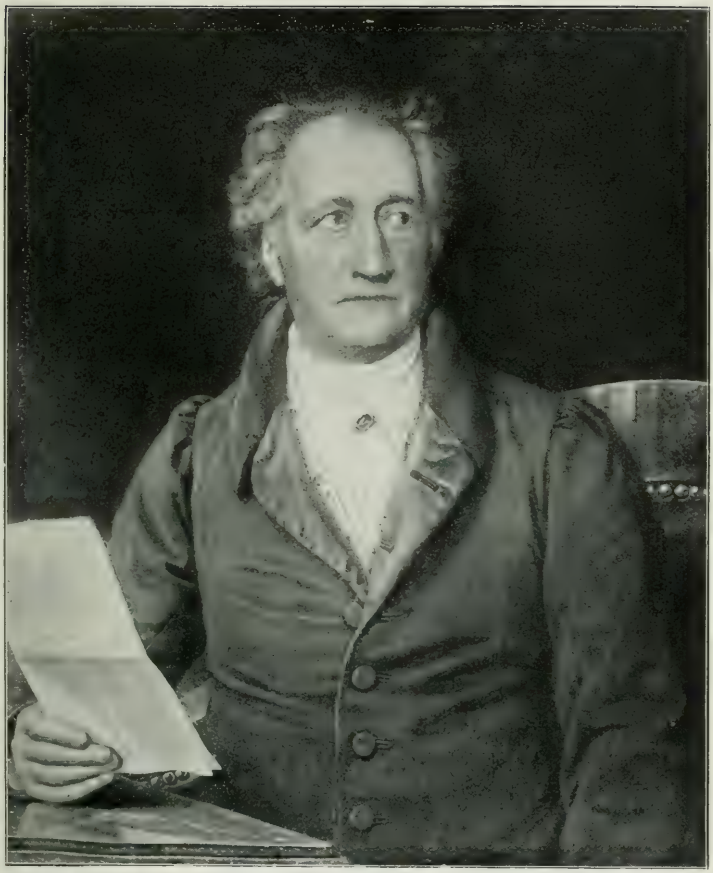
Freitag den 26. September 1828.* Goethe zeigte mir heute seine reiche Fossilien-Sammlung, die sich in dem freistehenden Pavillon an seinem Hausgarten befindet. Die Sammlung ist durch ihn selber angelegt, durch seinen Sohn stark vermehrt, und besonders merkwürdig durch eine zahlreiche Folge versteinerter Knochen, die alle in der Umgebung von Weimar gefunden worden.

Montag den 6. October 1828.* Bei Goethe zu Tisch mit Herrn v. Martius, der seit einigen Tagen hier ist und sich mit Goethe über botanische Gegenstände bespricht. Besonders ist es die Spiraltendenz der Pflanzen, worin Herr v. Martius wichtige Entdeckungen gemacht, die er Goethen mittheilt, dem sich dadurch ein neues Feld eröffnet. Goethe schien die Idee seines Freundes mit einer Art jugendlicher Leidenschaftlichkeit aufzunehmen. „Für die Physiologie der Pflanzen, sagte er, ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçü der Spiraltendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäß, es ist auf demselbigen Wege gefunden, aber es ist damit ein ungeheurer Schritt vorwärts gethan."

Freitag den 17. October 1828.* Goethe liest seit einiger Zeit sehr eifrig den Globe und macht dieses Blatt sehr oft zum Gegenstand seines Gesprächs. Die Bemühungen Cousin's und seiner Schule erscheinen ihm besonders wichtig.

„Diese Männer, sagte er, sind ganz auf dem Wege eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zu bewirken, indem sie eine Sprache bilden, die durchaus geeignet ist den Ideen-Verkehr zwischen beiden Nationen zu erleichtern."

Auch hat der Globe für Goethe dadurch noch ein besonderes Interesse, daß die neuesten Producte der schönen Literatur Frankreichs darin besprochen und die Freiheiten der romantischen Schule,



Orig.-Aufn. v. Franz Hanfstaengl-München.

Goethe.
Gemalt von Jos. Stieler.
1828.

oder vielmehr die Befreiung von den Fesseln nichts sagender Regeln darin oft sehr lebhaft vertheidigt werden.

„Was will der ganze Plunder gewisser Regeln einer steifen veralteten Zeit! sagte er heute, und was will all der Lärm über classisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sey, und es wird auch wohl classisch seyn."

Donnerstag den 23. October 1828. Goethe sprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Canzlers, die den Großherzog Carl August zum Gegenstande hat und das thatenreiche Leben dieses seltenen Fürsten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift ist wirklich sehr gelungen, sagte Goethe, das Material mit großer Umsicht und großem Fleiß zusammengebracht, sodann alles vom Hauch der innigsten Liebe beseelt, und zugleich die Darstellung so knapp und kurz, daß That auf That sich drängt, und bei dem Anblick einer solchen Fülle von Leben und Thun es uns zu Muthe wird als würden wir von einem geistigen Schwindel ergriffen. Der Canzler hat seine Schrift auch nach Berlin geschickt, und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief von Alexander v. Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und grade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte."

„Nun fügte es sich in der That wunderbar, daß der Großherzog grade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast beständiger Gesellschaft mit Humboldt verleben und daß er über manches wichtige Problem was ihm am Herzen lag noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Brief eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch Einiges daraus mittheilen."

Goethe stand auf und ging zu seinem Pult, wo er den Brief nahm und sich wieder zu mir an den Tisch setzte. Er las eine Weile im Stillen. Ich sah Thränen in seinen Augen. „Lesen

Sie es für sich", sagte er dann, indem er mir den Brief zureichte. Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab während ich las.

„Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden, schreibt Humboldt, als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und, als sey eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen die wir ihn hier besaßen."

„Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes, bei soviel körperlicher Schwäche, mir ein schreckhaftes Phänomen sey. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Catastrophe."

„Als ich ihn vier und zwanzig Stunden vor dieser zuletzt sah, beim Frühstück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometschweifen welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten."

„Als ich ihn zuletzt sah drückte er mir zum Abschied die Hand mit den heiteren Worten: „Sie glauben Humboldt, Töplitz und alle warmen Quellen seyen wie Wasser die man künstlich erwärmt? Das ist nicht Küchenfeuer! — Darüber streiten wir in Töplitz wenn Sie mit dem König kommen. Sie sollen sehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zusammenhalten." Sonderbar! denn alles wird bedeutend bei so einem Manne."

„In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf um an seine Gemalin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen: über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mond-Atmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und sagte dann, über seine

scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!"

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregungen. Dazu sind es unwahre Bursche, rief er aus, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen. —"

„Bald legte sich sein Zorn und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der Christlichen Religion fände. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre, sagte er; aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras."

Ich gab Goethen über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen, sagte Goethe, was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürsten sich spiegelt. Ja, so war er! — Ich kann es am besten sagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand so durch und durch wie ich selber. Ist es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterschied ist, und daß auch ein solcher Mensch so früh dahin muß! — Nur ein lumpiges Jahrhundert länger und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben! — Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele als wir denken und wünschen. Immer sind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwischen und überall entgegen treten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort und Sie werden schon finden daß ich Recht habe."

Die Entwickelung der Menschheit, sagte ich, scheint auf Jahrtausende angelegt.

„Wer weiß, erwiederte Goethe, — vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menschheit dauern so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Noth, damit sie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude

mehr an ihr hat, und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest wann diese Verjüngungs-Epoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auch auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben."

Goethe war in besonders guter erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flasche Wein kommen wovon er sich und mir einschenkte. Unser Gespräch ging wieder auf den Großherzog Carl August zurück.

„Sie sehen, sagte Goethe, wie sein außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte. Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen- und Thier-Formen der Urwelt und was sonst dazu gehört, er hatte für alles Sinn und für alles Interesse. Er war achtzehn Jahre alt als ich nach Weimar kam; aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum seyn würde. Er schloß sich bald auf das Innigste an mich an, und nahm an allem was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserm Verhältniß zu Gute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht selten, daß wir neben einander auf meinem Sopha einschliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es mit einander fortgetrieben und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten." —

Eine so gründliche Bildung, sagte ich, wie sie der Großherzog gehabt zu haben scheint, mag bei fürstlichen Personen selten vorkommen.

„Sehr selten! erwiederte Goethe. Es giebt zwar Viele, die fähig sind über alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von Allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein Bißchen Das kennen und ein Bißchen Das, und dann ein Bißchen Das und wieder ein Bißchen Das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborener großer Mensch, womit alles gesagt und alles gethan ist."

Bei allen seinen höheren wissenschaftlichen und geistigen Richtungen, sagte ich, scheint er doch auch das Regieren verstanden zu haben.

„Er war ein Mensch aus dem Ganzen, erwiederte Goethe, und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben was er wollte. Übrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zu Statten. Er hatte die Gabe Geister und Charactere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was eben so viel war, wo nicht noch mehr: Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist hat leicht regieren."

„Und drittens: Er war grösser als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflisterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall etwas Unfürstliches zu begehen indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urtheilte selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur und seinen Worten folgte die Handlung."

Wie leid thut es mir, sagte ich, daß ich nicht viel mehr von ihm gekannt habe als sein Äußeres; doch das hat sich mir tief eingeprägt. Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militairmütze und eine Cigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblings-Hunde neben her. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke. Auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheint nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu seyn.

„Das ist, erwiederte Goethe, jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der

Wage der Menschheit wiegt; alles Übrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponirt nur noch allenfalls der rohesten Masse und kaum dieser. Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

Spuren davon, sagte ich, sieht man schon in Ihrem Gedicht Ilmenau, wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben scheinen.

„Er war damals sehr jung, erwiederte Goethe; doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gährung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wohinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforce-Pferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergein sich tagelang abarbeiten, und dann Nachts unter freiem Himmel campiren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogthum geerbt zu haben war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen."

„Das Ilmenauer Gedicht, fuhr Goethe fort, enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783 als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsen kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer und wir kochten und brieten was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabackspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. — Abseits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht

gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht, in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres."

„Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu seyn,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein."

„So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben. Doch aus dieser Sturm- und Drang-Periode hatte sich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, so daß ich ihn zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt seiner früheren Jahre sehr wohl erinnern mochte."

„Ich läugne nicht, er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum Besten, so daß es eine Freude wurde mit ihm zu leben und zu wirken."

Sie machten, bemerkte ich, in dieser ersten Zeit mit ihm eine einsame Reise durch die Schweiz.

„Er liebte überhaupt das Reisen, erwiederte Goethe; doch war es nicht sowohl um sich zu amüsiren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Überhaupt waren seine Tendenzen nicht persönlich, egoistisch, sondern rein productiver Art und zwar productiv für das allgemeine Beste. Dadurch hat er sich denn auch einen Namen gemacht, der über dieses kleine Land weit hinausgeht."

Sein sorgloses einfaches Äußere, sagte ich, schien anzudeuten, daß er den Ruhm nicht suche und daß er sich wenig aus ihm mache. Es schien, als sey er berühmt geworden ohne sein weiteres Zuthun, bloß wegen seiner stillen Tüchtigkeit.

„Es ist damit ein eigenes Ding, erwiederte Goethe. Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch

wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt sich der Ruhm nicht, und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Nahmen machen. Fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den anderen Tag."

„Ebenso ist es mit der Gunst des Volkes. Er suchte sie nicht und that den Leuten keineswegs schön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte daß er ein Herz für sie habe."

Goethe erwähnte sodann die übrigen Glieder des Großherzoglichen Hauses und wie durch alle der Zug eines edlen Characters gehe. Er sprach über die Herzensgüte des jetzigen Regenten, über die großen Hoffnungen zu denen der junge Prinz berechtige, und verbreitete sich mit sichtbarer Liebe über die seltenen Eigenschaften der jetzt regierenden hohen Fürstin, welche im edelsten Sinne große Mittel verwende, um überall Leiden zu lindern und gute Keime zu wecken. „Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen, sagte er, und wird es mehr und mehr je länger sie ihm verbunden ist. Ich kenne die Großherzogin seit dem Jahre 1805 und habe Gelegenheit in Menge gehabt ihren Geist und Character zu bewundern. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit, und würde es seyn, wenn sie auch keine Fürstin wäre. Und das ist's eben worauf es ankommt, daß, wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beste, übrig bleibe."

Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswerth.

„Mir ist nicht bange, sagte Goethe, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun. Vor allen aber sey es eins in Liebe unter einander! und immer sey es eins gegen den auswärtigen Feind. Es sey eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reich gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechs und dreißig Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sey eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sey von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sey ferner eins in Maaß und Gewicht, in Handel und

Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag."

„Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum."

„Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlseyn in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Charte über den Culturzustand Frankreichs entworfen und die grössere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen, einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wohl seyn, wenn das schöne Frankreich, statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?"

„Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volks-Cultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? — Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Cultur stände? ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Cultur Hand in Hand geht!"

„Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Universitäten, und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken. An Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien, und Schulen für Technik und Indüstrie sind im Überfluß da. Ja es ist kaum ein deutsches Dorf das nicht seine

Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich! —"

„Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volks-Bildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas! —"

„Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Cassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das alles seyn würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen? —"

„Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck, sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Würden sie aber bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen Deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? — Ich habe Ursache daran zu zweifeln."

Mittwoch den 3. December 1828.* Heute hatte ich mit Goethen einen anmuthigen Spaß ganz besonderer Art. Madame Düval zu Cartigny im Canton Genf nämlich, die sehr geschickt in Zubereitung von Confitüren ist, hatte mir als Producte ihrer Kunst einige Cedraten für die Frau Großfürstin und Goethe geschickt, völlig überzeugt, daß *ihre* Confitüren alle anderen so weit übertreffen, als die Gedichte Goethes diejenigen der meisten seiner deutschen Mitbewerber.

Die älteste Tochter jener Dame hatte nun schon längst eine Handschrift Goethes gewünscht, worauf es mir einfiel, daß es klug seyn würde durch die süße Lockspeise der Cedraten Goethen zu einem Gedicht für meine junge Freundin anzukörnen.

Mit der Miene eines mit einem wichtigen Geschäft beauftragten Diplomaten ging ich daher zu ihm und unterhandelte mit ihm als Macht gegen Macht, indem ich für die offerirten Cedraten ein Originalgedicht seiner Hand zur Bedingung machte. Goethe lachte über diesen Scherz, den er sehr wohl aufnahm und sich sogleich die Cedraten erbat, die er ganz vortrefflich fand. Wenige Stunden darauf war ich sehr überrascht folgende Verse als ein Weihnachtsgeschenk für meine junge Freundin ankommen zu sehen:

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen sie durchsüßen! ꝛc.

Als ich ihn wieder sah scherzte er über den Vortheil den er jetzt aus seinem poetischen Metier zu ziehen im Stande sey, während er in seiner Jugend zu seinem Götz keinen Verleger habe finden können. „Ihren Handelsvertrag, sagte er, nehme ich an; wenn meine Cedraten verschmaust seyn werden, vergessen Sie ja nicht andere zu commandiren; ich werde pünktlich mit meinen poetischen Wechseln zahlen."

Sonntag den 21. December 1828. Ich hatte in voriger Nacht einen wunderlichen Traum, den ich diesen Abend Goethen erzählte, und den er sehr artig fand. Ich sah mich nämlich in einer fremden Stadt, in einer breiten Straße gegen südost, wo ich mit einer Menge Menschen stand und den Himmel betrachtete, der wie mit leisen Dünsten bedeckt schien und im hellsten Gelb leuchtete. Jedermann war erwartungsvoll was sich ereignen würde, als sich zwei feurige Punkte bildeten, die, gleich Meteorsteinen, mit Krachen vor uns niederfuhren, nicht weit von der Stelle wo wir standen. Man eilte hin um zu sehen was herabgekommen war, und siehe! es trat mir entgegen: Faust und Mephistopheles. — Ich war erfreut — verwundert, und gesellte mich zu ihnen, als zu Bekannten, und ging neben ihnen her in heiterer Unterhaltung, indem wir um die nächste Straßenecke bogen. Was wir sprachen ist mir nicht geblieben; doch der Eindruck ihres körperlichen Wesens war so eigener Art, daß er mir vollkommen deutlich und nicht leicht zu vergessen ist. Beide waren jünger als man sie gewöhnlich zu denken pflegt, und zwar mochte Mephistopheles ein und zwanzig Jahre seyn, wenn Faust sieben und zwanzig haben konnte. Ersterer erschien durchaus vornehm, heiter und frei; er schritt so leicht einher, wie man sich etwa den Merkur denkt. Sein Gesicht war schön, ohne bösartig, und man hätte nicht erkennen mögen daß es der Teufel sey, wenn nicht von seiner jugendlichen Stirn zwei zierliche Hörner sich erhoben und seitwärts gebogen hätten, so wie wohl ein schöner Haarwuchs sich erhebt und zu beiden Seiten umbiegt. Als Faust im Gehen sein Gesicht redend mir zuwandte, war ich erstaunt über den eigenartigen Ausdruck. Die edelste Sittlichkeit und Herzensgüte sprach aus jedem Zug, als das Vorwaltende, Ursprüngliche seiner Natur. Man sah ihm an, als wären alle menschlichen Freuden, Leiden und Gedanken,

trotz seiner Jugend, bereits durch seine Seele gegangen, — so durchgearbeitet war sein Gesicht! Er war ein wenig blaß und so anziehend, daß man sich nicht satt an ihm sehen konnte; ich suchte mir seine Züge einzuprägen um sie zu zeichnen. Faust ging rechts, Mephistopheles zwischen uns beiden, und es ist mir der Eindruck geblieben, wie Faust sein schönes eigenartiges Gesicht herumwandte um mit Mephistopheles oder mit mir zu reden. Wir gingen durch die Straßen, und die Menge verlief sich, ohne weiter auf uns zu achten.

1830—1832.

Montag den 18. Januar 1830.* Goethe sprach über Lavater und sagte mir viel Gutes von seinem Character. Auch Züge von ihrer früheren intimen Freundschaft erzählte mir Goethe, und wie sie zu jener Zeit oft brüderlich zusammen in einem und demselbigen Bette geschlafen. „Es ist zu bedauern, fügte er hinzu, daß ein schwacher Mysticismus dem Aufflug seines Genies sobald Grenzen setzte!"

Freitag den 22. Januar 1830.* Wir sprachen über die Geschichte Napoleons von Walter Scott.

„Es ist wahr, sagte Goethe, man kann dem Verfasser dabei große Ungenauigkeiten und eine eben so große Parteilichkeit vorwerfen; allein grade diese beiden Mängel geben seinem Werk in meinen Augen einen ganz besonderen Werth. — Der Erfolg des Buches war in England über alle Begriffe groß, und man sieht also, daß Walter Scott eben in seinem Haß gegen Napoleon und die Franzosen der wahre Dolmetscher und Repräsentant der englischen Volksmeinung und des englischen Nationalgefühls gewesen ist. Sein Buch wird keineswegs ein Document für die Geschichte Frankreichs, allein es wird eins für die Geschichte Englands seyn. Auf jeden Fall aber ist es eine Stimme, die bei diesem wichtigen historischen Proceß nicht fehlen durfte."

„Überhaupt ist es mir angenehm über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören. Ich lese jetzt das Werk von Bignon, welches mir einen ganz besonderen Werth zu haben scheint."

Montag den 25. Januar 1830.* Ich brachte Goethen die Verzeichnisse, die ich über die hinterlassenen Schriften Dümonts, als Vorbereitung einer Herausgabe derselben gemacht hatte. — Goethe las sie mit vieler Sorgfalt und schien erstaunt über die Masse von Kenntnissen, Interessen und Ideen, die er bei dem Autor so verschiedener und reichhaltiger Manuscripte vorauszusetzen Ursache habe.

„Dümont, sagte er, muß ein Geist von großem Umfange gewesen seyn. Unter den Gegenständen die er behandelt hat, ist nicht ein einziger der nicht an sich interessant und bedeutend wäre; und die Wahl der Gegenstände zeigt immer was einer für ein Mann und weß Geistes Kind er ist. Nun kann man zwar nicht verlangen, daß der menschliche Geist eine solche Universalität besitze um alle Gegenstände mit einem gleichen Talent und Glück zu behandeln; aber wenn es auch dem Autor mit allen nicht auf gleiche Weise gelungen seyn sollte, so giebt schon der bloße Vorsatz und Wille sie zu behandeln, mir von ihm eine sehr hohe Meinung. Ich finde besonders merkwürdig und schätzbar, daß bei ihm überall eine praktische nützliche und wohlwollende Tendenz vorwaltet."

Ich hatte ihm zugleich die ersten Capitel der Reise nach Paris mitgebracht, die ich ihm vorlesen wollte, die er aber vorzog alleine zu betrachten.

Er scherzte darauf über die Schwierigkeit des Lesens und den Dünkel vieler Leute die ohne alle Vorstudien und vorbereitende Kenntnisse sogleich jedes philosophische und wissenschaftliche Werk lesen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leutchen, fuhr er fort, wissen nicht was es Einem für Zeit und Mühe gekostet um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen daß ich am Ziel wäre."

Mittwoch den 27. Januar 1830. Mittags mit Goethe sehr vergnügt bei Tisch. Er sprach mit großer Anerkennung über Herrn v. Martius. „Sein Aperçü der Spiraltendenz, sagte er, ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte ein Factum als Gesetz auszusprechen ohne die Bestätigung allzusehr im Weiten zu suchen."

Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der naturforschenden Versammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Facsimile's der Handschriften, die wir betrachten und auf den Character schließen.

„Ich weiß recht gut, sagte Goethe, daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht soviel herauskommt als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich daß man sich gegenseitig kennen und möglicher Weise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgend eine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen und dieser wiederum geneigt seyn wird, uns in unseren Rich-

tungen eines anderen Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir daß etwas geschieht und niemand kann wissen was dabei herauskommt."

Goethe zeigte mir sodann einen Brief eines englischen Schriftstellers mit der Adresse: An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe. „Diesen Titel, sagte Goethe lachend, habe ich wahrscheinlich den deutschen Journalisten zu danken, die mich aus allzugroßer Liebe wohl den deutschen Dichterfürsten genannt haben. Und so hat denn der unschuldige deutsche Irrthum den ebenso unschuldigen Irrthum des Engländers zur Folge gehabt."

Goethe kam darauf wieder auf Herrn von Martius zurück und rühmte an ihm daß er Einbildungskraft besitze. „Im Grunde, fuhr er fort, ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft die ins Vage geht, und sich Dinge imaginirt, die nicht existiren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt, und mit dem Maaßstab des Wirklichen und Erkannten zu geahndeten vermutheten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob denn dieses Geahndete auch möglich sey und ob es nicht in Widerspruch mit anderen bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht."

Während wir sprachen kam ein Paket mit einer Übersetzung der Geschwister ins Böhmische, die Goethen große Freude zu machen schien.

Sonntag den 31. Januar 1830.* Besuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer.

Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, wobei es mir auffallend war von ihm zu hören, daß er den größten Theil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausgabe seines Römischen Carnevals, mit Kupfern nach eigenen Originalzeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Auction sechs Thaler dafür geboten ohne sie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erste Manuscript seines Götz von Berlichingen, ganz in der ursprünglichen Gestalt wie er es vor länger als funfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen Wochen geschrieben. Die schlanken Züge der Handschrift trugen schon ganz den freien klaren Character, wie ihn seine deutsche Schrift später immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuscript war sehr

reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Correctur, so daß man es eher für eine Copie als für einen ersten raschen Entwurf hätte halten sollen.

Seine frühesten Werke hat Goethe, wie er uns sagte, alle mit eigener Hand geschrieben, auch seinen Werther; doch ist das Manuscript verloren gegangen. In späterer Zeit dagegen hat er fast alles dictirt, und nur Gedichte und flüchtig notirte Pläne finden sich von seiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedacht von einem neuen Product eine Abschrift nehmen zu lassen; vielmehr hat er häufig die kostbarste Dichtung dem Zufall Preis gegeben, indem er öfter als einmal das einzige Exemplar das er besaß nach Stuttgart in die Druckerei schickte.

Nachdem wir das Manuscript des Berlichingen genugsam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner italienischen Reise. In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden sich in Bezug auf die Handschrift dieselbigen guten Eigenschaften wie bei seinem Götz. Alles ist entschieden, fest und sicher, nichts ist corrigirt, und man sieht, daß dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt wo der Reisende sich aufhielt in Format und Farbe stets ein anderes wurde.

Gegen das Ende dieses Manuscripts fand sich eine geistreich hingeworfene Federzeichnung von Goethe, nämlich die Abbildung eines italienischen Advocaten, wie er in seiner großen Amtskleidung vor Gericht eine Rede hält. Es war die merkwürdigste Figur die man sich denken konnte, und sein Anzug so auffallend, daß man hätte glauben sollen, er habe ihn gewählt um auf eine Maskerade zu gehen. Und doch war alles nur eine treue Darstellung nach dem wirklichen Leben. Den Zeigefinger auf die Spitze des Daumens und die übrigen Finger ausgestreckt haltend stand der dicke Redner behaglich da; und diese wenige Bewegung paßte recht gut zu der großen Perücke womit er sich behängt hatte.

Mittwoch den 3. Februar 1830.* Wir sprachen über den Globe und Temps, und dieß führte auf die Französische Literatur und Literatoren.

„Guizot, sagte Goethe unter anderen, ist ein Mann nach meinem Sinne, er ist solide. Er besitzt tiefe Kenntnisse, verbunden mit einem aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien stehend, seinen eigenen Weg geht. Ich bin begierig zu sehen, welche Rolle er in den Kammern spielen wird, wozu man ihn jetzt gewählt hat."

Leute die ihn nur oberflächlich zu kennen scheinen, erwiederte ich, haben mir ihn als etwas pedantisch geschildert.

„Es bleibt zu wissen übrig, entgegnete Goethe, welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menschen die in ihrer Lebensweise eine gewisse Regelmäßigkeit und feste Grundsätze besitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können sehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erscheinen. Guizot ist ein weitsehender, ruhiger, festhaltender Mann, der der französischen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu schätzen und gerade ein solcher ist wie sie ihn brauchen."

„Villemain, fuhr Goethe fort, ist vielleicht glänzender als Redner; er besitzt die Kunst einer gewandten Entwickelung aus dem Grunde; er ist nie verlegen um schlagende Ausdrücke, wodurch er die Aufmerksamkeit fesselt und seine Hörer zu lautem Beifall fortreißt; aber er ist weit oberflächlicher als Guizot und weit weniger praktisch."

„Was Cousin betrifft, so kann er zwar uns Deutschen wenig geben, indem die Philosophie die er seinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns seit vielen Jahren bekannt ist; allein er ist für die Franzosen von großer Bedeutung. Er wird ihnen eine ganz neue Richtung geben."

„Cüvier, der große Naturkenner, ist bewundernswürdig durch seine Darstellung und seinen Styl. Niemand exponirt ein Factum besser als er. Allein er besitzt fast gar keine Philosophie. — Er wird sehr unterrichtete Schüler erziehen aber wenig tiefe."

Alles dieses zu hören war mir um so interessanter, als es mit den Ansichten Dümonts über die gedachten Männer sehr nahe zusammentraf. Ich versprach Goethen ihm die betreffenden Stellen aus dessen Manuscripten abzuschreiben, damit er sie mit seiner eigenen Meinung gelegentlich vergleichen möge.

Die Erwähnung Dümonts brachte das Gespräch auf dessen Verhältniß zu Bentham, worüber sich Goethe also äußerte:

„Es ist für mich ein interessantes Problem, sagte er, wenn ich sehe, daß ein so vernünftiger, so gemäßigter und so praktischer Mann, wie Dümont, der Schüler und treue Verehrer dieses Narren Bentham seyn konnte."

Bentham, erwiederte ich, ist gewissermaßen als eine doppelte Person zu betrachten. Ich unterscheide Bentham das Genie, das die Prinzipien ersann, die Dümont der Vergessenheit entzog

indem er sie ausarbeitete, und Bentham den leidenschaftlichen Mann, der aus übertriebenem Nützlichkeitseifer die Grenzen seiner eigenen Lehre überschritt und dadurch sowohl in der Politik als in der Religion zum Radicalen ward.

„Das aber, erwiederte Goethe, ist eben ein neues Problem für mich, daß ein Greis die Laufbahn eines langen Lebens damit beschließen kann, in seinen letzten Tagen noch ein Radicaler zu werden."

Ich suchte diesen Widerspruch zu lösen indem ich bemerkte, daß Bentham, in der Uberzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Lehre und seiner Gesetzgebung und bei der Unmöglichkeit sie ohne eine völlige Veränderung des herrschenden Systems in England einzuführen, sich um so mehr von seinem leidenschaftlichen Eifer habe fortreißen lassen, als er mit der äußeren Welt wenig in Berührung komme und die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes nicht zu beurtheilen vermöge.

Dümont dagegen, fuhr ich fort, der weniger Leidenschaft und mehr Klarheit besitzt, hat die Überspannung Benthams nie gebilligt und ist weit entfernt gewesen selber in einen ähnlichen Fehler zu fallen. Er hat überdieß den Vortheil gehabt die Prinzipien Benthams in einem Lande in Anwendung zu bringen, das in Folge politischer Ereignisse zu jener Zeit gewissermaßen als ein neues zu betrachten war, nämlich in Genf, wo denn auch alles vollkommen gelang und der glückliche Erfolg den Werth des Prinzips an den Tag legte.

„Dümont, erwiederte Goethe, ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und seyn sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe."

„Der wahre Liberale, fuhr er fort, sucht mit den Mitteln die ihm zu Gebote stehen so viel Gutes zu bewirken als er nur immer kann; aber er hüthet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwerdt vertilgen zu wollen. Er ist bemüht durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft eben so viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn, das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen."

Sonnabend den 6. Februar 1830. Bei Frau v. Goethe zu Tisch. Der junge Goethe erzählte einiges Artige von seiner Großmutter, der Frau Rath Goethe zu Frankfurt, die er vor zwanzig Jahren

als Student besucht habe und mit der er eines Mittags beim Fürsten Primas zur Tafel geladen worden.

Der Fürst sey der Frau Rath aus besonderer Höflichkeit auf der Treppe entgegen gekommen; da er aber seine gewöhnliche geistliche Kleidung getragen, so habe sie ihn für einen Abbé gehalten und nicht sonderlich auf ihn geachtet. Auch habe sie anfänglich bei Tafel, an seiner Seite sitzend, nicht eben das freundlichste Gesicht gemacht. Im Laufe des Gesprächs aber sey ihr an dem Benehmen der übrigen Anwesenden nach und nach beigegangen, daß es der Primas sey.

Der Fürst habe darauf ihre und ihres Sohnes Gesundheit getrunken, worauf denn die Frau Rath aufgestanden und die Gesundheit Sr. Hoheit ausgebracht.

Mittwoch den 10. Februar 1830.* Heute nach Tisch war ich einen Augenblick bei Goethe. Er freute sich des herannahenden Frühlings und der wieder länger werdenden Tage. Dann sprachen wir über die Farbenlehre. Er schien an der Möglichkeit zu zweifeln, seiner einfachen Theorie Bahn zu machen. „Die Irrthümer meiner Gegner, sagte er, sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! — Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift das nur einen Einzigen zu tragen im Stande ist. Dieser Eine rettet sich, während alle übrigen jämmerlich ersaufen."

Sonntag den 14. Februar 1830.* Der heutige Tag war für Weimar ein Tag der Trauer; die Großherzogin Luise starb diesen Mittag halb zwei Uhr. Die regierende Frau Großherzogin befahl mir bei Fräulein v. Waldner und Goethe in Ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen.

Ich ging zuerst zu Fräulein v. Waldner. — Ich fand sie in Thränen und tiefer Betrübniß und sich ganz dem Gefühl ihres erlittenen Verlustes überlassend. „Ich war, sagte sie, seit länger als funfzig Jahren im Dienst der verewigten Fürstin. Sie hatte mich selbst zu ihrer Ehrendame erwählt, und diese freie Wahl ihrerseits war mein Stolz und mein Glück. Ich habe mein Vaterland verlassen um ihrem Dienste zu leben. Hätte sie mich doch auch jetzt mit sich genommen, damit ich nicht nach einer Wiedervereinigung mit ihr so lange zu seufzen brauchte!"

Ich ging darauf zu Goethe. Aber wie ganz anders waren die Zustände bei ihm! — Er fühlte den ihn betroffenen Verlust gewiß

nicht weniger tief; allein er schien seiner Empfindungen auf alle Weise Herr bleiben zu wollen. Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde bei Tisch sitzen und eine Flasche Wein trinken. Er sprach lebhaft und schien überall in sehr heiterer Stimmung. „Wohlan! sagte er, als er mich sah, kommen Sie her, nehmen Sie Platz! Der Schlag der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen wie wir uns mit dem Leben wieder zurecht setzen."

Dort sind Ihre Tröster, sagte ich, indem ich auf seine Papiere zeigte. Die Arbeit ist ein treffliches Mittel uns in Leiden wieder empor zu richten.

„So lange es Tag ist, erwiederte Goethe, wollen wir den Kopf schon oben halten, und so lange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen."

Er sprach darauf über Personen die ein hohes Alter erreicht und erwähnte auch die berühmte Ninon. „Noch in ihrem neunzigsten Jahre, sagte er, war sie jung; aber sie verstand es auch sich im Gleichgewicht zu erhalten und machte sich aus den irdischen Dingen nicht mehr als billig. Selbst der Tod konnte ihr keinen übermäßigen Respect einflößen. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre von einer schweren Krankheit genas, und die Umstehenden ihr die Gefahr schilderten in der sie geschwebt, sagte sie ganz ruhig: „Was wäre es denn weiter gewesen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelassen! —" Sie lebte darauf noch über siebenzig Jahre, liebenswürdig und geliebt, und alle Freuden des Lebens genießend; aber, bei diesem ihr eigenthümlichen Gleichmuth, sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es! — Es giebt Wenige die es ihr nachthun."

Er reichte mir sodann einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten hatte und der zu seiner heiteren Stimmung wahrscheinlich nicht wenig beigetragen. „Lesen Sie, sagte er, und gestehen Sie, daß das Wohlwollen das der König mir fortwährend bewahrt, und das lebhafte Interesse das er an den Fortschritten der Literatur und höheren menschlichen Entwickelung nimmt, durchaus geeignet ist, mir Freude zu machen. Und daß ich diesen Brief gerade heute erhielt dafür danke ich dem Himmel als für eine besondere Gunst."

Wir sprachen darauf über das Theater und dramatische Poesie. „Gozzi, sagte Goethe, wollte behaupten, daß es nur sechs und

dreißig tragische Situationen gebe. Schiller gab sich alle Mühe noch mehrere zu finden; allein er fand nicht einmal so viele als Gozzi."

Dieß führte auf einen Artikel des Globe, und zwar auf eine kritische Beleuchtung des „Gustav Wasa" von Arnault. Die Art und Weise wie der Recensent sich dabei benommen, machte Goethen viel Vergnügen und fand seinen vollkommenen Beifall. Der Beurtheilende hatte sich nämlich damit begnügt alle Reminiscenzen des Autors nahmhaft zu machen, ohne ihn selber und seine poetischen Grundsätze weiter anzugreifen. „Der Temps, fügte Goethe hinzu, hat sich in seiner Kritik nicht so weise benommen. Er maßt sich an dem Dichter den Weg vorschreiben zu wollen den er hätte gehen müssen. Dieß ist ein großer Fehler; denn damit erreicht man nicht ihn zu bessern. Es giebt überhaupt nichts Dümmeres als einem Dichter zu sagen: dieß hättest du müssen so machen und dieses so! Ich spreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen ein anderer zu seyn, so werdet ihr ihn vernichten."

„Meine Freunde, die Herren vom Globe, wie gesagt, machen es sehr klug. Sie drucken eine lange Liste aller Gemeinplätze die der Herr Arnault aus allen Ecken und Enden her geliehen hat. Und indem sie dieses thun deuten sie sehr geschickt die Klippe an, vor welcher der Autor sich künftig zu hüten hat. Es ist fast unmöglich heut zu Tage noch eine Situation zu finden die durchaus neu wäre. Bloß die Anschauungsweise und die Kunst sie zu behandeln und darzustellen kann neu seyn, und hiebei muß man um so mehr vor jeder Nachahmung sich in Acht nehmen."

Goethe erzählte uns darauf die Art und Weise wie Gozzi sein Theater del Arte zu Venedig eingerichtet hatte und wie seine improvisirende Truppe beliebt gewesen. „Ich habe, sagte er, zu Venedig noch zwei Actricen jener Truppe gesehen, besonders die Brighella, und habe noch mehreren solcher improvisirten Stücke mit beigewohnt. Die Wirkung die diese Leute hervorbrachten war außerordentlich."

Goethe sprach sodann über den Neapolitanischen Pulcinell. „Ein Hauptspaß dieser niedrig-comischen Personage, sagte er, bestand darin, daß er zuweilen auf der Bühne seine Rolle als Schauspieler auf einmal ganz zu vergessen schien. Er that als wäre er wieder nach Hause gekommen, sprach vertraulich mit seiner Familie, erzählte von dem Stücke in welchem er so eben gespielt, und von

einem anderen worin er noch spielen solle; auch genirte er sich nicht kleinen Naturbedürfnissen ungehinderte Freiheit zu lassen. „Aber, lieber Mann, rief ihm sodann seine Frau zu, du scheinst dich ja ganz zu vergessen; bedenke doch die werthe Versammlung vor welcher du dich befindest! —" E vero! E vero! erwiederte darauf Pulcinell, sich wieder besinnend, und kehrte unter großem Applaus der Zuschauer in sein voriges Spiel zurück. Das Theater des Pulcinell ist übrigens von solchem Ruf, daß niemand in guter Gesellschaft sich rühmt darin gewesen zu seyn. Frauen, wie man denken kann, gehen überall nicht hin, es wird nur von Männern besucht."

„Der Pulcinell ist in der Regel eine Art lebendiger Zeitung. Alles was den Tag über sich in Neapel Auffallendes zugetragen hat, kann man Abends von ihm hören. Diese Localinteressen, verbunden mit dem niedern Volksdialekt, machen es jedoch dem Fremden fast unmöglich ihn zu verstehen."

Goethe lenkte das Gespräch auf andere Erinnerungen seiner früheren Zeit. Er sprach über sein geringes Vertrauen zum Papiergelde und welche Erfahrungen er in dieser Art gemacht. Als Bestätigung erzählte er uns eine Anekdote von Grimm, und zwar aus der Zeit der französischen Revolution, wo dieser, es in Paris nicht mehr für sicher haltend, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und in Gotha lebte.

„Wir waren, sagte Goethe, eines Tages bei Grimm zu Tisch. Ich weiß nicht mehr wie das Gespräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einemmal: „Ich wette daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanschetten besitzt als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat als ich es habe". — Es läßt sich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erstaunen ausdrückten, besonders die Damen, und daß wir alle sehr neugierig waren, ein Paar so wunderbare Handmanschetten zu sehen. Grimm stand also auf und holte aus seinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanschetten von so großer Pracht, daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir versuchten es sie zu schätzen, konnten sie jedoch nicht höher halten als etwa zu hundert bis zweihundert Louisdor. Grimm lachte und rief: „Ihr seyd sehr weit vom Ziele! Ich habe sie mit zweimal hundert und funfzig Tausend Franken bezahlt, und war noch glücklich meine Assignaten so gut angebracht zu haben. Am nächsten Tage galten sie keinen Groschen mehr."

Montag den 15. Februar 1830.* Ich war diesen Vormittag einen Augenblick bei Goethe um mich im Namen der Frau Großherzogin nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der gestrigen etwas gewaltsamen Aufgeregtheit keine Spur. Er schien die Lücke, die der Tod in ein funfzigjähriges freundschaftliches Verhältniß gerissen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten, sagte er, um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung bei einem uns theuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Übergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

Freitag den 5. März 1830.* Eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten Goethes, Fräulein von Türkheim, war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreise aus. Sie ist so jung, sagte ich, und zeigt eine so erhabene Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können.

„Wie sehr thut es mir leid, erwiederte Goethe, daß ich sie nicht öfter gesehen und daß ich anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen um mich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen."

„Der vierte Band von Wahrheit und Dichtung, fuhr er fort, wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidens-Geschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen es der ganzen Welt zu sagen wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war."

„Indem Sie, fuhr Goethe fort, mit solchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich."

„Ich bin, fuhr Goethe fort, meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich, — und doch ging sie mir verloren."

„Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt, in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche, auf meinen Styl Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine Liebe in Romanen."

Dasselbige, erwiederte ich, könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht um es zu grösserem Vortheil erscheinen zu lassen und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte.

Auch ist die Liebe selbst, fügte ich hinzu, sich niemals gleich; sie ist stets original und modificirt sich stets nach dem Character und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben.

„Sie haben vollkommen Recht, erwiederte Goethe, denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es auch das uns anreizende liebe Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung und ich sage nicht zuviel wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war."

Sonnabend den 6. März 1830.* Goethe liest seit einiger Zeit die Memoiren von St. Simon. —

„Mit dem Tode von Ludwig dem Vierzehnten, sagte er mir vor einigen Tagen, habe ich jetzt Halt gemacht. Bis dahin hat mich das Dutzend Bände im hohen Grade interessirt, und zwar durch den Contrast der Willensrichtungen des Herrn und der aristokratischen Tugend des Dieners. Aber von dem Augenblick an, wo jener Monarch abgeht, und eine andere Personage auftritt die zu schlecht ist als daß St. Simon sich zu seinem Vortheil neben ihr ausnehmen könnte, machte die Lectüre mir keine Freude mehr; der Widerwille trat ein und ich verließ das Buch da, wo mich der „Tyran" verließ."

Auch den Globe und Temps, den Goethe seit mehreren Monaten mit dem größten Eifer las, hat er seit etwa vierzehn Tagen zu lesen aufgehört. So wie die Nummern bei ihm unter Kreuzband ankommen, legt er sie uneröffnet bei Seite. Indeß bittet er seine Freunde ihm zu erzählen was in der Welt vorgeht. Er ist seit einiger Zeit sehr productiv und ganz vertieft im zweiten Theile seines Faust. Besonders ist es die classische Walpurgisnacht die ihn seit einigen Wochen ganz hinnimmt und die dadurch auch rasch und bedeutend heranwächst. In solchen durchaus productiven Epochen liebt Goethe die Lectüre überhaupt nicht, es wäre denn daß sie als etwas Leichtes und Heiteres ihm als ein wohlthätiges Ausruhen diente, oder auch, daß sie mit dem Gegenstande den er eben unter Händen hat, in Harmonie stände und dazu behülflich wäre. Er meidet sie dagegen ganz entschieden, wenn sie so bedeutend und aufregend wirkte, daß sie seine ruhige Production stören und sein thätiges Interesse zersplittern und ablenken könnte. Das letztere scheint jetzt mit dem Globe und Temps der Fall zu seyn. „Ich sehe, sagte er, es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Dramas unnützerweise täglich aufregen zu lassen. Ich lese jetzt so wenig den Globe als den Temps, und meine Walpurgisnacht rückt dabei gar nicht schlecht vorwärts."

Er sprach darauf über den Zustand der neuesten französischen Literatur, die ihn sehr interessirt. „Was die Franzosen, sagte er, bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts als der Wiederschein desjenigen was

die deutsche Literatur seit funfzig Jahren gewollt und geworden. Der Keim der historischen Stücke, die bei ihnen jetzt etwas Neues sind, findet sich schon seit einem halben Jahrhundert in meinem Götz. Übrigens, fügte er hinzu, haben die deutschen Schriftsteller niemals daran gedacht und nie in der Absicht geschrieben auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt, und es ist erst seit gestern oder ehegestern, daß es mir einfällt meine Blicke westwärts zu wenden um auch zu sehen wie unsere Nachbarn jenseits des Rheines von mir denken. Aber auch jetzt haben sie auf meine Productionen keinen Einfluß. Selbst Wieland, der die französischen Formen und Darstellungsweisen nachgeahmt, ist im Grunde durchaus immer deutsch geblieben und würde sich in einer Übertragung schlecht ausnehmen."

Sonntag den 14. März 1830.

Abends bei Goethe. Er zeigte mir alle jetzt geordneten Schätze der Kiste von David, mit deren Auspackung ich ihn vor einigen Tagen beschäftigt fand. Die Gyps-Medaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Dichter Frankreichs hatte er in großer Ordnung auf Tischen nebeneinander gelegt. Er sprach dabei abermals über das außerordentliche Talent Davids, das eben so groß sey in der Auffassung als in der Ausführung. Auch zeigte er mir eine Menge der neuesten Werke, die ihm, durch die Vermittelung David's, von den ausgezeichnetsten Talenten der romantischen Schule als Autor-Geschenke verehrt worden. Ich sah Werke von St. Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin, und Anderen. „David, sagte er, hat mir durch diese Sendung schöne Tage bereitet. Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Ich werde über die mir sehr lieben Portraits und Bücher einen eigenen Catalog machen und beiden in meiner Kunstsammlung und Bibliothek einen besonderen Platz geben." Man sah es Goethen an, daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichst beglückte.

Er las darauf Einiges in den „Studien" von Camille Deschamps. Die Übersetzung der „Braut von Corinth" lobte er als treu und sehr gelungen. „Ich besitze, sagte er, das Manuscript einer italienischen Übersetzung dieses Gedichts, welches das Original bis zum Rhythmus wieder giebt."

Die Braut von Corinth gab Goethen Anlaß auch von seinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke sie größtentheils Schillern,

sagte er, der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine Horen brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als anmuthige Bilder, als schöne Träume die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen."

„Zu anderen Zeiten, fuhr Goethe fort, ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht seyn, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig nieder zu schreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere solcher in der Diagonale geschriebene Blätter besessen; sie sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, so daß es mir leid thut, keine Proben solcher poetischen Vertiefung mehr vorzeigen zu können."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf die französische Literatur zurück, und zwar auf die allerneueste ultra-romantische Richtung einiger nicht unbedeutender Talente. Goethe war der Meinung, daß diese im Werden begriffene poetische Revolution der Literatur selber im hohen Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern aber, die sie bewirken, nachtheilig sey.

„Bei keiner Revolution, sagte er, sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen; aber ehe man es sich versieht steckt man tief in Blutvergießen und Gräueln. So wollten auch die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form; aber dabei bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen, neben der Form, auch den bisherigen Inhalt. — Die Darstellung edler Gesinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären und man versucht sich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten. An die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre,

und die erhabenen Helden der Vorzeit müssen Gaunern und Galeerensklaven Platz machen. Dergleichen ist pikant! das wirkt! — Nachdem aber das Publicum diese starkgepfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerem begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt seyn will, und nicht groß genug ist auf eigenem Wege zu gehen, muß sich dem Geschmack des Tages bequemen, ja es muß seine Vorgänger im Schreck- und Schauerlichen noch zu überbiethen suchen. In diesem Jagen nach äußeren Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenweise gründliche Entwickeln des Talentes und Menschen von Innen heraus ganz außer Acht gelassen. Das ist aber der größte Schaden der dem Talent begegnen kann, wiewohl die Literatur im allgemeinen bei dieser augenblicklichen Richtung gewinnen wird."

Wie kann aber, versetzte ich, ein Bestreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Literatur im Allgemeinen günstig seyn? —

„Die Extreme und Auswüchse die ich bezeichnet habe, erwiederte Goethe, werden nach und nach verschwinden; aber zuletzt wird der sehr große Vortheil bleiben, daß man neben einer freieren Form auch einen reicheren verschiedenartigeren Inhalt wird erreicht haben, und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannigfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen. Ich vergleiche die jetzige literarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswerth ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werkes ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingrediens eintreten; ja man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit desto größerem Verlangen wieder hervorsuchen."

Es ist mir auffallend, bemerkte ich, daß auch Merimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abscheulichen Gegenstände seiner Guzla gleichfalls jene ultra-romantische Bahn betreten hat.

„Merimée, erwiederte Goethe, hat diese Dinge ganz anders traktirt als seine Mitgesellen. Es fehlt freilich diesen Gedichten nicht an allerlei schauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Gespenstern und Vampyren; allein alle diese Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters; er behandelt sie vielmehr aus einer gewissen objectiven Ferne und gleichsam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künstler, dem es

Spaß macht auch einmal so etwas zu versuchen. Er hat sein eigenes Innere, wie gesagt, dabei gänzlich verläugnet, ja er hat dabei sogar den Franzosen verläugnet, und zwar so sehr, daß man diese Gedichte der Guzla anfänglich für wirklich illyrische Volksgedichte gehalten und also nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabsichtigte Mystification gelungen wäre."

„Merimée, fuhr Goethe fort, ist freilich ein ganzer Kerl! wie denn überhaupt zum objectiven Behandeln eines Gegenstandes mehr Kraft und Genie gehört als man denkt. So hat auch Byron, trotz seiner stark vorwaltenden Persönlichkeit, zuweilen die Kraft gehabt sich gänzlich zu verläugnen, wie dieses an einigen seiner dramatischen Sachen und besonders an seinem Marino Faliero zu sehen. Bei diesem Stück vergißt man ganz daß Byron, ja daß ein Engländer es geschrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig und ganz und gar in der Zeit in der die Handlung vorgeht. Die Personen reden ganz aus sich selber und aus ihrem eigenen Zustande heraus, ohne etwas von subjectiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an sich zu haben. Das ist die rechte Art! — Von unsern jungen französischen Romantikern der übertriebenen Sorte ist das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen gelesen: Gedichte, Romane, dramatische Arbeiten, es trug alles die persönliche Farbe des Autors, und es machte mich nie vergessen, daß ein Pariser, daß ein Franzose es geschrieben; ja selbst bei behandelten ausländischen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris, durchaus befangen in allen Wünschen, Bedürfnissen, Conflicten und Gährungen des augenblicklichen Tages."

Auch Beranger, warf ich versuchend ein, hat nur Zustände der großen Hauptstadt und nur sein eigenes Innere ausgesprochen.

„Das ist auch ein Mensch danach, erwiederte Goethe, dessen Darstellung und dessen Inneres etwas werth ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Beranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt, und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und was machen die Anderen? damit er es ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern was das Publicum oder was diese oder jene Partei erwarte. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volkes hingehorcht; allein das hat ihn nur in sich selber befestigt,

indem es ihm sagte, daß sein eigenes Innere mit dem des Volkes in Harmonie stand; aber es hat ihn nie verleitet etwas Anderes auszusprechen als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte."

„Sie wissen ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche, wie Beranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginirten oder imaginären Interessen, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. — Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und ründet er den Gegenstand in seinem Innern ehe er ihn ausspricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivität und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Classe, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmuthigen Geistern gewöhnt und genöthiget wird selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt sich überhaupt besseres von einem Poeten rühmen?"

Er ist vortrefflich! ohne Frage! erwiederte ich. Sie wissen selbst wie sehr ich ihn seit Jahren liebe; auch können Sie denken wie wohl es mir thut Sie so über ihn reden zu hören. Soll ich aber sagen welche von seinen Liedern ich vorziehe, so gefallen mir denn doch seine Liebesgedichte besser als seine politischen, bei denen mir ohnehin die speciellen Bezüge und Anspielungen nicht immer deutlich sind.

„Das ist Ihre Sache! erwiederte Goethe; auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben; fragen Sie aber die Franzosen und sie werden Ihnen sagen was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit En-

thusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Product eines gewissen Zeitzustandes anzusehen; der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. — Beranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich. Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Wiederhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland! Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Östreich! und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen! — Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los seyn wollten, war Deutschland überall. — Hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können; allein es bedurfte seiner nicht! Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht läugnen, daß Arndt, Körner und Rückert Einiges gewirkt haben."

Man hat Ihnen vorgeworfen, bemerkte ich etwas unvorsichtig, daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.

„Lassen wir das, mein Guter! erwiederte Goethe. Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. — Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen der bereits über die ersten sechzig hinaus war."

„Auch können wir dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes jenachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt

und geforscht und gethan so gut und soviel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

Im Grunde, versetzte ich begütigend, sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden. Denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangen, daß derjenige, der für die Cultur seiner Nation mehr gethan als irgend ein Anderer, nun endlich alles hätte thun sollen!

„Ich mag nicht sagen wie ich denke, erwiederte Goethe. Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Character. Bald soll ich stolz seyn, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. — Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat."

„Ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer! — Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden! Und ich selbst kann mich noch kaum beklagen; es ist allen anderen nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Moliere zu leiden gehabt! und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen seyn, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte."

„Und wenn noch die bornirte Masse höhere Menschen verfolgte! — Nein! Ein Begabter und Ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht."

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! — Das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihm kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen seyn, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte."

„Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. — Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!"

„Überhaupt, fuhr Goethe fort, ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. — Auf den untersten Stufen der Cultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Culturstufe war meiner Natur gemäß und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Montag den 15. März 1830. Abends ein Stündchen bei Goethe. Er sprach viel über Jena und die Einrichtungen und Verbesserungen die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht. Für Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur in soweit sie zur Pharmacie gehörig behandelt worden, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor allen sey für das naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selbstbehagen und guter Laune die Geschichte seiner gewaltsamen Besitzergreifung eines an die Bibliothek grenzenden Saales, den die medizinische Facultät inne gehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek, sagte er, befand sich in einem sehr schlechten Zustande. Das Local war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet seine Schätze gehöriger Weise zu fassen, besonders seit durch den Ankauf der Büttnerschen Bibliothek von Seiten des Großherzogs abermals 13,000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt, an Raum fehlte sie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieserhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten müssen; allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer stand und ganz geeignet war allen unseren Bedürfnissen auf das herrlichste abzuhelfen. Allein dieser Saal war nicht im Besitz der Bibliothek, sondern im Gebrauch der Facultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Conferenzen benutzten. Ich wendete mich also an diese Herren mit der sehr höflichen Bitte: mir diesen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren sich nicht verstehen. Allenfalls seyen sie geneigt nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Conferenzen einen neuen Saal wolle bauen lassen und zwar sogleich. Ich erwiederte ihnen daß ich sehr bereit sey ein anderes Local für sie herrichten zu lassen, daß ich aber einen sofortigen Neubau nicht versprechen könne. Diese meine Antwort schien aber den Herren nicht genügt zu haben. Denn als ich am andern Morgen hinschickte um mir den Schlüssel ausbitten zu lassen, hieß es: er sey nicht zu finden!"

„Da blieb nun weiter nichts zu thun als eroberungsweise einzuschreiten. Ich ließ also einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. „Diese Mauer, mein Freund, sagte ich, muß sehr dick seyn, denn sie trennet zwei verschiedene Wohnungspartien. Versuchet doch einmal und prüfet wie stark sie ist." Der Maurer schritt zu Werke; und kaum hatte er fünf bis sechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Backsteine fielen und man durch die entstandene Öffnung schon einige ehrwürdige Portraits alter Perücken herdurchschimmern sah, womit man den Saal decorirt hatte. „Fahret nur fort, mein Freund, sagte ich, ich sehe noch nicht helle genug. Genirt euch nicht und thut ganz als ob ihr zu Hause wäret." Diese freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer so belebend, daß die Öffnung bald groß genug ward um vollkommen als Thür zu gelten; worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, jeder

Phot. L. Held Weimar.

Majolika-Zimmer im Goethe-Hause.

mit einem Arm voll Bücher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und thätig dazu, daß schon in wenigen Tagen sämmtliche Bücher in ihren Reposituren in schönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht was sie sagen sollten und zogen sich stille wieder zurück; aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tisch habe, so sind sie ganz scharmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, das freilich mit seinem Einverständniß und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amüsirte es ihn königlich und wir haben später recht oft darüber gelacht."

Goethe war in sehr guter Laune und glücklich in diesen Erinnerungen. „Ja, mein Freund, fuhr er fort, man hat seine Noth gehabt um gute Dinge durchzusetzen. Später, als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Theil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen lassen, ging es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte: daß es doch Seiner Hoheit gefallen möge durch ein Machtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich auch zu diesem Schritt heimlich authorisirt hatte, antwortete sehr weise: Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten. Er weiß schon was er zu thun hat und muß sehen wie er zurechte kommt. Geht doch hin und sagt es ihm selbst wenn ihr die Courage habt!"

„Es ließ sich aber niemand bei mir blicken, fügte Goethe lachend hinzu; ich fuhr fort von der alten Mauer niederreißen zu lassen was mir im Wege stand und hatte die Freude meine Bibliothek endlich trocken zu sehen."

Mittwoch den 17. März 1830.*

Abends ein paar Stündchen bei Goethe. Ich brachte ihm im Auftrag der Frau Großfürstin Gemma von Art zurück, und äußerte gegen ihn über dieses Stück alles Gute was ich darüber in Gedanken hatte. „Ich freue mich immer, erwiederte er, wenn etwas hervorgebracht worden, das in der Erfindung neu ist und überall den Stempel des Talentes trägt." Darauf, indem er den Band zwischen beide Hände nahm und ihn ein wenig von der Seite ansah, fügte er hinzu: „Aber es will mir nie recht gefallen wenn ich sehe, daß dramatische Schriftsteller Stücke machen, die durchaus zu lang sind um so gegeben werden zu können wie sie geschrieben. Diese Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich sonst darüber empfinden würde. Sehen Sie nur was Gemma von Art für ein dicker Band ist."

Schiller, erwiederte ich, hat es nicht viel besser gemacht und doch ist er ein sehr großer dramatischer Schriftsteller.

„Auch er hat freilich darin gefehlt, erwiederte Goethe. Besonders seine ersten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend schrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zu viel auf dem Herzen und zuviel zu sagen als daß er es hätte beherrschen können. Später, als er sich dieses Fehlers bewußt war, gab er sich unendliche Mühe und suchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden; aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenstand gehörig beherrschen und sich vom Leibe zu halten und sich nur auf das durchaus Nothwendige zu concentriren erfordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen und ist schwerer als man denkt."

Hofrath Riemer ließ sich melden und trat herein. Ich schickte mich an zu gehen, weil ich wußte, daß es der Abend war, wo Goethe mit Riemer zu arbeiten pflegt. Allein Goethe bat mich zu bleiben, welches ich denn sehr gerne that und wodurch ich Zeuge einer Unterhaltung wurde voll Übermuth, Ironie und mephistophelischer Laune von Seiten Goethes.

„Da ist der Sömmering gestorben, fing Goethe an, kaum elende 75 Jahr alt. Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Courage haben länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radicalen Narren; er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich."

Man könnte hinzufügen, erwiederte ich, daß er Ihnen noch in einem anderen Punkte gleicht, denn er arbeitet noch immer mit der ganzen Thätigkeit der Jugend.

„Das mag seyn, erwiederte Goethe; aber wir befinden uns an den beiden entgegengesetzten Enden der Kette: er will niederreißen, und ich möchte erhalten und aufbauen. In seinem Alter so radical zu seyn ist der Gipfel aller Tollheit."

Ich denke, entgegnete ich, man muß zwei Arten von Radicalismus unterscheiden. Der eine, um künftig aufzubauen, will vorher reine Bahn machen und alles niederreißen; während der andere sich begnügt auf die schwachen Partieen und Fehler einer Staatsverwaltung hinzudeuten in Hoffnung das Gute zu erreichen ohne die Anwendung gewaltsamer Mittel. In England geboren würden Sie dieser letzten Art sicher nicht entgangen seyn.

„Wofür halten Sie mich? erwiederte Goethe, der nun ganz die Miene und den Ton seines Mephisto annahm. Ich hätte sollen Mißbräuchen nachspüren und noch obendrein sie aufdecken und sie nahmhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? — In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog gewesen, oder vielmehr ein Bischof mit jährlichen 30,000 Pfund Sterling Einkünfte."

Recht hübsch! erwiederte ich; aber wenn Sie zufällig nicht das große Loos, sondern eine Niete gezogen hätten? Es giebt so unendlich viele Nieten.

„Nicht jeder, mein Allerbester, erwiederte Goethe, ist für das große Loos gemacht. Glauben Sie denn, daß ich die Sottise begangen haben würde auf eine Niete zu fallen? — Ich hätte vor allen Dingen die Partie der 39 Artikel ergriffen; ich hätte sie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten, besonders den Artikel 9, der für mich ein Gegenstand einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und zärtlichen Hingebung gewesen seyn würde. Ich hätte in Reimen und Prosa so lange und so viel geheuchelt und gelogen, daß meine 30,000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen. Und dann, einmal zu dieser Höhe gelangt, würde ich nichts unterlassen haben mich oben zu erhalten. Besonders würde ich alles gethan haben, die Nacht der Unwissenheit wo möglich noch finsterer zu machen. O wie hätte ich die gute einfältige Masse cajoliren wollen und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten lassen, damit ja niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Muth hätte haben sollen zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Mißbräuche fundirt sey."

Bei Ihnen, versetzte ich, hätte man doch wenigstens den Trost gehabt zu denken, daß Sie durch ein vorzügliches Talent zu solcher Höhe gelangt. In England aber sind oft grade die Dümmsten und Unfähigsten im Genuß der höchsten irdischen Güter, die sie keineswegs dem eigenen Verdienst, sondern der Protection, dem Zufall und vor allen der Geburt zu verdanken haben.

„Im Grunde, erwiederte Goethe, ist es gleichviel, ob einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung, oder durch Erbschaft zugefallen. Die ersten Besitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwissenheit und Schwäche der Anderen sich zu Nutze machten. — Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nöthig hat sie im Tollhause zu suchen. Hiebei fällt mir ein, daß der verstorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuser kannte, mich durch List und Überraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfniß verspüre auch noch diejenigen Narren zu sehen die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe die frei umhergehen. Ich bin sehr bereit, sagte ich, Eurer Hoheit, wenn es seyn muß in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser."

„O welch ein Spaß würde es für mich seyn, die 39 Artikel auf meine Weise zu traktiren und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!"

Auch ohne Bischof zu seyn, sagte ich, könnten Sie sich dieses Vergnügen machen.

„Nein, erwiederte Goethe, ich werde mich ruhig verhalten; man muß sehr gut bezahlt seyn um so zu lügen. Ohne Aussicht auf die Bischofsmütze und meine 30,000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verstehen. Übrigens habe ich schon ein Pröbchen in diesem Genre abgelegt. Ich habe als sechszehnjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht über die Höllenfahrt Christi geschrieben, das sogar gedruckt aber nicht bekannt geworden und das erst in diesen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht ist voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen. Nicht wahr Riemer? Sie kennen es."

Nein Excellenz, erwiederte Riemer, ich kenne es nicht. Aber ich erinnere mich daß Sie im ersten Jahre nach meiner Ankunft schwer krank waren und in Ihrem Phantasiren mit einmal die schönsten Verse über denselbigen Gegenstand recitirten. Es waren

dieß ohne Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend.

„Die Sache ist sehr wahrscheinlich, sagte Goethe. Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die schönsten griechischen Sentenzen recitirte. Man war vollkommen überzeugt, daß dieser Mann kein Wort griechisch verstehe und schrie daher Wunder über Wunder; ja die Klugen fingen schon an aus dieser Leichtgläubigkeit der Thoren Vortheil zu ziehen, als man unglücklicher Weise entdeckte, daß jener Alte in seiner frühen Jugend war genöthigt worden allerlei griechische Sprüche auswendig zu lernen und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch sein Beispiel anzuspornen trachtete. Er hatte jenes wirklich classische Griechisch ganz maschinenmäßig gelernt ohne es zu verstehen und hatte seit funfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in seiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einemmal wieder anfing sich zu regen und lebendig zu werden."

Goethe kam darauf mit derselbigen Malice und Ironie nochmals auf die enorme Besoldung der englischen hohen Geistlichkeit zurück und erzählte sodann sein Abenteuer mit dem Lord Bristol, Bischof von Derby.

„Lord Bristol, sagte Goethe, kam durch Jena, wünschte meine Bekanntschaft zu machen und veranlaßte mich ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin gelegentlich grob zu seyn; wenn man ihm aber eben so grob entgegentrat, so war er ganz tractabel. Er wollte mir im Lauf unseres Gesprächs eine Predigt über den Werther halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. „Der Werther, sagte er, ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch! —" Halt! rief ich. Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hundert Tausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzig Tausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Daseyn zuletzt in einem Tollhause endigen! — Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze

in die Gemüter Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, so daß diese halb starken halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! — Was sagt Ihr da zu Euch selber und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres Bischen Lichtes vollends auszublasen. — Ich dachte ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während Ihr Anderen, Ihr Priester und Fürsten, Euch so Großes und Starkes erlaubt!"

„Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm sich von nun an gegen mich in unserer weiteren Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Ich verlebte darauf mit ihm einen sehr guten Abend. Denn Lord Bristol, so grob er seyn konnte, war ein Mann von Geist und Welt und durchaus fähig in die verschiedenartigsten Gegenstände einzugehen. Bei meinem Abschied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch seinen Abbé die Honneurs fortsetzen. Als ich mit diesem auf die Straße gelangt war rief er mir zu: O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden den Weg zu seinem Herzen zu finden. Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von Ihrem Besuch sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Sie haben wegen Ihres Werther allerlei zu ertragen gehabt, bemerkte ich. Ihr Abenteuer mit Lord Bristol erinnert mich an Ihre Unterredung mit Napoleon über diesen Gegenstand. War nicht auch Talleyrand dabei?

„Er war zugegen, erwiederte Goethe. Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerst liebenswürdig gegen mich und tractirte den Gegenstand wie es sich von einem so grandiosen Geiste erwarten ließ."

Vom Werther lenkte sich das Gespräch auf Romane und Schauspiele im allgemeinen und ihre moralische oder unmoralische Wir-

kung auf das Publicum. „Es müßte schlimm zugehen, sagte Goethe, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selber, das täglich der skandalösen Scenen im Überfluß, wo nicht vor unseren Augen, doch vor unseren Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterstückes keineswegs so ängstlich zu seyn. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch."

Aber doch, bemerkte ich, sucht man sich bei Kindern in Acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge spricht, welche zu hören wir für sie nicht gut halten.

„Das ist recht löblich, erwiederte Goethe, und ich thue es selbst nicht anders; allein ich halte diese Vorsicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem anderen. Sie wissen auch immer ganz genau wie dieser oder jener Hausfreund zu ihren Eltern steht, und da sie nun in der Regel noch keine Verstellung üben, so können sie uns als die trefflichsten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unserer Gunst oder Ungunst bei den Ihrigen wahrzunehmen."

„Man hatte einst in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte zu erfahren woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen seyn. Mit einemmal bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht grüßten wie sie sonst zu thun pflegten. Dieß war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten."

Montag den 29. März 1830.* Abends einige Augenblicke bei Goethe. Er schien sehr ruhig und heiter und in der mildesten Stimmung. Ich fand ihn umgeben von seinem Enkel Wolf und Gräfin Caroline Egloffstein, seiner intimen Freundin. Wolf machte seinem lieben Großvater viel zu schaffen. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der einen Schulter und bald auf der anderen. Goethe erduldete alles mit der größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben seinem Alter auch seyn mochte. „Aber lieber Wolf, sagte die Gräfin, plage doch deinen guten Großvater

nicht so entsetzlich! er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden.“ Das hat gar nichts zu sagen, erwiederte Wolf; wir gehen bald zu Bette und da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Fatigue ganz vollkommen wieder auszuruhen. „Sie sehen, nahm Goethe das Wort, daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist.“

Das Gespräch wendete sich auf Campe und dessen Kinderschriften. „Ich bin mit Campen, sagte Goethe, nur zweimal in meinem Leben zusammengetroffen. Nach einem Zwischenraum von vierzig Jahren sah ich ihn zuletzt in Carlsbad. Ich fand ihn damals sehr alt, dürr, steif und abgemessen. Er hatte sein ganzes Leben lang nur für Kinder geschrieben; ich dagegen gar nichts für Kinder, ja nicht einmal für große Kinder von zwanzig Jahren. Auch konnte er mich nicht ausstehen. Ich war ihm ein Dorn im Auge, ein Stein des Anstoßes, und er that alles um mich zu vermeiden. Doch führte das Geschick mich eines Tages ganz unerwartet an seine Seite, so daß er nicht umhin konnte einige Worte an mich zu wenden. „Ich habe, sagte er, vor den Fähigkeiten Ihres Geistes allen Respect! Sie haben in verschiedenen Fächern eine erstaunliche Höhe erreicht. Aber, sehen Sie! das sind alles Dinge die mich nichts angehen, und auf die ich gar nicht den Werth legen kann, den andere Leute darauf legen.“ — Diese etwas ungalante Freimüthigkeit verdroß mich keineswegs und ich sagte ihm dagegen allerlei Verbindliches. Auch halte ich in der That ein großes Stück auf Campe. Er hat den Kindern unglaubliche Dienste geleistet; er ist ihr Entzücken und so zu sagen ihr Evangelium. — Bloß wegen zwei oder drei ganz schrecklicher Geschichten, die er nicht bloß die Ungeschicklichkeit gehabt hat zu schreiben, sondern auch in seine Sammlung für Kinder mit aufzunehmen, möchte ich ihn ein wenig gezüchtiget sehen. Warum soll man die heitere, frische, unschuldige Phantasie der Kinder so ganz unnöthigerweise mit den Eindrücken solcher Gräuel belasten!“

Montag den 5. April 1830. Es ist bekannt daß Goethe kein Freund von Brillen ist.

„Es mag eine Wunderlichkeit von mir seyn, sagte er mir bei wiederholten Anlässen, aber ich kann es einmal nicht überwinden. So wie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt

und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen! — und das ist schon ein wenig zu seinem Nachtheil; oder er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus, und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht genirt, ist Zelter; bei allen anderen ist sie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

Es hat jemand bemerken wollen, versetzte ich, daß das Brillentragen die Menschen dünkelhaft mache, indem die Brille sie auf eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt sich die Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur sey.

„Die Bemerkung ist sehr artig, erwiederte Goethe, sie scheint von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen ist sie nicht haltbar. Denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blinden sehr bescheidene Menschen seyn, dagegen alle mit trefflichen Augen begabten dünkelhaft. Dieß ist aber durchaus nicht so; vielmehr finden wir daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgestatteten Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dagegen alle besonders geistig Verfehlten weit eher einbilderischer Art. Es scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinsicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dünkel als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat."

„Übrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so geistiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. Bei Borniirten und geistig Dunkelen findet sich der Dünkel; bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kraft wirklich ist, so ist dieses Gefühl auch alles andere, aber kein Dünkel."

Wir unterhielten uns noch über verschiedene andere Gegenstände und kamen zuletzt auch auf das „Chaos", dieser von Frau v. Goethe geleiteten Weimarischen Zeitschrift, woran nicht bloß hiesige deutsche Herren und Damen, sondern vorzüglich auch die hier sich aufhaltenden jungen Engländer, Franzosen und andere Fremdlinge Theil nehmen, so daß denn fast jede Nummer ein Gemisch fast aller bekanntesten Europäischen Sprachen darbietet.

„Es ist doch hübsch von meiner Tochter, sagte Goethe, und man muß sie loben und es ihr Dank wissen, daß sie das höchst originelle Journal zu Stande gebracht und die einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft so in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr besteht. Es ist freilich nur ein dilettantischer Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt; allein es ist doch artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen Weimarischen Gesellschaft. Und dann, was die Hauptsache ist, es giebt unseren jungen Herren und Damen, die oft gar nicht wissen was sie mit sich anfangen sollen, etwas zu thun; auch haben sie dadurch einen geistigen Mittelpunkt, der ihnen Gegenstände der Besprechung und Unterhaltung bietet und sie also gegen den ganz nichtigen und hohlen Klatsch schützet. Ich lese jedes Blatt so wie es frisch aus der Presse kommt, und kann sagen daß mir im Ganzen noch nichts Ungeschicktes vorgekommen ist, vielmehr mitunter sogar einiges recht hübsche. Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau v. Bechtolsheim auf den Tod der Frau Großherzogin Mutter einwenden? Ist das Gedicht nicht sehr artig? Das Einzige was sich gegen dieses, sowie gegen das Meiste unserer jungen Damen und Herren sagen ließe, wäre etwa, daß sie, gleich zu saftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarotzer-Schößlinge treiben, einen Überfluß von Gedanken und Empfindungen haben deren sie nicht Herr sind, so daß sie sich selten zu beschränken und da aufzuhören wissen, wo es gut wäre. Dieses ist auch der Frau v. Bechtolsheim passirt. Um einen Reim zu bewahren, hatte sie einen anderen Vers hinzugefügt, der dem Gedicht

durchaus zum Nachtheil gereichte, ja es gewissermaßen verdarb. Ich sah diesen Fehler im Manuscript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Prakticus seyn, fügte er lachend hinzu, um das Streichen zu verstehen. Schiller war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines Musenalmanachs ein pompöses Gedicht von zwei und zwanzig Strophen auf sieben reduciren, und zwar hatte das Product durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zwei und zwanzig."

Montag den 19. April 1830.* Goethe erzählte mir von dem Besuch zweier Russen, die heute bei ihm gewesen. „Es waren im Ganzen recht hübsche Leute, sagte er; aber der Eine zeigte sich mir nicht eben liebenswürdig, indem er während der ganzen Visite kein einziges Wort hervorbrachte. Er kam mit einer stummen Verbeugung herein, öffnete während seiner Anwesenheit nicht die Lippen und nahm nach einem halben Stündchen mit einer stummen Verbeugung wieder Abschied. Er schien bloß gekommen zu seyn mich anzusehen und zu beobachten. Er ließ, während ich ihnen gegenüber saß, seine Blicke nicht von mir. Das ennüyirte mich, weßhalb ich denn anfing das tollste Zeug hin und her zu schwatzen, so wie es mir grade in den Kopf fuhr. Ich glaube ich hatte die vereinigten Staaten von Nordamerika mir zum Thema genommen, das ich auf die leichtsinnigste Weise behandelte und davon sagte was ich wußte und was ich nicht wußte, immer grade in den Tag hinein. Das schien aber meinen beiden Fremden eben recht zu seyn; denn sie verließen mich, dem Anscheine nach, durchaus nicht unzufrieden."

Donnerstag den 22. April 1830.* Bei Goethe zu Tisch. Frau v. Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm belebt; doch ist mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreisender Fremder sich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe sich aufzuhalten und morgen früh wieder abreisen müsse. Goethe ließ ihm sagen, daß er sehr bedaure heute niemanden sehen zu können; vielleicht aber morgen Mittag. „Ich denke, fügte er lächelnd hinzu, das wird genug seyn." Zu gleicher Zeit aber versprach er seiner Tochter, daß er den Besuch des von ihr empfohlenen jungen Henning nach Tisch erwarten wolle, und zwar in Rücksicht seiner braunen Augen, die denen seiner Mutter gleichen sollten.

Mittwoch den 12. May 1830.* Vor Goethes Fenster stand ein kleiner broncener Moses, eine Nachbildung des berühmten Originals von Michel Angelo. Die Arme erschienen mir im Verhältniß zum übrigen Körper zu lang und zu stark, welche meine Meinung ich gegen Goethe offen aussprach.

„Aber die beiden schweren Tafeln mit den zehn Geboten! rief er lebhaft, — glaubt Ihr denn, daß es eine Kleinigkeit war die zu tragen? Und glaubt Ihr denn ferner, daß Moses, der eine Armee Juden zu commandiren und zu bändigen hatte, sich mit ganz ordinären Armen hätte begnügen können?"

Goethe lachte, indem er dieses sagte, so daß ich nicht erfuhr ob ich wirklich Unrecht hatte, oder ob er sich mit der Vertheidigung seines Künstlers nur einen Spaß machte.

Montag den 2. August 1830.* Die Nachrichten von der begonnenen Juli-Revolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun? rief er mir entgegen, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!"

Eine furchtbare Geschichte! erwiederte ich. Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen Königlichen Familie endigen würde.

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester, erwiederte Goethe. Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge! Ich rede von dem in der Academie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!"

Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte.

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung, fuhr Goethe fort, und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit seyn muß, indem, trotz der furchtbaren politischen Aufregung, die Sitzung des

19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause Statt fand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Discussionen in der Academie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr seyn. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes! — Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen, und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanctionirt!"

„Ich habe mich seit funfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçü vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignorirt. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er, nach persönlichem Verkehr, auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmering, Oken, Dalton, Carus und anderen gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

Sonnabend den 21. August 1830.* Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menschen. Er versprach etwas für ihn zu thun, doch schien er wenig Vertrauen zu haben.

„Wer wie ich, sagte er, ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protektion junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchsten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden ist, dem muß wohl der Enthusiasmus und die Lust in solcher Richtung zu wirken nach und nach vergehen. Es ist nun an Euch jüngeren Leuten den Mäcen zu spielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieser Äußerung Goethes die täuschenden Versprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüthen, aber keine Früchte tragen.

Mittwoch den 13. October 1830.* Goethe zeigte mir Tabellen, wohinein er in lateinischer und deutscher Sprache viele Namen von Pflanzen geschrieben hatte, um sie auswendig zu lernen. Er sagte mir daß er ein Zimmer gehabt, das ganz mit solchen Tabellen austapezirt gewesen und worin er, an den Wänden umhergehend, studirt und gelernt habe. „Es thut mir leid, fügte er hinzu, daß es später überweißt worden. Auch hatte ich ein anderes, das mit chronologischen Notizen meiner Arbeiten während einer langen Reihe von Jahren beschrieben war und worauf ich das Neueste immer nachtrug. Auch dieses ist leider übertüncht worden, welches ich nicht wenig bedaure, indem es mir grade jetzt herrliche Dienste thun könnte."

Mittwoch den 20. October 1830.* Ein Stündchen bei Goethe, um mit ihm im Auftrag der Frau Großherzogin wegen eines silbernen Wappenschildes Rücksprache zu nehmen, das der Prinz der hiesigen Armbrustschützen-Gesellschaft verehren soll, deren Mitglied er geworden.

Unsere Unterhaltung wendete sich bald auf andere Dinge und Goethe bat mich, ihm meine Meinung über die Saint-Simonisten zu sagen.

Die Hauptrichtung ihrer Lehre, erwiederte ich, scheint dahin zu gehen, daß Jeder für das Glück des Ganzen arbeiten solle, als unerläßliche Bedingung seines eigenen Glückes.

„Ich dächte, erwiederte Goethe, jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Übrigens erscheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht thut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. Ich habe in meinem Beruf als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht läugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber dies war nicht

Zweck, sondern ganz nothwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte statt findet. Hätte ich als Schriftsteller die Wünsche des großen Haufens mir zum Ziel machen und diese nk befriedigen trachten wollen, so hätte ich ihnen Histörchen erzählen und sie zum Besten haben müssen, wie der seelige Kotzebue gethan."

Dagegen ist nichts zu sagen, erwiederte ich. Es giebt aber nicht bloß ein Glück was ich als einzelnes Individuum, sondern auch ein solches was ich als Staatsbürger und Mitglied einer großen Gesammtheit genieße. Wenn man nun die Erreichung des möglichsten Glückes für ein ganzes Volk nicht zum Princip macht, von welcher Basis soll da die Gesetzgebung ausgehen!

„Wenn Sie dahinaus wollen, erwiederte Goethe, so habe ich freilich gar nichts einzuwenden. In solchem Fall könnten aber nur sehr wenige Auserwählte von Ihrem Princip Gebrauch machen. Es wäre nur ein Recept für Fürsten und Gesetzgeber; wiewohl es mir auch da scheinen will, als ob die Gesetze mehr trachten müßten die Masse der Übel zu vermindern, als sich anmaßen zu wollen, die Masse des Glückes herbeizuführen."

Beides, entgegnete ich, würde wohl ziemlich auf Eins hinauskommen. Schlechte Wege erscheinen mir z. B. als ein großes Übel. Wenn nun der Fürst in seinem Staate, bis auf die letzte Dorfgemeinde, gute Wege einführt, so ist nicht bloß ein großes Übel gehoben, sondern zugleich für sein Volk ein großes Glück erreicht. Ferner ist eine langsame Justiz ein großes Unglück. Wenn aber der Fürst durch Anordnung eines öffentlichen mündlichen Verfahrens seinem Volke eine rasche Justiz gewährt, so ist abermals nicht bloß ein großes Übel beseitigt, sondern abermals ein großes Glück da.

„Aus diesem Tone, fiel Goethe ein, wollte ich Euch noch ganz andere Lieder pfeifen. Aber wir wollen noch einige Übel unangedeutet lassen, damit der Menschheit etwas bleibe, woran sie ihre Kräfte ferner entwickele. Meine Hauptlehre aber ist vorläufig diese: der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht."

Dienstag den 4. Januar 1831.* Ich durchblätterte mit Goethe einige Hefte Zeichnungen meines Freundes Töpfer in Genf, dessen Talent als Schriftsteller wie als bildender Künstler gleich groß ist, der es aber bisjetzt vorzuziehen scheint, die lebendigen Anschauungen seines Geistes durch sichtbare Gestalten statt durch flüchtige Worte

auszudrücken. Das Heft, welches in leichten Federzeichnungen die Abenteuer des Doctor Festus enthielt, machte vollkommen den Eindruck eines komischen Romans und gefiel Goethen ganz besonders. „Es ist wirklich zu toll! rief er von Zeit zu Zeit, indem er ein Blatt nach dem andern umwendete; es funkelt alles von Talent und Geist! Einige Blätter sind ganz unübertrefflich! Wenn er künftig einen weniger frivolen Gegenstand wählte und sich noch ein Bißchen mehr zusammennähme, so würde er Dinge machen die über alle Begriffe wären."

Man hat ihn mit Rabelais vergleichen und ihm vorwerfen wollen, bemerkte ich, daß er jenen nachgeahmt und von ihm Ideen entlehnt habe.

„Die Leute wissen nicht was sie wollen, erwiederte Goethe. Ich finde durchaus nichts von dergleichen. Töpfer scheint mir im Gegentheil ganz auf eigenen Füßen zu stehen und so durchaus originell zu seyn, wie mir nur je ein Talent vorgekommen."

Mittwoch den 17. Januar 1831.* Ich fand Coudray bei Goethe in Betrachtung architektonischer Zeichnungen. Ich hatte ein Fünf-Franken-Stück von 1830 mit dem Bildniß Carls des zehnten bei mir, das ich vorzeigte. Goethe scherzte über den zugespitzten Kopf. „Das Organ der Religiosität erscheint bei ihm sehr entwickelt, bemerkte er; ohne Zweifel hat er aus übergroßer Frömmigkeit nicht für nöthig gehalten seine Schuld zu bezahlen; dagegen sind wir sehr tief in die seinige gerathen, indem wir es seinem Geniestreich verdanken, daß man jetzt in Europa sobald nicht wieder zur Ruhe kommen wird."

Wir sprachen darauf über „Rouge et Noir", welches Goethe für das beste Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht läugnen fügte er hinzu, daß einige seiner Frauen-Charactere ein wenig zu romantisch sind. Indeß zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, so daß man denn dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten des Details gerne verzeihen mag."

Dienstag den 23. Januar 1831.* Mit dem Prinzen bei Goethe. Seine Enkel amüsirten sich mit Taschenspieler-Kunststückchen, worin besonders Walther geübt ist. „Ich habe nichts dawider, sagte Goethe, daß die Knaben ihre müssigen Stunden mit solchen Thorheiten ausfüllen. Es ist, besonders in Gegenwart eines kleinen Publicums, ein herrliches Mittel zur Übung. in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geistigen Gewandtheit, woran wir Deutschen ohnehin keinen Überfluß haben. Der Nachtheil allenfalls ent-

stehender kleiner Eitelkeit wird durch solchen Gewinn vollkommen aufgewogen."

Auch sorgen schon die Zuschauer für die Dämpfung solcher Regungen, bemerkte ich, indem sie dem kleinen Künstler gewöhnlich sehr scharf auf die Finger sehen und schadenfroh genug sind seine Fehlgriffe zu verhöhnen und seine kleinen Geheimnisse zu seinem Verdruß öffentlich aufzudecken.

„Es geht ihnen wie den Schauspielern versetzte Goethe, die heute gerufen und morgen gepfiffen werden, wodurch denn alles im schönsten Gleise bleibt."

Mittwoch den 10. März 1831.* Diesen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beschlossen habe, der Direction des hiesigen Theaters ein Geschenk von Tausend Thalern zustellen zu lassen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Diese Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, sichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm zu bereden. Es ist nämlich die Absicht der Frau Großherzogin, den jetzigen besten deutschen Schriftsteller, insofern er ohne Amt und Vermögen wäre und bloß von den Früchten seines Talentes leben müßte, nach Weimar berufen zu lassen, und ihm hier eine sorgenfreie Lage zu bereiten, dergestalt, daß er die gehörige Muße fände jedes seiner Werke zu möglichster Vollendung heranreifen zu lassen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Noth flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachtheil seines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin, erwiederte Goethe, ist wahrhaft fürstlich und ich beuge mich vor ihrer edlen Gesinnung; allein es wird sehr schwer halten irgend eine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht jeder hieher und nicht jedem wäre wirklich damit geholfen. Ich werde indeß die edle Absicht im Auge behalten und sehen was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen."

Mittwoch den 31. März 1831.* Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, so daß er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen im

rechten Beine, — bis denn zuletzt sein inneres Übel durch eine Wunde am Fuß sich Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil und er ist wieder heiter und graciös wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Besuch gemacht und kam sehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach seinem Befinden gefragt; worauf er denn sehr galant geantwortet, daß er bis heute seine Genesung noch nicht gespürt, daß aber Ihre Gegenwart ihn das Glück der wiedererlangten Gesundheit aufs neue empfinden lasse.

Mittwoch den 14. April 1831.* Soirée beim Prinzen. Einer der älteren anwesenden Herren, der sich noch mancher Dinge aus den ersten Jahren von Goethes Hierseyn erinnerte, erzählte uns folgendes sehr Characteristische.

Ich war dabei, sagte er, als Goethe im Jahre 1784 seine bekannte Rede bei der feierlichen Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks hielt, wozu er alle Beamten und Interessenten aus der Stadt und Umgegend eingeladen hatte. Er schien seine Rede gut im Kopf zu haben, denn er sprach eine Zeitlang ohne allen Anstoß und vollkommen geläufig. Mit einemmal aber schien er wie von seinem guten Geist gänzlich verlassen, der Faden seiner Gedanken war wie abgeschnitten, und er schien den Überblick des ferner zu Sagenden gänzlich verloren zu haben. Dieß hätte jeden Andern in große Verlegenheit gesetzt; ihn aber keineswegs. Er blickte vielmehr, wenigstens zehn Minuten lang, fest und ruhig in dem Kreis seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu seyn, er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt ohne Anstoß bis zu Ende und zwar so frei und heiter als ob gar nichts passirt wäre.

Sonntag den 20. Juni 1831. Diesen Nachmittag ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tisch fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrthümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache ist ganz einfach diese, sagte Goethe. Alle Sprachen sind aus nahe liegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen

Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahndung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

Wenn Sie das sagen, erwiederte ich, der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phrase, für Ihre höheren Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dächte aber wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden seyn. Unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen. Die Franzosen aber stehen gegen uns sehr im Nachtheil. Bei ihnen wird der Ausdruck eines angeschauten höheren Naturverhältnisses durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus sogleich materiell und gemein, so daß er der höheren Anschauung keineswegs mehr genügt.

„Wie sehr Sie Recht haben, fiel Goethe ein, ist mir noch neulich bei dem Streit zwischen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire ist ein Mensch, der wirklich in das geistige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einsicht hat; allein seine französische Sprache, insofern er sich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen ist, läßt ihn durchaus im Stich. Und zwar nicht bloß bei geheimnißvoll-geistigen, sondern auch bei ganz sichtbaren, rein körperlichen Gegenständen und Verhältnissen. Will er die einzelnen Theile eines organischen Wesens ausdrücken, so hat er dafür kein anderes Wort als Materialien, wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Theile das organische Ganze eines Armes bilden, mit den Steinen, Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen."

„Eben so ungehörig, fuhr Goethe fort, gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck

Composition. Ich kann aber wohl die einzelnen Theile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Composition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Theile eines organischen Ganzen im Sinne habe."

Es will mir sogar scheinen, versetzte ich, als ob der Ausdruck Composition auch bei echten Erzeugnissen der Kunst und Poesie ungehörig und herabwürdigend wäre.

„Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, erwiederte Goethe, das wir den Franzosen zu danken haben und das wir sobald wie möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan componirt! — Composition! — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! — Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte was jener gebot."

Sonntag den 27. Juni 1831.* Wir sprachen über Victor Hugo. „Er ist ein schönes Talent, sagte Goethe; aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn, neben dem Schönen auch das Allerunerträglichste und Häßlichste darzustellen verführt wird. Ich habe in diesen Tagen seine Notre Dame de Paris gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht um die Qualen auszustehen, die diese Lectüre mir gemacht hat. Es ist das abscheulichste Buch das je geschrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen die man auszustehen hat nicht einmal durch die Freude entschädigt die man etwa an der dargestellten Wahrheit menschlicher Natur und menschlicher Charactere empfinden könnte. Sein Buch ist im Gegentheil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten sogenannten handelnden Personen sind keine Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut, sondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umspringt wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen läßt, so wie er es für seine beabsichtigten Effecte eben braucht. Was ist das aber für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet! —"

Mittwoch den 14. Juli 1831.* Ich begleitete mit dem Prinzen Se. Majestät den König von Würtemberg zu Goethe. Der König schien bei unserer Zurückkunft sehr befriedigt und trug mir auf Goethen für das Vergnügen zu danken, das dieser Besuch ihm gemacht habe.

Donnerstag den 15. Juli 1831.* Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Commission des Königs ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt in Studien in Bezug auf die Spiral-Tendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung ist, daß sie sehr weit führen und auf die Wissenschaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude, fügte er hinzu, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe; aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und grade, daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen."

Dienstag den 20. Juli 1831.* Nach Tisch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich sehr heiterer milder Stimmung fand. Wir sprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Carlsbad und er scherzte über die mancherlei Herzensabenteuer die er daselbst erlebt. „Eine kleine Liebschaft, sagte er, ist das Einzige was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor langer Weile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich dort irgend eine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Besonders erinnere ich mich eines Falles der mir noch jetzt Vergnügen macht."

Ich besuchte nämlich eines Tages Frau von Reck. Nachdem wir uns eine Weile nicht sonderlich unterhalten und ich wieder Abschied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei sehr hübschen jungen Mädchen. „Wer war der Herr, der so eben von Ihnen ging, fragte die Dame." Es war Goethe, antwortete Frau v. Reck. „O wie leid thut es mir, erwiederte die Dame, daß er nicht geblieben ist und daß ich nicht das Glück gehabt habe seine Bekanntschaft zu machen!" O, daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe, sagte die Reck. Er ist sehr langweilig unter Damen, es sey denn, daß sie hübsch genug wären ihm einiges Interesse einzuflößen. Frauen unseres Alters dürfen nicht daran denken ihn beredt und liebenswürdig zu machen."

„Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hause gingen gedachten sie der Worte der Frau v. Reck. Wir sind jung, wir sind hübsch, sagten sie, laßt doch sehen ob es uns nicht gelingt jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen! Am anderen Morgen auf der Promenade am Sprudel machten sie mir im Vorübergehen wiederholt die graziösesten lieblichsten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlassen konnte mich gelegentlich ihnen zu nähern und sie anzureden. Sie waren scharmant! ich sprach sie wieder und wieder, sie führten mich zu ihrer Mutter und so war ich denn gefangen. Von nun an sahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage mit einander. Um unser Verhältniß noch inniger zu machen ereignete es sich, daß der Verlobte der Einen ankam, worauf ich mich denn um so ungetheilter an die Andere schloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man denken kann, sehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle mit einander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieser Familie so glückliche Tage, daß sie mir noch jetzt eine höchst angenehme Erinnerung sind. Die beiden Mädchen erzählten mir sehr bald die Unterredung zwischen ihrer Mutter und Frau v. Reck, und welche Verschwörung sie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht. —"

Hiebei fällt mir eine Anekdote anderer Art ein die Goethe mir früher erzählte und die hier einen Platz finden mag.

„Ich ging, sagte er mir, mit einem guten Bekannten einst in einem Schloßgarten gegen Abend spazieren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Personen unseres Kreises bemerkten die in ruhigen Gesprächen an einander hingingen. Ich kann Ihnen so wenig den Herrn als die Dame nennen; aber es thut nichts zur Sache. Sie unterhielten sich also und schienen an nichts zu denken, — als mit einemmal ihre Köpfe sich gegen einander neigten und sie sich gegenseitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie schlugen darauf ihre erste Richtung wieder ein und setzten sehr ernst ihre Unterhaltung fort als ob nichts passirt wäre. „Haben Sie es gesehen? rief mein Freund voll Erstaunen; darf ich meinen Augen trauen?" Ich habe es gesehen, erwiederte ich ganz ruhig, aber ich glaube es nicht!"

Montag den 2. August 1831.

Wir sprachen über die Metamorphose der Pflanze und namentlich über Decandolle's Lehre von der Symmetrie, die Goethe für eine bloße Illusion hält.

„Die Natur, fügte er hinzu, ergiebt sich nicht einem Jeden. Sie erweiset sich vielmehr gegen Viele wie ein neckisches junges

Mädchen, das uns durch tausend Reize anlockt, aber in dem Augenblick, wo wir es zu fassen und zu besitzen glauben, unsern Armen entschlüpft."

Mittwoch den 19. October 1831.* Heute war zu Belvedere die Versammlung der Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues; auch erste Ausstellung von Früchten und Gegenständen der Indüstrie, welche reicher war als man erwartet hatte. Darauf großes Diner der zahlreich anwesenden Mitglieder. Goethe trat herein zu freudiger Überraschung aller Anwesenden. Er verweilte einige Zeit und betrachtete sodann die ausgestellten Gegenstände mit sichtbarem Interesse. Sein Erscheinen machte den glücklichsten Eindruck, besonders auch auf solche, die ihn früher noch nicht gesehen.

Donnerstag den 1. December 1831. Ein Stündchen bei Goethe in allerlei Gesprächen. Dann kamen wir auch auf Soret.

„Ich habe, sagte Goethe, in diesen Tagen ein sehr hübsches Gedicht von ihm gelesen, und zwar eine Trilogie, deren beide erste Theile einen heiter ländlichen, der letzte aber, unter dem Titel „Mitternacht" einen schauerlich düstern Character trägt. Diese „Mitternacht" ist ihm ganz vorzüglich gelungen. Man athmet darin wirklich den Hauch der Nacht, fast wie in den Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt. Victor Hugo hat ähnliche Gegenstände behandelt, allein nicht mit solchem Glück. In den nächtlichen Darstellungen dieses unstreitig sehr großen Talents wird es nie wirklich Nacht, vielmehr bleiben die Gegenstände immer noch so deutlich und so sichtbar, als ob es in der That noch Tag und die dargestellte Nacht bloß eine erlogene wäre. Soret hat den berühmten Victor Hugo in seiner Mitternacht ohne Frage übertroffen."

Ich freute mich dieses Lobes und nahm mir vor die gedachte Trilogie von Soret baldmöglichst zu lesen. — Wir besitzen in unserer Literatur sehr wenige Trilogieen, bemerkte ich.

„Diese Form, erwiederte Goethe, ist bei den Modernen überall selten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partieen behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Catastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung statt finde. In meinen Gedichten vom Junggesellen und der Müllerin finden sich diese Erfordernisse beisammen, wiewohl ich damals, als ich sie schrieb, keineswegs daran dachte eine Trilogie zu machen. Auch

mein Paria ist eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich diesen Cyclus sogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt. Meine sogenannte Trilogie der Leidenschaft dagegen ist ursprünglich nicht als Trilogie concipirt, vielmehr erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die Elegie als selbstständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szimanowska, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war und durch ihre reizenden Melodieen einen Nachklang jener jugendlich-seligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werther veranstalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchst willkommener Anlaß war mein Gedicht an Werther zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zu jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt beisammenstehenden Gedichte von demselbigen liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene Trilogie der Leidenschaft sich bildete, ich wußte nicht wie."

„Ich habe Soret gerathen mehr Trilogieen zu schreiben, und zwar soll er es auch machen wie ich eben erzählt. Er soll sich nicht die Mühe nehmen zu irgend einer Trilogie einen eigenen Stoff zu suchen, vielmehr soll er aus dem reichen Vorrath seiner ungedruckten Poesieen irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduction und versöhnenden Abschluß hinzudichten, doch so, daß zwischen jeder der drei Productionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf diese Weise kommt man weit leichter zum Ziele und erspart sich viel Denken, welches bekanntlich, wie Meyer sagt, eine gar schwierige Sache ist."

Wir sprachen darauf über Victor Hugo und daß seine zu große Fruchtbarkeit seinem Talent im hohen Grade nachtheilig.

„Wie soll einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, sagte Goethe, wenn er die Verwegenheit hat in einem einzigen Jahre zwei Tragödieen und einen Roman zu schreiben, und ferner wenn er nur zu arbeiten scheint um ungeheure Geldsummen zusammen zu schlagen. Ich schelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch nicht daß er den Ruhm des Tages zu erndten bemüht ist; allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben

gedenkt, so muß er anfangen weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten."

Goethe ging darauf die Marie De Lorme durch und suchte mir deutlich zu machen, daß der Gegenstand nur Stoff zu einem einzigen guten und zwar recht tragischen Act enthalten habe, daß aber der Autor durch Rücksichten ganz secundärer Art sich habe verführen lassen, seinen Gegenstand auf fünf lange Acte übermäßig auszudehnen. „Hiebei, fügte Goethe hinzu, haben wir bloß den Vortheil gehabt zu sehen, daß der Dichter auch in Darstellung des Details bedeutend ist, welches freilich auch nichts Geringes, und allerdings etwas heißen will."

Donnerstag den 5. Januar 1832.* Von meinem Freunde Töpfer in Genf waren einige neue Hefte Feder-Zeichnungen und Aquarell-Bilder eingegangen, größtentheils landschaftliche Ansichten aus der Schweiz und Italien, die er auf seinen Fußreisen nach und nach zusammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieser Zeichnungen, besonders der Aquarellbilder, so sehr frappirt, daß er sagte, es sey ihm als sähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dieß noch keineswegs das Beste von Töpfer sey und daß er noch ganz andere Dinge zu senden habe. „Ich weiß nicht was Ihr wollt! erwiederte Goethe. Was sollte es denn noch besser seyn! Und was hätte es zu sagen wenn es auch wirklich noch etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig ob eins seiner Werke etwas vollkommener gerathen ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talentes und seiner Mittel."

Freitag den 17. Februar 1832.* Ich hatte Goethen ein in England gestochenes Portrait von Dümont zugeschickt das ihn sehr zu interessiren schien.

„Ich habe das Bild des bedeutenden Mannes oft und wiederholt betrachtet, sagte er, als ich ihn heute gegen Abend besuchte. Anfangs hatte es etwas Zurückstoßendes für mich, welches ich jedoch der Behandlung des Künstlers zuschreiben möchte, der die Züge etwas zu hart und tief eingegraben. Aber je länger ich den im hohen Grade merkwürdigen Kopf ansah, destomehr verschwanden alle Härten und es trat aus dem dunkelen Grunde ein schöner Ausdruck von Ruhe, Güte und geistreich-feiner Milde hervor, wie sie den klugen, wohlwollenden und für das allgemeine Beste thätigen Mann characterisiren und der Seele des Beschauers so wohl thun."

Wir sprachen darauf weiter über Dümont, besonders aber über die Memoiren, die er in Bezug auf Mirabeau geschrieben und worin er die mannigfaltigen Hülfsquellen aufdeckt die Mirabeau zu benutzen verstanden, auch die vielen Leute von Talent nahmhaft macht, die er zu seinen Zwecken in Bewegung gesetzt und mit deren Kräften er gearbeitet. „Ich kenne kein lehrreicheres Buch, sagte Goethe, als diese Memoiren, wodurch wir in die geheimsten Winkel jener Zeit tiefe Blicke thun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieser Held dadurch irgend etwas von seiner Größe verliert. Nun kommen aber die neuesten Recensenten der französischen Journale, die über diesen Punkt ein wenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfasser jener Memoiren wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimniß seiner übermenschlichen Thätigkeit enthüllt und auch anderen Leuten einigen Antheil an dem großen Verdienst vindicirt, das bisher der Name Mirabeau alleine verschlang."

„Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules; und sie haben vollkommen Recht. Allein sie vergessen, daß auch der Coloß aus einzelnen Theilen besteht und daß auch der Herkules des Alterthums ein collectives Wesen ist, ein großer Träger seiner eigenen Thaten und der Thaten Anderer."

„Im Grunde aber sind wir alle collective Wesen wir mögen uns stellen wie wir wollen. Denn wie Weniges haben und sind wir das wir im reinsten Sinne unser Eigenthum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen die vor uns waren als von denen die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt die sich rühmten keinem Meister gefolgt zu seyn, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritt aufdränge und aus ihnen, trotz ihrer eigenen Dummheit, etwas machte! Ja ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großer Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein anderer und Höherer von hier gehen."

„Und was ist denn überhaupt Gutes an uns wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen. Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen wie ich fühle. Es ist wahr ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zu Stande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich seyn wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wieder zu geben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter; alle sagten mir wie es ihnen zu Sinne sey, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun als zuzugreifen und das zu ärndten was Andere für mich gesäet hatten."

„Es ist im Grunde auch alles Thorheit ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke oder ob er durch andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig. — Mirabeau hatte daher vollkommen Recht wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er besaß die Gabe das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höheren Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben, daß er es verstand, mit Anderen und durch Andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe.

Sonntag den 11. März 1832. Abends ein Stündchen bei Goethe, in allerlei guten Gesprächen. Ich hatte mir eine englische Bibel gekauft in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphischen Bücher nicht enthalten fand; und zwar waren sie nicht aufgenommen, als nicht für ächt gehalten und als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermißte den durch und durch edlen Tobias, dieses Musterbild eines frommen Wandels; ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach, alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe,

daß wenige andere ihnen gleich kommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme, und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung, erwiederte Goethe. Doch giebt es zwei Standpunkte von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es giebt den Standpunkt einer Art Ur-Religion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache menschliche Wesen seyn werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit Allen geholfen und damit Vielen wohl werde. Dadurch daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie, als Nachfolgerin Christi, von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehn zu erhalten, und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk."

„Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke, und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalles und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten, so wie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen, und auf solcher Wage gewogen, so wenig der edle Tobias, als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs, einiges bedeutende Gewicht haben können."

„Übrigens echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das

mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! — Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden: ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich: ob es in meiner Natur sey, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sey, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber: ob ich geneigt sey, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!"

„Den Geist dämpfet nicht! sagt der Apostel."

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist sich beherrschen zu lassen. Die hohe reich dotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr, als die Aufklärung der untern Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotirten Bischofes denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Carosse einherbrauset! —"

„Wir wissen gar nicht, fuhr Goethe fort, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind

in Folge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!"

„Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist."

„Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bißchen so oder so im äußeren Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen."

„Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen."

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen, als in einigen großen Juden des Alten Testamentes. Auch kamen wir auf die Frage: wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben?

„Wenn man die Leute reden hört, sagte Goethe, so sollte man fast glauben, sie seyen der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sey lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte."

„Versuche es aber doch nur Einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakspeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die Einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht, als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als Jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als Jene."

„Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen.

Nachwort des Herausgebers.

Unter den zahllosen Werken, die von Zeitgenossen Goethes dem lebendigen Gedächtnis des Dichters gewidmet wurden, hat keines so sehr die deutsche und ausländische Leserwelt gefesselt, wie Eckermanns „Gespräche mit Goethe". Ein Mann, von dem die Literaturgeschichte weiter nichts zu berichten weiß, hat sich mit diesem einen Buche in das Herz des deutschen Volkes eingeschrieben, und wenn wir heute im Hinblick auf Weimar mit Stolz sagen können: „Denn er war unser!", so war es in erster Reihe Eckermann, der in der stürmischen Flucht der Zeiten den Glauben an Goethe als ein nationales Palladium behütet hat. Ein begeisterter Hoherpriester, ist er mit seinem Gott in die Unsterblichkeit eingegangen: als Sprecher Goethes, nicht als eigener Dichter, steht er unter den Klassikern der deutschen Literatur, und sein Name selbst ist zu einer Losung geworden, zu dem Begriff der treuesten Hingabe an das Leben eines großen Menschen. Und diesen Begriff „Eckermann" wollen wir uns nicht durch Heines Spott vernichten lassen.

Allgemeiner Wert der „Gespräche". Eckermanns Buch breitet wie ein kristallenes Prisma die reiche Farbenpracht des Goetheschen Lebens leuchtend vor uns aus. Aber nicht dieser Farbenzauber, in dem Goethes gesamtes Wirken und Schaffen vor uns ersteht, macht uns Eckermanns Gabe so lieb. Sein tiefster Wert und sein unvergänglichster Reiz liegen in dem Menschen Goethe, den Eckermann wie kein anderer der Mitlebenden uns so nahe gebracht hat, als ob die hochgewachsene Gestalt noch eben mit uns im selben Raume geweilt, als ob der Klang ihrer Stimme noch zwischen den Wänden zitterte. Der alte Goethe ist dieser echte und große Mensch, den Eckermann uns zuführt, Hoheit und Milde in seinem durchdringenden Blick, Adel und Seelengröße in jeder Lebensäußerung. Nicht den jungen Goethe, der wie Dionysos einherschreitet und die Herzen der Menschen gewinnt, nicht den Mann, der wie ein Eroberer

scheinbar mühelos seinen Weg erzwingt, nur den siebzig- bis achtzigjährigen Greis hat Eckermann gekannt und in seinem Werke geschildert. Eckermanns Buch erschien zu einer Zeit (1836), wo ein großer Teil der Deutschen, von den wechselnden Werten der Gegenwart erfüllt, dem Dichter des „Faust" die Gefolgschaft verweigerte; ein junges Geschlecht war herangewachsen, das von Pharao nichts wußte. Ihm vor allen hat Eckermann das Rätsel Goethe gedeutet; er verscheuchte die Sage von dem unnahbaren Geheimen Rat und Minister, der sich im Glanze fürstlicher Huld auf einsamer Höhe sonnt und voll Verachtung auf die misera plebs zu seinen Füßen herabschaut, dessen Selbstzucht und Selbstüberwindung als innere Kälte, dessen kostbarste Lebenserfahrung als greisenhafte Verstocktheit gescholten wurde. Von dem Tage an, wo Eckermann zum ersten Male klopfenden Herzens das Haus am Frauenplan betritt und von Goethes hinreißender Liebenswürdigkeit sogleich erobert wird, bis zu der Stunde, wo er an der leblosen Hülle des Olympiers steht, ist es immer die gleiche Verehrung, Bewunderung und Liebe, die der Jünger dem Meister darbringt, als Mensch zum Menschen im Bewußtsein des klarsten gegenseitigen Verständnisses; nur einmal ist es ein Augenblick, wo auch ihn ein Zweifel an der menschlichen Empfindung Goethes durchfährt, als er die Fassung Goethes nach dem Tode der Großherzogin anstaunt und überwältigt in die Worte ausbricht: „Denn wir dachten, er empfände wie wir." Rastlose Tätigkeit, unstillbares Bedürfnis nach neuem Wissen und Wollen, leidenschaftliches Eindringen in alle Probleme, die der Tag ihm zuträgt, unendlicher Reichtum in Auffassung und Wiedergabe und begeisterte Verteidigung der Jugend, dies alles macht den Goethe Eckermanns zum Symbol der immerfort schaffenden Menschenkraft. Und dieser Heros gebärdet sich wie ein sterblicher Mensch, der sich in der Freude zum Übermut steigert und schließlich doch auch dem Schmerze erliegt. Eckermann zeigt ihn im behaglichen Hauskleid wie im ordengeschmückten Ministerrock, in gesunden und in kranken Tagen, als Hausvater und Gesellschafter; er schildert die überlegene Eleganz des Hofmanns und die urwüchsige Selbständigkeit des Frankfurter Patriziersohnes, der es wie selbstverständlich hinnimmt, wenn er eines Tages geadelt wird; der tiefe Denker, der fortreißende Redner, der Freund seiner Freunde, der mahnende Berater, der zürnende Gott und der mephistophelische Schalk, alle diese Seiten des Goetheschen Wesens kommen in diesem einzigartigen Buche zur lebensvollsten Wirkung. Der

Der alte Goethe.

intime Organismus des Goetheschen Lebens öffnet sich vor uns, der Duft und die Weihe des Goetheschen Hauses umgeben uns vollständig. Oben am Fenster stand er und winkte seinen Eckermann lächelnd zu sich hinauf; wir sehen ihn mittags vor der Suppe seine Zeitung lesen und seinem Gaste über den Tisch hin Weintrauben und Früchte zustecken, ihm auch aus einer guten Flasche, die Freunde am Rhein geschickt haben, tapfer einschenken; wir sehen ihn hinausfahren im gemeinsamen Wagen und an einem Steinhaufen auf offener Chaussee mit ihm frühstücken, aus einem Becher mit ihm trinken; an einer Waldecke hingelagert, eine weite Welt vor Augen, schmiedet er, der Alte, Zukunftspläne mit dem Jungen. Er läßt sich erzählen von den Liebhabereien seines Begleiters, er entschuldigt mit freundlicher Duldung die kleinen Schrullen seiner Umgebung und ist sogar dem Stadtklatsch nicht unzugänglich, den ihm seine Schwiegertochter Ottilie aus der kleinen Residenz reichlich zuträgt. Er wandert in den herrschaftlichen Vorderzimmern seines Hauses umher, mit seinen Kunstsammlungen beschäftigt, in der naiven Freude an seinem reichen Besitz, und fühlt sich doch erst behaglich und „produktiv" gestimmt in den vier Wänden seines bescheidenen, fast düsteren Arbeitszimmers mit dem Blick auf den Hausgarten und in das Schlafzimmer, das an Einfachheit einer Armenstube gleichkommt.

Für alle diese verschieden abgetönten Stimmungen hatte Eckermann eine ungemein feine Empfindung, für das Charakteristische all dieser intimen Situationen einen ungewöhnlich scharfen Blick. Mit diesen Fähigkeiten verband er die Gabe, den zarten Reiz des Augenblicks in Worten festzuhalten. Allenthalben trägt sein Buch den Stempel des persönlichsten Erlebens, und diese innere Lebenskraft ist die Gewähr der unbeschränkten Dauer. Eckermann war ein Meister des Wortes, das bei ihm wie von selbst ein Goethesches Gepräge annahm, und in der Schule Goethes hatte er eine Kunst der Darstellung gelernt, die das Nächste wieder in eine künstlerische Ferne rückt; wenn er uns Goethe schildert, wie er sich mit ihm im Hausgarten mit Bogenschießen belustigt, ganz nur dem Augenblick hingegeben, glauben wir eine unsterbliche Szene aus Homer gelesen zu haben, und wenn er uns berichtet, wie er an Goethes Totenbett steht, schenkt er uns eine vollkommene Dichtung von erschütternder innerer Größe.

Daß ein armer Hausiererssohn aus Winsen an der Luhe und späterer Schreiber in Hannover es sein sollte, der uns den Dichter im Abendscheine seines langen Lebens so prächtig hingestellt hat,

ist gewiß eine wundersame Fügung. Eckermann selbst hat uns in seinem autobiographischen Vorwort überaus ansprechend und mit der liebenswürdigen Bescheidenheit, die ihn Goethe so wert und vertraut machte, berichtet, wie sich schon in seiner Jünglingszeit unsichtbare Fäden nach Weimar und zu Goethe hinspannen, und wie er schließlich fast willenlos ihrem Zuge gefolgt ist, um dann für Lebenszeit an dieser Stätte zu bleiben.

Nach Weimar.

Sein Eintritt in Weimar stand auch unter einem glücklichen Stern. Er fand den schon alternden Dichter seufzend unter der Last seiner literarischen Vergangenheit, die bei der Ordnungsliebe und Peinlichkeit, die Goethe allenthalben auszeichnen, Ansprüche an seine Arbeitszeit und Arbeitsmöglichkeit stellte, denen er selbst nicht mehr gewachsen war. Die Ausgabe seiner Werke letzter Hand (1827—31) stand bevor; was war da aufzuarbeiten, was durchzusehen und zu sichten, umzuformen und zu vervollständigen! Und gerade aus der frühesten Periode Goethes, der er selbst mit seinem Denken und Empfinden fernstand. Hier mußten junge Kräfte aushelfen, die sich mit Liebe in sein Schaffen vertieft hatten, und nach solchen Leuten hatte Goethe längst schon verlangend ausgeblickt. Verschiedene Verhältnisse waren dieserhalb angeknüpft worden, ohne zu einem bestimmten Abschluß zu führen. Die meiste Aussicht, Goethes literarischer Mitarbeiter zu werden, hatte bis dahin ein junger Gelehrter namens Karl Ernst Schubarth gehabt, dessen Schrift „Zur Beurtheilung Goethes", die 1818 erschienen war, bereits zwei Jahre später eine zweite Auflage erlebte. Er war ein unterrichteter und scharfer Kopf, der zu diesem Amte auch durchaus brauchbar gewesen wäre. Dennoch konnte sich Goethe zu seiner Berufung nach Weimar nicht entschließen, und nun war es Eckermann, dem die Rolle Schubarths zufiel. Die Bildung, die Eckermann mitbrachte, war keineswegs bedeutend; was er war, verdankte er hauptsächlich seinem eigenen Fleiß, der mit anerkennenswerter Ausdauer die Hemmungen überwunden hatte, die eine schlechte Schulbildung und eine dürftige äußere Lage allenthalben bereiten. Mit Schubarth hätte er sich an Kenntnissen gewiß nicht messen können, wohl an eindringender feinsinniger Vertiefung in Goethes Schaffen; in seiner bewundernden Hingabe an den Dichter aber kam ihm keiner gleich.

Aufnahme bei Goethe.

Goethe muß dies bei ihrem ersten Zusammensein sofort empfunden haben, denn die Aufnahme, die Eckermann bei ihm fand, war vom ersten Augenblick an eine so innige

und herzliche, als ob in Goethe längst das Gefühl der Zugehörigkeit Eckermanns zu seinem Hause bestanden hätte. Für den Neuling wiederum war dies ein nicht hoch genug zu schätzendes Glück. Ganz abgesehen von dem Umgang mit dem Dichter, dessen er gewürdigt wurde, gewann sein Leben dadurch einen Mittelpunkt, der ihm bisher durchaus gefehlt hatte. Seine Aussichten für eine praktische Tätigkeit waren in jedem Falle überaus gering, und er besaß ebensowenig die Fähigkeit, sich ganz auf eine, vielleicht wenig fesselnde Sache zu konzentrieren, wie dies jedes bescheidene Amt von ihm verlangt hätte. Dafür ging ihm bei Goethe eine ganze Welt von Interessen auf, und es lag ganz in seiner wenig entschiedenen, mehr aufnehmenden als schaffenden Natur, sich solchem Reichtum von Eindrücken mit unbekümmerter Seele hinzugeben. Das dürftige äußere Los, das ihn in jeder andern Lebenslage erwartet hätte, war ihm ja auch in Weimar zum mindesten gesichert, und die ihm von Goethe angebotene Tätigkeit konnte sich noch am ersten zu einer festen Stellung ausbilden, die ihn in die Lage versetzte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Denn Eckermann war, schon als er 1823 nach Weimar ging, mit einer jungen Hannoveranerin, Johanna Bertram, verlobt; dies von Eckermann zu hören, mag vielleicht das einzige gewesen sein, was Goethe weniger angenehm berührte.

Die Entscheidung zugunsten Eckermanns dürfte bei Goethe im wesentlichen schon vor der Ankunft des jungen Freundes gefallen sein; der persönliche Eindruck trat nur begünstigend hinzu. Allerdings, die Gedichte, die Eckermann ihm schon am 30. August 1821 durch Vermittlung des Bibliothekssekretärs Kräuter mit einer Widmung zugeschickt hatte, werden Goethe keine große Vorstellung von den schöpferischen Fähigkeiten des Absenders gemacht haben. Er hatte ihm damals, wie so vielen andern, die ihm Manuskripte und Bücher ins Haus sandten und ein Wort der Anerkennung von ihm erhofften, eine unverbindliche Empfangsanzeige geschickt, die den Empfänger auf eine mögliche, übrigens nicht erschienene, Beurteilung seiner Sendung in der Zeitschrift „Kunst und Alterthum" verwies. Dieser erste Brief Goethes an Eckermann vom 2. Oktober 1821 war so unpersönlich gehalten, daß sein Wortlaut später als öffentliche Antwort an eine allgemeine Masse ähnlicher Korrespondenten dienen konnte; gleichwol schrieb Eckermann voller Freude an seine Braut am 29. Oktober: „Ueber Goethens Brief habe ich fortwährend eine stille Freude. Das Bewußtseyn, daß ich mit Goethen übereinstimme, giebt mir viel

Beruhigung und Zuversicht. Alle meine Arbeiten treibe ich nun mit doppelter Lust und in erhöhter Stimmung." Aus diesem Briefe an Johanna geht auch hervor, daß Eckermann schon in diesem Jahre einmal Weimar besuchte, ohne jedoch Goethe zu sehen.

„Beyträge zur Poesie."

Wirksamer als die Gedichte war das kritische Werk, das Eckermann, wie er selbst erzählt, Goethen zwei Jahre später im Manuskript übersandte, seine „Beyträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe". Unterm 3. Juni 1823 berichten die Tagebücher, daß Goethe die „Aphorismen" Eckermanns gelesen habe; am 9. Juni heißt es dann: „Eckermann von Hannover meldete sich. Ward auf morgen bestellt", und am folgenden Tage: „Um zwölf Uhr Eckermann von Hannover." Dieses Manuskript mußte den Dichter für den jungen Fremdling einnehmen; es bewies die Fähigkeit, ohne die ein Mitarbeiter, wie er ihn brauchte, nicht denkbar war: sich ganz in das Wesen eines andern Menschen zu vertiefen. Was Goethen an dem Buche besonders befriedigen mußte, war die Tatsache, daß es nicht allein Goethesche Gedanken in reicher Wahl klar und formgewandt wiedergab, sondern auch manches nur Angedeutete selbständig weiterbildete und damit ganz Goethes eigene Intentionen traf. In einem reichhaltigen Aufsatz hat Richard M. Meyer im 17. Jahrgang des „Goethe-Jahrbuchs" die zahlreichen, engen Übereinstimmungen, die zwischen Goethe und dem Verfasser der „Beyträge" mit einem Schlage gegeben waren, nachgewiesen. Diese glückliche Zweifaltigkeit seines Wesens, die Gabe aufzufassen und organisch weiterzubilden, hat denn auch Eckermann in all den Jahren, da er Goethe nahestand, bewährt. Nicht allein dadurch, daß er uns als Frucht dieser Zeit die „Gespräche" schenkte, sondern vor allem durch seinen direkten Einfluß auf Goethes Schaffen. Seine Tätigkeit als Mitarbeiter Goethes beschränkte sich keineswegs darauf, die Manuskripte zum Druck vorzubereiten, Material zusammenzusuchen usw. Sein vertrautes Verhältnis zu dem Dichter erlaubte ihm auch, als Ratgeber und Anreger aufzutreten, und wenn sich Eckermann hin und wieder, aus seiner sonstigen Bescheidenheit heraustretend, das Verdienst zuschreibt, daß die Vollendung mancher Arbeiten, die als Fragment dalagen, in erster Linie des „Faust" (zweiter Teil) und der Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit", seiner unermüdlichen Mahnung zuzuschreiben sei, so ist er mit solchen Behauptungen durchaus bei der Wahrheit geblieben. Die Tagebücher Goethes sind reich an Worten höchsten Lobes über diese anregende Hilfe, die Eckermann leistete, und in

gleich anerkennender Weise drückte sich Goethe seinen Freunden gegenüber aus, deren einem, dem Kanzler von Müller, er am 8. Juni 1830 über seinen Mitarbeiter schrieb: „Eckermann versteht am besten literarische Produktionen mir zu extorquieren, durch den verständigen Antheil, den er an einem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt. So ist er vorzüglich die Ursache, daß ich den Faust fortsetze, daß die zwei ersten Akte des zweiten Theils beinah fertig sind."

Es war demnach für beide Teile ein großer Gewinn, daß sie sich fanden, und Goethe selbst sparte nicht mit seinen Freudenbezeigungen über die Ankunft des Jüngers, von dessen Mithilfe er die schönsten Hoffnungen hegte. Schon vor Eckermanns Besuch am 10. Juni 1823 hatte er in einem Briefe an Staatsrat Christoph Friedrich Schultz des Verfassers der „Beyträge" in folgender Weise gedacht: „Auch einem jungen Eckermann, der in Braunschweig [so!] lebt, hab ich eine Weile gefolgt, er hat sich gleichfalls an mir herangebildet und möchte zwischen Schubarth und Zauper in die Mitte zu stehen kommen; nicht so kräftig und resolut wie jener, nähert er sich diesem in Klarheit und Zartheit." Ehe noch der Brief abgeschickt worden, war Eckermann selbst zur Stelle, und am 11. Juni fügte dann Goethe hinzu: „Vor einiger Zeit kam beykommender Brief von Eckermann bey mir an, den ich sende, weil er seinen Zustand ganz ausdruckt; nun folgt er gestern selbst und erscheint als ein gar guter, feiner, verständiger Mensch. Da er keine weitere Bestimmung hat, so will ich ihn nach Jena einleiten und ihm dort einige Paquete abzudruckender Schriften zum Redigiren und Corrigiren geben. Nach dem Werke, das er mir geschickt hat, scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeit haben, mit ihm sich zu verständigen." Ebenso bereitete er ihm den Aufenthalt in Jena vor, indem er am selben Tage an einen dortigen Bekannten, den Bibliotheksassistenten Dr. Christian Ernst Friedrich Weller, schrieb: „Ein junger Mann, der sich in Jena einige Zeit aufzuhalten denkt und wohlfeil zu leben wünscht, fragt an, was er auf ein Vierteljahr nothwendig auszugeben brauche? Ich würde Ihnen solchen zuschicken mit dem Ersuchen ihn einzurichten, da ich Ursache habe mich für ihn zu interessiren und ihm allenfalls nachzuhelfen. Wollen Sie mir mit den Freytags-Boten hierüber Nachricht geben, auch von dem, was allenfalls zu beobachten ist, damit er ordnungsgemäß und ruhig daselbst verharren könne." Und bei Eckermanns Abreise empfahl er ihn an seinen

Freund K. L. von Knebel am 22. Juni 1823 mit den Worten: „Heute geht ein gar feiner junger Mann von hier ab, mit Namen Eckermann, den Du gewiß freundlich aufnehmen wirst. Er denkt sich ein Vierteljahr in Jena aufzuhalten, ist aus Niedersachsen gebürtig und hat zu meinen Arbeiten besondere Neigung und Vertrauen. Er wird Dir von Zeit zu Zeit eine angenehme Unterhaltung geben." Auch was Goethe für das Manuskript der „Beyträge" verheißen hatte, hielt er getreu. Am 11. Juni sandte er es an den Verleger J. G. Cotta in Stuttgart mit empfehlenden Worten, die auch die beabsichtigte Wirkung hatten. Wie des Dichters Sohn, August von Goethe, am 10. Juli 1823 Eckermann mitteilen konnte, hatte Cotta das Werk sofort zum Verlag angenommen und deshalb an Frommann in Jena zum Druck abgehen lassen; er hatte dabei gebeten, das Honorar „nach dem wirklich unbedeutenden Absatz in Deutschland billig bestimmen" zu wollen.

So war Eckermann durch Goethes Fürsorge der Weg geebnet, und seine Laufbahn als Schriftsteller wartete nur auf ihn selbst. Hier zeigte sich aber bald der Mangel an Energie und der Fähigkeit, sich auf bestimmte Arbeitsgebiete und Ziele zu beschränken. Die großen Pläne, mit denen Eckermann seine ungeduldig harrende Braut vertröstete, blieben Luftschlösser, und die vielen Anregungen, die er bei Goethe fand, gediehen ihm nicht zu einem festen Werk. Das eine Werk aber, an dem er bei aller Lässigkeit festgehalten hat, die „Gespräche mit Goethe", fanden zwar in ihren ersten Entwürfen des Dichters Beifall, aber dieser konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß die vielfach intimen Äußerungen, die oft den Wert von Bekenntnissen hatten, noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht würden. Schon Anfang 1824, ein halbes Jahr nach Eckermanns Einwohnen in Weimar, wurde in ihm der Gedanke lebendig, seine Unterhaltungen mit Goethe niederzuschreiben und sie später zu veröffentlichen; der reiche Inhalt der geführten Gespräche reizte von selbst dazu, und das Vorbild eines solchen Werkes war in dem 1824 erschienenen „Journal of the Conversations of Lord Byron" von Medwin gegeben. „Das Interesse von ganz Europa ist seit Lord Byrons Tode und wegen mangelnder politischer Interessen jetzt durchaus auf Goethe gerichtet", schrieb Eckermann 1825 an seine Johanna, und diese Rücksicht dürfte bei seinem Entschluß wirksam gewesen sein. Anfang 1824 hatte er Goethe eine Probe solcher Niederschriften vorgelegt. Unterm 15. Februar 1824 berichtet Goethes Tagebuch, daß Eckermann

Erste Niederschriften.

mann eine „aufgeschriebene frühere Unterredung" gebracht habe, und sehr bald scheint auch der Gedanke einer späteren Publikation zwischen ihnen besprochen worden zu sein. Unterm 4. April 1825 heißt es in den Tagebüchern: „Eckermann blieb. Die von ihm mitzutheilenden Unterhaltungen vorbereitet", und am 24. Mai desselben Jahres: „Eckermanns Unterhaltungen durchgelesen und geprüft." Die Notiz vom 2. Juni: „Mit meinem Sohne Eckermanns Angelegenheit besprochen", dürfte sich ebenfalls auf das geplante Buch beziehen, denn schon drei Tage später, am 5. Juni, heißt es wiederum: „Mittag Dr. Eckermann. Über die von ihm redigirten Unterhaltungen." Auch seiner Verlobten erzählte Eckermann von dieser Teilnahme Goethes an seinen Plänen. „Meine Arbeit rückt langsam vor, aber es wird auch etwas sehr Gutes", schrieb er am 6. Juni desselben Jahres; „Goethe, dem ich vor einigen Tagen die ersten Gespräche zeigte, ist sehr erbaut davon und findet die Arbeit vortrefflich. Ich werde damit sicher ein großes Glück machen und nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England dadurch einen guten Namen bekommen." Goethe hatte sich zu dieser Zeit offenbar noch nicht deutlich gegen die frühe Veröffentlichung ausgesprochen, denn noch am 30. Mai 1826 verhandelt er laut Tagebuch mit Eckermann „über die Herausgabe der intendirten Unterhaltungen", und alle Mitteilungen Eckermanns an Johanna ließen erwarten, daß das Werk wenigstens in absehbarer Zeit erscheinen würde; eine Übersetzung ins Englische und Französische sollte gleichzeitig vorgenommen werden. Goethe durchkreuzte diesen Plan; einmal, indem er seinen Eckermann mit geistigen Schätzen so überhäufte, daß dieser mehr und mehr fühlte, wie er des Stoffes so schnell nicht Herr werden könne, und dann auch durch den ausgesprochenen Wunsch, an den Druck der „Gespräche" bis auf weiteres noch nicht denken zu wollen. Am 9. April 1827 mußte Eckermann der auf endliche Verwirklichung des Planes drängenden Braut diese Hinausschiebung melden, und in den nächsten Jahren verlautet denn auch nichts mehr von bestimmten Zeitpunkten der Veröffentlichung. Erst 1830 scheint die Arbeit Goethe und Eckermann wieder beschäftigt zu haben. Unterm 24. Januar 1830 notiert sich Goethe, daß Eckermann die „Unterhaltungen" fortsetze, und vor allem nach dessen Rückkehr von seiner Italienreise, auf der er Goethes Entscheidung gegen die baldige Publikation der „Gespräche" erhalten hatte, wenn auch in der denkbar wohlwollendsten Form, sollte die Arbeit wieder gemeinsam aufgenommen werden. Aus Ecker-

manns Briefen hatte Goethe ersehen, wie ernst es ihm mit diesem Buche war, wie sehr er daran hing, und es war gewiß des Dichters vollste Absicht, diesem Freundeswerke durch eine eigene Durchsicht die letzte Weihe zu geben. Aber Goethes schwere Erkrankung vereitelte alles, und später scheint dann von dem Buche zwischen ihnen nicht mehr die Rede gewesen zu sein.

So kam es, daß sich dieses Werk durch zwölf Jahre in Eckermanns Leben hinspann und erst 1836 im Brockhausschen Verlage erscheinen konnte.

Eckermann und Brockhaus. Die Beziehungen Eckermanns zum Verlage F. A. Brockhaus sind weit älteren Datums als die Ausgabe der „Gespräche mit Goethe"; sie gehen bis in das Jahr 1821 zurück. Eckermann hatte, wie er schon in seinem autobiographischen Vorbericht erzählt, eine Sammlung seiner „Gedichte" auf eigene Kosten drucken lassen (Hannover, 1821) und damit einen für seine bescheidene Lage erfreulichen Erfolg gehabt. Um das Bändchen über den Kreis seiner Bekannten und deren Freunde, wo es seinen Absatz gefunden hatte, hinaus an ein größeres Publikum zu bringen, bot er den Rest der Auflage, im ganzen noch 120 Exemplare, Brockhaus zum Kommissionsverlag an, mit folgendem Schreiben, das für Eckermanns früheste Zeit, über die wir so gut wie keine derartigen Zeugnisse besitzen, von Interesse ist:

Euer Wohlgeboren

nehme ich mir die Ehre, beykommende Gedichte zur geneigten Ansicht zu übersenden.

Das größte der Sammlung „Glück des Glaubens" verdankt seine Entstehung Ihrer Preisaufgabe für die Urania pro 1820. — Es ward damals von mir zu spät vollendet, als daß es an der Preisbewerbung selbst hätte Theil nehmen können; jedoch ward mir die Freude zu sehen, wie es sich abschriftlich in der Nähe und Ferne verbreitete und so seinen eigentlichen Zweck der wohlthätigen Einwirkung in die Gemüther nicht verfehlte.

Diesem Gedicht verdanke ich es auch vorzüglich, daß sich im Anfange des verflossenen Sommers, wo ich den Wunsch der Herausgabe meiner Gedichte äußerte, in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl von Subscribenten fanden, so daß von der Auflage nur 120. Exemplare übrig blieben.

Den Ertrag verwendete ich zu meiner weiteren Ausbildung und bezog die Universität Göttingen.

Um nun meinen Gedichten ein größeres Publicum zu verschaffen, hege ich jetzt den Wunsch, sie in einem ausgebreiteten Buchhandel aufgenommen zu sehen, und in dieser Absicht wollte ich mich zunächst an Euer Wohlgeboren wenden.

Falls Sie nun geneigt wären die noch vorhandenen 120. Exemplare als einen Commissions Artikel in Ihren ausgedehnten Wirkungskreis aufzunehmen, so würde ich selbige nach eingegangener Nachricht sogleich franco übersenden.

Fände sich sodann ein baldiger Absatz und wünschten Sie eine zweyte Auflage zu veranstalten, so würde mir dieses sehr angenehm seyn und ich mit Ihnen alsdann weiter darüber unterhandeln.

Die Lieder sind bereits größtentheils componirt und leben im Gesange. Der rühmlichst bekannte Johannes Falk, so wie auch Bouterweck haben sich mündlich über die Gedichte lobend ausgesprochen; so wie mir auch in diesen Tagen die Freude eines wohlwollenden Briefes von Goethe darüber zu Theil geworden ist.

Jetzt arbeite ich an einem Trauerspiel, das sich im Gegensatz mit den von Müllner und Grillparzer ausgesprochenen Schicksals Ideen in mir gebildet hat, und womit ich im Laufe dieses Winters aufzutreten gedenke.

Einer baldgefälligen Benachrichtigung entgegensehend habe ich die Ehre zu verharren

Euer Wohlgeboren

Göttingen d. 19. Novbr. 1821.

gehorsamster Diener
J. P. Eckermann.
Stud. juris.

Den Kommissionsverlag einer Gedichtsammlung zu übernehmen, deren Absatzmöglichkeit zum größten Teile schon erschöpft war, konnte natürlich den Verleger nicht reizen, und so wurde Eckermanns Angebot nicht berücksichtigt.

Elf Jahre später trat dann einer der Besitzer des Brockhausschen Verlages zuerst persönlich mit Eckermann in Verbindung. Auf die Nachricht von der geplanten Ausgabe des Goetheschen Nachlasses, an dessen Redaktion Eckermann nach dem Testament des Dichters beteiligt war, reiste Heinrich Brockhaus nach Weimar, um, wenn möglich, den Verlag dieses Werkes an sich zu bringen. Eckermann versprach ihm dabei seine Unterstützung, doch wurde aus dieser Verlagsübernahme nichts. Zwischen Verleger und Autor war aber damit eine persönliche Anknüpfung gegeben, die sich für die Folge fruchtbar erwies, da die beiden Männer Gefallen aneinander gefunden hatten. Und so war es Brockhaus, dem Eckermann in Erinnerung an jene erste Begegnung, bei der sein Plan schon gemeinsam überlegt worden war, am 5. Dezember 1835 zuerst den Verlag der „Gespräche" anbot. „Verschiedene ansehnliche Buchhandlungen haben sich bereits im Stillen um das Manuscript beworben, ich würde aber, bey der großen Solidität Ihres Namens, Ihnen vor manchem andern den Vorzug geben", erklärte er in seinem Briefe und erbat sich „mit umgehender Post" eine Antwort; das Manuskript stände sofort zur Verfügung. Über den Inhalt des Werkes hatte er einen besonderen „Plan" ausgearbeitet, den er seinem Briefe beilegte, und diese Skizze, die zugleich die Grundlage eines Kontraktes bedeutete, ist nicht nur

„Plan" der „Gespräche".

für das in Rede stehende Buch, sondern auch für den sich entwickelnden literarischen Unternehmersinn Eckermanns interessant und wichtig genug, um ihrem wesentlichen Inhalt nach hier wiedergegeben zu werden:

Plan.

Ein Manuscript in zwey Bänden unter dem Titel:

Gespräche mit Goethe
in den letzten Jahren seines Lebens
1823—1832.

liegt bey mir zum Druck fertig.

Als vertrauter Schüler und Mitarbeiter Goethes war mir ein solches Werk möglich. Ich habe darauf die Stunden meiner Muße von neun Jahren verwendet und darf bey der großen Bedeutung und dem Reichthum seines Inhaltes eines höchst günstigen Erfolges gewiß seyn.

Es ist der Art daß Franzosen und Engländer nicht säumen werden es sogleich in ihre Sprache zu übersetzen, und es dürfte daher räthlich seyn, es sogleich in drey Sprachen erscheinen zu lassen. Dadurch käme man in dem Fall nicht allein auf gründliche gediegene Übersetzungen hinzuwirken sondern auch daraus einen desto bedeutenderen pecuniären Gewinn zu ziehen.

Bereits im Jahre 1826. übersetzte ein in Weimar damals anwesender englischer Gelehrter einige Gespräche des Jahres 1825. und fragte unter der Hand bey dem Buchhändler Murray in London an, worauf denn alsobald eine Antwort zurückkam, daß gedachte Buchhandlung ein Werk dieser Art sehr bedeutend honoriren würde. Da indeß damals alles noch zu sehr im Entstehen war und überdieß Goethe mich bestimmte meine Gespräche mit ihm erst einige Jahre nach seinem Tode erscheinen zu lassen, so ließ ich die Angelegenheit ruhen. Später ließ eine Pariser Buchhandlung zu gleichem Zweck bey mir anfragen, allein aus gleichen Gründen ging ich gleichfalls nicht weiter darauf ein.

Jetzt nun, nachdem ich die vielfach verzögerte und durch mancherley Umstände unterbrochene Redaction vor wenigen Tagen beendiget habe und das Manuscript in reinlicher Abschrift zum Drucke bereit liegt, auch die politische Ruhe dem schnellen Erscheinen des Werkes sehr günstig ist, mag ich mich persönlich mit den auswärtigen Buchhändlern in derartige Unterhandlungen nicht einlassen sondern ich möchte, um das Geschäft zu vereinfachen und alle Collision zu verhindern, das ganze Unternehmen einer soliden deutschen Buchhandlung ganz alleine überlassen.

Es wäre jetzt vielleicht der kürzeste Weg wenn der deutsche Verleger sich mit einem Buchhändler zu Paris und London vereinigte und zum Behuf einer tüchtigen englischen und französischen Übersetzung die deutschen Aushängebogen immer schnell so wie sie die Presse verlassen dorthin gelangen ließe.

Dieses würde und dürfte die Erscheinung der deutschen Ausgabe nicht aufhalten und der auswärtige Buchhändler hätte den Vortheil, daß er die Übersetzung sogleich ankündigen und auch sehr bald nach Erscheinung des Deutschen publiciren könnte.

Den hieraus zu hoffenden Gewinn würde ich mit meinem deutschen Verleger theilen.

Die Aushängebogen von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, welches Werk für die Engländer nur von geringem Interesse seyn konnte, waren dennoch einem englischen Buchhändler für 100. Pfund Sterling verkauft, wiewohl die Sache nicht zur Ausführung kam, weil deutscher Seits die Bedingungen nicht erfüllt worden.

Indem ich nun das Weitere in dieser Angelegenheit den Einsichten meines deutschen Verlegers überlasse bemerke ich nur noch bloß, daß in London der berühmte englische Schriftsteller und Kenner der deutschen Literatur, Thomas Carlyle, so wie in Paris der rühmlichst bekannte Ampère mir persönlich befreundet sind, daß Beyde der Erscheinung meines Werkes mit Verlangen entgegen sehen und die Übersetzung wo nicht selber übernehmen doch befördern könnten.

Die Hauptsache aber ist und bleibt die deutsche Ausgabe und ihre schnelle Erscheinung. Ich will über diese gleichfalls meine Gedanken mittheilen.

Man darf dieses Buch halb und halb als ein Werk Goethes betrachten und zwar als ein gesprochenes; indem mein Verdienst hauptsächlich nur in der Auffassung und künstlerischen Darstellung besteht. Wer daher Goethes Werke besitzt wird den eigentlichen Goethe nicht vollständig haben wenn er nicht auch diese Gespräche hinzufügt.

Aus diesem Grunde und bey dem hohen Werth des Werkes an sich, läßt sich daher mit Sicherheit auf einen sehr bedeutenden Absatz rechnen.

Um aber durchaus sicher zu gehen und damit es mir möglich sey bey einer bald zu hoffenden zweyten Auflage das Buch noch zu verbessern und zu vervollständigen, so wäre mein Wunsch für jetzt nur 3000. Exemplare zu drucken. . . . .

Bey dem großen Interesse des behandelten Gegenstandes und bey der sowohl in Frankreich als England jetzt herrschenden Neigung für deutsche Literatur und Kenntniß der deutschen Sprache wäre gewiß auch von der deutschen Ausgabe in jenen Ländern ein nicht unbedeutender Absatz zu machen, so daß dann, in Erwägung aller Umstände, an einem baldigen Vergreifen der ganzen Auflage wohl nicht zu zweifeln seyn dürfte.

An Freyexemplaren würde ich mir 30. ausbedingen, welche über den 3000. zu drucken wären, und zwar 10. Exemplare auf gutem Velinpapier um damit Geschenke an fürstliche Personen zu machen, indem das Werk Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin-Großfürstin zu Weimar dediciret ist und ich Rücksichten auf diese zahlreiche Familie zu nehmen habe.

Ferner würde es mir aus verschiedenen Gründen angenehm seyn wenn ich die letzte Correctur haben könnte. Man brauchte ja mit dem Druck bloß so lange zu zögern bis etwa 5. bis 6. Bogen gesetzt, corrigirt und in meinen Händen gewesen wären. Es würde sodann bey dem täglichen und raschen Postenwechsel durchaus keine Stockung eintreten. Das Werk hier in Weimar unter meinen Augen drucken zu lassen würde die Verlagshandlung wohl nicht so geneigt seyn.

Dieses wären etwa die wesentlichsten Punkte welche das Fundament eines dort aufzusetzenden Contractes bilden würden, wobey ich noch bemerke, daß das Werk nach Absatz der ersten Auflage als ein reines Eigenthum an mich zurückfiele, so daß es mir frey stände es wieder demselbigen Herrn Verleger oder auch einem andern zu geben.

Weimar d. 4. December 1835.

Dr. J. P. Eckermann.

Brockhaus erklärte sich sofort zur Übernahme des Verlags bereit, ohne jedoch die überschwenglichen Hoffnungen des Verfassers zu teilen; er konnte sich dabei auf den geringen Erfolg berufen, den der kürzlich erschienene „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832" (herausgegeben von Riemer. 1833/34) gehabt hatte. Seine Voraussage traf auch völlig zu; denn der Erfolg des Buches stand zu seinem Werte in keinem Verhältnis, und die ausländischen Verleger beeilten sich schon gar nicht, Übersetzungen davon zu veranstalten. Brockhaus bat zunächst um das Manuskript und sprach die Hoffnung aus, daß man sich über die Bedingungen einigen werde. Eckermann hatte 3000 Taler Honorar gefordert. Am 8. Dezember 1835 übersandte Eckermann das Manuskript des ersten Teiles, da er an dem zweiten noch einige Wochen zu tun hatte, und versicherte nochmals, wieviel ihm daran liege, das Buch im Verlage Brockhaus erscheinen zu sehen, da er mit ihm seiner weiteren literarischen Pläne wegen enge Verbindung zu halten wünsche. „Es war nicht meine Absicht", schrieb er, „daß Sie ohne Kenntniß des Manuscripts unbedingt in meine Vorschläge eingehen sollten. Lesen und prüfen Sie nun das Werk mit völliger Ruhe und Behagen und sagen Sie mir etwa in fünf bis sechs Tagen Ihre weitere Meinung. Der zweyte Band ist völlig so stark und liegt auch bereits geheftet und ist auch bereits von meinen hiesigen gelehrten Freunden geprüft so wie auch von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin gelesen, einer Dame von reifem Urtheil und hohem Geschmack. Ich übergehe die äußerst günstigen Urtheile sowohl von dieser Seite als auch von Goethe selber, damit es nicht den Anschein gewinne als wolle ich das Werk bey Ihnen herausstreichen, welches doch bey dem Urtheil das ich bey Ihrer vielseitigen Bildung Ihnen zutraue ein Übriges seyn möchte. Ich bin gewiß wir werden uns auf die eine oder andere Weise schon vereinigen. Es fehlt mir zwar nicht an äußerst günstigen Anträgen von anderen Seiten her, auch eine andere äußerst berühmte Buchhandlung bewirbt sich in diesen Tagen gleichfalls um das Manuscript durch H. Geh. R. v. Müller, allein ich habe meinen Sinn einmal auf Sie gerichtet und würde nur ungern von Ihnen abgehen. Und zwar nicht bloß wegen dieses Buchs sondern besonders wegen der Folge, indem ich eine rein literarische Carriere durch Gegenwärtiges glücklich zu eröffnen gedenke und auch bereits jetzt ein zweytes Werk im Sinn und in der Ausführung habe, wo es mir dann besonders erwünscht wäre, mit Einer Buchhandlung,

zu der ich einmal Vertrauen habe, für immer zu thun zu haben... Stoßen Sie sich nicht an der etwas langen biographischen Notiz über meine eigene Person; es ist dieses, wie Sie sich besonders auch im zweyten Theile überzeugen werden, ein höchst nothwendiges Fundament des Ganzen, das hier in Weimar mit großem Beyfall aufgenommen worden."

Abschluß mit Brockhaus.

Eckermann lag vor allem an dem schnellen Erscheinen wenigstens des ersten Teils, und er bat, mit den Unterhandlungen nicht viel Zeit zu verlieren, sondern möglichst schon seine Sendung mit einer Druckprobe usw. zu beantworten. Die Lesung des Manuskriptes überzeugte den Verleger sofort von der Bedeutung des Werkes, und der Abschluß des Vertrags erfolgte in kürzester Zeit. Am 21. Dezember 1835 teilte Eckermann seine endgültigen Bedingungen mit, und am 23. ging Brockhaus bereits darauf ein. Die Hauptpunkte waren die Auszahlung eines Vorschusses von tausend Talern à fond perdu und die Gewinnbeteiligung Eckermanns an jedem verkauften Exemplar mit einem Taler acht Groschen. Dafür überließ er dem Verleger die Befugnis, von dem Buche dreitausend Exemplare (nicht etwa „eine Auflage von dreitausend Exemplaren") zu drucken. Mit Rücksicht auf den späteren, der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Zwist zwischen Autor und Verleger bedürfen auch diese geschäftlichen Details hier der Erwähnung.

Am 16. Januar 1836 meldete Eckermann die Fertigstellung auch des zweiten Teiles und ließ das Manuskript am 23. Januar folgen. Er drang darauf, daß schon zum „Geburtstag unserer höchsten Herrschaften", zum 2. und 16. Februar 1836, der erste Teil vorliegen möge, was aber nicht durchzuführen war. Der Satz des zweiten Teiles wurde sofort neben dem des ersten aufgenommen. Bei der Korrektur machte Eckermann noch einige Einschiebungen; so wurden unterm 18. Januar 1825 die Motive aus den Gedichten des „kräftigen Mädchens in Halle" (Therese Robinson) erst jetzt eingefügt, am Schluß des Jahres 1826 die Worte über „Hermann und Dorothea" und ebenso die über „einen unserer neuesten deutschen Dichter" unterm 25. Dezember 1825; von dieser auf Platen bezüglichen Stelle wird unten noch besonders die Rede sein. Ende März 1836 war der erste Teil im Druck vollendet. Ottilie von Goethe und Legationsrat Soret in Weimar, auch einer der Hausfreunde Goethes und Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander, hatten stets die Aushängebogen erhalten; am 7. April 1836

Druck und Erscheinen der ersten Ausgabe.

gingen die Freiexemplare des ersten Teils, am 21. April die des zweiten Teils an Eckermann ab; zehn Exemplare waren auf Velinpapier gedruckt. Die Ausgabe des ganzen Werkes erfolgte zur Ostermesse 1836.

Um das Buch Eckermanns auch äußerlich als einen Nachtrag zu Goethes Werken zu bezeichnen, war das Format der 1827 begonnenen Oktavausgabe letzter Hand der Goetheschen Schriften gewählt worden. Und diesem Vorgang Eckermanns folgend, erscheint dieser endgültige Neudruck seiner „Gespräche" im Format der Weimarer Sophienausgabe der Goetheschen Werke.

Kurz vor Beendigung des Druckes drohte dem neuen Werk ein höchst unbequemer Rival zu erwachsen, und zwar ebenfalls in Unterhaltungen mit Goethe, die ein anderer seiner Hausfreunde aufgezeichnet hatte, der von Eckermann vielfach erwähnte Kanzler von Müller. In größter Bestürzung meldete Eckermann am 3. April seinem Verleger:

Die Unterhaltungen des Kanzlers von Müller.

Weimar ersten Ostermorgen 1836.

Euer Wohlgeboren

beehre und beeile ich mich Folgendes mitzutheilen.

Durch den Beyfall angeregt, den meine Gespräche mit Goethe am hiesigen Hof erhalten, hat Herr Geheimerath v. Müller in sehr kurzer Zeit eine ähnliche Sammlung von Notizen aus seinen Unterhaltungen mit Goethe in's Reine gebracht, ein Manuscript-Heft von etwa 10. bis 12. gedruckten Bogen. Er hat vor einigen Abenden daraus in meiner Gegenwart bey Hofe vorgelesen; er hat in der Einleitung meinem Werk, das er aus dem Manuscript kannte, alles Lob ertheilt und in der Voraussetzung, daß das meinige erst in 4. bis 5. Wochen erscheinen würde, sich als den *Vorläufer* angekündigt. Ich glaubte anfänglich es sey sein Manuscript bloß auf die Unterhaltung des Abends berechnet, allein nun erfahre ich daß er wirklich die Absicht hat, es *sogleich* drucken und erscheinen zu lassen. Dieß wäre mir nun sehr fatal, weil durch dergleichen *gleichzeitige* Erscheinungen das Publicum sehr leicht irre gemacht wird, indem es dann zwischen zweyen die Wahl hat und nicht weiß wen es kaufen und welchem Heiligen es sich ergeben soll.

Ich habe ihm nun gestern sogleich geschrieben, ich habe ihn auf das Nachtheilige solcher gleichzeitigen Erscheinungen aufmerksam gemacht und, um ihn abzuschrecken, versichert, daß *unser* Werk bereits gedruckt fertig wäre und daß davon die Freyexemplare mit dem Anfange der nächsten Woche versendet werden würden. Er hat darauf nichts erwiedert, allein wie ich ihn kenne, bey seinem großen Thätigkeitsdrange und bey den Mitteln die ihm zu Gebote stehen, wird er wahrscheinlich von seinem Vorhaben nicht ablassen, wenn er nicht in der That sieht *daß er zu spät kommt*.

Meine Meinung wäre nun diese, daß wir wenigstens die Frey-Exemplare schnell zu verbreiten suchten, und daß schnell eine Anzeige und womöglich auch eine baldige günstige Recension erschiene. Ich weiß nun zwar nicht ob dieß

mit Ihrer Ansicht und dem Geschäftsgange in Harmonie steht, allein ich glaube es ist durchaus nöthig.

Ich bitte Euer Wohlgeboren den Inhalt dieses Briefes geheim zu halten, und indem ich das Weitere Ihrerseits erwarte, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster

Eckermann.

Brockhaus nahm aber diese drohende Konkurrenz weniger ernst auf und tatsächlich verzichtete dann auch der Kanzler von Müller darauf, Eckermann zuvorzukommen, so daß letzterer am 9. April 1836 zu seiner Beruhigung weiter mitteilen konnte: Der Kanzler habe ihm erklärt, daß er sein Manuskript erst später wolle drucken lassen, und zwar entweder in der „Hannoverischen Zeitung" oder in der in Jena erscheinenden Zeitschrift „Minerva". Der literarische Erfolg des Eckermannschen Buches bewog dann wohl den Kanzler, einstweilen von der Veröffentlichung seiner Unterhaltungen mit Goethe ganz abzusehen, und so kam es, daß diese erst 1870, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt, erschienen. Die Vermutung des Herausgebers, daß das Müllersche Manuskript schon kurz nach dem Tode Goethes zur Ausgabe druckfertig gemacht worden sei, wird also durch den oben mitgeteilten Brief von Eckermann an Brockhaus durchaus bestätigt.

Eckermann hatte es mit der Ausgabe seines Buches so eilig, nicht nur um es zu den Geburtstagen seiner hohen Gönner darbieten zu können, sondern auch weil er den „augenblicklichen Stand unserer Literatur dem schnellen Erscheinen der Gespräche mit Goethe so günstig" hielt, „wie es lange nicht der Fall gewesen". Verwunderlich genug ist, daß Eckermann so gänzlich außerhalb der neuesten Literatur zu leben schien, um nicht zu wissen, daß die Öffentlichkeit, wenn auch nicht die von Weimar, gerade zu jener Zeit mit den Kämpfen des „jungen Deutschland" beschäftigt war. Man mag letzteres vom ästhetischen Standpunkte einschätzen wie man will, soviel steht fest, daß diese literarischen Streitigkeiten, die keineswegs auf das literarische Gebiet beschränkt blieben, sondern auch im Anschluß an das „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß stark das religiöse Bewußtsein der damaligen Gegenwart aufrüttelten, in nicht geringem Maße das Lesepublikum in Anspruch nahmen und in erster Linie geeignet waren, eine so vornehme klassische Erscheinung wie die der Eckermannschen „Gespräche" beiseite zu drängen. Es war deshalb nicht allzu verwunderlich, daß das erste Erscheinen

dieses Buches in dem polemischen Lärm und Gezänk jener Tage weniger zur Geltung kam, als es verdiente. Immerhin gab es noch Leute genug, die sich freuten, durch Eckermanns Werk aus einer unbehaglichen Gegenwart in eine schönere Vergangenheit zurückversetzt zu werden, und die kritischen Stimmen erhoben sich allenthalben zum einmütigen Ruhm dieses schönen literarischen Denkmals für den verstorbenen Dichter. „Das Buch fängt an in dem Kreise unserer ersten Gesellschaft bedeutend zu wirken", konnte Eckermann am 10. Mai 1836 bei Übersendung seines Werkes an Varnhagen von Ense in Berlin melden; „man überhäuft mich mit Liebe und Aufmunterung, welches meiner seit Jahren gebeugten Seele so überaus wohlthätig ist. Die hohe, auch von Ihnen sehr geschätzte Dame, deren Name das Buch ziert, läßt mir manche Auszeichnung widerfahren und zieht mich jetzt in ihre nächsten Kreise; wodurch denn in mein einförmiges Leben eine erfreuliche Abwechselung gebracht wird und mein bisheriges oft sehr hypochondrisches Wesen verschwindet. Ich sage Ihnen dieses absichtlich, weil ich bey Ihrem letzten mich sehr ehrenden Besuche Ihnen wohl ansah daß Sie mir persönlich viel Theilnahme schenkten. Unendlich würde es mich beglücken durch einige Zeilen von Ihnen bald zu erfahren daß Sie der im Einzelnen wie im Ganzen dieses Werkes ausgesprochenen Denk- und Gesinnungsweise nicht abhold sind, welches ich denn für die Meinung der Ersten und Besten unserer Nation als eine Art von Garantie zu betrachten hätte."

Erfolg der „Gespräche".

Varnhagens Dank für die Sendung bestand in einem Aufsatz, der anonym in der „Mitternachtzeitung" vom 13. und 14. Juni 1836 (Nr. 94 f.) erschien und jetzt, allerdings mit wesentlichen Änderungen, im 18. Band seiner „Ausgewählten Schriften" („Vermischte Schriften" 2. Teil, 3. Aufl., 1875, S. 325 ff.) zu finden ist. Aus seinem reichen Erfahrungs- und Anekdotenschatz knüpfte Varnhagen vielfach selbständige Betrachtungen an Goethes Äußerungen gegenüber Eckermann an und erklärte kurzweg, kein Freund der Bildung und Goethes werde es verabsäumen, dieses Buch zu lesen.

Kritische Stimmen.

In ähnlichem Sinne sprachen sich andere Kritiker über dessen Bedeutung aus. Eckermanns Freund Soret zeigte es in der „Bibliothèque Universelle de Genève" (Juli 1836, IV, S. 90 ff.) an, Karl H. G. von Meusebach in der „Allgemeinen (Hallischen) Literatur-Zeitung" (1836, 3. Bd., S. 457 ff.), Rudolf Abeken (unter der Chiffre 87) in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 177/79), O. L. B. Wolff in der jungdeutschen

Zeitschrift „Phönix" (Frankfurt 1836, Nr. 130 f.), Ed. Beurmann im Frankfurter „Telegraph" vom Mai 1837 (Nr. 31 f.) und der Philosoph Christian Hermann Weiße in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik". „Wir haben in Herrn Eckermann", schrieb Weiße, „einen der seltenen Fälle, wo die vollständige Versenkung eines angeborenen Talentes in einen fremden Geist, die durchgängige Nachbildung der Art und Weise, des Stiles und der Formen dieses Geistes als die Naturbestimmung, als der eigentliche Beruf des Individuums erscheint." In ähnlicher Weise äußerte sich die ausländische Presse, unter anderen die „Foreign Quarterly Review", die mit trefflich begründetem Urteil Eckermanns Buch über die übrige Goethe-Literatur emporhob. „Wenn uns in der Correspondenz Zelter's mit Goethe", hieß es dort, „hin und wieder etwas Anempfinderei störend berührte, dagegen in den Briefen Bettina's Goethe's Persönlichkeit selbst offenbar hinter dieser so ganz neuen, jungfräulich-exometrischen Erscheinung zurücktrat, so finden wir vielmehr in diesen „Unterhaltungen" Eckermann's die Persönlichkeit des Berichterstatters völlig zurückweichend, und Goethe allein ist es, der von allen Seiten in entschiedener und allseitiger Ausgeprägtheit hervortritt. Dennoch aber ist Eckermann bei weitem kein bloßer Referent .... Im Gegentheil ist die Art und Weise, wie er die Rolle eines umsichtigen und einsichtsvollen Cicerone übernimmt, welcher einen Größern, als er selbst ist, ausdeutet, so eigenthümlich und von Andern seines Gleichen abweichend, die Art, wie er sich zum durchsichtigen Spiegel Goethe's macht, doch so individuell, daß man ihm weder die Persönlichkeit selbst absprechen, noch auch sein übernommenes Amt einem Andern übertragen kann, ohne die ganze Sache zu vernichten."

Urteile von Zeitgenossen. Ähnliche Urteile wurden von Zeitgenossen Goethes und Eckermanns allenthalben laut, und keineswegs nur aus literarischen Kreisen. So schrieb z. B. der Bildhauer Christian Rauch, der Schöpfer des Friedrich-Denkmals in Berlin, am 24. Januar 1837 an den Hofrat Schorn in Weimar:

Sehen Sie Herrn Dr. Eckermann, so bitte ich meinen herzlichen Gruß als Dankeinleitendes für den großen Genuß zu bestellen, welchen mir sein herrliches Werk — Gespräche mit Goethe — auf jeder Seite darbietet, und wodurch sich mir das Innerste des unsterblichen Mannes auf eine Weise darthut, wie es nur sein lebendiger Athem, sein Blick, mir in kurzen Momenten aufschloß. Ich lese Zeile vor Zeile und wiederhole dieselben mit neuem Genuß, so daß ich mir begeistert reicher vorkomme wie ich es vorher nie war. Ich bin auch nicht allein der Beglückte, Hohe und Niedere sind es mit mir und überall die Gesellschaft belebt. Rauch.

Franz Grillparzer nannte das Buch Eckermanns für die Kenntnis von Goethes Wesen von unschätzbarem Wert, wenn er

auch davor warnte, jede einzelne Äußerung, aus dem Zusammenhang gerissen, wörtlich zu nehmen, ohne zu bedenken, wann und zu wem sie gesprochen sei. Auch ein Wiener Landsmann Grillparzers, der Arzt und Dichter Ernst von Feuchtersleben, hat in seinen „Beiträgen zur Literatur, Kunst und Lebenstheorie" (1837) manche solcher Einzelheiten scharf unter die kritische Lupe genommen, während der Pädagoge Adolf Diesterweg in seinen „Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dänischen Staaten" (1836, S. 72 ff.) das ganze Werk mit uneingeschränkter Begeisterung verherrlichte: „Es ist ein Buch des Selbstvertrauens und des Muthes, der Energie und der Stärke."

Eine nicht weniger tiefe Wirkung als auf die älteren Leute, die sich ihres lebenden Goethe noch entsannen, übte das Buch auf die junge Generation, selbst auf das literarische „junge Deutschland", bei dem sonst die Pietät kein hervorstechender Charakterzug war. Heinrich Laube erzählt in seinen Lebenserinnerungen von dem „außerordentlichen Eindruck", den die „Reden Goethes, welche Eckermann mittheilt", auf ihn gemacht hatten. „Ich fand den alten Herrn darin gerade so, wie ich mir ihn immer vorgestellt, so gesund und weise; die Lectüre war für mich ein wahres Entzücken gewesen. Als verschwiegener Dramatiker — mir selbst verschwiegen — schrieb ich neue Scenen zwischen Goethe und Eckermann und gab sie in einen Band der Reisenovellen so, als ob sie nagelneu aus Weimar kämen. Das erregte in unseren Kreisen einen allerliebsten Spectakel. Echt oder unecht? das war die Frage!" Laubes Gespräche mit Goethe, die im zweiten Band seiner „Neuen Reisenovellen" (1837, S. 180 ff.) mitgeteilt sind und, da Laube den Dichter nie gesehen hat, nicht mehr als ein dilettantischer Versuch sein konnten, scheinen jedoch nicht vollständig auf Erfindung zu beruhen; als Laube sie schrieb, lebte er in Berlin, im engsten Verkehr mit Varnhagen von Ense, der über zahlreiche Goetheerinnerungen verfügte und ihm jedenfalls mancherlei Notizen mitgeteilt haben wird. Nicht übel ist unter anderm ein Witz Goethes, den Laube aus weiblichem Munde vernommen haben will: Als Goethe in Dresden weilte, wurden ihm von einer Dame scherzhafte Vorwürfe gemacht über den alten Hut, den er trug. Er versprach auch einen neuen zu kaufen, aber als sie ihn wiedersah, trug er immer noch denselben, indem er sich etwas boshaft entschuldigte: „Ich habe herumgesucht, aber es paßte mir keiner, man ist in Dresden nicht auf große Köpfe eingerichtet." — Auch den übrigen Jung-

deutschen kam das Buch Eckermanns keineswegs ungelegen, denn manche Äußerung des Altmeisters ließ sich in den literarischen Fehden jener Jahre trefflich verwerten, vor allem Goethes Worte über Uhland und dessen Kreis, die schwäbische Schule, von denen Karl Gutzkow mit Vorliebe polemischen Gebrauch machte. Von den bedeutenderen Geistern jener Epoche war es vielleicht nur Friedrich Hebbel, der dem begeisterten und seiner ganzen Natur nach fast kritiklosen Werke Eckermanns eine hämische Empfindung entgegenbrachte; er beneidete den Verfasser, dessen Entwicklung mit der seinen eine nicht geringe Ähnlichkeit hatte, um das glückliche Behagen, mit dem er sich im Schatten Goethes ausruhte und um die innere Klarheit, die von dem Meister auf den Schüler übergegangen schien. „Ich lese soeben Eckermanns Gespräche mit Göthe" schrieb Hebbel am 13. September 1837 an Elise Lensing, „und fühle mich gedrungen, Mancherlei, was diese Lectüre in mir angeregt hat, gegen Dich auszusprechen. Eckermann erscheint mir keineswegs als ein irgend bedeutender Mensch, denn in diesem Fall hätten ihm in seinem Alter viele bedeutende Dinge, die ihm von Göthe überliefert wurden, unmöglich neu seyn können; sie müßten ihm längst klar gewesen seyn und Göthe hätte höchstens noch sein Siegel darunter gedrückt; er kommt mir vor, wie Adam, dem Gott der Herr seinen Hauch einbläs't. Und dennoch hat dieser Mann sich in ein angenehmes und ehrenvolles Verhältniß zu Leben und Welt gesetzt, er ist mit Allem, vornämlich mit sich selbst, im Reinen, freut sich dessen, was er hervor zu bringen vermag, mäkelt und klügelt nicht und genießt in heiterem Bewußtseyn jeden Tropfen seiner Existenz, sieht seinen Genuß vielleicht gar durch die Erinnerung überstandener Mühseligkeiten und Plagen erhöht. Warum ist dies Alles bei mir so ganz anders? Ich mögte knirschen, wenn ich mir diese Frage aufrichtig beantworte." Auch die wenigen Erwähnungen Eckermanns in Hebbels Tagebüchern sind von keinem freundlichen Geiste beseelt, und gerade Hebbel war es, der später an Emil Kuh seinen „Eckermann" gefunden hat.

Diesem literarischen Erfolg entsprach aber keineswegs der buchhändlerische, und der Zweifel des Verlegers stellte sich nur zu bald als sehr begründet heraus. Nach den Mitteilungen zwar, die Eckermann von seinen persönlichen Bekannten erhielt aus den „bedeutendsten Städten Deutschlands" und denen er blindlings vertraute, glaubte er schon im Oktober 1836 auf eine neue Auflage seines Buches rechnen zu können. Er hatte keine Ahnung, daß der

Verleger vorsichtigerweise nur 1500 Exemplare gedruckt hatte; dem Autor das zu verraten, wäre bei dessen überschwänglichen Hoffnungen auf einen schnellen Erfolg seines Buches eine unnötige Kränkung gewesen. Am 11. Oktober 1836 mußte Brockhaus ihm mitteilen, daß sich der Absatz bis jetzt auf nur 1400 Exemplare beschränke und daß an eine neue Auflage daher einstweilen noch nicht zu denken sei. Da dieser Absatz gleichwohl höher war, als Brockhaus selbst erwartet hatte, mußte er jetzt daran gehen, die zweiten 1500 Exemplare, für die ihm ein Vertragsrecht noch zustand, ebenfalls zu drucken, und er machte deshalb Eckermann den Vorschlag, diese zweiten 1500 Exemplare unter dem Titel „Zweite Auflage" herauszugeben. Eckermann war mit diesem Vorschlag ganz einverstanden, und der Anregung des Verlegers, dieser zweiten Auflage auch ein von vielen Seiten gewünschtes Register zuzufügen, konnte er ebenfalls nur beistimmen. Am 11. November übersandte er das Manuskript, bei dem er die Vorarbeiten von Musculus zum Register der Goethe-Ausgabe letzter Hand benutzt hatte, und in dieser neuen Gestalt erschien dann die zweite Auflage Anfang des folgenden Jahres.

Zweite Auflage.

Auch mit den Übersetzungen, die Eckermann gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe veranstalten zu können hoffte, hatte es keinen Fortgang. Die ausländischen Verleger warteten ruhig das Erscheinen der deutschen Ausgabe ab, deren Übersetzung ihnen nach den damaligen Urhebergesetzen ohne weiteres gestattet war. Eckermann hatte vor allen Dingen in England ein lebhaftes Interesse für sein Buch erhofft, da er dorthin, als Lehrer so vieler in Weimar sich aufhaltender Engländer, zahlreiche Verbindungen hatte, und einer der ersten, der das Buch zugeschickt erhielt, war Thomas Carlyle, der seine Freundschaft für Goethe auch auf dessen Schüler Eckermann übertragen hatte. Dennoch dauerte es bis 1839, daß die erste englische Übersetzung von Margaret Fuller erschien, sie gab nur eine Auswahl der „Gespräche" und erlebte mehrere Auflagen; eine andere vollständige von John Oxenford folgte 1850. Eine französische Übersetzung gab erst 1862 J. N. Charles heraus und im folgenden Jahre gleichfalls Emile Délerot mit einer Einleitung von Sainte-Beuve. Den Franzosen ist die charakteristische Eigenart der Eckermannschen „Gespräche" so aufgefallen, daß neuerdings eine anonyme Nachahmung erschien, die moderne Fragen und Persönlichkeiten der Neuzeit im Stile Goethes behandelt: „Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann

Übersetzungen.

1897—1900" (Paris 1901). Auch in andere Kultursprachen, sogar in die türkische, hat Eckermanns Werk später Eingang gefunden.

Schon als die Kritiken über die ersten beiden Teile im Herbst 1836 erschienen und sich mit größtem Lob über Eckermanns Werk aussprachen, machte letzterer in einem Briefe vom 11. November 1836 an seinen Verleger die Andeutung, daß er später zu seinem Buche noch mancherlei Nachträge liefern könne, und ein halbes Jahr später hatte sich diese Absicht zu dem Plane ausgewachsen, das Gebotene durch einen vollständigen dritten Teil zu ergänzen.

Plan eines dritten Teiles.

Am 27. Juli 1837 teilte er Brockhaus mit, daß er mit diesem Gedanken umgehe, da sich noch „hinreichende Materialien" dazu in seinen Papieren vorfänden. Brockhaus war darüber sehr erfreut und erklärte sich sofort bereit, auch den dritten Teil zu übernehmen, allerdings unter etwas ermäßigten Bedingungen; jedenfalls, meinte er, werde „jedem wahren Freund der Literatur die Fortsetzung des Werkes eine sehr willkommene Gabe sein".

Die Ausführung dieses Vorhabens zog sich aber hin. Die Herausgabe des Goetheschen Nachlasses, die Eckermann in Gemeinschaft mit Professor Riemer, der als Gelehrter an den Arbeiten des Dichters mannigfach teilgenommen hatte, zu besorgen oblag, nahm seine Kraft stark in Anspruch, und am 2. September erklärte er, daß über die Fertigstellung des dritten Teiles wohl noch geraume Zeit vergehen dürfte; auch vermisse er noch eine Aufmunterung zur Arbeit durch flotten Absatz der schon fertigen Teile, und er wünschte daher, daß einstweilen von seinen weiteren Plänen nichts in der Öffentlichkeit verlauten möge, um den Absatz der ersten beiden Teile nicht zu stören und das Publikum in dem Glauben zu erhalten, daß mit ihnen alles gegeben sei. Der dritte solle dann aber auch der letzte Teil sein.

Darüber vergingen drei Jahre, ohne daß daran etwas gefördert wurde, und noch im März 1841 mahnte ihn der Verleger dringend, sich doch ja die Abfassung des Ergänzungsbandes angelegen sein zu lassen, da durch das Erscheinen der großen Goethe-Ausgabe von 1840 ff. der Zeitpunkt besonders günstig sei, diesen wirklichen Nachtrag zu Goethes Werken verdientermaßen reichlich zu verbreiten, und die Ausgabe neuer Gespräche eine belebende Wirkung auf den Absatz der früheren ausüben werde, über dessen geringen Umfang ja Autor und Verleger in gleicher Weise zu klagen hatten.

Nun gestand aber Eckermann, daß für einen vollständigen Band neuer Gespräche sein eigenes Material doch nicht ausreiche, daß er

Fremde Mitarbeiterschaft.

sich dafür vielmehr Aufzeichnungen eines Freundes, der gleichfalls Jahre hindurch im Hause Goethes verkehrt hatte, zu Hilfe nehmen müsse. „Meine Hoffnung auf einen dritten Theil", antwortete er am 11. März 1841, „gründete sich hauptsächlich auf ein Versprechen des Herrn Geh. Leg. R. Soret zu Genf, nach welchem er mir ein französisches Manuscript zu freier Bearbeitung überlassen wollte. Selbst unsere Frau Großherzogin hatte im vorigen Frühling die Güte jenen Freund auch ihrerseits an sein Versprechen zu erinnern. Darauf kamen wiederholte Zusicherungen einer baldigen Übersendung, die jedoch bis diesen Augenblick unerfüllt geblieben sind. — Überhäufte Arbeiten meinerseits bey der Redaction der neuen Ausgabe der Werke von G. die bis zu diesem Augenblick meine Thätigkeit in Anspruch genommen haben, sind Schuld gewesen daß ich genannten Freund nicht getrieben, der ohnehin als Deputirter des Cantons Genf, bey den fortwährenden Schweizer Unruhen, auch seinerseits überhäufte Arbeiten gehabt haben mag. Doch soll noch heute ein Brief an ihn abgehen und sobald ich etwas Entschiedenes erfahre sollen Sie Nachricht haben. Meine eigenen Materialien reichen nicht zu; ich hatte die Absicht das Meinige mit dem Seinigen so zu verarbeiten daß daraus ein hübsches Ganze würde."

Am 28. Mai 1841 konnte dann Eckermann weiter melden, daß das Manuskript Sorets in kurzer Zeit in seinen Händen sein werde, und zugleich stellte er eine Honorarforderung von 3—4000 Talern für den beabsichtigten Ergänzungsband. Diese Forderung konnte der Verleger kaum ernst nehmen, da sie ja weit höher war als das sehr stattliche Honorar, das Eckermann für die ersten beiden Teile in jährlicher Abrechnung erhielt. Brockhaus hatte gewiß nicht unrecht mit dem Bedenken, daß der dritte Teil schwerlich an Interesse die beiden ersten übertreffen werde. War doch schon der

Inhalt des zweiten Teiles.

zweite Teil nicht mehr von der Fülle und dem Reichtum des ersten! Dem Autor war offenbar schon hier der Stoff zu kurz geworden; er hatte seine eigene Persönlichkeit, wenn auch mit aller liebenswürdigen Bescheidenheit, mehr in den Vordergrund gestellt, als dies manchem Leser lieb sein mochte. Er hatte ausführlich von seinen Reisen erzählt, und die Beobachtungen, die er darüber niederschrieb, gehörten nicht gerade zu den Glanzpunkten seines Werkes; sie hätten zum großen Teile fortbleiben können. Er hatte sich ausführlich über die zukünftige Publikation Goethescher Briefe ausgesprochen, während er doch sonst

von seinen redaktionellen Arbeiten an den Goetheschen Werken nur wenig mitgeteilt hatte. Und nun die Aussicht auf eine fremde Mitarbeiterschaft, die ohne Einsicht des Manuskriptes in keiner Weise zu bewerten war — Gründe genug zu der Besorgnis, daß der dritte Teil in der Gunst des Publikums abfallen und so dem ganzen Werke mehr schaden als nützen könne. Doch erklärte sich Brockhaus bereit, den dritten Teil zu denselben für den Autor überaus günstigen Bedingungen zu übernehmen wie die beiden ersten.

Probe des dritten Teiles.

Die Arbeit an diesem Teile schritt aber nur langsam fort; Eckermann ließ zunächst nichts mehr davon hören; doch veröffentlichte er einen der schönsten Abschnitte daraus, das Gespräch vom 11. März 1828, in dem 1842 von A. Harnisch herausgegebenen „Hansa-Album"; er kündigte dabei den dritten Teil als „im nächsten Jahre erscheinend" an. Die Fortsetzung der Verhandlungen mit Brockhaus unterbrach dann ein Prozeß, den Eckermann ganz urplötzlich seinem Verleger bereitete.

Durch den verhältnismäßig geringen Absatz, den die ersten beiden Teile gefunden hatten, war Eckermann schon bald nach Erscheinen seines Werkes aufs tiefste bestürzt und gekränkt, denn seine sanguinischen Hoffnungen hatten sich nicht annähernd erfüllt. Diese seine Stimmung trat auch in der Korrespondenz mit seinem Verleger sehr stark hervor und schon in einem Briefe vom 11. Oktober 1838, seiner Antwort auf die letzte Abrechnung, hatte er den Wunsch geäußert, seinen Anteil an dem weiteren Absatz des Buches für eine Pauschalsumme zu verkaufen. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß gerade diese Abrechnung einen Irrtum des Buchführers enthielt, der den Ertrag eines halben Jahres als den eines ganzen meldete. Bei der nächsten Abrechnung hätte sich dieses Versehen unzweifelhaft von selbst aufgeklärt; aber auf Eckermanns Reklamation ließ sich Heinrich Brockhaus selbst die Bücher vorlegen und entdeckte den Fehler, der auch sofort gutgemacht wurde. Damit schien das alte Einverständnis wieder hergestellt zu sein. Doch

Mißtrauen Eckermanns.

Eckermann war mißtrauisch geworden, und die Nachrichten seiner Freunde und ihm bekannter Buchhändler, die mit dem Absatz seines Werkes über Gebühr prahlten, trugen dazu bei, ihn in dieser mißtrauischen Stimmung zu bestärken. Ein Vorfall bei der Ausgabe der Goetheschen Werke im Cottaschen Verlag, die Tatsache abweichender Drucke, bei denen er auch sogleich Betrug vermutete, bestärkte ihn in dem Verdacht, daß sein Verleger ihn übervorteilt und eine weit höhere Auflage gedruckt habe,

als angegeben worden war. Wie schon erwähnt, hatte Brockhaus nicht so viel Vertrauen zu dem Erfolg des Buches gehabt, um die dreitausend Exemplare, zu deren Druck er das Recht erworben hatte, mit einem Male herzustellen; er hatte es einstweilen bei 1500 belassen, die zweiten 1500 erst Ende 1836 gedruckt und sie mit Eckermanns Einverständnis als zweite Auflage bezeichnet. Dieser Neudruck, den der Verleger dem Autor nicht mitgeteilt und daher auch nicht zur Korrektur vorgelegt hatte, um ihn nicht zu kränken und weil dazu bei seinem Verlagsrecht auf dreitausend Exemplare kein Anlaß vorlag, war aber nicht mit der nötigen peinlichen Sorgfalt ausgeführt worden, und es zeigten sich Abweichungen vom Text, auf die Eckermann aufmerksam wurde; der Druckfehlerteufel hatte z. B. Schiller aus Schweden, statt aus Schwaben zurückkehren lassen. Damit glaubte Eckermann den hinreichenden Beweis für seinen Verdacht der Übervorteilung in der Hand zu haben und

Prozeß gegen Brockhaus.

ging nun sofort daran, nicht nur eine Zivilklage gegen den Brockhausschen Verlag einzuleiten, sondern sogar ein Kriminalverfahren gegen ihn zu veranlassen. Er war offenbar schlecht beraten und in der Verfolgung seiner Ansprüche so eigensinnig, daß er sich auf keine tatsächliche Erörterung des Streites mit dem Verleger selbst einlassen wollte und sich durch den Nachweis jener Abweichungen im Druck für völlig sichergestellt hielt; bestärkt wurde er durch die nun mit Fleiß gesammelten Angaben aus der Buchhändlerwelt, die sich, als sie vor Gericht nachzuweisen waren, fast sämtlich als unrichtig, zum Teil geradezu aus der Luft gegriffen, herausstellten.

Die weiteren Einzelheiten des Prozesses haben heute kein Interesse mehr. Immerhin wirbelte dieses rigorose Vorgehen eines Mannes wie Eckermann gegen eine Firma wie F. A. Brockhaus so viel Staub auf, daß der Verleger, als der Prozeß im September

Prozeßschriften.

1845 mit seiner völligen Freisprechung beendigt war, die Akten darüber in einer Schrift publizierte, die als Manuskriptdruck 1846 erschien: „Ueber die Verhältnisse der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zu Herrn Hofrath Dr. J. P. Eckermann in Weimar in Beziehung auf das Werk ‚Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens'." Eckermann antwortete darauf ebenfalls mit einer Broschüre: „Einige Worte über den Rechtsstreit gegen Brockhaus in Betreff der Gespräche mit Goethe von J. P. Eckermann. Als Manuskript gedruckt. Weimar 1846." Er war mit seinen sämtlichen Ansprüchen

nicht nur abgewiesen worden, sondern hatte auch die gesamten Kosten des Prozesses zu tragen; doch wurden diese auf seine dringende Bitte hin später der Staatskasse auferlegt.

Noch bevor das Oberappellationsgericht in Dresden unterm 22. September 1845 das Urteil des Appellationsgerichts vom 10. August 1845 bestätigt hatte, bot Eckermann unmittelbar nach der wichtigsten Entscheidung, eben am 10. August 1845, dem Brockhausschen Verlag den dritten Teil seiner „Gespräche" an, erfuhr aber, und nicht unverdienterweise, eine schroffe Ablehnung. Brockhaus erklärte, er werde vielmehr gern das Verlagsrecht des ganzen Werkes einem andern Verlag überlassen; doch konnte man sich über den Preis dafür nicht einigen, und den Antrag Eckermanns, für eine bestimmte Summe sich seiner Autorrechte begeben zu wollen, lehnte Brockhaus wiederum ab.

Verlag des dritten Teiles.

So kam es, daß der dritte Teil im Verlage der Heinrichshofenschen Buchhandlung in Magdeburg erschien, aber erst drei Jahre später. Wie aus dem Brief Eckermanns an Brockhaus vom 10. August 1845 hervorgeht, war zu dieser Zeit das Manuskript des dritten Teiles noch keineswegs druckfertig; er gedachte es nach Weihnachten erst abzuliefern, da es „noch des liebevollen Fleißes einiger glücklicher Monate" bedürfe und zur Ostermesse 1846 sollte es dann erscheinen. Die Hauptarbeit daran dürfte aber wohl in die Jahre 1846 und 1847 zu setzen sein, da die Ausgabe des dritten Teiles erst im April 1848 erfolgte, zu einem Zeitpunkt also, der bei der herrschenden politischen Aufregung dem Erfolg des Buches denkbar ungünstig war. Tatsächlich blieb denn auch der Absatz dieses Teils noch hinter dem der beiden ersten zurück. Der neue Verleger hatte nur 2500 Exemplare gedruckt und bis zum Jahre 1867 wurden davon nur 1500 abgesetzt. Der äußere Erfolg des Eckermannschen Werkes ist also im ganzen genommen ein überaus beschämendes Zeugnis für die Interesselosigkeit des deutschen Lesepublikums in jener Epoche.

Eckermann an Heinrichshofen.

Eine Korrespondenz Eckermanns mit seinem neuen Verleger ist nicht mehr vorhanden. Nur durch Varnhagen von Ense's Sammeleifer, der nicht dankbar genug anerkannt werden kann, hat sich einer der Briefe Eckermanns an Heinrichshofen erhalten; der Empfänger hat dem ihm bekannten Sammler jedenfalls selbst eine Abschrift davon zugehen lassen, da der Inhalt des Briefes Varnhagen selbst betraf, und dieser Brief sei hier wiedergegeben, da er Lücken in den „Gesprächen mit

Goethe" bezeichnet und außerdem die erste Andeutung von einem geplanten vierten Teile enthält:

Weimar d. 24/8 1848.

Theurer Freund!

Sie haben mir eine rechte Freude gemacht durch die Mittheilung des schönen Wortes von Rellstab, was mich um so inniger berührte, da ich den Verfasser seit lange im Stillen hochschätze und seine Stimme von Bedeutung ist. Er hat sehr gut empfunden, daß eine frühere Hinweisung auf das Buch, in der politischen Verwirrung und Aufregung, worin wir uns vor einigen Monaten befanden, gar nicht wäre beachtet worden, und so kann man ihm nur danken, daß er bis jetzt gewartet hat. Varnhagen hat vielleicht ähnliche Rücksichten genommen. Daß er und die treffliche Rahel in dem Buche nicht vorkommt, ist ganz zufällig. Ich erinnere mich, mit ihm und Rahel bei Goethe ein gemüthliches Diner gehabt zu haben, wo er mir nachher über beide viel Gutes sagte, und besonders von letzterer rühmte, daß sie in Deutschland eine der Ersten gewesen, die ihn verstanden und erkannt habe, und die mit treuer Neigung fortgefahren, an ihn zu halten. Ich suchte in meinen Tagebüchern nach, fand aber das Datum nicht notiert; und da ich nun in diesen Dingen etwas pedantisch bin, so ist die Mittheilung bis jetzt unterblieben. Vielleicht aber könnte Varnhagen aushelfen, der sicher in seinen Tagebüchern finden wird, wann es gewesen. Und es käme dann, nebst Bettina, in das vierte Bändchen, das gar nicht unmöglich ist, und das durch Gespräche über den zweyten Theil des Faust, der bei seinem Entstehn, fast scenenweise, mit mir durchgesprochen ist, eine besondre Bedeutung erhalten könnte. Wir wollen sehen! Vielleicht schreibe ich einmal an Varnhagen, mit dem ich in früherer Zeit viel hübsche Briefe gewechselt.

Wenn nur erst in Wien und Berlin ein behaglicheres Leben zurückkehrt, so ist alles gewonnen.

Fahren Sie fort, mich aufmerksam zu machen, so wie etwas Günstiges über unsern gemeinschaftlichen Gegenstand Ihnen zu Augen kommt. Ich hoffe bald wieder auf etwas Günstiges von England.

Mit einem herzlichen Gruß für heute treulichst der Ihrige

Eckermann.

Die Teilung seines Werkes zwischen zwei Verleger scheint Eckermann im Laufe der Jahre als nachteilig empfunden zu haben, und da die geschäftliche Verbindung mit Brockhaus wegen der jährlichen Abrechnungen keine Unterbrechung erlitten hatte, so war er sehr erfreut, als Anfang 1850 das gereizte Verhältnis mit dem Verlagshause allmählich mildere Formen annahm. Schon Ende dieses Jahres machte Eckermann den Vorschlag, den dritten Teil mit den beiden ersten zu vereinigen. Brockhaus war damit einverstanden, doch scheiterte die Ausführung nach langem Überlegen schließlich 1854 an dem Widerstand des Magdeburger Verlags.

Plan eines vierten Teiles.

Eckermann wünschte die Vereinigung der drei Teile um so lebhafter, da er zu dieser Zeit, 1853 und 1854, sehr stark an die Fortsetzung seiner „Gespräche" dachte und den

geplanten vierten Teil auf Subskription erscheinen zu lassen beabsichtigte. Eine solche Subskription konnte natürlich von dem Verlage am besten ausgeführt werden, der auch die übrigen drei Teile in seiner Hand hatte. „Nachdem ich", schrieb Eckermann am 10. Dezember 1853, „durch den Gebrauch des Seebades zu Düsternbrook bei Kiel während der Monate August und September dieses Jahres, so wie durch spätere Fichtennadel-Einreibungen, meine völlige Gesundheit und Frische wieder erlangt habe, fühle ich mich im Stande ein lange verschobenes Werk, nämlich die Niederschreibung meiner Gespräche und Verhandlungen mit Goethe über den zweiten Theil des Faust zu beginnen und im Laufe des Winters ungestört fortzuführen, so daß ich im Stande wäre, das Werk im Frühjahre herauszugeben." Daran schloß er die Frage, ob Brockhaus auch unter diesen veränderten Umständen den vierten Teil übernehmen und zugleich den dritten von Heinrichshofen ankaufen wolle. Der ganze neue Band solle nur über den zweiten Teil des „Faust" handeln, den Goethe ihm Szene nach Szene vorgelesen und mit ihm besprochen habe und dessen Details ihm noch jetzt völlig gegenwärtig seien. Noch ehe Brockhaus sich entscheiden konnte, lief ein weiterer Brief von Eckermann ein, der auch für sein persönliches Schicksal, das offenbar durch eine Erbschaft eine glückliche Wendung genommen hatte, von Interesse ist:

Geehrtester Herr!

Seit meinem letzten Schreiben, in welchem ich Ihnen den Verlag eines neuen Bandes Gespräche mit Goethe, und zwar über den zweiten Theil des Faust antrug hat sich in meinen Verhältnissen manches verändert, indem meine Glücksumstände sich bedeutend verbessert haben, so daß ich schnell ein ziemlich wohlhabender Mann geworden bin und ich nicht mehr an Subscription und Sammlung von Subscribenten denke und denken darf, vielmehr bloß daran denke, wie ich den Abdruck des Werkes beschleunigen will.

Hiebei trifft es sich günstig, daß ich zu den ersten 71. Seiten ein Manuscript von Goethe selber benutzen kann und zwar in Form eines einleitenden Tagebuches, das Goethe während der Jahre 1823. bis 1832. fast täglich niederschreiben ließ und mir zum Abdruck zu Gebote steht.

Wenn Sie also sonst Neigung zu dem Unternehmen haben, so kann der Druck sogleich beginnen, nach Anleitung der beiden ersten Bände.

Wie steht es mit dem 3. Bande? Ich möchte gar zu gerne, daß es gelänge, uns mit Heinrichshofen in Güte auszugleichen, damit das ganze Werk zu Ihnen käme, sowie noch einiges Andere, was noch zu thun ist, und noch hinzukommt.

Sobald Ihre Zustimmung erfolgt, wird das Manuscript in Ihren Händen sein.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Weimar
d. 21. December 1853.

Ihr ganz ergebener
J. P. Eckermann

Am 31. Dezember 1853 erklärte sich Brockhaus zur Verlagsübernahme des vierten Teiles bereit, bat jedoch um Einsendung des Manuskriptes und Angabe der Bedingungen. Darauf antwortete Eckermann am 2. Januar 1854 sehr erfreut und fügte hinzu, daß der Schatz, den er mitzuteilen habe, Manuskript für drei bis vier Bände enthalte! Auch in dem obigen Briefe hatte er schon eine Andeutung noch weiterer Bände gemacht; er scheint die Absicht gehabt zu haben, Goethes Tagebuch selbst stark zur Veröffentlichung zu benutzen. Im April 1854 übersandte er dieserhalb dem Verleger eine Goethesche Handschrift, über die jedoch nichts Näheres festzustellen war. Zu dem Wunsche, das Manuskript der Gespräche über „Faust" einzusenden, das nach seiner Äußerung in dem Brief vom 21. Dezember schon fertig vorlag, äußerte er sich aber vorsichtigerweise nicht, und es dürfte wohl mit Sicherheit anzunehmen sein, daß jene Angabe nur den Zweck hatte, den Entschluß des Verlegers zu beschleunigen. Eckermanns frühzeitiger Tod am 3. De-

Fragmente des vierten Teiles.

zember 1854 machte allen seinen Plänen ein Ende, und in seinem Nachlaß hat sich denn auch von dem Manuskript des vierten Teils nichts weiter gefunden, als ein Anfang, den er seinem Sohne Karl diktiert hatte:

Einleitendes.

Der zweite Theil von Goethes Faust ist meistens zu einer Zeit geschrieben, in der ich selber in Weimar anwesend war und im täglichen Verkehr mit Goethe mich sehr wohl als Augenzeuge betrachten darf. Die Periode des Niederschreibens dieser Dichtung fällt hauptsächlich in das Jahr 1823, in welchem ich nach Weimar kam, und setzt sich fort bis in den März 1832, wo der Faust abgeschlossen dalag und Goethe ihn als vollendet ansehen konnte. Es war das letzte Werk was Goethe geschrieben und das den Stempel der hohen Weisheit seines Alters trägt. Die Anfänge gehen noch bis zu Schillers Zeiten zurück und Goethe rühmte noch spät, daß ihm das Glück zu Theil geworden eine große Stelle der Helena Schiller noch vorlesen zu können.

Sowie nun Goethe das Glück anerkannte seine Dichtung Schillern vorlesen zu können, so wird es in noch erhötem Grade bei Schillern und jedem anderen der Fall gewesen sein, denn Goethe war der Mann dazu, sich als Vorlesender bewundern zu lassen, besonders in Dingen wie der Faust, welches als ein Stück seiner eigenen Seele zu betrachten ist. Schon der Ton seiner Stimme war im hohen Grade merkwürdig; bald wie ein Gelispel, bald wie das Rollen eines Donners, durch alle denkbaren Naturlaute gehend, und dann wieder ging sie plötzlich zu ganz anderen Dingen über, wie zum Beispiel bei dem Schnarchen der Greise, welches er genau nachzuahmen versuchte, wobei gewöhnlich lauter garstige Töne zum Vorschein kamen, die gequetscht und mit sichtbarer Anstrengung aus der Kehle sich vernehmen ließen; und da war es wiederum, wo er sich groß zeigte, wenn er in dem Ton der Griechischen Tragödie mächtig erschütternde Dinge hervorbrachte. Am liebsten hörte man ihn

jedoch wenn seine Stimme, durch keine Leidenschaftlichkeit gehoben, im ruhigen Gang der Rede dahin rollte, wie zum Beispiel in der Helena, wo das Geschrei der Kraniche zur Sprache kam, deren Getön von hoher Luft herab, den zuhörenden Wanderer hinaufzublicken anlockt.

So wie der Klang der Stimme eines Menschen zu seinen vorzüglichen Eigenthümlichkeiten zu zählen ist, so ist seine Handschrift nicht weniger merkwürdig und zu beachten. Den Ersten Theil des Faust schrieb Goethe wie er mir vor Jahren erzählte auf Postpapier; und zwar hütete er sich, darin die geringste Correctur zu machen, so daß das Manuscript als ein Muster von Reinheit anzusehen war. Diese saubere Handschrift Goethes hat sich sein Lebelang erhalten. Ohne Pedanterie, ohne steif zu erscheinen, wie bei einem der nach Accurateſſe strebt, und dann diesem Ziel ein solches Gepräge aufdrückt, daß man es jedem Worte ansieht: es ist darauf abgesehen eine große Nettigkeit und Sauberkeit zu zeigen, und so wie man zu sagen pflegt, stets im Sonntags-Anzug einher zu gehen, weit entfernt von diesem, bewegte sich seine Handschrift durchaus frei und ungezwungen.

Außerdem hat sich noch ein weiteres Fragment gefunden, eine Anrede Goethes bei der Übergabe der ersten fertigen Szenen von „Faust", zweiter Teil, an Eckermann:

Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! es ist als wäre alles in dem Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Gräul, beim Schluß des zweiten Acts auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen als den Helden, wie ich's gethan, völlig zu paralisieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hiebei eine Zuflucht zu wohlthätigen mächtigen Geistern nehmen wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschen Richtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Ihnen ist es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser in Sünde versunkener ist, „ob er heilig ob er böse jammert sie der Unglücksmann" und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts höheres im Sinne als ihn durch einen kräftigen tiefen Schlummer die Gräul der erlebten Vergangenheit vergessen zu machen: „Erst badet ihn im Thau aus Lethes Fluth".

Diese Fragmente sind außer einigen belanglosen Schnitzeln alles, was von einem vierten Teile der „Gespräche" zu Papier gebracht worden ist.

Daß Goethe mit seinem Freunde über die Vollendung des „Faust" zahlreiche Unterhaltungen gehabt hat, wird durch des Dichters Tagebücher reichlich bestätigt, und es kann daher nur lebhaft bedauert werden, daß Krankheit und Tod Eckermann verhinderten, mit diesem vierten Teil über die an Problemen reichste Dichtung Goethes lichtvollen Aufschluß zu geben.

Der letzte Wunsch des Verstorbenen ging dann später in Erfüllung: 1867 gelang es Dr. Eduard Brockhaus, den dritten Teil aus dem fremden Besitz abzulösen; Heinrichshofen trennte sich nur höchst ungern von diesem „seinem liebsten Verlagswerk", und nunmehr

Dritte Auflage.

erschien 1868 zum ersten Male das vollständige Werk vereinigt und als dritte Auflage. Nicht weniger als zweiunddreißig Jahre hat es demnach gedauert, die dreitausend Exemplare der ersten und zweiten Auflage zu verbreiten. Der Absatz hatte nach den ersten Jahren stark nachgelassen und war sogar einmal bis auf fünfundzwanzig Exemplare in einem Jahre gesunken. Diese dritte Auflage enthielt folgende Vorrede von dem Sohne des Verfassers:

Es mag mir gestattet sein, den Vorreden meines verstorbenen Vaters (die zu den beiden ersten Theilen folgt gleich hier, die zu dem dritten Theile steht vor diesem) einige Worte als Erläuterung zu dieser dritten Auflage vorauszuschicken.

Im Jahre 1836 erschienen die beiden ersten Theile dieser „Gespräche" als abgeschlossenes Ganzes im Verlage der Firma, welche jetzt die drei Theile in ihrem Besitz vereinigt. Im folgenden Jahre 1837 kam die „Zweyte, mit einem Register versehene Ausgabe" zur Versendung, dann aber trat eine Pause von elf Jahren ein, bis der inzwischen im Manuscripte fertig gewordene dritte Theil im Jahre 1848 im Verlage von W. Heinrichshofen in Magdeburg erschien. Die jetzt vorliegende neue Auflage aller drei Theile ward nur dadurch möglich, daß der Verleger der beiden ersten Theile das Verlagsrecht des dritten Theils von dessen Verleger erwarb.

Mein Vater hatte sich schon frühzeitig mit dem Gedanken an eine neue Auflage beschäftigt, wobei er die Absicht hegte, das Werk zwar dem Texte, nicht aber dem geistigen Inhalt nach einer Revision zu unterziehen. Da sich jedoch Notizen darüber nicht vorgefunden haben, so konnte nur an eine getreue Wiedergabe des ursprünglichen Textes gedacht werden. Nur an einer Stelle ist eine Aenderung im Texte vorgenommen worden. Sie findet sich Seite 161 des ersten Theils und betrifft die Worte: „Wir sprachen darauf über Platen, dessen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde", während es in den beiden ersten Auflagen heißt: „Es kam darauf einer unserer neuesten deutschen Dichter zur Erwähnung, der sich in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen gemacht, dessen negative Richtung jedoch gleichfalls nicht gebilliget wurde". Ebenso ist auch einige Zeilen weiter Platen's Name genannt. Diese Aenderung ist infolge einer handschriftlichen Notiz meines Vaters vorgenommen, und schwindet damit das Zweifelhafte jener Stelle, welche man vielfach auf Heine bezog, während schon das Register auf Platen verwies.

Das Register selbst, das mein Vater nur für die beiden ersten Theile anfertigen ließ, wurde nach dem Hinzukommen des dritten Theils ergänzt und zur bessern Uebersicht in Einzelnem umgestellt.

Hannover, im Juni 1868.

Karl Eckermann.

Erst in dieser Vereinigung der drei Teile errang das Werk einigermaßen, wenn auch langsam, den verdienten Erfolg, den sein

Weitere Auflagen. Verfasser erträumt hatte. 1876 erschien die vierte, 1883 die fünfte und 1885 bereits die sechste Auflage. Die reiche Entwicklung der Goethe-Forschung machte es notwendig, zu dieser letzten Auflage einen Herausgeber zu bestellen, und als solcher konnte zu jener Zeit kaum ein besserer gefunden werden als Heinrich Düntzer, dessen ausführliche Anmerkungen zur sechsten Auflage auch der siebenten (1899) verblieben und ebenso in dieser achten revidierten Auflage vielfach mit Dank benutzt werden durften. Zu der sechsten Auflage hatte Karl Eckermann folgende neue Vorrede geschrieben:

Vor 15 Jahren erschienen die drei Theile der Gespräche meines Vaters mit Goethe zum ersten male vereint unter der Firma F. A. Brockhaus in 3. Auflage.

Schon beim Erscheinen dieser Auflage hat die Firma F. A. Brockhaus das unumschränkte Eigenthumsrecht der drei Theile von mir erworben, jedoch soll laut contractlicher Vereinbarung zwischen der Firma F. A. Brockhaus und mir das Werk stets in seiner Ursprünglichkeit erhalten bleiben und durch keinerlei Umarbeitung in seiner Wahrheit abgeschwächt werden.

Es ist daher auch in dieser 6. Auflage am Text des Buches keine Veränderung vorgenommen worden.

Eine freudige Genugthuung ist es mir, wie dies Werk meines verstorbenen Vaters seit seinem Erscheinen stets mit gleichem Intresse aufgenommen wurde, sodaß ich wol der Hoffnung Raum geben darf, daß das Buch auch ferner in der Gunst der literarischen Welt sich erhalten werde.

Hannover, im November 1883. Karl Eckermann.

Nachdrucke. Außerhalb des Brockhausschen Verlages sind, nachdem das Urheber- und Verlagsrecht mit dem Jahr 1884 erloschen war, mehrere Ausgaben der „Gespräche" erschienen; zunächst bei J. G. Cotta in Stuttgart (herausgegeben von Otto Roquette), dann bei Max Hesse in Leipzig (herausgegeben von Ludwig Geiger), schließlich bei Eugen Diederichs in Leipzig (herausgegeben von Adolf Bartels), und auch Reclams „Universal-Bibliothek" und Hendels „Bibliothek der Gesamtliteratur" ließen sich das Werk nicht entgehen; die erstere Ausgabe besorgte Gustav Moldenhauer, die letztere Friedrich Bernt. Kürzlich hat auch noch der Insel-Verlag in Leipzig eine Neuausgabe, eingeleitet von Franz Deibel, herausgebracht. Alle diese Ausgaben sind naturgemäß Abdrucke früherer Brockhausscher Auflagen.

Textrevision dieser achten Auflage. Der Text des hier vorliegenden revidierten Neudrucks, der zugleich die 8. Original-Auflage darstellt, weicht in vielen wichtigen und minder wichtigen Punkten von dem aller übrigen Ausgaben ab; er kam zustande durch Benutzung

des ersten Drucks der „Gespräche" und des Originalmanuskriptes zum dritten Teile.

Bei den ersten zwei Teilen lag die Sache ziemlich einfach. Das Manuskript dazu existiert nicht mehr; vermutlich ist es seinerzeit von Brockhaus an Eckermann zurückgesandt und von diesem vernichtet worden, denn auch in seinem Nachlaß hat es sich nicht vorgefunden. An seine Stelle tritt aber der erste Druck des ersten und zweiten Teils, der durchaus den Wert eines Originalmanuskriptes in Anspruch nehmen darf. Eckermann las selbst eine genaue Korrektur beider Teile, und der Satz wurde streng nach seinen bis ins einzelne gehenden Wünschen und Vorschriften eingerichtet. Der Briefwechsel mit dem Verleger der ersten Ausgabe gibt darüber die beste Auskunft. Als Eckermann am 7. Januar 1836 die Korrektur des ersten Bogens nach seinem Manuskript ausführte, gab er für die Eigenheit seiner Schreibweise folgende Begründung:

Orthographie im ersten und zweiten Teil.

Da diese „Gespräche" gleichsam als ein gesprochenes Werk von Goethe zu betrachten sind, so habe ich absichtlich die Goethesche Schreibart, besonders wie er sie in seinen Briefen beobachtete und wie aus dem Zelter-Goetheschen Briefwechsel zu ersehen, beybehalten, damit sich dieses Buch nicht allein durch seinen Inhalt und äußeres Format sondern auch in der Orthographie den Goetheschen Werken anschließe. Hiezu rechne ich besonders das beybehaltene in der neuesten Zeit mehr wie billig verbannte y, und besonders auch eine geringere Interpunction, so daß häufig absichtlich ein Komma fehlt, wo es nur irgend fehlen kann ohne dem Sinne zu schaden. Ich wünsche daß man bey der Correctur nach dieser Maxime verfahre und von der Schreibart des Manuscripts so wenig abweiche als nur irgend möglich.

Bei Zurücksendung der letzten Revision des ersten Bogens am 16. Januar erklärte er dann, daß nunmehr alles ganz nach seinen Wünschen sei. „Das Manuscript", fügte er hinzu, „hat vielleicht etwas zu wenig Commata; ich habe daher, zwar mit großer Mäßigung, noch einige hineingemacht. Wenn man in dieser Art, wie ich jetzt interpunctirt, dort fortführe, so würde man wohl sicher gehen." Gleichzeitig meldete er, daß er der Interpunktion wegen das Manuskript des zweiten Teiles nochmals sorgfältig durchgehen und auf einige zweifelhafte Punkte mit Hofrat Riemer bereden wolle.

Interpunktion.

Ein revidierter Neudruck der ersten beiden Teile hatte sich deshalb durchaus an den ersten Druck des Jahres 1836 anzuschließen und lediglich die kleinen Fehler und Flüchtigkeiten zu berichtigen, die durch das Versehen des Setzers entstanden und vom Verfasser

übersehen worden waren. Es handelt sich im wesentlichen nur um die Vereinheitlichung gewisser Schreibungen, wie z. B. Freytag, die durch Eckermann selbst festgelegt, bei der aber in einzelnen Fällen dem Setzer ein i untergeschlüpft war. Ebenso steht es mit den Monatsnamen May, Juny, July, den Wochentagen Dienstag (mit langem ſ) und Donnerstag (mit rundem s), der Ausschaltung des Kommas in den Daten und ähnlichen Kleinigkeiten.

Druckfehler.

Ferner um die Beseitigung offenbarer Druckfehler, von denen auch die erste Ausgabe nicht frei war, und von denen einer zu einer Verderbnis des Textes geführt hat. Durch den Ausfall eines Buchstabens hat sich unterm 25. Mai 1831 (S. 398) späterhin die Lesart eingeschlichen, daß Goethe mit Schiller „in so einem Verhältniß" gestanden habe, während schon der Augenschein lehrt, daß es „in so engem Verhältniß" heißen muß; das g war herausgefallen und das n zur Seite gewichen; für ein i ist die Lücke im ersten Druck zu breit.

Wortformen.

Durch die Zugrundelegung des ersten Druckes wurden u. a. alle die Wortformen wieder in ihr Recht eingesetzt, die Eckermann in Erinnerung an Goethes Sprachgebrauch mit vollem Bewußtsein anwandte; Eckermann schrieb „popular", nicht populär; „Molièrischen" und „Weimarischen", nicht Molière'schen und Weimar'schen; „Soupé", nicht Souper u. s. f. Kurz alles das wurde beseitigt, was im Laufe der verschiedenen Auflagen durch die Lässigkeit des Setzers, der sich von seiner neueren Orthographie nicht freimachen konnte, die Interpunktion vielfach änderte, gesperrte Worte zusammenrückte usw., an Abweichungen vom ersten Druck entstanden war. Diesen späteren ungenauen Drucken sind auch alle übrigen fremden Ausgaben der „Gespräche" ohne alle Kritik gefolgt, und wenn einer der Herausgeber, Adolf Bartels, für seine Ausgabe die Vergleichung des Textes mit der Originalausgabe in Anspruch nimmt, so ist dabei entweder die Kühnheit dieser Behauptung oder die Flüchtigkeit dieser Revision zu bewundern; denn von allen hier und weiterhin aufgeführten Berichtigungen dieser Neuausgabe hat er nicht eine einzige.

Nur in einem Punkte hat sich dieser Neudruck an die dritte Auflage der Eckermannschen „Gespräche" (1868) gehalten. Unter dem 25. Dezember 1825 (S. 134) verzeichnet Eckermann das herbe Urteil Goethes über Platen. In der ersten Auflage war dessen Name durch * * * ersetzt, und die Stelle lautete etwas anders. Da aber verschiedene Kritiker (u. a. in

Textänderungen im ersten und zweiten Teil.

der „Foreign Quarterly Review") mit diesen Worten Heine gemeint glaubten, so klärte Eckermann in Nr. 361 der „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 26. Dezember 1836 den Sachverhalt dahin auf, daß er in seinem Manuskript den richtigen Namen mit Rücksicht auf den damals noch lebenden, oft sehr unglücklichen Dichter unterdrückt habe. Unterdes war aber Platen am 5. Dezember 1835 gestorben, und als Eckermann im Dezember 1836 für die zweite Auflage das Register ausarbeitete, lag kein Grund mehr vor, eine entsprechende Angabe hier zu vermeiden; ein Umdruck jener Stelle war nicht mehr möglich gewesen. In der dritten Auflage wurde dann diese einzige Änderung, die Eckermann für sein Werk hinterlassen hatte, ausgeführt, und dieser Verfügung mußte auch hier Folge gegeben werden. Im übrigen ist keine Textkorrektur an den ersten beiden Teilen vorgenommen, auch nicht die von Düntzer unterm 3. November 1823 (S. 52) ausgeführte („meine kleine Schrift" statt „eine kleine Schrift"), wenn sie auch alle Wahrscheinlichkeit für sich hat. Solche mehr aufklärenden als berichtigenden Stellen sind alle im Register vermerkt. Eckermann selbst hatte auch nicht die Absicht, an dem Text der ersten beiden Teile wesentliches zu ändern, wie er am 7. Oktober 1836 ausdrücklich an Brockhaus schrieb; bei einer späteren Auflage wollte er nur grammatikalische und stilistische Feilungen vornehmen mit Rücksicht auf die Kritik in den „Blättern für literarische Unterhaltung"; Rudolf Abeken hatte darin besonders die häufige Wiederholung der Worte „sagte, erwiderte, antwortete usw." gerügt. Von diesen beabsichtigten Änderungen hat sich aber keine handschriftliche Korrektur Eckermanns in seinem Nachlaß vorgefunden.

Text des dritten Teiles. Schwieriger gebärdete sich der dritte Teil. Sein erster Druck erschien zwölf Jahre später in einem andern Verlag; die typographische Verschiedenheit von den zwei ersten Teilen ergab sich durch Zeit und geänderten Ort von selbst. Die Korrespondenz mit dem Verleger des dritten Teiles, Heinrichshofen in Magdeburg, liegt nicht mehr vor; offenbar gab aber Eckermann bei diesem Schlußteil seines Werkes nicht so genaue und energische Satzvorschriften wie früher, und er erklärte später Brockhaus, daß er mit dem Druck dieses dritten Teiles sehr unzufrieden sei. Er las zwar selbst die Korrektur, aber gewiß nicht an Hand des Manuskriptes; denn dieses blieb in den Händen des Magdeburger

Manuskript des dritten Teiles. Verlags und wurde mit dem Verlagsrecht des dritten Teiles 1867 durch Brockhaus erworben. Der tadellose Zustand des Manuskriptes schließt die stückweise Ver-

sendung mit den einzelnen Korrekturbogen völlig aus. Eckermanns ausdrückliche Absicht war es, in den ersten beiden Teilen Goethes eigene Orthographie und seine Ausdrucksweise nachzuahmen. Fünfzehn Jahre nach des Meisters Tod wurde ihm das nicht mehr so leicht; der Klang der Goetheschen Worte war ihm nicht mehr so laut und er hatte im Laufe der Jahre die Beherrschung des Goetheschen Idioms, das er früher bis zur Vollendung meisterte, ein wenig verlernt. Seine eigene Schreibweise hatte sich fortgebildet, und so ist die Handschrift des dritten Teiles viel moderner als der Druck der beiden ersten Teile; er schreibt „bei" statt „bey", wenn auch noch „May" wie früher. Er ist auch in der Orthographie und selbst in der Grammatik kein Pedant, und gewisse Inkonsequenzen müssen ihm nachgesehen werden. Es ging nicht an, beim Neudruck hier eine mechanische Einheitlichkeit herzustellen, die in vielen Fällen eine gewaltsame gewesen sein würde, denn nur eine Auszählung aller gleichen Wörter durch den ganzen Band hätte hier eine bestimmte Norm ergeben, die auch vielleicht weniger ein Werk der Absicht als vielmehr des Zufalls gewesen wäre. Diese zum Teil charakteristischen Abweichungen seiner eigenen Schreibart hatten bei dem Neudruck das Recht, mit berücksichtigt zu werden. Bei einem genauen Vergleich zwischen dem geschriebenen und gedruckten Text stellte sich ferner heraus, daß Eckermann in der Korrektur manche vom Manuskript abweichende Änderungen vor-

Abweichungen vom Manuskript.

genommen haben muß, daß aber auch vieles als eigenmächtige Korrektur des Setzers zu betrachten und durch Unachtsamkeit und Hausorthographie der Druckerei entstanden ist, zwei Gruppen von Lesarten, die sich ohne großen Scharfsinn voneinander teilen ließen.

Korrigiert wurden zunächst die offenbaren Schreibfehler, die im Manuskript des dritten Teiles hier und da untergelaufen sind; die Namenschreibung wurde einheitlich gehalten, wo die fehlerhafte Schreibung in der verschwindenden Minderheit war. Die Mehrzahl des gesperrt Gedruckten ist im Manuskript nicht vermerkt, sondern wurde aus dem ersten Druck des dritten Teiles übernommen, denn es dürfte wohl auf der Hand liegen, daß solche Auszeichnung gewisser Worte nur vom Autor selbst herrühren kann. Dasselbe gilt von

Eckermanns Korrekturen.

textlichen Änderungen, die sich im Druck des dritten Bandes gegenüber dem Manuskript befinden, wo nicht anzunehmen ist, daß der Setzer, sondern vielmehr Eckermann sie in der Korrektur veranlaßt hat. So heißt es z. B. im Manuskript:

„So nach und nach fortschreitend ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort usw.", während der Druck (S. 429) stilistisch bessert: „vorschreitend". Eine andere Stelle lautet im Manuskript: „Alle Versuche daher, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, usw., sind daher thöricht", während im Druck (S. 435) das erste „daher" mit Recht getilgt ist.

Andererseits gibt es aber auch Fälle, in denen offenbar Versehen und Auslassungen des Setzers vorliegen, die auch Eckermann, da er sein Manuskript nicht zur Hand hatte, übersah, und, weil er genau wußte, was gemeint war, übersehen mußte. Eine solche Stelle ist z. B. die Erzählung von der Erweiterung der Jenenser Bibliothek unterm 15. März 1830 (S. 584), wo, nach dem bisherigen Wortlaut, beim Durchbruch der Mauer zuerst „einige ehrwürdige Perücken" sichtbar wurden, ein Ausdruck, der zu Mißverständnissen führen konnte, während es im Manuskript richtig heißt: „einige ehrwürdige Portraits alter Perücken", womit die Bilder Jenenser Akademiker gemeint waren. Ähnliche kleine Textänderungen waren an zahlreichen Stellen vorzunehmen. Unterm 11. März 1828 (S. 542) schrieb Eckermann, daß Mozart und Rafael in gleichem Alter gestorben seien. Die Herausgeber pflegen dazu die Bemerkung zu machen, daß Rafael bei seinem Tode ein Jahr älter gewesen sei als Mozart. Im Manuskript hatte sich Eckermann vorsichtiger ausgedrückt, und es heißt richtiger: „in fast gleichem Alter"; die gleiche Lesart zeigt auch der erste Druck dieses Abschnittes im „Hansa-Album" (1842). Seite 528 ist statt „ihre eigenen kleinen Jungen" richtiger zu lesen: „ihr eigenen kleineren Jungen" und Seite 530 statt: „die jungen Vögel" ebenfalls richtiger „die beiden jungen Vögel". Seite 509 schrieb Eckermann, einem Goetheschen Gebrauch entsprechend: „Die Baumlerche dagegen liebt sich den Gipfel hoher Bäume", und Seite 571 gibt das Manuskript einen besseren Zusammenhang der Erzählung, wenn Pulzinell von dem Stücke erzählt, „in welchem er so eben gespielt" habe. Solcher Stellen wären noch weitere zu nennen, doch zeigen schon diese Beispiele, daß die Benutzung des Originalmanuskriptes zu einer mannigfachen Verbesserung des Textes geführt hat.

Berichtigungen nach dem Manuskript.

Ferner weicht durch Zugrundelegung des Manuskriptes die Interpunktion des dritten Teiles stark von der des ersten Druckes ab. Wie schon aus der Drucklegung der ersten beiden Teile hervorging, war es nicht Eckermanns Gewohnheit, auch

Änderung der Interpunktion.

825. in Weimar, n
wie man schr
einer d Poeten und
hatte kann da viel
, und nun gar
er wird ohne
groß. Stadt
immer nog
bis das W
liche Maß. n
n und ein
können. "

Es war indeß
in den unter
still und mild

Mittwoch d. 27. April 1825.

Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen lassen. „Ehe wir fahren, sagte er, will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten, und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt.“

„Daß Du der Mann nicht bist, schreibt Zelter unter andern, dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gehör pfropfen wollen. Freunde wir haben's erlebt, ja erleben es.“

Goethe sah mich an und wir lachten. „Zelter ist brav und tüchtig, sagte er, aber er kommt mitunter in den Fall mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben.“

„Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! – Allein

hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehn tausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede seyn, und nun gar von einem Volks-Theater! — Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht groß. Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten bis das Weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater füllen und ein Theater bauen und erhalten zu können."

Es war indessen angespannt und wir fuhren in den untern Garten. Der Abend war still und milde, fast etwas schwül, und es zeigten sich groß. Wolken, die sich gewitterhaft zu Massen zusammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goeth. still neben mir, scheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indeß auf die Töne der Amsel und Drossel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eschen jenseit der Ilm dem sich bildenden Gewitter entgegen sangen.

i dieser kleinen Residenz,
zhafterweise sagt, zehn
einige Einwohner hat,
von Volk die Rede
von einem Volks-Theater! —
Zweifel einmal eine
werden, allein wir
einige Jahrhunderte war,
inmerische Volk eine hin-
ildet, um ein Theater
Theater bauen und erhalten

n angespannt und wir
n Garten. Der Abend
, fast etwas schwül,

nicht in seinen Briefen, viel zu interpunktieren; gleichwohl wimmelt der erste Druck des dritten Teils von Interpunktionen, die Eckermann prinzipiell fortzulassen pflegte. In dem vorliegenden Neudruck wurde seine eigene Interpunktion, wie sie im Manuskript vorliegt, wieder hergestellt, was vor allen Dingen zu einer Massenausmerzung der Kommata führte. Wo dagegen im Druck, entgegen dem Manuskript, Kommata fehlen, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Eckermann sie noch bei der Korrektur gestrichen hat; aus dem Erstdruck wurden nur solche Abweichungen vom Manuskript übernommen, die Eckermann selbst ausgeführt haben muß, wie z. B. die Verwandlung eines Kommas in einen Strichpunkt, die Einfügung eines Gedankenstriches und ähnliches.

Schließlich seien noch zwei bedeutendere Änderungen erwähnt, die sich aus der Benutzung des Manuskriptes und des ersten Druckes ergaben. Dieser revidierte Neudruck weist im dritten Teile einen

Falsche Datierung.

Jahrgang der Gespräche auf, der wenigstens unter dieser Datierung in keiner andern Ausgabe des Werkes zu finden ist. Das Gespräch Goethes mit Eckermann über den Maler Friedrich Preller findet sich übereinstimmend in den letzten Brockhausschen Ausgaben und in allen Nachdrucken unter dem 5. Juni 1825 mitgeteilt. Zwar gibt jedes Konversationslexikon die Auskunft, daß Preller erst 1826 nach Italien ging, und außerdem enthält der 23. Jahrgang des „Goethe-Jahrbuchs" eine genaue Untersuchung über Prellers Beziehungen zu Goethe, auf das einer der Herausgeber, Ludwig Geiger, noch besonders hinweist. Es muß natürlich heißen: 1826. Einmal heißt es so im Manuskript Eckermanns; damit stimmt die Eintragung in Goethes Tagebuch unter dem 4. Juni 1826 überein: „Der Maler Preller nahm Abschied"; und außerdem haben auch die ersten Auflagen des Originaldruckes die richtige Datierung gehabt. Nur war durch ein Versehen das die einzelnen Jahrgänge eröffnende Zwischenblatt mit der Jahreszahl 1826 fortgefallen, und der Text von 1825 ging ohne besondere Scheidung in den von 1826 über. Merkwürdigerweise war es dem Herausgeber Düntzer vorbehalten, in der sechsten Auflage die falsche Korrektur einzuführen, und an sie haben sich dann alle übrigen Bearbeiter gehalten. Einer der Herausgeber, Friedrich Bernt, setzt sogar, dem Irrtum Düntzers folgend, auch Prellers Abreise nach Italien kurzweg in das Jahr 1825.

Die zweite Berichtigung war unter dem 31. Dezember 1823 vorzunehmen. Dieses letzte Gespräch des Jahres 1823 ist in allen

Eckermann nicht Soret. neueren Ausgaben mit einem * versehen, wodurch es dem Mitarbeiter des dritten Teiles, Soret, zugeschrieben wird. In „Goethes Unterhaltungen mit Soret", deren eigener Wortlaut 1905 bekannt wurde und von denen weiterhin ausführlich zu sprechen sein wird, findet sich aber über die Handzeichnungen von Heinrich Füßli, die an jener Stelle erwähnt sind, kein Wort, und tatsächlich gehört dieser Abschnitt Eckermann allein an. Das Manuskript und die ersten Ausgaben der „Gespräche" wissen an dieser Stelle von einem * nichts; erst in die vierte Auflage 1876 hat es sich irrtümlicherweise eingeschlichen und dementsprechend verbreitet.

Textänderung in der Vorrede. Außer dieser Richtigstellung ist zuletzt noch eine Textänderung in der Vorrede zum dritten Teil zu erwähnen. Seite 412 hieß es ursprünglich: „Herr Soret aus Genf im Jahre 1822 zur Leitung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs nach Weimar berufen"; am 23. März 1848 sandte Eckermann zu seinem Manuskript die Änderung, die auch im Druck ausgeführt wurde, wo die Stelle nun lautet: „Herr Soret aus Genf als freisinniger Republicaner zur Leitung" usw. „im Jahre 1822 nach Weimar berufen." Auf demselben Blatt machte er aber noch eine zweite Korrektur, deren Eintragung offenbar vergessen wurde. Statt „daß darin eine doppelte Spiegelung von Goethes Persönlichkeit statt findet" wollte er geschrieben wissen: „daß darin an einigen Stellen eine doppelte Spiegelung von Goethes Persönlichkeit statt findet", eine Einschränkung, die auch durchaus verständlich und berechtigt ist.

Von all diesen zahlreichen Änderungen, die den Text dieser Neuausgabe zum ersten Male von wichtigen und minder wichtigen Entstellungen reinigen, mit denen er bis dahin bekannt war, ist zuverlässig anzunehmen, daß Eckermann sie selbst vorgenommen hätte, wenn er einen zweiten Druck seines Werkes noch hätte erleben dürfen. Wie aus der ganzen Entstehungsgeschichte der drei Teile und seinen brieflichen Äußerungen dazu hervorgeht, sind sie durchaus im Geiste des Verfassers und verstoßen in keiner Weise gegen die zwischen dem Sohne Karl Eckermann und dem Verlage Brockhaus getroffene Vereinbarung, „das Werk stets in seiner Ursprünglichkeit zu erhalten und es durch keinerlei Umarbeitung in seiner Wahrheit abzuschwächen".

Über die Wahrheit und Echtheit der Eckermannschen „Gespräche mit Goethe" hat keiner schöner geurteilt, als der Mann, von dem

Wahrheit der „Gespräche". Eckermann kurz vor Erscheinen seines Werkes nicht mit Unrecht eine gefährliche Nebenbuhlerschaft befürchtete, der Kanzler von Müller; er faßte am 28. März 1836, als er den Inhalt des Buches schon vor Erscheinen aus den Korrekturbogen und durch Vorlesungen des Verfassers bei Hofe kennen gelernt hatte, sein Urteil dahin zusammen: „Herr Dr. Eckermann hatte als mehrjähriger treuer Tisch- und Arbeitsgenosse Goethe's nicht nur die beste Gelegenheit zu den Aufzeichnungen seiner Gespräche, sondern die kindliche Unbefangenheit, die klare Auffassungsgabe, mit welcher er den Reichthum der Goethe'schen Mittheilungen in sich aufnahm — in ein reines durch System- und Parteisucht noch völlig ungetrübtes Gemüth — bürgen uns auch dafür, daß das mit möglichster Treue alsobald Niedergeschriebene unvermischt geblieben mit fremdartigen Zusätzen und Vorstellungsweisen. Hätte doch seine Pietät für Goethe ihm am wenigsten jemals erlaubt, anmaßlich zu deuteln und zu klügeln, wo es ihm gerade als höchstes Verdienst erschien, Sinn und Worte des verehrten Meisters in voller Lauterkeit und Unschuld wiederzugeben!" (Vgl. „Deutsche Rundschau" 1893, Bd. 76, S. 75.)

Dieses Urteil wird für alle Zeiten seine volle Gültigkeit behalten, denn der Kanzler von Müller kannte die Ansichten und die Ausdrucksweise Goethes aus seinen eigenen zahlreichen Unterhaltungen mit ihm und ebenso war ihm die Technik solcher Niederschriften vertraut. Außerdem lebte ja die Mehrzahl der in dem Buche erwähnten Freunde und Bekannten des ehemaligen Goetheschen Kreises, und unrichtige Darstellungen hätten von dieser Seite unfehlbar Berichtigungen eingetragen. Einer von den Besuchern des Goethe-Hauses, der Improvisator und Professor O. L. B. Wolff, hat vielmehr in seinem schon erwähnten „Phönix"-Aufsatz ausdrücklich bezeugt, daß sich seine Unterredung mit Goethe am 29. Januar 1826 „genau so" zugetragen habe, wie Eckermann sie dargestellt.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß Eckermann nicht Irrtümern unterworfen gewesen wäre wie jeder andere, daß sein Werk nicht Unwahrscheinlichkeiten und offenbare Entstellungen aufwiese.

Ungenauigkeiten. So sollte man z. B. meinen, daß seine Angaben über das größte Ereignis seines Lebens, die erste Bekanntschaft mit Goethe, zeitlich richtig notiert seien. Aber schon hier ergibt sich die Abweichung der „Gespräche" von andern Quellen, vor allem von Goethes Tagebüchern und Briefen. Die Übergabe der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", deren Durch-

arbeitung das Probestück für Eckermanns Goethe-Kenntnis sein sollte, fand nach Goethes Tagebuch erst am 16. Juni 1823 statt, während Eckermann berichtet, daß ihm Goethe gleich bei seinem zweiten Besuche am 11. Juni diese Arbeit aufgetragen habe, und von „Kunst und Alterthum" ist in Goethes Tagebüchern am 16. Juni gar nicht die Rede, wohl aber am 20. Juni von den Rezensionen für die „Allgemeine (Jenaische) Literatur-Zeitung", wovon wieder Eckermann nichts erwähnt. Auch nach der Rückkehr Goethes aus Marienbad waren nach dem Tagebuch am 15. und 16. September 1823 gerade diese „Recensionen, sowohl die älteren als die jenaischen", Gegenstand ihrer Gespräche, was ebenfalls Eckermann nicht berichtet. Diese beiden Tage hatte Goethe, von der Sommerreise zurückkommend, in Jena verbracht, und war am 17. September nach Weimar heimgekehrt. Eckermann blieb noch dort, und aus seinen Gesprächen geht nichts anderes hervor, als daß er am 1. Oktober Goethen nach Weimar folgte und ihn am selben Tage noch besuchte. Goethes Aufzeichnungen dagegen berichten schon unterm 29. September von einem Besuche Eckermanns und dann erst wieder am 2. Oktober. Das Jahr 1823 gehört überhaupt zu den am wenigsten zuverlässigen, und alles läßt darauf schließen, daß Eckermann in jener ersten Zeit genaue Aufzeichnungen nicht gemacht hat. Er spricht z. B. am 21. November 1823 von Goethes Aufforderung, über Platens „Ghaselen" für „Kunst und Alterthum" eine Kritik zu schreiben und will sie schon am 24. November abgeliefert haben, während Goethes Tagebuch die Übergabe des Aufsatzes erst am 6. Dezember verzeichnet. So schnell pflegte Eckermann nicht zu arbeiten.

Auch in den späteren Jahren, als der Plan, die Unterhaltungen niederzuschreiben und zu veröffentlichen, fest in ihm stand, hat Eckermann nicht die Energie zu regelmäßigen Aufzeichnungen unmittelbar an den Tagen der Gespräche besessen; es wäre ihm dann nicht eine Reihe zunächst kleinerer Versehen im Datum untergelaufen, die nur aus der späteren Benutzung eines falschen Kalenderjahrgangs entstanden und den Beweis für die nachträgliche Rekonstruktion vergangener Zeiten in sich tragen: Wochentag und Datum stimmen nicht überein. Ich gebe nachstehend zum ersten Male eine vollständige Liste dieser unrichtigen Angaben nebst den zugehörigen Verbesserungen:

Falsche Wochentage.

Statt	muß es heißen:
im ersten Teile	
Mittwoch den 15. Oktober 1825	Mittwoch den 12. Oktober 1825

Statt im ersten Teile muß es heißen:

Sonntag Abend den 12. Januar 1827 — Sonntag den 14. Januar 1827
Donnerstag Abend den 29. Januar 1827 — Donnerstag den 25. Januar 1827

im dritten Teile

Montag	den	9.	Februar	1823	Sonntag	den	9. Februar	1823
„	„	23.	„	1823	„	„	23. „	1823
Dienstag	„	24.	„	1823	Montag	„	24. „	1823
Mittwoch	„	25.	„	1823	Dienstag	„	25. „	1823
Montag	„	2.	März	1823	Sonntag	„	2. März	1823
Mittwoch	„	1.	April	1823	Dienstag	„	1. April	1823
Freitag	„	3.	„	1823	Donnerstag	„	3. „	1823
Montag	„	13.	„	1823	Sonntag	„	13. „	1823
Mittwoch	„	15.	„	1823	Dienstag	„	15. „	1823
Sonntag	„	26.	„	1823	Sonnabend	„	26. „	1823
Mittwoch	„	6.	Mai	1823	Dienstag	„	6. Mai	1823
„	„	17.	Januar	1831	Montag	„	17. Januar	1831
Dienstag	„	23.	„	1831	Sonntag	„	23. „	1831
Mittwoch	„	10.	März	1831	Donnerstag	„	10. März	1831
„	„	31.	„	1831	„	„	31. „	1831
„	„	14.	April	1831	„	„	14. April	1831
Sonntag	„	20.	Juni	1831	Montag	„	20. Juni	1831
„	„	27.	„	1831	„	„	27. „	1831
Mittwoch	„	14.	Juli	1831	Donnerstag	„	14. Juli	1831
Donnerstag	„	15.	„	1831	Freitag	„	15. „	1831
Dienstag	„	20.	„	1831	Mittwoch	„	20. „	1831
Montag	„	2.	August	1831	Dienstag	„	2. August	1831

Goethes Tagebücher. Den Eckermannschen „Gesprächen" gegenüber sind Goethes Tagebücher zweifellos die beste Quelle, da sie unmittelbar von Tag zu Tag geschrieben wurden. Ihre Angaben haben zuverlässige Gültigkeit, wenn nicht andere zwingende Beweise für das Gegenteil vorliegen. Vollständigkeit können sie jedoch nicht in allen Punkten beanspruchen. Besuche Eckermanns, die nach seinen eigenen und den übereinstimmenden Angaben Sorets oder des Kanzlers von Müller stattgefunden haben, sind gelegentlich gar nicht, manchmal auch der Gegenstand des Gesprächs unvollständig verzeichnet. Dafür zählen sie aber eine große Reihe von Besuchstagen auf, von denen wieder Eckermann nichts berichtet; so meldet Goethe z. B. unter dem 15. November 1826, daß „Bedeutendes" mit Eckermann gesprochen wurde, während dieser von einer solchen Unterhaltung nichts weiß. Die Lückenhaftigkeit seiner „Gespräche" ist ja überhaupt das erste, was selbst dem Laien in die Augen

Lücken der „Gespräche". fallen muß, denn es ist kaum anzunehmen, daß ein Hausfreund, der doch fast zehn Jahre hindurch manchmal Tag für Tag das Haus am Frauenplan besuchte, plötzlich

monatelang seinen Fuß nicht hineingesetzt habe. Manche Lücken sind, wie sich aus dem Wortlaut der Gespräche von selbst ergibt, durch Reisen verursacht, so durch Goethes Marienbader Reise im Sommer 1823 oder durch seinen Aufenthalt in Dornburg nach dem Tode des Großherzogs im Sommer 1828; ebenso durch Reisen Eckermanns im August 1824, im Juni und Juli 1826 und besonders durch seine Reise nach Italien 1830, wodurch eine fast neunmonatige Pause in seinen Unterhaltungen mit Goethe entsteht. Mancherlei zufällige Umstände erschwerten ferner ihren Verkehr. Wenn Eckermann den Dichter mit neuen Arbeiten beschäftigt wußte, vermied er es, ihn allzuoft in Anspruch zu nehmen, so gern sich auch Goethe von ihm stören ließ. Zwiste mit Goethes Sohn August verscheuchten ihn oft und seine eigenen Geschäfte raubten ihm die Zeit. So ist z. B. die Lücke vom August bis zum November 1824 jedenfalls dadurch entstanden, daß Eckermann zu dieser Zeit als Lehrer in das Pensionat des Professors Melos in Weimar eintrat und sich zum Unterricht der Engländer erst noch mit deren Sprache vertraut zu machen hatte. Im Sommer 1825 begann er für den Kanzler von Müller eine Festbeschreibung des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Karl August, eine Arbeit, die ihm viele saure Monate verursachte und sich bis in den Sommer 1826 hinzog. Die Pause in den „Gesprächen" von Juni bis Dezember 1825 mit nur einer Unterbrechung am 15. Oktober ist dadurch zu erklären, und ebenso der dürftige Bestand des Jahres 1826, das am schlechtesten weggekommen ist: es zählt nur dreizehn Gespräche, wovon sieben die Zeit von Januar bis November bestreiten. Eine ähnliche Ungleichmäßigkeit zeigt das Jahr 1827 in der zweiten Hälfte gegenüber der reicheren ersten. Im Sommer und Herbst 1827 arbeitete er für die Weimarer Bibliothek, weniger für Goethe, und gerade diese Muße, die ihn über die Unsicherheit seiner Zukunft nachdenken ließ, mochte wohl auch einige Verstimmung in ihm hervorrufen. Pläne für seine Anstellung an einem Archiv oder an einer Bibliothek in oder außerhalb Weimars wurden gemacht, aber nicht mit Energie verfolgt, weder von Goethe noch von ihm selbst; im Sommer 1829 führte eine daraus entstandene Verstimmung zu einer tatsächlichen längeren Trennung. Wie er am 25. August 1829 an seine Braut schrieb, war ihm der Aufenthalt in Weimar „mit jedem Tage unangenehmer und lästiger" geworden; er hatte sich ganz von Goethe zurückgezogen und verkehrte mit ihm nur brieflich. Die Pause in den „Gesprächen" von April bis Dezember 1829

mit nur einer Unterbrechung am 1. September ist damit einigermaßen begründet, obgleich er gerade im April seine Besuche fast täglich wiederholt hatte. Und selbst das reichste Jahr der Gespräche, 1831, das im ganzen neunundfünfzig Unterhaltungen aufweist, ist in seiner zweiten Hälfte nur mit sieben vertreten; Eckermann gesteht selbst zu, daß er so kurz vor dem unerwarteten und doch so wahrscheinlichen baldigen Tode Goethes in der Aufzeichnung seiner Worte lässig gewesen sei.

Ungeschriebene Unterhaltungen.

Wurden nun auch durch solche Umstände Eckermanns Besuche hier und da seltener, so hörten sie doch keineswegs so viele Wochen und Monate gänzlich auf; er selbst aber war säumig in seinen Aufzeichnungen, da er, wie z. B. am 16. August 1824, mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt war; oft vergingen „ganze halbe Jahre", wie es in einem Briefe Eckermanns an Varnhagen (vgl. S. 688) heißt, „wo ich keine Zeile niederschrieb". Hier treten nun Goethes Tagebücher überaus reich mit Ergänzungen ein, und mit solchen Auszügen wäre mancher Bogen zu füllen. Doch sind diese Goetheschen Aufzeichnungen ganz andern Charakters; sie geben nur die nackten Tatsachen und, in kurzen Stichworten, oft auch die Gegenstände der Gespräche, erscheinen Eckermanns Schilderungen gegenüber als dürftig und nüchtern, und können deshalb sein Buch, das ja keine solche Chronik sein wollte, nicht bereichern.

Falsche Daten.

Gleichwohl sind sie selbstverständlich bei einem eingehenden Studium des Eckermannschen Werkes allenthalben heranzuziehen, denn sie ergänzen es nicht nur, sondern berichtigen es auch in vielen Punkten. So ist z. B. das Gespräch im zweiten Teil unter „Mittwoch den 25. Mai 1831" sehr wahrscheinlich auf Montag den 23. zu setzen, da Goethe am 24. und 25. krank und, wie er selbst verzeichnet hat, ohne Besuche war. Statt „Donnerstag den 24. März 1825" im dritten Teile muß es jedenfalls Mittwoch den 23. März heißen, um Eckermanns Aufzeichnung mit der Goethes in Einklang zu bringen. Am 7. Oktober 1828 heißt es in Goethes Tagebuch: „Zu Mittag für uns"; das von Eckermann im zweiten Teil unter diesem Datum geschilderte Diner mit dem Naturforscher von Martius fand schon am 6. statt. Solcher Abweichungen wären noch manche anzuführen. Eine derartige vollständige Sichtung der „Gespräche" kann aber erst dann geleistet werden, wenn die grundlegende Sammlung der Goetheschen Werke, die Weimarer Sophienausgabe, in allen ihren Abteilungen, besonders der Tagebücher und Briefe, fertig vorliegt und muß deshalb einer

späteren selbständigen Arbeit vorbehalten werden. Bis dahin haben alle Zusammenstellungen und flüchtigen Stichproben von Tagebuch- und Briefnotizen keinen Wert und führen höchstens dazu, die Einzelheiten zu verwirren. Wenn z. B. Geiger das Gespräch über den Bremer Hafenbau vom 10. Februar 1829 auf den 29. Juni dieses Jahres setzen will, weil Goethes Tagebuch am 10. Februar keine entsprechende Notiz aufweist, so hat er übersehen, daß es unterm 14. Februar 1829 dort heißt: „John schrieb die Nachricht ab über den Bremer neuen Hafen", wonach also Eckermanns Datum vollauf zu Recht besteht. In diesem Nachwort sind deshalb weiterhin nur solche Fälle berücksichtigt, die bestimmte Gesichtspunkte für die Anordnung der Gespräche oder für die psychologische Eigenheit ihres Verfassers ergeben.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß so umfangreiche und vielseitige Gespräche, wie sie Eckermann oft mitteilt, nicht vollständig an einem Tage geführt wurden. Nicht als ob Goethe dessen nicht fähig gewesen wäre; aber die Aufnahmefähigkeit seines Zuhörers war beschränkt und sein Gedächtnis unmöglich imstande, eine solche Fülle von Gedanken, Einfällen und weisen Worten festzuhalten. Die leuchtende Klarheit so vieler tiefgründigen Gespräche und ihre wunderbare Abrundung beweisen vielmehr, daß sie in ihren vollkommensten Teilen das Resultat vielfacher Unterhaltungen über denselben Gegenstand sind. Der ganze Verkehr Eckermanns mit Goethe brachte das mit sich; ein neues Buch kam ins Haus und ward schon Anlaß zu Worten über seinen Verfasser; daran schloß sich die Lektüre, zuerst durch Goethe, dann durch Eckermann, und so bot sich immer wieder Gelegenheit, auf denselben Gegenstand zurückzukommen. Eine Tagebuchnotiz Goethes wie die vom 5. Juli 1827: „Dr. Eckermann. Letzterer blieb länger. Unterhaltung über Byrons Talent. Altes wiederholt, Neues bemerkt", dürfte nicht vereinzelt dastehen. Das Gespräch war für Eckermann eben nur eine Form, in die er Goethes Äußerungen kleidete, um uns den Sprecher persönlich näher zu bringen. Er hatte gar nicht die Absicht, die chronologische Biographie Goethes zu ergänzen oder etwa im Verlaufe der Gespräche seine eigene zu geben; denn von dieser erwähnt er im ganzen recht wenig, eine Bescheidenheit, die sehr für ihn spricht. Er sammelte Goethes Worte mit seinem ganzen sinnigen Fleiß und dem unermüdlichen Streben nach Weiterbildung, wofür ihm Goethe selbst das glänzendste Beispiel war, und vereinigte sie in seinem Buche an gewissen Zentren,

Anordnung der Gespräche.

die sich keineswegs immer mit den Angaben der Goetheschen Tagebücher oder sonstigen Überlieferungen decken, hin und wieder von solchen genauen Nachrichten, wenn Eckermann sie selbst ebenfalls aufgezeichnet hatte, ihren Anlaß nehmen, aber ebensooft auch in der Luft schweben. So gab er an manchen Tagen, die Höhepunkte seines Werkes dar-

Künstlerische Komposition.

stellen, den Extrakt von Jahren. Eckermann komponierte sein schönes Werk mit einer notwendigen künstlerischen Unbefangenheit und konnte sich bei der Gruppierung der einzelnen Abschnitte nicht sonderlich um die peinliche Einhaltung der Zeitfolge kümmern. Er arbeitete durchaus produktiv, keineswegs als objektiver Berichterstatter, und viel mehr als Dichter, denn als Historiker. Er wollte nicht nur Goethes Worte überliefern, er wollte das Wesen

Stimmung und Wirkung.

des Dichters und die ganze Stimmung, die ihn umgab, festhalten; er arbeitete auf Wirkung hin, um den Eindruck weiter zu vererben, den er selbst so oft von dem Olympier erhalten hatte.

Unter solchen Gesichtspunkten werden sich manche Abweichungen der Eckermannschen Angaben von denen sonstiger Quellen leicht erklären, und es stellt sich heraus, daß der Verfasser der „Gespräche mit Goethe" mit derselben Freiheit, die dem Dichter der Geschichte gegenüber zusteht, auch seinen Stoff mit Absicht behandelt hat. Charakteristisch dafür ist z. B. die Erzählung vom 27. Oktober 1823, wo Goethe ihm zuerst sein wunderbares, im Sommer entstandenes Gedicht, die Marienbader „Elegie", vorlegte. Den Leser ergriff die Schönheit des Werkes so, daß er unter dem ersten Eindruck nichts zu sagen wußte und froh war, daß Goethe ihn nicht weiter darüber befragte, sondern ihm einige Tage Zeit ließ, die Wirkung des Gedichtes sich selbst klar zu machen. In dieser Erzählung, die so vollständig in die Stimmung des Gedichtes hineinpaßt, versäumt Eckermann seinen eigenen Vorteil, denn Goethes Tagebuch berichtet ganz das Gegenteil; es verzeichnet gerade die Anerkennung, daß Eckermann unmittelbar nach der ersten Lektüre des Gedichtes „alsogleich sehr feine Bemerkungen darüber" zu machen gewußt habe.

Vorbereitende Exposition.

Für diese Berichtigung möchte man wahrlich Eckermanns Schilderung nicht missen, denn sie entquillt dem künstlerischen Bedürfnis, ein so bedeutendes Ereignis, wie die erste Kenntnis jenes unsterblichen Gedichtes, mit einer die Erwartung reizenden Steigerung und einer dem Gegenstand entsprechenden weihevollen Stimmung einzuführen. Ein ähnliches Verfahren beobachtete Eckermann am 15. Januar 1827, wo er nach einer ein-

leitenden Vorgeschichte erzählt, wie er zuerst Goethes Novelle für die „Wanderjahre" kennen lernte. Demgegenüber berichtet Goethes Tagebuch schon unterm 11. Januar, daß dem Freund ein Teil der neuen Arbeit vorgelegt worden sei. Solche jede künstlerische Exposition zersplitternden Daten sammelte Eckermann auf den Tag, wo er den ersten starken oder überhaupt den tiefsten Eindruck von einem neuen Werke Goethes erhalten hatte. Bei andern Gelegenheiten arbeitet Eckermann auch mit Kontrastwirkung. Als nach dem Brand des Weimarer Hoftheaters 1825 Goethe mit dem Baudirektor Coudray den schon lange vorbereiteten Entwurf für den Neubau eingereicht hatte, die Ausführung auch zunächst nach Goethes Plan in Angriff genommen, dann aber plötzlich durch ein Machtwort des Herzogs aus Sparsamkeitsgründen geändert wurde, fügt er unmittelbar vor diese letzte Nachricht, die einen kleineren Geist wie den Goethes aufs tiefste hätte verletzen müssen, das Gespräch vom 27. April 1825 ein, in dem Goethe die tadelnde Bezeichnung „Fürstenknecht" von sich abweist und über sein Verhältnis zum Großherzog so hohe Worte findet, die in der Anerkennung gipfeln: „Lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte." Auch bei Einschiebung der Unterhaltungen, die sich vorwiegend mit Eckermanns eigenen Interessen beschäftigen, verfuhr er mit demselben künstlerischen Takt. Erinnert sei nur an die ausführliche Schilderung des Lebens der Vögel. Tatsächlich weiß auch Goethes Tagebuch davon zu erzählen; es berichtet z. B. unterm 28. Juni 1831, daß Goethe mit Eckermann bei Tisch „einige muntere Unterhaltung über seine Vögel" geführt habe, und drei Tage später, am 1. Juli, nochmals: „Mittag Dr. Eckermann in der Unterhaltung über seine Vogelsucht." Es war zweifellos Eckermanns wohlerwogene künstlerische Absicht, wenn er es für angemessener hielt, solche Unterhaltung aus der Stube ins Freie zu verlegen, und so lesen wir sie bei ihm unterm 8. Oktober 1827 bei Gelegenheit eines gemeinsamen Ausfluges nach Jena. Diese Beispiele für Eckermanns sinnvolles Vorgehen in der Anordnung der Gespräche mögen genügen; bei der ausführlicheren Betrachtung des dritten Teiles, die wegen der Mitarbeit Sorets notwendig ist, werden sich auf Grund zuverlässigerer Unterlagen noch ähnliche Beobachtungen anschließen.

Kontraste.

Verschiebung des Milieus.

Solchen mehr oder weniger bewußten Änderungen stehen natürlich auch offenbare Irrtümer gegenüber. Trotz seiner ungewöhn-

lichen Fähigkeit, den Sinn so mancher tiefen Worte des Meisters aufzufassen und vollendet wiederzugeben, scheint ihn sein Gedächtnis da, wo es sich um Tatsachen handelt, öfter im Stich gelassen zu haben. Nicht immer ist jedoch zu entscheiden, ob es sich um Hörfehler Eckermanns oder um Irrtümer des Sprechers Goethe handelt, denn die zahllosen Fäden seines weitverzweigten Lebens konnte Goethe nicht zu jeder Stunde gegenwärtig haben. An Briefen und ähnlichem authentischen Material stand Eckermann damals nur sehr wenig zur Verfügung, und dieser Teil des Goetheschen Nachlasses, vor allen Dingen die Tagebücher, sind ihm nicht zugänglich gewesen. Er mußte sich fast ganz auf seine eigenen Notizen und sein Gedächtnis verlassen. Vor allem weisen die Erzählungen, die er aus Goethes Munde über Schiller wiedergibt, Angaben und Ansichten auf, die den Tatsachen zuwiderlaufen. Die Überraschung, die Goethe seinem großen Freunde mit dem fertigen Manuskript von „Hermann und Dorothea" bereitet haben will, hat nie stattgefunden; der Briefwechsel beider Heroen, der schon 1828 29 erschienen war, hätte Eckermann darüber belehren können, welch innigen persönlichen Anteil Schiller an der Vollendung jedes einzelnen Gesanges genommen hatte, und wenn er dieses Stillschweigen über ein neues Werk bis zum Augenblick der Vollendung auf eine Gewohnheit des Dichters zurückführt, so widerspricht diese Angabe unterm 14. November 1823 allem, was über dessen literarischen Verkehr mit vielen andern bedeutenden Männern historisch nachweisbar ist. Das Urteil Goethes über Schillers „Tell" unterm 16. März 1831 will uns heute etwas bedenklich erscheinen und ebenso die Auffassung, daß Schiller mehr Aristokrat gewesen sei als Goethe (4. Januar 1824). Auch in den Einzelheiten über Schillers Leben irrte sich Goethe oder Eckermann. Der am 18. Januar 1825 erwähnte Brief Schillers an Goethe vom 24. April 1805 war nicht sein letzter, sondern sein vorletzter, worüber jedoch Goethe selbst im unklaren war. Schiller kam im Juli 1787 nach Weimar und ging Ostern 1789 als unbesoldeter Professor nach Jena, doch bewilligte ihm der Herzog am Ende des Jahres einen Gehalt von zweihundert Talern, der nach mehreren Jahren verdoppelt, 1799 beim Umzug nach Weimar auf sechshundert erhöht wurde. Erst als 1804 eine Berufung Schillers nach Berlin in Aussicht stand, gewährte ihm der Herzog die gewünschte Erhöhung auf tausend Taler. Diese schon von Düntzer entgegengehaltenen Tatsachen stimmen mit den Angaben Eckermanns unterm

Irrtümer Eckermanns.

Unrichtiges über Schiller.

18. Januar 1827 keineswegs überein; auch hatte sich Schiller schon 1802 berechnet, daß er durch ein Drama jährlich seine Einnahme auf dreizehnhundert Taler im Jahre einschätzen könne. Ebenso ist die Nachricht von dem Mißbrauch, den Schiller mit dem Alkoholgenuß getrieben habe, durch kein anderes Zeugnis aufrechtzuerhalten; sprach er auch in Gesellschaft gern dem Weine zu, so hat er ihn dennoch nie zur Anregung bei seinen Arbeiten genommen; er pflegte zu diesem Zwecke Kaffee zu trinken. Von einer dramatischen Szene Schillers, wie Goethe sie unterm 4. Februar 1829 andeutet, hat sich in seinem Nachlaß nichts gefunden. R. Boxberger vermutete wohl mit Recht hier ein Versehen Eckermanns (vgl. Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte", Bd. X, S. 127): statt „letzteres" wäre „ersteres" zu lesen, denn der Entwurf eines „Lustspiels im Geschmack von Goethes Bürgergeneral" liegt allerdings vor, und unter der Tragödie könnte Goethes Idee eines „Trauerspiels in der Christenheit" gemeint sein. Die Erinnerung an Goethes erste Bekanntschaft mit Schiller unterm 20. Dezember 1829 ist auch nicht wörtlich zu nehmen; diese fand im September 1788 statt, zu einer Zeit, da Schiller noch nicht leidend war; Goethe dachte wohl an seinen Besuch im Oktober 1791. So tritt Eckermanns mangelhafte Kenntnis Schillers allenthalben störend hervor.

Unrichtiges über Goethe. Selbst über Goethes eigene Biographie begegnen wir bei Eckermann Mitteilungen, die sich mit der Wirklichkeit nicht vereinigen lassen, so die unterm 11. April 1827 über Goethes Verhältnis zu Herder und Wieland. Mit Herder hatte Wieland schon neun Monate nach dessen Ankunft in Weimar gebrochen, und seine Beziehung zu Goethe, der ihn einst in „Götter, Helden und Wieland" verspottet hatte, gedieh später ganz freundschaftlich, bis dann der enge Bund Goethes mit Schiller trennend dazwischen trat. Daß Goethe in den zehn ersten Weimarer Jahren „nichts Poetisches von Bedeutung" hervorgebracht habe, während doch damals die „Iphigenie" entstand und die Anfänge des „Tasso" und des „Wilhelm Meister" auf jene Zeit zurückgehen, von Gedichten und Aufsätzen ganz abgesehen, diese Angabe unterm 10. Februar 1829 wird dadurch nicht haltbarer, daß Eckermann sie im dritten Teile unterm 3. Mai 1827 wiederholt, wohl um jene etwas fragmentarische Stelle des zweiten Teiles weiter auszuführen. Eckermann verließ sich hier mehr auf die Auffassung des Franzosen Ampère, von dessen Schilderung Goethes die Rede ist, als auf sein eigenes Wissen, und noch verwunderlicher ist, daß er über ein Werk

wie „Dichtung und Wahrheit", an dessen Vollendung er als Anreger so stark beteiligt war, die Angabe Sorets durchgehen ließ, der vierte Band sei schon am 5. März 1830 fertig gewesen, während ihn Goethe erst im folgenden Jahre vollendete. Goethes „Bürgergeneral" ist nicht in acht, wie es am 4. Februar 1829 heißt, sondern in drei Tagen diktiert, wie er am 7. Juni 1793 an Herder ausdrücklich schrieb. Auch das Geständnis, das Goethe hier über seine Liebe zu Lilli macht, ist mit Recht angefochten worden und mag einem Mißverständnis Sorets zuzuschreiben sein. Wenn Eckermann daran nichts auszusetzen fand, so ist das schon eher begreiflich; auffallend ist in den ganzen „Gesprächen", daß Goethe ihn niemals zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten machte und, wenn er ausnahmsweise auf solche Dinge zu sprechen kam, sie mit einem ganz absonderlichen Geheimnis umgab, wie in der Unterhaltung vom 7. Oktober 1827, wo doch nur Frau von Stein gemeint sein kann.

Übertreibungen und Paradoxe. Die Angabe über den Einfluß des Großherzogs Karl August auf Goethes Handeln (8. März 1831) ist gewiß nur einer dankbaren Wallung des Augenblicks zuzuschreiben, und übertrieben ist Goethes Klage über die geringe Popularität der Gedichte von Bürger, Voß und seiner eigenen (3. Mai 1827); denn Bürgers Gedichte vor allem waren sehr früh volkstümlich und Goethe selbst hatte über die geringe Verbreitung seiner Lieder auf den Flügeln des Gesanges am wenigsten Grund zur Beschwerde. Die Angabe über Goethes Vermögen unterm 13. Februar 1829 ist auch stark übertrieben. An andern Stellen, wie z. B. bei dem Urteil über die Oper „Die Stumme von Portici" unterm 14. März 1831, dürften Goethes gelegentliche mephistophelische Laune und seine Vorliebe für Paradoxe mitgewirkt haben. Andere Kleinigkeiten, die Eckermann wohl selbst hätte vermeiden können, seien nur beispielsweise erwähnt. Daß in Goethes „Schweizerreise" kein Wort über Musik vorkomme, ist unrichtig, denn von Musik ist darin immerhin, z. B. unterm 11. September 1797, die Rede; eine Schauspielerin namens Brighella (14. Februar 1830) hat Goethe nicht gesehen, wohl aber einen Schauspieler dieses Namens, von dem Goethe in seiner „Italienischen Reise" unterm 10. Oktober 1786 erzählt; die Schauspielerin hieß Smeraldina. Eine Reihe solcher Kleinigkeiten ist im Register berichtigt.

An andern Mißverständnissen ist Eckermann selbst durchaus unschuldig. So wie er die Erzählung des früheren Goetheschen Kammerdieners namens Christian Sutor unterm 13. November 1823

Sagenhaftes. wiedergibt, hat der Alte sie ihm zweifellos auch mitgeteilt. Sie erklärt sich durch eine Äußerung Goethes in einem Briefe vom 6. April 1783 an Frau von Stein, wo es heißt: „Heute nacht sah ich ein Nordlicht im Südosten, wenn nur nicht wieder ein Erdbeben gewesen ist, denn es ist eine außerordentliche Erscheinung." Das Erdbeben zu Messina hatte aber bereits im Februar 1783 stattgefunden. Von dieser Begegnung mit dem Kammerdiener hat Eckermann auch Goethe erzählt, denn unterm 21. Dezember 1823 berichtet dessen Tagebuch: „Mittag Eckermann. Sutors Tradition einer Himmelserscheinung", womit der Bericht schon von Goethe selbst entsprechend kritisiert ist. Eckermann aber lag daran, diese bereits in eine Sage sich auflösende Tradition eben in dieser Form wiederzugeben.

Erscheint aber trotz mancher offenbaren Irrtümer oder Mißverständnisse die bona fides Eckermanns über jeden Zweifel erhaben, so darf schließlich nicht unerwähnt bleiben, daß es bei der Aufzeichnung der Gespräche auch Umstände gegeben haben mag, bei denen seine persönliche Empfindung mit seiner Feder durchgegangen sein wird. Wie schon angedeutet, war Eckermanns Stimmung in den Jahren seines Zusammenseins mit Goethe nicht immer der Tonart der „Gespräche" gleich. Manchmal erfaßte ihn die Unzufriedenheit darüber, daß sein Gönner so wenig für seine selbständige Zukunft tat, sondern ihn ganz im Bann seiner eigenen Interessen zu halten wußte, und diese Beobachtung stachelte dann um so mehr Eckermanns eigenen Ehrgeiz, der wohl gerne schlafen ging, aber gelegentlich doch die Miene machte, sich aufzuraffen. Es wäre gewiß verständlich, wenn solche Stimmungen bei der Niederschrift der „Gespräche" den Verfasser, der nach Goethes Tode stark vereinsamt im Leben stand, überkommen hätten, und ein Hinweis auf Merkmale solcher Stimmungen ist wohl angebracht. Ganz offenbar fühlte Eckermann hier und da das Bedürfnis, sich selbst bei aller Ergebenheit und Liebe zu Goethe ein selbständiges Relief zu geben. Es handelt sich nicht um die Abschnitte, in denen er mit einer kleinen Dosis von Selbstgefälligkeit über seine eigenen Liebhabereien und Erfahrungen spricht und, wie z. B. bei der, übrigens prächtigen, Schilderung des Vogellebens seinen Meister fast zu bemitleiden scheint, daß er trotz seines enzyklopädischen Wissens von diesen Dingen doch so gar nichts verstehe; der Mangel an Stoff wird, wie schon erwähnt, an der breiten Entfaltung Eckermannscher Motive mitschuldig gewesen sein. Es handelt sich viel-

Persönliche Stimmungen.

mehr um solche Stellen, in denen Eckermann seine persönliche Selb-
Selbständigkeit und Zurückhaltung. ständigkeit innerhalb des Goetheschen Lebenskreises gewissermaßen historisch festzustellen sucht. Gleich das erste Jahr der „Gespräche" bietet dafür ein charakteristisches Beispiel. Unterm 27. Oktober 1823 erzählt er, wie die Aufführung des Stückes „Die Schachmaschine" von Beck ihn, der ein großer Theaterliebhaber war, mehr gereizt habe als die Aussicht auf ein Abendkonzert und eine große Gesellschaft im Goetheschen Hause; und ähnlich berichtet er unterm 1. Mai 1825, wie er der Einladung Ottiliens zu einer Teegesellschaft im Park einen Ausflug mit einem seiner englischen Freunde vorzuziehen geneigt war. Düntzers Angabe, daß an jenem 27. Oktober nur die Theateraufführung, das Konzert aber erst am 28. stattgefunden hätte, trifft nicht zu; sonst wäre allerdings ein schlagender Beweis dafür erbracht, daß Eckermanns Gedächtnis mit dem Bestreben komponiert habe, seine oft etwas reservierte Haltung dem häuslichen Kreise Goethes gegenüber nachzuweisen. Das Scheue und Zurückhaltende in Eckermanns Wesen ist von mehreren Seiten gleichlautend überliefert; Marianne von Willemer war davon so befremdet, daß der Schützling Goethes für sie etwas „Räthselhaftes" hatte. Jene Erlebnisse lassen daher keinen Zweifel an ihrer Wahrheit zu. Der hier zutage tretende
Freund, nicht Sekretär. psychologische Vorgang läßt sich aber noch weiter verfolgen. Eckermann war nicht Goethes Sekretär, wenn er auch bis heute noch dazu gemacht wird (vgl. Geiger, „Goethe und die Seinen", 1908, S. 224/25: Die Unterschrift des Bildes von Schmeller). Das schloß natürlich nicht aus, daß ihm Goethe gelegentlich bei Abwesenheit des angestellten Schreibers etwas in die Feder diktierte, wie er ihn z. B. laut Tagebuch am 8. Januar 1826 die Einleitung zur Meteorologie schreiben ließ. Gegen die Mißdeutung seiner Stellung hat Eckermann sich später oft genug mit Entrüstung verwahrt. Als ihn 1838 Brockhaus um einige biographische Notizen über sein eigenes Leben bat, um diese im Konversationslexikon dem Artikel Goethe anzuhängen, war Eckermann über diese Unterordnung, die man ihm zugedachte, überaus gekränkt und erwiderte am 27. Dezember in größter Gereiztheit: „Man hat zwar mündlich und sogar auch öffentlich gesagt ich sey Goethes Secretair gewesen, allein daran ist kein wahres Wort und rührt ein solches Gerede von Personen her die sehr schlecht unterrichtet waren und die mein eigentliches Verhältniß zu Goethe nicht kannten. Mein Verhältniß zu ihm war kein anderes

als das eines Schülers und Mitarbeiters. Und dieses Verhältniß ist mir theuer genug zu stehen gekommen, denn ich habe die ganze Zeit auf meine eigenen Kosten gelebt, und habe nur von Zeit zu Zeit das Vergnügen gehabt mit ihm zu Tische zu seyn und in seine Gesellschaft gezogen zu werden, wo denn freylich der geistige Gewinn groß war." Nur eine Anmerkung zu Goethe zu sein, verbat er sich. Es mußte ihm deshalb in den „Gesprächen mit Goethe" vor allem daran liegen, sein Verhältnis zu Goethe als das einer unabhängigen freien Mitarbeiterschaft, einer Freundschaft des Älteren zum Jüngeren, hinzustellen. Dies Bestreben tritt auch allenthalben hervor; manchmal in einer etwas naiven Art, indem er Goethes Worte ausdrücklich billigt und uns sein Einverständnis damit erklärt. Zu vergessen ist jedoch dabei nicht, daß die Natur des Gespräches irgendeine Antwort Eckermanns, einen Abschluß bedingte, und er darin einige Abwechslungen eintreten lassen mußte, um nicht immer in die stereotypen Worte tiefer Bewunderung zu verfallen. Seine angesehene Stellung im Goetheschen Hause, eben den Rang eines Freundes, bewachte Eckermann eifersüchtig, besonders auch fremden Besuchern gegenüber, und es hat an einigen Stellen der „Gespräche", über die wir genaue Nachricht von mehreren Seiten besitzen, den Anschein, als ob er nicht habe zugestehen wollen,

Ungeladener Gast.

bei einigen festlichen Gelegenheiten im Goetheschen Hause nicht mit zugezogen worden zu sein. So erzählt er unterm 19. April 1824 von dem Diner zu Ehren des berühmten Philologen Friedrich August Wolf, aber weder Goethes Tagebuch noch der Bericht des Kanzlers von Müller, der auch zugegen war, wissen etwas von Eckermanns Anwesenheit. Eckermann selbst drückt sich wiederum so vorsichtig über jenen Tag aus, daß seine Angaben ebensogut auf die Erzählungen anderer zurückgehen könnten, während es über die Einzelheiten der gehaltenen Gespräche heißt: „Die geistreichen Scherze über Tisch waren zu flüchtig und zu sehr die Frucht des Augenblicks, als daß man sich ihrer hätte bemächtigen können." Dazu kommt, daß der von Eckermann wiedergegebene Eindruck der ganzen Unterhaltung keineswegs so „anmutig" war; statt der mephistopheliſchen Laune Goethes tritt aus dem Bericht des Kanzlers von Müller mehr ein ironisches Verhalten dem streitsüchtigen Philologen gegenüber hervor, und wenn Goethe am 28. April 1824 an Freund Zelter über Wolf schreibt: „Ich schweige über den Eindruck seiner Gegenwart und begreife nicht wie weit er kommen will", so harmoniert diese Äußerung erst recht

nicht mit dem behaglich heiteren Charakter der von Eckermann überlieferten Unterhaltung. Unterm 8. Oktober 1828 haben wir einen ähnlichen Fall. Eckermanns Angabe der Personen stimmt mit der des Goetheschen Tagebuches vom selben Datum durchaus überein, nur Eckermann selbst ist nicht erwähnt. Und wiederum findet sich in den „Gesprächen" die Äußerung: „Von dem jedoch, was gesprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern." War er nicht selbst zur Tafel gezogen, so können seine hier mitgeteilten Gespräche mit Tieck und Göttling ebensogut an einem andern Ort als im Goetheschen Hause stattgefunden haben. Einen Tag später, beim abermaligen Besuche Tiecks bei Goethe, zwingt der karge Wortlaut fast zu der Vermutung, daß Eckermann unerwartet Goethes Haus betrat, die Tischgesellschaft dort antraf, sich aber dann wieder zurückzog, da er nicht geladen war. Wenn Goethe bei einem früheren kurzen Besuche Tiecks am 9. Juni 1828 Eckermanns Anwesenheit ausdrücklich erwähnt, so spricht das nur für jenen Schluß; von diesem flüchtigen Besuche erzählte auch Eckermanns Brief an seine Braut vom 28. Juni, von dem im Oktober schrieb er nichts. Der Besuch August Wilhelm von Schlegels am 24. April 1827 dürfte vielleicht ebenfalls unter diesen Gesichtspunkt fallen; die dürftigen Details des Besuches kann Eckermann ebensogut am nächsten Tage, als er mit Schlegels Begleiter, Dr. Lassen, zu Tisch war, erfahren haben. Goethes Tagebuch gestattet auch hier solche Vermutung. Eckermanns Antwort auf Goethes Frage, wie ihm Schlegel gefalle: „Noch ganz so wie sonst", ist auch unklar, denn daß er ihn auf seiner Rheinreise in Bonn 1824 schon persönlich kennen gelernt habe, ist eine Annahme, die sich wohl nur auf ebendiese Antwort stützt. Wenn Goethe seinen Eckermann zu den genannten Gesellschaften nicht hinzuzog, so hat er gewiß seinen triftigen Grund dafür gehabt. Er brauchte dieses jungen Menschen restlose Hingabe und hatte ihm ja auch bald nach ihrer ersten Bekanntschaft, am 24. November 1823, offenheraus erklärt, er möge es nicht gern, wenn Eckermann „auch zu Anderen ein Verhältniß" habe. Nichts lag näher als die Sorge, daß Eckermann durch eine nähere Fühlung mit Schlegel oder mit Tieck in seiner Unbefangenheit Goethe gegenüber verwirrt und in literarische Treibereien und Cliquenwesen hineingezerrt werden könne. Kam jedoch Zelter nach Weimar, von dem ein Goethe unfreundlicher Einfluß auf Eckermann nicht zu befürchten war, dann sah Goethe selbst darauf, daß beide sich persönlich näher kamen, und dementsprechend ist auch am

1. Dezember 1823 und am 18. Oktober 1827, den beiden in den „Gesprächen" geschilderten Besuchen Zelters, Eckermann in Goethes Tagebüchern ausdrücklich miterwähnt.

Diesem Bestreben Eckermanns, seine Stellung Goethe gegenüber zu heben, ist es auch wohl zuzuschreiben, daß er von dem, was ihn mit Goethe am engsten verband, nämlich von seinen Arbeiten für den Dichter, überaus wenig erzählt, während die Tagebücher Goethes darüber eine zahllose Reihe von Notizen aufweisen, und Eckermann daher die interessantesten Angaben über die Entstehung Goethescher Werke und ihrer Ausgaben hätte machen können. Von solchen Dingen hören wir ihn ausführlich nur dann reden, wo er selbst als Anreger und Ratgeber auftritt, wie bei der „Novelle" („Das Kind und der Löwe") und bei der Vollendung von „Dichtung und Wahrheit", oder wo seine selbständige Anordnung von Goethe ohne weiteres gebilligt wird, wie bei den „Regeln für Schauspieler" oder bei dem Programm für die künftige Veröffentlichung Goethescher Briefe. Wo er nur der ausführende Teil ist, schweigt er ganz oder geht flüchtig darüber hinweg. Alle diese Symptome zeigen, wie Eckermann die Neigung hatte, sich nicht als literarischen Amanuensis des Meisters hinzustellen, sondern vielmehr als seinen „Freund", als der er auch in seiner Grabschrift bezeichnet ist.

Mitarbeiter Goethes.

Solche Bedenken, die sich gegen Einzelheiten der Eckermannschen „Gespräche" erheben lassen, haben weder den Zweck noch die Wirkung, ihren Wert herabzusetzen; sie waren nicht zu vermeiden, um ihre Benutzung für Goethes Lebensgang in die richtigen Wege zu leiten, und sie sind zugleich für die Charakteristik ihres Autors von Belang. Über diese Einzelheiten hinweg triumphiert der gewaltige Eindruck, den Eckermann von Goethes erhabener Persönlichkeit hatte, und den er wie kein zweiter in seinem Buche erstehen ließ. Seine erstaunliche Gabe, sich in das Innenleben und die Gedankengänge eines andern zu versetzen, hat er selbst in der Vorrede zum dritten Teile als eine Art Suggestion dargestellt, die von einer starken Persönlichkeit auf ihn übergehe und seine eigenen Gedanken und sein Empfinden völlig zum Schweigen bringe. Diese seltene Naturanlage hat ihn befähigt, uns auch den alten Goethe so lebendig zu erhalten, wie selbst des Dichters eigene schriftliche Äußerungen in jener Epoche es nicht mehr vermochten. Dazu hatte sich Eckermann die Goethesche Schreibweise in seinen Alterstagen völlig zu eigen gemacht, so sehr, daß er selbst noch lange nach des Meisters Tode

Nachahmung des Goetheschen Stils.

sich von diesem Stile nicht freimachen konnte. Für die frühe Fähigkeit Eckermanns, Goethes Stil zu kopieren, sei hier ein Beispiel angeführt, das durch seine Treue der Nachahmung geradezu eine scherzhafte Wirkung auslöst. Es ist ein Brief Eckermanns an Varnhagen von Ense, dem er im Auftrage Goethes die Kopie eines Gedichtes, das zum 21. Juni 1808 an Silvie von Ziegesar gerichtet war (Weimarer Sophien-Ausgabe, 4. Bd., S. 236 f.) zu übersenden hatte. Er fügte der Abschrift folgende Begleitzeilen hinzu:

Euer Hochwohlgeboren

durch Gegenwärtiges auf's freundlichste zu begrüßen, ergreife eine Gelegenheit die denenselben gewiß nicht unangenehm seyn wird.

Herr v. Goethe erzählte mir daß er Ihnen ein auch mir bekanntes Hernhutisches Gedicht zugesendet habe, welches einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen gehabt; er fuhr fort mir zu erzählen, daß er dasselbe Gedicht vor vielen Jahren mit nach Carlsbad genommen, wo der naive Ton und heitere gradsinnige Vortrag viel Vergnügen gemacht, auch dasselbe bey immer neu zutretenden Personen, wie es im Bade geschieht, öfters sey vorgelesen worden. — Dadurch habe man es nun fast auswendig gelernt, einzelne Stellen daraus bey geselligen Vorfallenheiten angewendet. Z. B.

Item Klapperschlangen und der Art Geschwänz

wenn man unangenehmen Personen begegnete und sie begrüßen mußte. Auch seyen in diesem Rhytmus manche Artigkeiten und Erwiederungen zu Tage gekommen.

Nun aber bey eintretendem Geburtstag einer holden liebenswerthen umworbenen Dame habe der Dichter nichts heiterers darzubringen gewußt als ein in der bekannten Schnurre dahinlaufendes Gedicht, welches denn auch von ganz erfreulicher Wirkung und sonst gutem geselligen Erfolg gewesen.

Da nun Goethe mir das Gedicht selbst vortrug mußte mir nothwendig, bey der Heiterkeit und Anmuth desselben, der Gedanke beygehen ob es nicht freundlich ja nothwendig sey, es Euer Hochwohlgeb. mitzutheilen; ich erhielt hiezu die willigste Erlaubniß und füge deshalb eine Abschrift hier bey.

Mir will es vorkommen als wenn es gerade die Eigenschaft jenes Hernhutischen habe: uns unmittelbar in den behandelten Zustand und hier in eine wünschenswerthe, geistig, gesellig, leidenschaftliche Epoche zu versetzen, wie sie freylich im Leben nur vorübergehend seyn können.

Ihre Beurtheilung der Jean Paulschen Briefe hat viel Beyfall gefunden. Ich habe das Blatt mit Goethe bey Tisch gelesen, wo er denn die trefflichsten Erläuterungen und Anmerkungen einflocht die ich Ihnen wohl gewünscht hätte mit anzuhören.

Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken hiedurch, wie überall, auf das Beste.

Eckermann.

Weimar d. 16. Novbr. 1829.

Von solchen Auswüchsen in der Nachahmung des Goetheschen Altersstils sind jedoch die „Gespräche" frei. Goethes Worte und

Reden, wie Eckermann sie überliefert, verleugnen gleichwohl ihre Herkunft nicht, sie tragen überall den echten Stempel des Meisters. Eckermann hat die größte Sorgfalt auf die Klarheit und den Wohllaut seines Stils gelegt, und besonders die beiden ersten Teile dürfen, von wenigen flüchtiger behandelten Stellen abgesehen, dem Besten der Goetheschen Prosa an die Seite gesetzt werden. Im dritten Teil war Eckermann nicht mehr so vollendet Herr seines Stoffes, da dieser nicht ganz seinem eigenen Erleben angehörte, sondern die Grundlagen dazu in wesentlichen Stücken von seinem Freunde Soret geliefert wurden.

Von den Notizen, die sich Eckermann über seine Stunden bei Goethe gemacht haben wird, hat sich in seinem Nachlasse nichts erhalten; wir haben daher kein Mittel, auf textkritischem Weg die Art zu beobachten, in der er skizzenhafte Angaben später behaglich ausführte, Tatsachen, von den Daten abweichend, nach seinen künstlerischen Zwecken gruppierte, das historische Material zu einer selbständigen literarischen Form umschuf und Fragmente des Augenblicks in den glatten Fluß seines schönen Stils auflöste. Nur die Betrachtung des fertigen Textes auf Grund anderer Quellen führte zu den obigen historisch-kritischen und psychologischen Bemerkungen. Dies gilt wenigstens von der Mehrzahl der „Gespräche mit Goethe", die nach Form und Inhalt Eckermanns unbestrittenes Eigentum ist.

Redaktion des dritten Teiles.

Anders verhält es sich jedoch mit dem dritten Teil seines Werkes, bei dem er die Notizen eines Freundes, des Legationsrats Friedrich Jakob Soret, benutzte. Diese Aufzeichnungen eines Fremden liegen seit 1905 in deutscher Übersetzung vor, die C. A. H. Burkhardt in Verbindung mit Wernekke veröffentlicht hat. Statt diese Aufzeichnungen eines klugen, wissenschaftlich hochbedeutenden, aber dabei doch etwas nüchternen Mannes zur Erläuterung und Aufklärung der Eckermannschen Mitteilungen im Schlußband zu benutzen, hat der Herausgeber Burkhardt den Soretschen Tagebüchern eine selbständige Bedeutung beigelegt und sie allenthalben in einen Gegensatz zu Eckermanns Buch gestellt, und statt aus dem Vergleich beider Texte sowohl Eckermanns intimere Goethe-Kenntnis als auch reifere künstlerische Einsicht darzulegen, hat er ihm alle Abweichungen und jede selbständige Behandlung mehr oder weniger zu Vorwürfen gedeutet.

Wer unter dem Eindruck des vollständigen Eckermannschen Werkes an den Vergleich der beiden Texte herantritt, muß zu wesentlich andern Ergebnissen kommen. Bei Soret, der 1792 als Sohn des Hof-

Friedrich Jakob Soret.

malers Soret in St. Petersburg geboren und in der französischen Schweiz erzogen worden, handelt es sich um einen Ausländer, der wenigstens in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar, nach seinem eigenen Geständnis, nur schwer in der Lage war, einer deutschen Unterredung über Philosophie oder künstlerische Gegenstände zu folgen, und wenn auch Goethe diesem Mangel Rechnung trug und die Unterhaltung mit Soret oft in französischer Sprache geführt wurde, bediente sich der Dichter, so geläufig er das fremde Idiom beherrschte, doch zwischendurch vielfach deutscher Ausdrücke, wenn er etwas ganz Individuelles zu sagen hatte. Goethes persönliche Ausdrucksweise, die Eckermann in so bewundernswerter Weise festzuhalten gewußt hat, mußte auf diesem Wege in ihrem eigentlichen Reiz verloren gehen, und wenn nun der Franzose, dem auch die Gegenstände der Unterhaltung, soweit sie nicht naturwissenschaftlicher Art waren, keineswegs so geläufig sein konnten wie etwa Eckermann, zu Hause Goethes Konversation in sein Tagebuch schrieb, so ist es nur zu leicht verständlich, daß eine solche Retorte höchstens imstande war, die notdürftigsten Elemente der geführten Unterredung zu bewahren. Dazu kommt schließlich noch eine deutsche Übertragung des Soretschen Textes, die, wo sie sich nicht an Eckermanns glatten und klaren Stil anlehnen konnte, bei aller Gelehrtheit des Übersetzers sehr viel zu wünschen übrig läßt und an dunklen Stellen und offenbaren Mißverständnissen überreich ist.

Soret, erst Theologe, dann Naturwissenschaftler, war ein völlig anderer Hörer als Eckermann. Er stand dem greisen Dichter weit kritischer gegenüber; er bekämpfte nicht gerade seine naturwissenschaftlichen Überzeugungen, aber er teilte sie auch nicht und war in den Hauptpunkten der Goetheschen Farbenlehre so sehr Skeptiker, daß er sich gelegentlich über die optischen Experimente, die Goethe und Eckermann gemeinsam trieben, belustigte. Als Erzieher des Prinzen Karl Alexander 1822, also ein Jahr vor Eckermanns Ankunft, nach Weimar berufen, weniger durch persönliches Verdienst als durch Protektion, und auch politisch als Genfer aus einem völlig andern Kirchspiel, hatte er in jeder Beziehung alle die Selbständigkeit dem Dichter gegenüber, die Eckermann nur selten in schüchternen Versuchen erstrebte. Zuerst von Goethe mit großer Kühle empfangen,

Soret und Goethe.

wurde er dennoch bald, gewiß durch Vermittlung seiner besonderen Gönnerin, der Großherzogin Maria Paulowna, der Mutter seines Zöglings, als regelmäßiger Gast in

Goethes Gesellschaften gebeten; gemeinsame Arbeiten, besonders auf dem Gebiete der Mineralogie, schließlich die von Soret ausgeführte französische Übersetzung der Goetheschen „Metamorphose der Pflanzen" vermittelten mit der Zeit einen engeren Anschluß, ohne jedoch das vertraute Verhältnis herbeizuführen, das den Meister mit seinem Schüler Eckermann verband. Diese Grenzlinie tritt allenthalben aus Sorets Tagebüchern hervor, und wenn sie ihn, wie er ja selbst zugesteht, vor den gelegentlichen Äußerungen unwirscher Laune des Gewaltigen bewahrte, so ging sie doch auch wie ein unscheinbarer aber scharfer Schnitt durch alles, was beide Männer miteinander zu verbinden schien. Soret hatte kaum einen Bruchteil der andachtsvollen Bewunderung und Hingebung, die bei Eckermann durchweg waltete; einer einsamen Stunde mit Goethe, in der das ungesprochene Wort die innigste Verbindung bedeutet, wie sie Eckermann mehrfach aus vollster Seele empfand und mit ihrem ganzen Zauber wiedergegeben hat, zog Soret eine Maskerade vor (23. Februar 1824), und diese Tatsache, wenn er sie auch hinterher bereute, wird immer kennzeichnend für sein Verhältnis zu dem Genius bleiben.

Soret hatte weder den Willen noch die Fähigkeit, auf des Meisters Worte zu lauschen, um sich ganz in sie zu versenken, und wenn erst Goethe ihm gegenüber seine übermütige mephistophelische Laune walten ließ, seine „Tonnen zum Spielen hinwarf, wie es die Harpuniere mit den Walfischen zu tun pflegen", wurde er bald verwirrt und wußte Ernst und Scherz nicht voneinander zu scheiden. Ein Ausfluß dieser mephistophelischen Laune, von der ja Soret selbst mehrfach berichtet, ist gewiß auch die vielberufene Äußerung Goethes vom 2. August 1830 über die Julirevolution, deren Bedeutung ihm nichtig erschien gegenüber dem wissenschaftlichen Streit der französischen Gelehrten; wie mochte es den Alten innerlich freuen, den jungen politischen Brausekopf so mit einem Wassersturz zu überraschen! Und Eckermann, der ja überhaupt erst die eigentlichen Pointen dieses Gespräches herauszuarbeiten verstand, hat mit wohlerwogener Absicht diesem Tag das kleine Gespräch vom 12. Mai 1830 unmittelbar vorangehen lassen, da dieses aus einer gleichen Stimmung hervorging und so auf das Kommende vorbereitete.

Gewiß ist Eckermann nicht frei von Fehlern und Irrtümern. Aber Soret ist ebensowenig in diesem Punkte unbedingt zuverlässig, nicht einmal sein Herausgeber, der eine Notiz unter den 15. November 1823 stellt, die zweifellos unter den 15. Juni gehört. Soret hat ferner zu seinen Notizen spätere Zu-

Sorets Tagebücher.

sätze gemacht; dies geht aus seiner Aufzeichnung vom 17. November 1823, die auf eine viel spätere vom 20. Juli 1831 Bezug nimmt, oder der vom 6. Juni 1828 über das Stielersche Goethe-Porträt ganz deutlich hervor. Einige Unterhaltungen hat auch er erst später aufgeschrieben, wie er am 8. März 1828 selbst angibt. Einmal (8. bzw. 17. Oktober 1828) war sogar Eckermann in der Lage, die Aufzeichnungen Sorets zu berichtigen. Sowenig wie Eckermann hat auch Soret alle Besuchstage notiert, und seine Niederschriften lassen sich durch die Tagebücher Goethes ebenso ergänzen wie die Eckermanns. Daß Sorets Daten im ganzen zuverlässiger sind, kann, ohne Eckermann zu beeinträchtigen, zugegeben werden.

Der dritte Teil der „Gespräche" steht im ganzen genommen keineswegs auf der Höhe der beiden ersten Teile; einige Gründe dafür sind bereits bei der Entstehungsgeschichte des Werkes erwähnt. Ungeschickt erscheint es, daß noch einmal die ganze Reihe der Jahre durchlaufen wird, denen schon die beiden ersten Teile gewidmet waren, und der dritte Teil sogar mit Rücksicht auf Sorets Ankunft früher einsetzt, als Eckermann selbst in Weimar war. Die Mitteilungen Sorets waren viel kürzer, fragmentarischer und trockener und entbehrten jedes belebenden Hauches, jeder schriftstellerischen Gewandtheit, so daß sie Eckermanns Urteil in der Vorrede zum dritten Teile der „Gespräche" völlig rechtfertigten; denn wie ganz anders wußte er Goethes Worte zu interpretieren! Ist dieser Mangel der Vorlage im schließlichen Text des dritten Teiles dennoch vielfach überwunden, so beruhte eben Eckermanns Verdienst darin, daß er in der Tat die Aufzeichnungen Sorets nur als Material betrachtete und sie nach seinem eigenen Gutdünken souverän behandelte. Soret hat ihm auch keineswegs seine vollständigen Unterhaltungen mit Goethe zur Verfügung gestellt, vielmehr nur eine Auswahl von siebzig Gesprächen, zu denen W. Lampmann in einem Nekrolog auf Soret in der „Weimarischen Zeitung" (1866, Nr. 12—15) auf Grund einer Korrektur in Sorets Handexemplar der „Gespräche" auch die zwei Unterhaltungen vom 14. und 15. März 1830 zählte, die sich Eckermann selbst zuschrieb und, wie später nachzuweisen, durchaus mit Recht. „Sorets Originalhandschrift, wie Eckermann sie benutzt hat", hat Lampmann keineswegs besessen, und es ist unbegreiflich, wie H. Uhde („Goethes Briefe an Soret", 1877, S. 191) eine derartige Angabe aus jenem Nekrolog herauslesen konnte. Das für Eckermann bestimmte Manuskript existiert wohl schwerlich mehr, sonst hätte der Herausgeber der „Unterhaltungen Goethes mit Soret" gewiß

nicht versäumt, genauer anzugeben, welche Abschnitte Eckermann seinerzeit vorlagen und in welchem Wortlaute. Erst dann wäre für eine vollständige Kritik an Eckermanns Verfahren eine zuverlässige Grundlage gewonnen. An manchen Stellen läßt sich aber auch jetzt schon durch Vergleich beider Texte Eckermanns Redaktion beobachten. Mochte auch Soret schon bei seinen Auszügen für Eckermann Rücksicht auf die Familie des Dichters oder auch Eckermanns persönliches Empfinden genommen haben, so blieb dennoch aus dem schon gesiebten Material für den Verfasser der „Gespräche" manches zu streichen und zu kürzen übrig. In erster Linie alles das, was den Meister im Urteile der Nachwelt herabsetzen oder in unfreundlichem Lichte darstellen konnte, so seine kleinen Reibereien mit Freunden, launenhafte Ausfälle etwa gegen den Kanzler von Müller und ähnliches. Hier sah Soret, wie seine Originalaufzeichnungen zeigen, weit schärfer und nicht so versöhnlich wie Eckermann, und er verfehlt auch nicht, in den letzten Jahren bei dem achtzigjährigen Greise die kleinen Hinfälligkeiten des Alters, Schläfrigkeit, Vergeßlichkeit, Langweile der Gespräche usw., genau zu notieren, was alles in Eckermanns Goethe-Bild wenig hineingepaßt hätte. Letzterer war diskreter als Soret, der nicht wenig neugierig zu sein schien, den Namen der Dame zu erfahren, von der Goethe unterm 14. Februar 1830 (bei Eckermann unterm 20. Juli 1831) die Kußanekdote erzählt. Eckermann hatte auch keine Veranlassung, etwa den Namen Ettmüllers zu nennen, den Soret vergeblich bei Goethe empfahl, oder bei der im März (bei Eckermann 20. Juni) 1831 beabsichtigten Berufung eines deutschen Schriftstellers nach Weimar den Namen Karl Spindlers, des in den dreißiger Jahren sehr angesehenen Romanschriftstellers, aus dessen Berufung dann doch nichts wurde. Alles, was nähere Bekannte oder überhaupt andere in der schärferen Beleuchtung Sorets verletzen konnte, ließ Eckermann ebenfalls weg, z. B. die Vorliebe Goethes für seinen Enkel Wolf, oder eine boshafte Äußerung über Ottiliens „Chaos"; in Eckermanns Redaktion ist nur dem sehr aufmerksamen Leser der ironische Sinn der Goetheschen Worte, die jene Zeitschrift als den geistigen Barometer der Weimarer Gesellschaft bezeichnen, verständlich. Eckermann strich ferner alles, was dem Tage angehörte, und hielt sich an das, was von bleibendem Werte war; er entfernte oder kürzte alles Unwesentliche, was nicht Goethe direkt betraf, wie etwa die ausführlichen Nachrichten über Sorets Großonkel Etienne Dumont, den Sekretär Mirabeaus, und er strich schließlich alles, was schon

Kürzungen und Striche.

bekannt war oder was er selbst in den ersten Teilen der „Gespräche" bereits ausführlich berichtet hatte, wie z. B. die Abschnitte über die Marienbader Elegie, der Soret am 24. Oktober und 17. November 1823 gedenkt, über die ja Eckermann weit besser Bescheid wußte, oder Goethes Urteil über die Faustillustrationen von Delacroix, das Eckermann unterm 29. November 1826 schon zitiert hatte, und gewiß sinnvoller als Soret unterm 22. März 1828. Wenn er die Worte über Schiller und Gozzi dennoch im dritten Teile fast genau so anführt wie im zweiten, beide Male unterm 14. Februar 1830, so ist dies eines der redaktionellen Versehen, die ihm bei aller Sorgfalt dennoch entschlüpften. Den Jahrgang 1829, der schon von ihm selbst im zweiten Teile überreich bedacht war, schaltete Eckermann im dritten Teile gänzlich aus, suchte dagegen das Jahr 1830, wo er durch seine Reise nach Italien lange von Goethe getrennt war, nach Möglichkeit aus Sorets Notizen zu ergänzen.

Eckermann beseitigte ferner alle Wiederholungen, die sich in Sorets Tagebüchern fanden; Unwahrscheinliches, wie die nach Soret 20 Minuten lange Verlegenheitspause in Goethes Ilmenauer Bergrede, milderte er auf 10 Minuten, wobei allerdings immer noch eine starke Unwahrscheinlichkeit bestehen bleibt; 20 Sekunden wären vielleicht besser gewesen. Eine derartige Redaktion brachte ferner manche Umstellungen mit sich; er rundete die Gespräche ab, indem er ähnliche Stoffe zusammenstellte, wie er z. B. die Notiz über „Rameaus Neffen" unterm 30. Dezember 1823 an den Anfang setzte, wo sie unter andern literarischen Notizen eine richtigere Stelle hat als unmittelbar zwischen den naturwissenschaftlichen Erörterungen, die darauf folgen. Eine von Soret unterm 14. Februar 1830 erzählte Anekdote fügte er zu einer andern unterm 20. Juli 1831; ausführlichere Äußerungen über Cuvier und St. Hilaire, die er selbst von Goethe vernommen haben muß, setzte er zu der Unterredung Sorets mit Goethe am 2. August 1830, ohne Rücksicht darauf, daß er, Eckermann, selbst zu dieser Zeit in Italien weilte, u. s. f. Eine Folge dieser Umstellungen ist leider die gewesen, daß der Herausgeber der Soretschen Unterhaltungen vieles bei Eckermann tadelnd vermißte, was dort sehr wohl zu finden ist, so z. B. die Anekdote vom Archidiakonus Koethe, deren Soret unterm 1. September 1830 gedenkt, und die Eckermann einer Unterhaltung vom 5. Mai 1824 angeschlossen hat, in der von schlechter Aussprache mehrerer Konsonanten die Rede ist, was dann wie von selbst zu jenem Scherz überleitet. Aus der Unterhal-

Umstellungen.

tung ferner vom 21. Mai 1824, die Soret mit Goethe über seinen prinzlichen Zögling führte, hat Eckermann für seine „Gespräche" vom 18. Mai geschöpft, über Sorets Trilogie und Victor Hugos zu große Fruchtbarkeit spricht Eckermann unter dem 1. (statt 7.) Dezember 1831, und die kurze Notiz Sorets über den Weimarer Theaterbrand unterm 22. März 1825 hat sich bei Eckermann zu einer so reichen Skizze ausgewachsen, daß Sorets Notizen dagegen gar nicht in Betracht kommen.

Nachträge zum dritten Teil. Einiges, was Eckermann ursprünglich von Sorets Auszügen verwerten wollte, hat er noch im Manuskript des dritten Teiles gestrichen, und es mag hier als Nachtrag zu den „Gesprächen mit Goethe" folgen.

So schließt das mit Soret geführte Gespräch vom 22. Januar 1830 mit dem Epigramm Dumonts auf Walter Scott; was aber nach den Notizen Sorets als dessen eigenes Urteil erscheint, legt Eckermann Goethe in den Mund, und die Stelle lautet in seinem Manuskript:

Ich lenkte noch einmal auf Walter Scott zurück und erinnerte an das Epigramm Dümonts auf ihn:

S'il invente on peut le croire,
S'il raconte croyez qu'il ment.

welches Goethe sehr gut fand. „Es ist pikant, sagte er, durch den Anschein des Paradoxen; aber doch muß man gestehen daß es mit dem heiteren Vorwurf selber einige Richtigkeit hat."

Ein größerer Abschnitt ist unter dem 29. Januar desselben Jahres fortgefallen. Die deutsche Übertragung der Soretschen Unterhaltungen läßt leicht das Mißverständnis aufkommen, als ob die „Pariser Reise" Soret selbst zum Verfasser hätte. Auch in den Eckermannschen „Gesprächen", wie sie im Druck vorliegen, ist flüchtig von ihr die Rede und ohne nähere Erklärung; letztere hatte Eckermann eben für den Abschnitt vorbehalten, der sich im Originalmanuskript unterm 29. Januar findet und folgendermaßen lautet:

Goethe schien mit dem Manuscript der Reise Dümonts nach Paris sehr zufrieden.

Ich sprach einige Zweifel aus, ob es denn für eine Publication auch wohl bedeutend genug seyn möchte.

„Was verstehen wir unter bedeutend! rief Goethe. Alles was von einem gescheuten Manne geschrieben ist, wird in den Augen gescheuter Leser immer bedeutend seyn, und wenn es Kleinigkeiten wären. Und was die Masse der bloß neugierigen, übrigens aber dummen und unwissenden Leser betrifft, so kann man ihre Meinung füglich ignoriren."

Aber doch, erwiederte ich, könnte es wohl nicht schaden auf die allgemeine Stimme des großen Publicums einige Rücksicht zu nehmen.

„Man hat das große Publicum verdorben, entgegnete Goethe, indem man ihm einestheils immer Pikantes und Amüsantes aufzutischen gesucht, und

anderen Theils es mit einer Unzahl häufig schlechter, zersplitternder und verwirrender Journale gefüttert hat. Das große Publicum hat so wenig Urtheil als Geschmack; es zeigt ein gleiches Interesse für das Gemeine wie für das Erhabene. Und ihm Zugeständnisse machen und es zum Richter wählen und es fragen zu wollen was man publiciren solle und was nicht, wäre denn doch wohl die Thorheit aller Thorheiten."

Außer diesen Abschnitten sind noch zwei Änderungen in Eckermanns Manuskript beachtenswert. Unterm 3. Februar 1830 war die ursprüngliche Lesart über den französischen Politiker Guizot:

Leute die ihn näher kennen, erwiederte ich, haben mir ihn in jeder Hinsicht als sehr pedantisch geschildert, man ist der Meinung, daß seine steifen Manieren ihm als Deputirten schaden werden.

Unterm 14. März 1830 lautete ferner die Stelle über denselben Franzosen folgendermaßen:

Dann seine Geringachtung der jetzt regierenden Linie der Bourbonen, die freilich als ein abgenutztes Geschlecht erscheinen und endlich sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen usw.

Bei den letzten beiden Notizen haben jedenfalls politische Gründe Eckermann zur Änderung bewogen, bei den beiden ersten vielleicht nur das Bedürfnis, sein Manuskript zu kürzen oder im zweiten Falle ein Bedenken Eckermanns gegen dieses schroffe Urteil Goethes über den Geschmack des Publikums.

Aus alledem geht hervor, daß Eckermann recht gut wußte, was er von den Soretschen Tagebuchnotizen, um den Charakter seines eigenen Buches zu wahren und um wichtiges Material nicht zu übergehen, verwerten durfte, und wenn er für diese und jene Miszelle keinen Raum fand, so war ihre Ausschaltung sein gutes Recht, denn er schrieb nicht an einer Chronik, sondern an einem künstlerisch überlegten Werke, das ein bestimmtes Bild Goethes geben sollte. Und ebenso ist der Vorwurf zurückzuweisen, als ob Eckermann einige Aufzeichnungen Sorets unrechtmäßig benutzt und kurzweg als die seinigen ausgegeben habe. Was Goethe sprach, vertraute er keineswegs als Geheimnis allein einem einzelnen, so daß es andern verborgen geblieben wäre; vieles, was Soret von ihm aufzeichnete, hat Eckermann gewiß viele Male vernommen, wie z. B. Goethes Abneigung gegen das Brillentragen. Und wenn sich Eckermann durch Sorets Notizen an dieses und jenes erinnern ließ, das er dann aus seinem eigenen Gedächtnis in ganz anderer Form wieder auffrischte, so liegt nicht der geringste Grund vor, an solchen Stellen Soret einfach als Verfasser unter-

Eckermann, nicht Soret!

zuschieben. Auf die Anekdote über den Baron von Grimm und seine Assignaten wurde er gewiß durch Sorets Erzählung wieder gebracht (14. Februar 1830); daß sie ihm aber selbst nicht unbekannt war, zeigt die kurze Notiz im zweiten Teile unter demselben Datum. Hier benutzte Eckermann seines Freundes Anregung zur Ergänzung seiner eigenen, in diesen Goethe direkt nicht betreffenden Einzelheiten vielleicht lückenhafteren Aufzeichnungen. Das gilt besonders von den beiden Gesprächen unterm 14. und 15. März 1830, die schon in ihrer Ausdehnung und Reichhaltigkeit jeden Vergleich mit den Notizen Sorets vom 8. und 14. März abweisen. Da Eckermann schon in seinem zweiten Teil von der Ankunft der Davidischen Kiste mit Basreliefs und Büchern ausführlich berichtet hatte und von dieser reichen Pariser Sendung noch lange im Goetheschen Kreise die Rede war, Eckermann also alles das miterlebte, so liegt nicht der geringste Grund vor, diese beiden Gespräche Soret zuzuweisen. Im Gegenteil hat die Veröffentlichung der Soretschen Notizen die Gewißheit erbracht, daß der eigentliche Höhepunkt des Gespräches vom 14. März Eckermann gehörte, daß er es war, der, ein wenig unvorsichtig, den Dichter über seine Stellungnahme zu der politischen Erhebung Deutschlands befragte. Von alle dem, was bei Eckermann hier über die Berechtigung und den Wert politischer Gedichte, über Mérimée und anderes gesagt ist, findet sich bei Soret keine Zeile, und in der Anekdote über die Jenaer Bibliothek verwirrt Soret offenbar zwei verschiedene Begebenheiten, die Eckermann aus seiner besseren Kenntnis heraus in durchaus selbständiger Weise erzählt. Eckermann schiebt sogar dem Freunde eine Unterhaltung mit Goethe zu, die Soret selbst nur nach dem Bericht Eckermanns wiedergeben kann, wie er ja auch eine andere Äußerung Goethes nach den Worten des Kanzlers von Müller anführt (19. April 1830); jene Worte über Sorets Freund Töpfer unterm 5. Januar 1832 waren Eckermann gegenüber gesprochen, da Soret krankheitshalber Goethe nicht besuchen konnte. In dem Bestreben, möglichst viel vom Texte Eckermanns für Soret zu retten, hat der Herausgeber der Soretschen Tagebücher auch übersehen, daß sich für das Gespräch vom 31. Dezember 1823, das irrtümlicherweise mit * bezeichnet ist, wie ich schon bei Erörterung des Textes dieser Ausgabe nachwies, in Sorets Aufzeichnungen gar keine Unterlage findet und dieser Absatz durchaus Eckermanns Eigentum ist. Wenn also Friedrich Bernt in seiner Ausgabe, die Sorets Beiträge zum dritten Teile als separaten Anhang bietet und die Eckermann gehörigen Abschnitte in den

ersten und zweiten Teil einordnet, auch jenes Gespräch in den Anhang verweist, so steht es dort an durchaus falscher Stelle, und ebensowenig berechtigt ist es, die Gespräche vom 14. und 15. März 1830 ohne weiteres in den Soretschen Nachtrag aufzunehmen. Es lag daher kein Grund vor, in unserer neurevidierten Ausgabe diese beiden Gespräche berichtigend mit einem * zu versehen. Aus solchen Hinweisen ergibt sich zugleich das Bedenkliche überhaupt des Versuchs, die drei Teile der „Gespräche" der Zeitfolge entsprechend ineinander zu verarbeiten, und wenn Eckermann selbst, wie der in seinem Nachlaß erhaltene Entwurf eines Briefes an Heinrichshofen vom 14. Juli 1851 lehrt, mit diesem Gedanken, den der englische Übersetzer Oxenford bereits selbständig ausgeführt hatte, umging, so dürfte eben nur Eckermann dazu berechtigt und imstande gewesen sein, nicht nur weil ein Buch das Recht hat, so fortzubestehen wie es unter den Augen seines Verfassers erschienen ist, sondern weil eine solche Anordnung, wenn sie nicht für die Mängel der Dreiteilung andere Mängel eintauschen will, eine redaktionelle Bearbeitung erforderte, die nur dem Verfasser zusteht. Brockhaus gegenüber hat Eckermann, auch bei der Beratung über die erwünschte Vereinigung der drei Teile seines Werkes, nie ein Wort von solcher Ineinanderschiebung fallen lassen.

Dazu kommt schließlich noch eine stilistische Redaktion Eckermanns, die nicht nur darauf ausging, mancherlei Undeutlichkeiten des fremden Textes und kleine Hörfehler Sorets zu beseitigen, sondern vor allem diesen trocken überlieferten Worten die Form zu geben, die uns erst an ihre Goethesche Herkunft glauben läßt. Man vergleiche nur einige der zahlreichen vorhin angeführten Stellen, die in den Gegenständen der Gespräche beiden Hausfreunden Goethes gemeinsam sind, und es bedarf dann wohl nicht erst des Nachweises, daß Eckermann ein Virtuose im Hören war, was Soret in keinem Punkt nachgesagt werden kann.

Stilistische Redaktion.

Alle diese Gründe führen zu dem Ergebnis, daß die Soretschen Aufzeichnungen in ihrer ursprünglichen Fassung gewiß mancherlei dankenswerte Details der Goethe-Forschung zuführen, für die Kenntnis der Goetheschen Persönlichkeit jedoch, die das Ziel des Eckermannschen Buches war, keinerlei wesentliche Beiträge liefern, daher auch alles eher denn geeignet sind, den Wert der Eckermannschen Gespräche auch des dritten Teiles irgendwie zu beeinträchtigen. Sorets Notizen verhalten sich zu Eckermanns klassischen Aufzeichnungen nicht etwa wie die Skizze zu einem ausgeführten Gemälde,

sondern höchstens wie die Farbentöpfe, aus denen ein Meister bei seinem Werk geschöpft hat. Daß Soret seinem Freunde die gewünschten Auszüge zur Verfügung stellte, war gewiß sehr uneigennützig, und der Dank aller Goethe-Freunde soll ihm nicht im geringsten verkürzt werden. Aber daß er es tat, war zugleich das Zugeständnis, daß er, der doch sonst mit der Feder Bescheid wußte, sich selbst der Veröffentlichung seiner Gespräche nicht gewachsen fühlte, daß er aber Eckermann die Fähigkeit zutraute, auch diese Aufzeichnungen in ihrer beider Sinne zu verarbeiten. Es ist bisher auch keine Äußerung Sorets bekannt geworden, in der er sich über das Vorgehen Eckermanns tadelnd geäußert hätte.

Berichtigungen im dritten Teil.

Die Herausgabe des dritten Teiles benutzte Eckermann auch dazu, Unvollständigkeiten der ersten beiden Teile zu ergänzen, Undeutlichkeiten zu berichtigen. Schon die Redaktion des ersten und zweiten Teiles war nicht gleichmäßig gewesen. Fragmentarische Aufzeichnungen wie die unterm 10. und 11. Februar 1829 oder 3. und 7. Februar 1830 fallen aus dem Charakter des ganzen Werkes stark heraus, und wenn Eckermann an einer dieser Stellen notiert: „Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern", so ist dies ein Rudiment aus seinem ersten Entwurf, das nicht hätte stehenbleiben dürfen, denn von jenem Maler war vorher nie die Rede. Ähnliches wird im dritten Teile gutgemacht. So überrascht es auf den ersten Blick, daß das Bild von Rubens, die „Landschaft mit den doppelten Schatten", nochmals (S. 493 ff.) umständlich beschrieben wird, nachdem es schon im ersten Teile (S. 193 f.) eine ausführliche Analyse erfahren hatte. Nehmen wir aber die dritte Erwähnung dieses Kunstwerkes hinzu (S. 203) so stellt sich heraus, daß Eckermann im ersten Teil vergessen hatte, das eigentlich Charakteristische des Bildes zu erwähnen und durch die Bezeichnung „Landschaft mit den doppelten Schatten" (S. 203) beim Leser etwas als bekannt voraussetzte, was diesem noch völlig unklar sein mußte. Eckermann kam deshalb im dritten Teil nochmals ausführlich auf diesen Gegenstand zurück und fügte jetzt erst hinzu, was eigentlich zu der Betrachtung des Rubensschen Bildes (vgl. die Illustration S. 493) Anlaß gegeben hatte.

Die * * * Zum Abschluß dieser Untersuchung sind noch die Stellen ins Auge zu fassen, wo Eckermann seine Diskretion dadurch bezeugt hat, daß er einige Namen mit Rücksicht auf noch lebende Personen unterdrückte und durch Sternchen ersetzte. Von

den Herausgebern der Eckermannschen „Gespräche" ist vielfach hin und her vermutet worden, wer an den einzelnen Stellen gemeint sein könne, und es dürfte deshalb von Interesse sein, Eckermann selbst dazu einige Erläuterungen geben zu hören. Unter den ersten aufmerksamen Lesern der „Gespräche" war einer, den diese Sternchen nicht ruhen ließen, Varnhagen von Ense in Berlin. In seinem schon erwähnten Aufsatze über das Werk hebt er u. a. die Stelle Goethes über „einen unserer neuesten deutschen Dichter" hervor und vermutet auch Heine darunter. In einer Nachschrift berichtigt er jedoch, daß „nach zuverlässiger Auskunft" nicht Heine, sondern Platen gemeint sei. Er hatte das nicht nur durch Eckermanns öffentliche Erklärung erfahren, sondern von diesem direkt. Am 10. Mai 1836 (vgl. S. 636) hatte ihm Eckermann sein neues Buch übersandt und Varnhagen hatte zweifellos in seinem Dankbrief an jenen durch Sternchen bezeichneten Stellen gedeutelt, zum mindesten seine Neugier durchblicken lassen. Darauf gab ihm Eckermann einige Aufklärungen in folgendem Brief, der ganz wiedergegeben zu werden verdient, da er von mannigfachem Interesse ist:

Eckermann über die ***

Weimar d. 14. Juny 1836.

Durch Ihr höchst edles und schönes Schreiben vom 20. v. M., mein hochverehrter Herr Geheimelegationsrath, haben Sie mir die glücklichsten Tage bereitet. Auch die Frau Großherzogin, der H. Geh. R. v. Müller und Frau v. Goethe haben den Brief mit wahrer Freude und Interesse gelesen und mir zu der guten Meinung Glück gewünscht die Sie von dem Buche hegen. Frau v. Goethe hätte gerne gesehen, wie Sie Selber ein paar Worte irgendwo öffentlich darüber sagten; sie hält es bey der Wichtigkeit Ihres Namens von großem Einfluß besonders auf unsere jüngeren Talente. Ich bin gleichfalls hievon vollkommen überzeugt, doch wage ich kaum, Sie um eine so hohe Gunst zu bitten, die mich eigentlich als eine freye Gabe des Himmels beglücken sollte.

Ich habe abermals seit fast 6. Wochen gekränkelt, ich würde sonst nicht versäumt haben Ihren theuren Brief sogleich zu beantworten. Wegen der Stadt in Hermann und Dorothea, so habe ich, ganz ehrlich gesagt, gar nicht gewußt von wem die Anfrage ausgegangen, da Goethe mir niemanden nannte und ich auch nicht das Interesse hatte danach zu fragen. Die Stelle ist jetzt auch gewissermaßen ganz zufällig in das Buch gekommen. Ich hatte die Äußerung, ohne Datum, auf ein einzelnes Blatt geschrieben, das ich bey der Redaction zurücklegte, theils weil es mir nicht sehr wichtig erschien, theils auch weil ich nicht wußte in welches Jahr und in welchen Tag es eigentlich gehörte. Das Manuscript, wie es an Brockhaus abging, schloß das Jahr 1826. mit den Worten: um keinen Schritt näher. Als nun aber der Bogen bey mir zur Correctur kam, sah ich, daß der Metteur en Page keine gute Eintheilung gemacht, indem auf der Mitte von 273. geschlossen war und die Seite 274 ganz leer blieb. Da mir aber die ganz leere weiße Seite unangenehm war, so suchte ich unter meinen Papieren nach und fand die bewußte Stelle, die also, wie gesagt, gewissermaßen ganz zufällig hineinkam.

So ist es auch ganz zufällig, daß Sie Selbst in dem Buche gar nicht vorkommen. Bey der nahen Verbindung in der Sie mit Goethe standen, können Sie denken daß sehr häufig von Ihnen die Rede war. Auch war es Goethes oft ausgesprochener Wunsch mich mit Ihnen in ein näheres Verhältniß zu bringen, weßhalb er auch, wie Sie Sich vielleicht noch erinnern werden, mich einmal veranlaßte an Sie zu schreiben. Hätte ich Goethes Äußerungen über Sie notirt, so würden Sie Sich sehr ehrenvoll erwähnt finden; allein es vergingen oft ganze halbe Jahre, wo ich keine Zeile niederschrieb, wodurch denn manches kostbare Wort in die leeren Lüfte gegangen ist.

Auch wegen der Sternchen hat es seine Bewandniß. Im Ganzen wird man zahm und schüchtern wenn man lange in den engen Kreisen einer kleinen Stadt lebt, aus Gründen die Sie besser kennen wie ich. Und dann bin ich gutmüthiger Natur und mag nicht gerne jemanden verletzen. So ist z. B. bey den Sternchen I. 234. der Graf Platen gemeint. Ich hörte aber Platen sey sehr hypochondrischer Natur, er sey unglücklich, und ich wollte nicht zu manchen ihm von seinen Landsleuten zugefügten Kränkungen noch diese hinzufügen, wovon ich überdieß nicht wußte ob sie nicht sogar eine Ungerechtigkeit sey.

Die Sternchen 226. gehen auf einen Todten, dessen lebende Söhne man nicht verletzen wollte, besonders auch aus Rücksicht auf die Götheschen Enkel.

Die Sternchen II. 85. betreffend, so schrieb ich das Gespräch erst später und wußte mich der Namen und punctirten Gegenstände nicht mehr deutlich zu erinnern. Nur soviel weiß ich noch, daß der junge Schopenhauer mit darunter war. Goethe war in dieser Scene etwas leidenschaftlich, so daß er auch mich durch harte Worte aufregte, wo ich denn auf etwas, das mich nicht unmittelbar persönlich betraf, nicht gehörig geachtet hatte.

Die Sternchen II. 329 gehen auf einen hiesigen Geschäftsmann, der keinen öffentlichen Character hatte, und der, wie ich von seinen Freunden hörte, nicht genannt zu seyn wünschte.

Und so mag noch Einiges dieser Art vorkommen, wo ähnliche oder andere Gründe obwalteten. Ich theile Ihnen diese Details mit weil sie vielleicht für Sie einiges Interesse haben.

Von Ihrer Galerie bedeutender Personen aus dem Verkehr mit Rahel ist auch hier viel die Rede. Ich habe hineingeblickt und die Einleitung zu Gentz gelesen, die ich so vortrefflich fand daß ich Furcht hatte darin fortzufahren. Sie würden mich durch ein Exemplar dieses trefflichen Buches sehr beglücken, indem meine beschränkten Umstände mir verbieten es mir zu kaufen. Und doch will ein solches Buch nicht bloß gelesen sondern besessen seyn.

Was muß ich lesen um von Heine einen günstigen Begriff zu bekommen? Ich kenne diesen vielgenannten Schriftsteller wenig und möchte mir gerne über ihn ein Urtheil bilden und wo möglich ein günstiges.

Frau v. Goethe und Fräulein von Pappenheim erwiedern Ihren Gruß und ich verharre mit tief empfundener Hochachtung

treulichst Ihr ganz ergebener
Eckermann.

Der Artikel in der pr. Staats-Zeitung hat mir große Freude gemacht; er wird sicher sehr vortheilhaft auf den Absatz wirken.

Kennen Sie den Verfasser?

Gibt Eckermann hier auch mit zwei Ausnahmen die Namen selbst nicht an, so ist doch durch seine Aufklärung die Möglichkeit im einzelnen Falle enger umschrieben. Die erste von ihm erwähnte Stelle über Graf Platen ist durch die Textänderung der dritten Auflage bereits erledigt (vgl. S. 134 und 653 f.). An der zweiten Stelle (S. 130) rieten die Herausgeber auf August Wilhelm von Schlegel oder den Historiker Johannes von Müller. Beides trifft nach Eckermanns Auskunft nicht zu, denn Schlegel lebte noch bei Ausgabe der „Gespräche" und Müller hatte keine Söhne, die der Enkel Goethes wegen zu schonen waren. Die Lücke unterm 17. Januar 1827 (S. 165), die Eckermann nicht erwähnt, füllt Düntzer nach Riemers Vorgang mit dem Namen des russischen Fürsten Putiattin, der Besitzer des Gutes Schachwitz bei Pillnitz und durch seine Wohltätigkeit wie durch seine Seltsamkeiten bekannt war; seine klassische Äußerung über Schillers „Räuber" hat Heinrich Laube in seinen „Karlsschülern" (1846) dem Herzog Karl von Württemberg in den Mund gelegt. Die Vermutung Düntzers, bei Erörterung der Goetheschen „Farbenlehre" am 19. Februar 1829 sei Arthur Schopenhauer gemeint gewesen, bestätigt sich durch Eckermanns Brief vollkommen; Goethes Worte gehen aber hier zu weit: der Philosoph war der begeistertste Anhänger der Goetheschen Theorie und seine Abweichung bestand nur darin, daß er die Entstehung des Weißen aus Farben zugab. Neben ihm will Düntzer den Physiologen Johannes Müller genannt wissen, der am 23. Februar 1826 bei Übersendung seiner Schrift „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes der Menschen und der Thiere" sich sowohl in der Farbenlehre wie in der Metamorphose zu Goethes Ansichten bekannte, gleichwohl aber in Einzelheiten von ihm abwich, weshalb dann die Verbindung mit Goethe keine weiteren Folgen hatte. Auch der Hinweis Düntzers auf den Berliner Philosophen Leopold von Henning, der Goethes Lehre in seinen Vorlesungen verbreitete, ist nicht von der Hand zu weisen; wenn Goethe meinte, mit ihm zerfallen zu sein, ebenso wie mit Schopenhauer, so lag das nur daran, daß Henning lange nichts von sich hatte hören lassen. Unterm 27. März 1831 schließlich soll nach Düntzer der Staatsminister Karl Wilhelm von Fritsch gemeint gewesen sein, nach andern ein Graf Edling. Eckermanns Worte weisen diese Vermutungen zurück, ohne uns jedoch bestimmtere Anhaltspunkte zu vermitteln.

Abgesehen von diesen, durch Eckermann selbst gekennzeichneten Lücken sind noch eine große Reihe von Namen zur Sprache kommen-

der Personen nicht genannt. Ihre Aufzählung macht sich durch die Anordnung des Registers (vgl. S. 704 f.) überflüssig.

Eckermanns Schicksale. Zum Abschluß dieser Untersuchung sind nur noch einige Worte über Eckermanns eigene Entwicklung und seine späteren Schicksale zu sagen. Wie schon der Beginn dieses Nachwortes berichtete, war Eckermanns Gang nach Weimar im Sommer 1823 ein Glücksweg für ihn gewesen; mittel- und ziellos in der Welt dastehend, auch über die ersten Mannesjahre schon hinaus, fand er in Weimar ein Asyl, wie sich ein ähnliches nirgends in der Welt ihm eröffnet hätte, und mit dem Eintritt in Goethes Haus entschied sich sein Lebensschicksal, wie es sich auch nur eben in dem Weimarer Milieu entscheiden konnte. Aus dem Bann dieser klassischen Stätte hat er sich bis zu seinem frühen Tode 1854 nicht mehr freimachen können, und er hat in Weimar 31 Jahre ausgehalten, obgleich sich mit der Zeit auch diese immerhin umschränkte Welt nicht ganz so rosig für ihn gestaltete, wie sie sich in Goethes gütigen Augen spiegelte. Es galt in erster Linie, für den wenig praktischen und welterfahrenen Fremdling die Mittel zu einer bescheidenen Existenz aufzubringen, die ihm erlaubte, sich dem Dienst des Meisters mit ruhiger Seele hinzugeben. Goethe selbst bot ihm natürlich für die Arbeiten in seinem Dienste auch eine klingende Entschädigung; aber diese Arbeiten waren keine regelmäßigen und hörten mitunter ganz auf, um ihn zu andern Zeiten um so stärker zu beschäftigen. Welcher Art diese Arbeiten waren, hat Eckermann an manchen Stellen der „Gespräche" genugsam angedeutet; im Licht der heutigen Goethe-Forschung betrachtet, sind sie bedeutungslos, wenn sie auch dem Dichter damals völlig genügten. Für das, was Eckermann Goethe leistete, war er seines Lohnes gewiß, denn wenn der Dichter auch ein guter Haushalter war, so war er doch nicht karg, und der Briefwechsel Eckermanns mit seiner Braut beweist, daß er seinen Mitarbeiter auch dann unterstützte, wenn keinerlei Beschäftigung für ihn vorlag.

Arbeiten für Goethe.

Auf solche Einkünfte ließ sich aber keine geregelte Existenz bauen und noch weniger eine Zukunft, und letztere mußte Eckermann vor allem ins Auge fassen. Denn seiner harrte in der Ferne eine Braut, die der Entwicklung der Dinge in Weimar naturgemäß mit ungeduldiger Spannung entgegensah. Da bot sich nun die Gelegenheit, bei den zahlreichen in Weimar vorübergehend und dauernd weilenden Engländern Unterrichtsstunden zu geben, und durch die Vermittlung des Goetheschen Hauses wurde dies eine Erwerbsquelle

Englische Stunden.

für Eckermann, die sich für lange Zeit hinaus ergiebig erwies. Mühevoll scheint diese Tätigkeit nicht gewesen zu sein, mehr Unterhaltung als Arbeit, wie dies aus Eckermanns eigenen Schilderungen von seinem Zusammensein mit einem seiner Schüler Doolan hervorgeht. Abgesehen von dem Ertrage dieser Stunden, bot sie ihm einen doppelten Vorteil: er mußte sich die englische Sprache zu eigen machen und kam auch durch seinen vielen Verkehr mit eingeborenen Engländern schon in kurzer Zeit dazu, daß er die englischen Klassiker im Urtext lesen konnte, ein Gewinn, der bei seiner geringen Vorbildung nicht zu unterschätzen war. Außerdem führte sie aber den wenig weltgewandten Bauernsohn in die Gesellschaft ein und knüpfte eine reiche Zahl von persönlichen Beziehungen, die wieder seinem Sprachunterricht Dauer verhießen. Bei einiger Fähigkeit, sich zu konzentrieren, hätte er wohl die Gelegenheit gehabt, sich in seinen Mußestunden eigenen Plänen hinzugeben. Gewiß war dieser Aufenthalt in Weimar und seine enge Verbindung mit dem Dichterhause vielfach zerstreuend. Die Besuche bei Goethe und die Flut von Anregungen, die ihn von da aus überschwemmte und ihm die vielen Lücken seiner Bildung wies, und zudem die vielen Gäste, die in dem Hause am Frauenplan einkehrten, die er kennen lernte, mit denen er Freundschaft schloß, das alles stellte Ansprüche an eine Energie, die er nicht besaß. „Was von Berlin nach Paris und von Paris nach Berlin geht kommt hier durch", berichtete Eckermann am 21. Oktober 1827 an seine Johanna. „Bey Goethes gewachsenem Ruhm und der erleichterten Communication durch die Schnellposten ist nun der Andrang nach Goethe größer als je und das meiste was Ihn berührt berührt mich mit. Daß kein Tag vergeht, wo nicht Fremde von einiger Bedeutung vorsprechen. . . . . Alles bringt nicht blos eine anregende Persönlichkeit sondern auch neue Ideen mit die Störungen und Gährungen hervorbringen. . . . . Dazu nun mein inniges Verhältniß mit Goethe, der jetzt fast nichts thut, woran [er] mich nicht Theil nehmen läßt, der keinen Gedanken hat den er mir nicht mittheilt, der mir die Pläne zeigt von dem was er schreiben will, und mich beglückt indem er mir lieset was er geschrieben hat, wie soll ich da an Ausführung eigener Werke denken, da ich so süß verlockt bin, so ganz in dem zu leben was Er so göttliches denkt und thut."

Zerstreuungen.

Die Art der Goetheschen Erziehung trug zu solcher Zerstreuung gewiß ihren Teil bei. Der Dichter konnte nicht in den engen Kreis

der Anschauungen seines Schülers hinabsteigen, sondern suchte ihn zu sich hinaufzuziehen, und Eckermann ließ sich auch willig leiten; einen besseren Schüler hat Goethe nie gehabt. Goethes Menschenkenntnis war scharf genug, um zu wissen, daß er ihn damit nicht größeren Aufgaben entzog. Er hatte wohl keine besondere Meinung von Eckermanns poetischen Fähigkeiten, soweit sie auf eigene Produktion ausgingen. Er lobte zwar seine Gedichte, die er hin und wieder vorgelegt erhielt, wie er so vieles lobte, was ohne die verhaßte Originalitätssucht auftrat und bescheiden seine Spuren wandelte. Aber er riet ihm, sich einstweilen von größeren Arbeiten, besonders eigener Erfindung, fernzuhalten, und daß dieser Rat seinem Schüler wohlgefiel, da er ihn zunächst von stärkeren Beweisen seines poetischen Könnens freisprach, beweist, daß er auch für ihn paßte. Gewiß war Goethes Warnung das Resultat langjähriger Erfahrung, aber einem jungen Autor war damit wenig geholfen; sie war eine Erkenntnis, die nur dem wirklich aufgehen konnte, der sich in solchen größeren Arbeiten vergebens abgemüht, aber auch mit ihnen gewachsen war. Eine stärkere Selbständigkeit als die Eckermanns hätte sich gegen solchen Rat aufgelehnt. Indem Goethe Eckermann auf ein allgemeines Studium in dem ungeheuren Kreise seiner eigenen Interessen verwies, führte er ihn in eine Bahn, die gefährlich werden konnte, da sie ziellos war. Goethe schätzte offenbar Eckermanns kritische Fähigkeit weit höher; wie hätte er sonst zu seinen noch werdenden neuen Arbeiten allenthalben das Urteil des Jüngers erbeten! Er forderte ihn zu Aufsätzen für seine Zeitschrift „Kunst und Alterthum" auf und zur Verfolgung der modernen Literatur, über die er ihm Vorträge halten sollte; Goethes Gedanke war, daß aus solchen einzelnen Beobachtungen zum wenigsten eine Sammlung von Aufsätzen hervorgehe, die sich den „Beyträgen" Eckermanns von 1823 würdig an die Seite stellen könnte.

Eigenes Schaffen.

Er mahnte ihn daran und tadelte die Lässigkeit, die sich Eckermanns in dem behaglichen Milieu Weimars bemächtigte. Am 2. Januar 1828 notiert er sogar in sein Tagebuch: „Späterhin Dr. Eckermann. Aufmunterung zu einiger eingreifender Theilnahme. Er hatte bisher seinen Zuständen allzusehr nachgebend eine gewisse geistige Thätigkeit, wenn schon in seinem Geschäfte treu beschäftigt, versäumt."

Wie kein zweiter geeignet, immer Neues in sich aufzunehmen und sich für alles zu interessieren, ja zu begeistern, gefiel Eckermann dieses anregende verantwortungslose Leben vortrefflich. Karl Gutzkow

schreibt dem Kanzler von Müller die Äußerung zu: „Wir hier in Weimar sind immerfort aufgeregt." Ein ähnliches Wort liegt von Eckermann selbst vor, der diese Tatsache aber dem Weimarer Klima zuschreibt, und wenn er nicht gerade bestimmte Gründe zum Unmut hatte, bekam ihm dieses Klima ausgezeichnet. Seine poetischen Arbeiten, von denen er Jahre hindurch oft mit etwas komischer Prahlerei zu sprechen pflegte, traten allmählich in den Hintergrund, und sein Ehrgeiz beruhigte sich in dem schönen Bewußtsein, in Goethes Leben eine Stelle einzunehmen, die ihm von allen Seiten Freundschaft und Bewunderung eintrug. Er hatte sich schon sehr bald in die Situation eines jungen Klassikers hineingefunden, und wenn andere Dichter, wie z. B. Heinrich Stieglitz, sich bei dem Freunde und Berater Goethes Lob oder Tadel einzuholen bemühten, so gab er sein Urteil ab, ganz mit der weisen, etwas überlegenen Miene, die er dem Meister vollkommen abgeguckt hatte. Seiner Theatersucht, über die Goethe selbst oftmals spottete, konnte er nach Willkür frönen, und wenn in festlich hohem Kreise eines seiner Gelegenheitsgedichte vorgelesen oder gesungen wurde, so nahm er gern mit diesem billigen Lorbeer vorlieb. Im übrigen war er, seine kleinen Liebhabereien wie seine Leidenschaft für Vogelzucht inbegriffen, in seinen Lebensbedürfnissen anspruchslos und leicht geneigt, sich im Rausch der schönen Gegenwart die Zukunft ganz aus dem Kopf zu schlagen.

Der „Freund" Goethes.

Anders dachte darüber das immer älter werdende Mädchen, seine Braut, der es um eine baldige Hochzeit zu tun war, und deren Voraussetzung konnte natürlich nur eine feste Anstellung sein. Je mehr Eckermanns Pläne ihm unter den Händen zerflossen und sich ein gewisser Leichtsinn des Verlobten bemächtigte, um so schwerer wurde es der Braut ums Herz, die oft sehr unwirsch den fröhlichen Bräutigam an seine Pflichten erinnerte. Sie macht ihm energische Vorhaltungen über sein ziellosses Aufopfern für Goethe; sie kontrolliert sehr genau das, was Goethe für die opferwillige Mitarbeit Eckermanns an barem erlegt, und ist durchweg aufs bitterste enttäuscht, da ja diese Gegenleistungen Goethes gewiß in keinem Verhältnis standen zu dem, was Eckermann in seinen Briefen an Johanna über die große Bedeutung seines Wirkens erzählte. Eckermann selbst war weit entfernt von einer so nüchternen Betrachtung seines Verhältnisses zu Goethe; aber unter den Vorwürfen der Braut bemächtigte sich auch seiner oft der Unmut über seine in der Luft schwebende Existenz, und

Johanna Bertram.

wenn er dann die zornige Johanna mit guten Vorsätzen und Versprechungen tröstete, fand er oft harte Worte über den Dichter, der so wenig dazu tat, ihn der Sorge für seine Zukunft zu entheben. Aber er verstand es immer wieder, solche grimmigen Stimmungen zu überwinden und sich zu einer höheren Auffassung zu erheben; dann antwortete er wohl seiner Braut auf ihre Vorwürfe, daß er für Goethe zweck- und ruhmlos arbeite: „Ich bin vielmehr sein großer Schuldner, und ich verdanke ihm Alles was ich weiß und kann und sammle in seiner beneidenswürdigen Nähe jeden Tag größere Schätze des Wissens und mache mir seine Erfahrungen zu Nutze . . . Das Glück was ich durch mein immer innigeres Verhältniß mit Goethe genieße ist so groß daß mir kein Mensch in der Welt dafür Ersatz geben könnte, so wie Goethe selbst in der Welt nicht seinesgleichen hat." (Vgl. seine Briefe vom 15. Februar 1827 und 7. Juli 1825.)

Goethe sah offenbar diese etwas philiströs anmutende Heirat nicht gern; er kannte seinen Eckermann zu gut, um nicht vorauszusehen, daß sein leichtes Schifflein durch solchen Ballast erst recht Gefahr lief, zum Sinken zu kommen; die Möglichkeit, Eckermann im Dienste des Großherzogs, an einem Weimarer Institute oder gar außerhalb eine ihm angemessene Stellung zu verschaffen, war gering, der Gedanke einer Trennung von ihm konnte ihm nur schmerzlich sein, und so zogen sich derlei Verhandlungen, ohne mit festem Willen angegriffen zu werden, so lange hin, bis sie schließlich auf beiden Seiten Unlust erregten und in Vergessenheit gerieten. Eckermann selbst war es erst wieder frei ums Herz, wenn eine solche Aussicht geschwunden war; „ich habe eine Furcht vor kleinen Stellen, bey denen man hungern muß und seine Zeit verliert um etwas ordentliches zu thun und zu gewinnen", schrieb er am 20. November 1828 an seine Braut, als ihm eine Stelle am Archiv in Hannover entgangen war, und in solchen Gedanken mochte ihn Goethe wohl bestärken. Wenn Johanna fast zehn Jahre auf die Erfüllung ihres Wunsches warten mußte, so hatte sie dies gewiß zum großen Teile Goethen zuzuschreiben, und er hat auch später niemals ein Interesse für die Gattin seines Freundes an den Tag gelegt. Goethes Tagebuch weist unter dem 29. Februar 1832 nur die eine überaus lakonische Notiz auf: „Um 12 Uhr Frau Dr. Eckermann bey meiner Frau Tochter gesehen." Die Hochzeit des Freundes hatte kurz vorher am 9. November 1831 stattgefunden. Im übrigen scheint die „bevorstehende Veränderung" Eckermanns, von der in den Tage-

Geplante Anstellung.

Heirat.

büchern vom September dieses Jahres einige Male die Rede ist, keinerlei Wirkung auf dessen Verkehr im Goetheschen Hause gehabt zu haben; am 18. November notiert Goethe: „Dr. Eckermann zum ersten Mal wieder mit mir speisend", und dann gehen die Besuche Eckermanns den üblichen Gang.

Daß Eckermann also schließlich doch noch zu Goethes Lebzeiten diesen entscheidenden Schritt tun konnte, beweist immerhin, daß seine Existenz sich allmählich so sicher und einträglich gestaltet hatte, um Johanna daran teilnehmen lassen zu können, obgleich die Aussicht auf eine feste Anstellung damals nicht viel wahrscheinlicher war als zuvor.

Er berichtet in seinen „Gesprächen" selbst, wie er im Sommer 1830 auf seiner Reise nach Italien sich zu dem Entschluß aufraffte, sich wenigstens so lange von Goethe zu trennen, bis das Werk, an dem er nun so lange sammelte und schrieb, vollendet sei. Dieses Jahr ist der Höhepunkt seiner Bestrebungen, sich literarisch von Goethe zu emanzipieren und sich ganz auf den Ertrag seiner Feder zu stellen, und in diesem Entschluß wollte er sich nicht einmal durch die ihm jetzt gebotene Aussicht einer festeren Tätigkeit in Weimar als Lehrer des Erbprinzen wankend machen lassen. Goethes Einspruch gegen die Veröffentlichung der „Gespräche" machte aber

Literarische Selbständigkeit.

diesen selbständigen Flugversuchen ein Ende, und der plötzliche Tod des jungen Goethe führte dann wie eine Notwendigkeit Eckermann wieder nach Weimar zurück, da er es doch nicht übers Herz brachte, den schwergeprüften Greis nun auch seinerseits zu verlassen. So gelangte er zu der jahrelang erhofften Selbständigkeit erst nach Goethes Tode, aber Goethes Testament ließ ihn auch dann nicht völlig los. Die Ausgabe der „Nachgelassenen Schriften" (1833/34) war seinen und Riemers Händen anvertraut, ebenso wie später die Gesamtausgabe der Goetheschen Werke (1840), und es vergingen nach Goethes Tode noch drei Jahre, ehe er zum Abschluß der „Gespräche" kam. Schwere Schicksalsschläge suchten ihn unterdes heim. Nach so langem Brautstand sollte für Johanna das Glück der Vereinigung mit ihrem „Eckermann" allzu kurz sein; sie starb bereits im zweiten Jahre der Ehe (30. April 1834) nach Geburt ihres ersten Sohnes Karl, und Eckermanns eigene Gesundheit, immer schwankend, war durch diese Aufregungen stark erschüttert. Erst nach Ausgabe der „Gespräche" hätte für ihn ein selbständiges literarisches Leben beginnen können, wenn er überhaupt dazu Talent und Kraft besessen hätte.

So erfreulich der literarische Erfolg der „Gespräche" für ihn war, so gab ihm dies sein eigentümliches Lebenswerk aber auch ein bestimmtes Gepräge, das von Übelwollenden peinlich genug für ihn gedeutet wurde. Indem man seine Fähigkeit der Wiedergabe Goethescher Worte und Goetheschen Geistes anerkannte, bestritt man ihm zugleich die Fähigkeit eigener Schöpfung. Gerade die Wirkung der „Gespräche" war deshalb ein Mahnruf für ihn, sich nun auch auf andern Gebieten zu betätigen; aber diese Mahnung lastete wieder wie ein Zwang auf ihm, denn er fühlte wohl innerlich, daß er sie nicht zum Schweigen bringen könne, und er besaß nicht mehr die Frische, sich im Bewußtsein dessen, was er geleistet hatte, über solche Stimmungen hinwegzusetzen. In Briefen an Freunde kamen diese vielfach zum Ausdruck. So schüttet er in einem Brief an Varnhagen vom 22. Juni 1836 einmal sein Herz aus, und was er hier über die Eigentümlichkeit seines und überhaupt des schriftstellerischen Schaffens sagt, hat gewiß Hand und Fuß, nur daß er den Beweis dafür an sich selbst zu führen nicht imstande war:

Mangel an „Produktivität".

Ich selbst habe verschiedene neue poetische und literarische Vorsätze von einigem Umfang zu deren Ausführung ich jedoch einer gestärkten Gesundheit bedarf, die ich auf Norderney zu erlangen hoffe. Nachdem ich nun endlich frey bin und nach erfüllter Pflicht gegen Goethe wieder auf eigenen Füßen stehe, muß ich mich rühren um das dumme Gerede von unbedeutender Persönlichkeit und Mangel an Productivität von mir abzuwenden, welches von meinen Neidern und Feinden ausgegangen ist und selbst auf sehr ehrenwerthe Personen, die mich gleichfalls nicht kannten, einen gewissen Einfluß ausgeübt hat. Hätte man offene Augen für das was ich in meinen Gesprächen mit Goethe geleistet, so würde man wohl nach und nach über mich anderer Meinung werden. Denn wie hätte ich doch ohne Productivität ein Buch schreiben wollen, das Leben hat und das durch Gedächtniß und Einsicht nicht entstehen konnte. Und ferner, wäre ich eine so unbedeutende Persönlichkeit als manche glauben, wie hätte dann Goethe bey dem Durchgange durch meinen Geist, sich halten und seine Würde und Hoheit behaupten können, die man doch dem Buche zugesteht! —

Wenn ein Schriftsteller entschiedene Gedanken und Anschauungen hat nebst der Fähigkeit sie unverkümmert auszudrücken, so sollte ich denken hätte er auch Productivität, gleichviel ob er in Versen oder in Prosa schreibt. Ja, es kann einer ein ganzes Bändchen Gedichte zu Stande bringen, ohne Productivität, und es kann einer nichts schreiben als eine Vorrede, oder eine einzelne Abhandlung, mit der höchsten. Es kommt darauf an, daß das Hervorgebrachte Leben habe und daß davon eine Wirkung ausgehe.

Auch kommt es dabey weniger an auf die Quantität, als auf die Qualität. Beranger schrieb ein ganzes Leben nichts weiter als ein paar Bändchen kleiner Gedichte. Bürger und Hölty desgleichen. Wer aber wollte sagen dieß waren unproductive Leute!

Ich bin jetzt in meinem 43. Jahre und hoffe bey errungener etwas freyerer Existenz und einer etwas besseren Gesundheit noch Manches zu vollbringen. Zunächst aber denke ich daran alles das was sich in den letzten Jahren an Poesie und Prosa bey mir gesammelt hat, nach und nach hervortreten zu lassen. Ich freue mich hiebey vorzüglich der angeknüpften Verbindung mit Ihnen, da ich in der letzten Zeit nur zu schmerzlich erfahren, daß ein verschlossenes theilnehmungsloses Alleinstehen eine höchst betrübte Sache ist.

Die erste, aber auch einzige Arbeit, der er sich noch mit Energie annahm, war die Sammlung seiner „Gedichte", die sich seit dem schmalen Bändchen von 1821 stattlich vermehrt hatte; es sind form-

„Gedichte" 1838.

gewandte, aber wenig charakteristische Dokumente eines bescheidenen, freundlich abgeklärten Innenlebens, unter denen neben einer temperamentlosen Liebeslyrik besonders die Gedichte an Personen nach Goetheschem Vorbild einen bedeutenden Raum einnehmen. Die Mehrzahl der letzteren war in Weimar selbst entstanden, er hatte sie zu dortigen Festlichkeiten beigesteuert, oder an Fürstlichkeiten, wie den König von Bayern, versandt, ohne, wenigstens von letzterem, dafür auch nur eine Dankeszeile zu erhalten. Am 28. Januar 1837 trug er dem Verleger der „Gespräche" auch diese seine Gedichte an. Er konnte sich darauf berufen, daß sich nicht nur Goethe, soweit er Proben daraus gesehen, sondern auch andere Kenner darüber im hohen Grade günstig ausgesprochen hätten, und er fügte noch hinzu: „Einem schnellen Absatz, meinen sie, dürfte besonders auch der Umstand günstig seyn, daß ich aus dem eigentlichen Volke herkomme, wodurch den Gedichten eine gewisse Wahrheit und ein gewisser natürlicher Kern eigen sey, ohne welchen man heut zu Tage nach einiger Popularität vergebens trachtet." Als Autor der mit Beifall aufgenommenen „Gespräche" verlangte er für seine Gedichte nicht weniger als 600 Taler Honorar. Darauf konnte natürlich Brockhaus, der auch im Verlage von Gedichten ein vielerfahrener Mann war, nicht eingehen, und Eckermann ließ sich dann herbei, sein nochmals redigiertes Manuskript am 2. September 1837 für die Hälfte der Summe wieder anzubieten. Nunmehr sagte Brockhaus zu, um dem Verfasser der „Gespräche" in dieser Form eine Anerkennung zu geben und ihm auch nach dieser Richtung hin die literarische Laufbahn zu ebnen, obgleich der Absatz, wie vorauszusehen, auch nicht den allerbescheidensten Erwartungen entsprach. Die Beurteilung, die sie fanden, war überaus kränkend für ihren Verfasser; Ernst von Feuchtersleben war vielleicht der einzige, der sich im Literatur-

blatt zur „Wiener Zeitschrift" (Nr. 12, 1838; vgl. seine „sämmtlichen Werke", 1851/53, Bd. 3, S. 103 ff.) mit Anerkennung darüber ausdrückte. In einem Briefe an Varnhagen vom 6. April 1838 sprach Eckermann über seine Gedichte selbst das Urteil mit den Worten: „Tout comprendre c'est tout pardonner." Es ist charakteristisch für ihn, daß er auch in diesem seinem eigenen Buche auf die Beibehaltung seiner persönlichen, d. i. der Goetheschen Orthographie, besonders des y statt i, den eigensinnigsten Wert legte.

Trotz dieses Mißerfolges drängte der Verleger Brockhaus Eckermann mehrfach zu eigenen Arbeiten, er forderte ihn besonders zu Beiträgen für seine „Blätter für literarische Unterhaltung" und die „Leipziger Allgemeine Zeitung" auf, ohne daß Eckermann jemals etwas Nennenswertes dafür geliefert hätte. Nur für das „Conversations-Lexikon der Gegenwart" gelang es Brockhaus, Eckermann eine Charakteristik Goethes abzugewinnen. Am 8. September 1837 hatte er ihn dazu aufgefordert; Eckermann ging auch darauf ein, aber am 29. Mai 1838 bat er, ihn von der Lieferung des Artikels zu entbinden, da er sich „bei näherer Ansicht der Sache durchaus nicht dazu im Stande fühle". Brockhaus wollte aber diese Absage nicht annehmen, und nachdem der Ablieferungstermin bis zum Ende des Jahres hinausgeschoben war, blieb denn auch Eckermann seinem Versprechen getreu. Am 8. Februar 1839 sandte er endlich das keineswegs umfangreiche Manuskript ein. Es war keine Biographie Goethes, sondern eine allgemeine Würdigung seiner Person und seines Schaffens und hob besonders die naturwissenschaftlichen Schriften des Dichters hervor. Der Beitrag ist im Brockhausschen „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (1839, Bd. II, S. 463) unter dem Stichwort Goethe zu finden und verleugnet weder im Stil noch in der Denkweise seinen Verfasser. Er verdient es, im „Anhang" (S. 709 ff.) wiedergegeben zu werden.

Aufsatz über Goethe.

Die „Gedichte" sind das einzige Werk Eckermanns, das nach den „Gesprächen" noch zu seinen Lebzeiten erschienen ist. Doch hat sich aus seinem Nachlaß die kleine Reihe seiner Schriften noch um eine vermehrt. Einen Teil dieses Nachlasses, im besonderen Eckermanns Briefwechsel mit seiner Braut, Johanna Bertram, mit Heinrich Stieglitz und andern Freunden, ist 1905 von Friedrich Tewes unter dem Titel „Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß" (I. Band) herausgegeben worden. Ihm voraus ging 1901 die Veröffentlichung eines Manuskriptes, das sich in Eckermanns Papieren gefunden hat und den Versuch einer drama-

Eckermanns Nachlaß.

turgischen Einrichtung vom zweiten Teil des „Faust" darstellt:

„Faust"-Bearbeitung.

„Goethes Faust am Hofe des Kaisers, in 3 Akten für die Bühne eingerichtet von J. P. Eckermann." Die als erster Teil einer Trilogie gedachte Bearbeitung entstand schon in den dreißiger Jahren, auch eine Aufführung fand nach Eckermanns Tode in Weimar am 24. Juni 1856 mit einmaliger Wiederholung statt. Der Versuch ist literarisch ohne jede Bedeutung und zeigt in den szenarischen Bemerkungen eine ähnliche belustigende Nachahmung des Goetheschen Altersstils, wie sie bereits oben charakterisiert worden ist. Dieser Publikation sind auch die Fragmente über den zweiten Teil des „Faust" entnommen, die (S. 648 f.) bei Erörterung des geplanten vierten Teils der „Gespräche" mitgeteilt wurden.

Der Notwendigkeit, seine Existenz durch schriftstellerische Arbeiten zu bestreiten, war Eckermann seit 1838 enthoben, indem

Bibliothekar und Hofrat.

er zum Bibliothekar der Großherzogin mit dem Titel Hofrat ernannt wurde, und auf diesem Ruheposten hat er den Rest seines Lebens verbracht. Mit Goethe war der geistige Inhalt seines Lebens erschöpft; die Wendung der modernen Literatur konnte ihm kaum starke Teilnahme abgewinnen; er verfolgte noch mit Interesse die Entwicklung der Männer, deren Namen ihm in den Unterhaltungen mit Goethe zuerst entgegengetreten waren, z. B. Immermanns, mit dem er korrespondierte, und einige der jüngeren Lyriker erregten ihm Interesse. Durch Victor Hugo war das Verständnis für Freiligraths Poesien erleichtert, und bis zum Jahre 1844, zu der politischen Wandlung Freiligraths in seinem „Glaubensbekenntnis", stand er mit diesem in Verbindung. Freiligrath hatte als Gattin Ida Melos, eine Tochter des Professors Melos, heimgeführt, in dessen Hause Eckermann von 1825 bis 1828 englischer Lehrer gewesen war, und 1843 schwebten im Auftrage des Großherzogs Verhandlungen zu einer Berufung Freiligraths nach Weimar, deren Fortführung der Dichter nach Vollendung des „Glaubensbekenntnisses" selbst abbrach. Bei einem vorübergehenden Aufenthalte Freiligraths in Weimar 1840 lernten sich die beiden Männer auch persönlich kennen und fanden trotz der Verschiedenheit des Alters Gefallen aneinander.

Auch der Plan, Emanuel Geibel zu berufen, beschäftigte Eckermann, ohne daß sich solche Absichten des Großherzogs verwirklicht hätten. Mittelpunkt der Literatur zu sein, hatte Weimar aufgehört. Der reiche persönliche Verkehr aus den Zeiten, da Goethe noch lebte, hatte sich bald verlaufen. Das Goethe-Haus war ge-

schlossen, Meyer starb schon ein halbes Jahr nach dem Dichter, Riemer 1845, und was sich sonst um den Mittelpunkt Goethe gesammelt hatte, war längst zerstreut. So war es ziemlich einsam um den schon Alternden geworden, und manchmal sehnte er sich aus der drückenden Stille der Weimarer Residenz heraus. „Wir werden in Weimar mit jedem Tage geistig ärmer", schrieb er am 3. April 1842 an Varnhagen, „so daß ich ein wahres Verlangen habe mich einmal einige Zeit in Berlin aufzuhalten um mich an großen Persönlichkeiten wieder zu erquicken und anzufrischen." Vorübergehend zog er dann in seine hannoversche Heimat oder war auch seiner Gesundheit halber zu längeren Badereisen nach Helgoland, Kiel usw. gezwungen. Doch kehrte er stets wieder in seine Wohnung nach Weimar zurück, deren Stille durch zahlreiche gefiederte Insassen unterbrochen wurde. Bei seiner Heirat hatte er sich von seiner „Vogelsucht" losgesagt, da seine Frau ihn dieser Leidenschaft wegen verlachte, aber nach ihrem Tode lebte diese Jugendliebhaberei wieder auf. Der Hauptinhalt seines späteren Lebens war die Erziehung seines einzigen Sohnes Karl, der sich zu einem tüchtigen Maler ausbildete, und bei dem er im vollsten Sinne des Wortes nach dem frühen Tode seiner Johanna Mutterstelle vertrat. Eine etwas wehmütige Schilderung dieses seines späteren Lebens gibt er selbst in einem Briefe an einen Jugendfreund und späteren Arzt namens Trapp, den er in Hannover kennen gelernt hatte, wo Eckermann zuerst als Schüler Rambergs, dann als Kanzleischreiber und zugleich Gymnasiast von 1815 bis 1821 weilte. Die Erhaltung auch dieses Briefes verdanken wir dem Sammeleifer Varnhagens von Ense, und er verdient vollständig mitgeteilt zu werden:

Vereinsamung.

Weimar d. 28. Decbr. 1842.

Mein geliebter Trapp!

Seit dem frohen Tage, wo ich Deinen letzten geliebten Brief empfing, und welches jetzt ein ganzes Jahr ist, habe ich kaum einen frohen und gesunden Tag gehabt; ich wollte immer schreiben, allein mein Brief wollte immer zum Klagelied werden, und da ich Dich nicht betrüben wollte, so habe ich es unterlassen. Jetzt ist einige Linderung in meinem Zustand eingetreten und da will ich keinen Augenblick länger säumen, da ohnehin das in wenigen Tagen eintretende abermalige Neue Jahr mich dringend mahnt.

Meine Liebe zu Dir ist immer dieselbige geblieben. Es bedarf wohl kaum dieser Versicherung. Was sich in jungen Jahren an einander schließt hält fest. Tausendmal habe ich mich zu Dir hinübergesehnt. Oft dachte ich mir es müßte schön seyn und zu meiner Beruhigung dienen wenn ich mir dort oder in Deiner Nähe auf dem Lande ein Zimmer miethete und ein neues

Werk vollendete und wenigstens alle 8. Tage einen frohen Abend mit Dir zubrächte. Vielleicht verschwände dann auch meine Hypochondrie woran ich in hohem Grade leide. Nun hatte sich auch seit länger als 30. Wochen eine Art Magenkrampf eingestellt, der keinem Mittel weichen wollte. Vielleicht aber hätteſt Du etwas das mir gut thäte. — Das Übel scheint jetzt nachzulassen, doch fürchte ich daß die geringste Erkältung es zurückbringt. Der eine Arzt sagt es wäre ein Rheumatismus in der Schleimhaut des Magens, der andere sagt es wäre nervös.

Wenn Du mir also etwas Gutes rathen kannſt, so schreibe es mir.

Eine innige Freundschaft wie zu Dir hat sich später nicht wieder bilden wollen. Ich fühle mich hier fortwährend ganz fremd und wie im Exil. Und besonders seit Goethes Tode habe ich hier keinen eigentlichen Beruf und kein Interesse mehr. Die fürstlichen Personen erweisen mir zwar manche Gnade, allein es bleibt doch immer eine zu große Kluft als daß es mir genügen könnte.

Mein einziger Troſt iſt mein kleiner Sohn der jetzt 8. Jahr alt iſt, und der in dieſem Augenblick wo ich dieß schreibe, etwas auf ein Blättchen zeichnet das ich Dir senden soll.

Gestern Abend gedachte ich Deiner besonders lebhaft. Ich las einige alte Briefe aus jener Zeit von Lotte Ahrens, die mich ganz wieder in jene frohen mit einander verlebten Abende zurückverſetzten. Du weißt sie sang zur Guitarre so hübiche Liederchen. Ich hörte das alles im Geiſte wieder durch und glaubte den Punſch noch zu schmecken, den wir damals mit einander tranken.

Es geht nun also mit unserer Freundschaft auf die goldene Hochzeit los und wir wollen uns tapfer halten daß wir sie erreichen.

Adieu Du Lieber!

Es rechnet ganz bestimmt auf einen baldigen Brief von Dir

Dein

Eckermann

Zu den jüngeren Schriftstellern, die Eckermann in den letzten Jahren seines Lebens noch kennen lernten und die sich freuten, wenn die Teilnahme der Jugend die Erinnerungen des Alten an vergangene Zeiten wieder auffrischte, gehörte Adolf Stahr, der mit seiner späteren Gattin Fanny Lewald 1851 in Weimar weilte, und ihm verdanken wir eine Charakteriſtik Eckermanns in einem 1854 erschienenen Nekrolog, die uns ein überaus lebensvolles Bild des altgewordenen Verfaſſers der „Geſpräche" aufbewahrt hat. „Als ich ihn vor drei Jahren in Weimar kennen lernte," erzählt Stahr (vgl. seine „Kleinen Schriften zur Litteratur und Kunſt". 1. Band 1871), „machte er mir, trotz einer gewiſſen Abſonderlichkeit in seiner äußeren Erſcheinung, den Eindruck eines Menſchen, zu dem man sich, ungeachtet seiner Zurückhaltung, augenblicklich hingezogen fühlt, weil dieſe Zurückhaltung nicht aus irgend welchem Hochmuth, ſondern vielmehr aus Beſcheidenheit entſprang. Ein ziemlich starker Kopf auf einer kaum mittelgroßen Figur zeigte in Profil und Augenauf-

schlag etwas Falkenartiges, während das Gesicht, en face gesehen, große Güte und herzliches Wohlwollen als den vorwaltend charakteristischen Ausdruck aufwies. Seine unsichere Art, sich zu bewegen, sein langherabhangendes braunes, schon stark mit Silber vermischtes Haar, die stille Zutraulichkeit seines Behabens, wenn er einem ihm werthen Menschen gegenüberstand, das Weltfremde, Kindliche seines ganzen Wesens haben mich oft an die liebenswürdige Figur des Goldsmith'schen Pfarrers von Wakefield erinnert, mit dem er auch den in großer Beschränkung zufriedenen Sinn gemeinsam hatte. Man mußte ihn in seiner Häuslichkeit sehen, um ihn ganz kennen zu lernen; denn nach außen hin nahm er nicht die Hälfte seines eigentlichen Wesens mit. Früh Wittwer geworden, hatte er die Pflege und Erziehung seines einzigen Sohnes, eines damals etwa fünfzehnjährigen Knaben, ganz allein geleitet und war seit dem Tode der Mutter der unzertrennliche Genosse desselben geblieben. Wie Eckermann selbst früh einen Trieb zur Malerei gezeigt hatte, dem die Verhältnisse keine Entfaltung gestatteten, so hatte sich das Talent auf seinen Knaben vererbt. Die Neigung des Vaters, sich mit der Thierwelt, namentlich mit den Vögeln, zu beschäftigen, ließ den Knaben sich mit Vorliebe der Nachbildung von Thieren zuwenden, und ein berühmter Künstler, der Maler Rudolf Lehmann, mit welchem ich einmal die Arbeiten des jungen Eckermann betrachtete, erklärte, daß dieselben von der feinsten Naturbeobachtung und von einer nicht gewöhnlichen malerischen Darstellungsgabe Zeugniß ablegten. Dem Sohn zu Liebe hatte nun aber auch der Vater die ganze Wohnung zu einer Art von Vogelhaus gemacht. Gleich das Wohnzimmer, das ihm zum Studirzimmer und dem Sohne als Atelier diente, war an allen Fenstern und Wänden mit zahlreichen Vogelkäfigen besetzt, und vollends in der anstoßenden Schlafstube zirpte, zwitscherte, schrie und krähte Groß und Klein, wohin man sah und hörte. Die Fenster beider Stuben waren fast stets geöffnet, damit die Vögel der frischen Luft nicht entbehrten, gegen deren Zug sich der dafür überaus empfindliche alte Herr dadurch zu schützen suchte, daß er stets in doppelter Kleidung, in Paletot und Mantel und mit dem Hut auf dem Kopfe, am Schreibtische oder auf dem Sopha saß. Zwischen den Hecken der kleineren Vögel thronte als gegenwärtiges Hauptstück der gefiederten Menagerie in einem geräumigen Rundkorbe, mitten auf dem Fußboden des Schlafzimmers, ein junger Falke, den Eckermann aus einem Ei, welches ihm Knaben gebracht, aufgezogen hatte. Es herrschte nämlich zwischen ihm und allen

Knaben der Stadt und den umliegenden Dorfschaften ein höchst lebhafter, auf seine Liebhaberei bezüglicher Verkehr, und kein Fund der Jugend auf ihren ornithologischen Expeditionen blieb dem allbekannten Vogelfreunde vorenthalten, der obenein für jedes ihm gebrachte derartige Exemplar passende Belohnungen ertheilte. Damals galt es, den mühsam aufgezogenen jungen Falken mit ihm gemäßer Nahrung zu versehen, und so waren denn Eckermann's Myrmidonen unermüdlich, ihm an Mäusen und Wieseln, kleinen Vögeln, Maulwürfen und dergleichen das Nöthige herbeizubringen, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß die durch Ansammlung solcher Vorräthe verursachten Gerüche ihn mit Hausgenossen und Nachbarn in allerhand Collisionen brachten. Rührend aber war es zu sehen, mit welcher Treue er den Vogel beobachtete, wie er ihm alles zubereitete, was dazu dienen konnte, ihn ‚sich schön entwickeln zu lassen', während Eckermann junior eifrig bestrebt war, den Falken in allen seinen Entwicklungsstufen, in den verschiedenartigsten Stellungen, Stimmungen und Aeußerungen seines Naturels zu zeichnen und zu malen. Ein Wort Eckermann's, das er in Bezug auf das von ihm wahrhaft zärtlich geliebte und stündlich genau beobachtete Thier äußerte, ist mir noch in Erinnerung geblieben. ‚Wir sind so gewohnt', sagte er einmal, ‚unsere Menschen-Maßstäbe an alles Erschaffene zu legen, daß wir eben so ungerecht gegen die Thiere werden, als wir es meist gegen einander sind. Rohes Fleisch zu essen, widersteht dem cultivirten Menschen; darum nennen wir nicht nur den uncultivirten Südsee-Insulaner, sondern auch den Löwen, den Tiger, den Falken blutdürstig, räuberisch, grausam, und legen ihnen diese und andere schlimme Eigenschaften bei, während hier mein armer Falke gerade so gut wie die Taube dort nur seinen Hunger stillen will, und ein eben so unschuldiges Thier ist als sie. Daß diese sich von Körnern nährt, während er das Fleisch anderer Thiere verspeis't, dafür sind beide gleich wenig verantwortlich.' — Wir konnten nicht müde werden, ihm zuzuhören, wenn er uns dann die Eigenthümlichkeiten der Thiere je nach ihrer Nahrung aus einander setzte und uns von den Individuen seiner Sammlung die wunderlichsten Charakterzüge mittheilte. Einer seiner Freunde erzählte uns, daß Eckermann im Frühling gewöhnlich allen den Vögeln die Freiheit gebe, die er im Laufe des Winters gastlich aufgenommen. Seine Anhänglichkeit an den Falken, seinen Liebling, war aber so groß, daß eine wichtige Reise, zu der bereits die Koffer gerüstet standen, wieder aufgegeben wurde, weil ihm über die Zuverlässigkeit der

Person, welche sich zur Pflege des Falken anheischig gemacht hatte, Zweifel aufstiegen. Besondere Festtage pflegte er dadurch zu feiern, daß er einige seiner Vögel fliegen ließ, und man erzählte uns, daß er an dem letzten Geburtstage der von ihm hochverehrten Großherzogin drei Dompfaffen in Freiheit gesetzt habe.

So hatte sich diese reiche und liebevolle Sinnpflanzen-Natur zu einer Art von Sonderling zusammengestaltet, seit mit Goethe die Sonne seines Lebens untergegangen war. Zu literarischer Mittheilung hatte er mehr und mehr die Lust verloren, obschon ihm aus seinen Erinnerungen noch eine reiche Fülle von Denkwürdigkeiten aus jenem großen Leben zu Gebote stand, in dessen Abendgluthen er sich gesonnt hatte. So viel ich weiß, hat er seit dem dritten Bande seiner ‚Mittheilungen', die in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden sind, nichts mehr geschrieben. Für alle, die ihn gekannt, wird es eine fühlbare Lücke sein, beim Besuche der geheiligten Stätte unserer großen Geistesentwicklung seiner freundlichen Gestalt nicht mehr zu begegnen. Aber keiner, der dort Goethe's Spuren aufsucht, wird vergessen, auch das bescheidene Grab des treuesten aller verehrenden Diener des Genius aufzusuchen und mit einem Have, pia anima! zu segnen."

Die Anordnung dieser Ausgabe verlangt noch ein kurzes Schlußwort. Sie ist insofern ungewöhnlich, als sie auf jede Art von Anmerkungen verzichtet und dennoch den Inhalt solcher Anmerkungen vollständig wiedergibt. Was daraus für die allgemeine Betrachtung der „Gespräche" von Wichtigkeit war, ist im Zusammenhang des Nachwortes behandelt. Text und Nachwort werden durch das Register aufs engste verbunden, so daß die entsprechenden Stellen unter dem gleichen Schlagwort bequem zu finden sind. Aber auch alle Einzelheiten, Personalnotizen, kurze biographische Erläuterungen, Berichtigungen von Tatsachen und von Angaben Eckermanns usw. wurden in das Register verwiesen. Der Benutzer dieser Ausgabe läuft daher nicht mehr Gefahr, etwa beim Namen Friedrich Preller eine Anmerkung zu finden, die ihm verrät, daß es sich um den bekannten Maler dieses Namens handelt, und im Register nochmals den Verweis auf diese Notiz. Alles, was unklar im Texte ist oder irgendeinen Aufschluß, eine Erläuterung verlangt, ist unter dem Hauptstichwort im Register nachzusehen. Ist z. B. von dem Besuche eines „deutschen Dichters" (S. 212) die

Register, statt Anmerkungen.

Rede, so findet sich unter diesem Stichwort zu der entsprechenden Seitenzahl die nötige Aufklärung, daß Wilhelm Müller damit gemeint sei, und unter „Wilhelm Müller" ist im Register die gleiche Auskunft gegeben. Alle Abkürzungen sind ebenfalls im Register genau in der Form zu suchen, in der sie sich im Text vorfinden. Auch sind charakteristische Stellen im Register zitiert, so daß, um bestimmte auffallende oder bekannte Äußerungen zu finden, nicht mehr die ganze Reihe von Seitenzahlen nachzuschlagen ist. Ebenso sind auch Büchertitel und ähnliche Angaben, die entweder fehlen oder falsch und ungenau im Texte vorkommen, im Register ergänzt und berichtigt. Treten die Titel von Werken der Dichtung, Musik usw. selbständig auf, ebenso Zitate ohne klare Angabe ihrer Herkunft, so sind diese auch alle selbständig in das Register eingestellt, mit dem Hinweis auf ihre Verfasser. Wo es sich um populäre Werke der Klassiker selbst handelt, konnte davon natürlich abgesehen werden. Wie Eckermann selbst am 16. Oktober 1836 an Brockhaus schrieb, bringt das Register den Reichtum dieses Buches erst recht zur Geltung, und deshalb ist auf seine genaue und vielseitige Ausführung besonderer Wert gelegt. Es erstreckt sich nicht nur auf Personen- und Ortsnamen, sondern ist vollkommen ein Sachregister, das auch bestimmte charakteristische Ausdrücke, wie etwa das von Goethe verurteilte Wort „Komposition", sammelt und deshalb für den Goetheschen Wortschatz, so wie ihn sich Eckermann angeeignet hatte, eine Handhabe bietet. Soweit es möglich war, wurde der Wortlaut des Registers, das Eckermann selbst der zweiten Auflage seines Buches hinzufügte, beibehalten. Die vielseitigen und zuverlässigen Anmerkungen von Düntzer zur sechsten Auflage sind für die Bearbeitung des Registers mannigfach benutzt, auch hier und da berichtigt worden. Vermieden wurde aber das Zusammentragen anderer Äußerungen Goethes, die als Parallelstellen zu den einzelnen Gesprächen gewiß beachtenswert sind, aber von so reicher Fülle sein müßten, daß sie über den Rahmen von Erläuterungen des Textes weit hinausgehen würden.

Illustrationen.

Eckermanns „Gespräche mit Goethe" durch bildliche Darstellung zu illustrieren, ist keineswegs nur eine Frage der Buchausstattung, sondern der Text der „Gespräche" fordert eine Ergänzung durch bildlichen Schmuck geradezu heraus. Mehr als in irgendeinem ähnlichen Werk über Goethe sind die Gegenstände der Gespräche bildlicher Art. Allenthalben werden Kunstwerke, Gemälde, plastische Arbeiten usw. erwähnt und ausführlich

besprochen, oft genug um bestimmte ästhetische Grundsätze daran zu erklären oder nachzuweisen, wie z. B. bei der mehrfach erwähnten „Landschaft mit den doppelten Schatten" von Rubens. Hier sollte die Illustration dieser Ausgabe helfend einsetzen und wenigstens bei manchen der Kunstwerke, deren Anschauung zum Verstehen des Textes Voraussetzung ist, konnten die Originale, die seinerzeit Goethe bei seinen Gesprächen mit dem Freunde vorgelegen haben, herbeigeschafft werden. Eine Grenze war, abgesehen von der technischen Möglichkeit der Reproduktion, hier auch aus äußeren Gründen gesteckt. Bei der Beschaffung der zur Sprache gebrachten Bilder usw., wobei das liebenswürdige Entgegenkommen der jetzigen Verwaltung des Goethe-Nationalmuseums, im besonderen des Herrn Hofrat Dr. Koetschau, mir die wertvollste Hilfe leistete, stellte sich heraus, daß in solchen Dingen auf Eckermanns Angaben keineswegs ein großer Verlaß ist. Die Notizen, nach denen er später seine Gespräche ausarbeitete, sind zweifellos auch in diesem Punkte sehr fragmentarisch gewesen; er war offenbar auch nicht in der Lage, im Hause Goethes nach dem Tode des Meisters seine Erinnerungen jederzeit wieder aufzufrischen, und so kam es, daß manche seiner Angaben über Künstler und Kunstwerke irrtümlich sind und ebenfalls einer Revision bedurften. Wie weit Goethe selbst an Eckermanns Irrtümern beteiligt ist, steht dahin. Eine vollständige genaue Kontrolle der Eckermannschen Angaben ist jedoch zurzeit noch nicht möglich, denn ihr vorangehen muß die vollständige Inventarisierung des Goethe-Hauses in seiner jetzigen Einrichtung, eine Aufgabe, die der neuen Leitung des Goethe-Nationalmuseums noch zu tun übriggeblieben ist. Erst dann wird es möglich sein, zweifellos festzustellen, welche Gemälde, Zeichnungen usw., die oftmals ohne Nennung ihres Urhebers in den Gesprächen erwähnt werden, vorgelegen haben, ob die Autoren richtig benannt sind und Eckermanns Schilderung der einzelnen Stücke zutrifft. Soweit die Kontrolle bisher möglich war, ist das letztere sehr oft nicht der Fall. Auffallend ist besonders eine Verwechslung Eckermanns; die Seite 201 erwähnte Handzeichnung „Jesus im Tempel" nebst dem danach angefertigten Kupferstich schreibt Eckermann einem italienischen Meister zu, während diese Blätter von Rembrandt sind, und eben diese Zusammenstellung, Handzeichnung und Kupferstich desselben Sujets, zu den Kunstwerken gehörte, die Goethe mit besonderer Vorliebe betrachtete und im Deckenzimmer aushängen hatte. Dieser Art giebt das Register mancherlei Berichtigungen

Kunstwerke.

und Ergänzungen. Von seinen eigenen Zeichnungen spricht Goethe nur im allgemeinen; außer dem Wappen Zelters konnte deshalb eine beliebige gewählt werden, die nebenbei des dargestellten Gegenstandes wegen von Interesse sein dürfte. Im Übrigen steht alles, was an Kunstwerken bildlich wiedergegeben wurde, in engster Beziehung zum Text der „Gespräche".

Das Goethe-Haus. Darüber hinaus erschien es notwendig, den Schauplatz der Gespräche dem Leser vor Augen zu führen. Sie fanden mit wenigen Ausnahmen im Goetheschen Hause selbst statt, und eine klare Vorstellung seines Innern ist zu einem leichteren Verständnis ebenso notwendig, wie eine genaue Orientierung in der Lage und Bezeichnung der Zimmer. Zu diesem Zweck wurde der Grundriß zum ersten Stock des Goethe-Hauses beigegeben; er zeigt die Räume, die von Goethe bewohnt wurden, während der zweite Stock seiner Familie und seinen Hausfreunden zugewiesen war. Ein besonders glücklicher Umstand war es, daß erst neuerdings durch die jetzige Verwaltung des Goethe-Nationalmuseums die Zimmer der Goetheschen Wohnung nach Möglichkeit wieder das Aussehen erhalten haben, das sie, soweit Schilderungen darüber vorliegen, in Goethes letzten Jahren zeigten. Diese neuen Ansichten der Zimmer, die demnach der Zeit Eckermanns am nächsten kommen, bringt unsere Ausgabe zum erstenmal. Erst seit dem Sommer 1908 sind im Goethe-Hause auch die Zimmer der Besichtigung zugänglich, die einst Christiane bewohnt hat, und auch diese Räume sind in dem Grundriß zum ersten Male entsprechend bezeichnet. Um das Äußere des Goethe-Hauses und des Goetheschen Gartenhauses zeitgemäß wiederzugeben, boten zwei im Goethe-Nationalmuseum befindliche noch unveröffentlichte Originalaquarelle des Berliner Malers S. Rösel eine willkommene Gelegenheit, und ebenso wertvoll und in den Rahmen dieses Buches passend erschien eine bisher unbekannte Aquarellskizze von von Germar aus dem Jahre 1832, die Goethes Sterbezimmer unmittelbar nach dem Tode des Dichters naturgetreu in seiner erschütternden Einfachheit darstellt.

In dem gleichen engen Rahmen des Goetheschen Hauses hält sich auch die Beigabe von Porträts, die auf Goethes engste Häuslichkeit, seine Familie und seine Hausfreunde beschränkt wurde.

Porträts. Das Stielersche Goethe-Porträt wurde unter den zahlreichen Bildern des Dichters aus dem Grunde gewählt, weil es das einzige ist, das gewissermaßen im Laufe der Gespräche

entstanden und von dessen Vollendung ausführlicher die Rede ist. Von den übrigen Persönlichkeiten kamen in erster Linie der Verfasser der „Gespräche", Eckermann, und der Mitarbeiter am dritten Teile, Soret, in Betracht. Außer ihnen Ottilie von Goethe und ihr Gatte August, Goethes Sohn, sowie die Hausfreunde Kanzler von Müller, Riemer, Meyer und Coudray, die uns fast in allen Gesprächen entgegentreten. Nur auf dieses Dauernde innerhalb der Gespräche sollte sich die Illustration beschränken, nicht auf das flüchtig Durchgehende, wo denn zahllose mehr oder weniger berühmte Persönlichkeiten in Frage gekommen wären. Von den Personen, die zu Goethes engerem Umgang gehörten, oder mit denen er in freundschaftlicher Beziehung stand, pflegte Goethe Porträts aufnehmen zu lassen, und in seinem Auftrage hat der Hofmaler Joseph Schmeller eine vollständige Galerie solcher Persönlichkeiten gezeichnet, mehr als 150 Blätter, die in Goethes Sammlungen vorhanden sind. Zu dieser Serie gehören die Bilder von Eckermann, Soret, von Müller, Riemer und Meyer, während Coudray von Heinrich Meyer selbst gezeichnet ist. Mit Ausnahme des Ölgemäldes von Schmeller, „Goethe in seinem Arbeitszimmer", das der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar gehört, und des Stielerschen Goethe-Porträts, dessen Original in der Münchener Pinakothek zu finden ist, sind sämtliche Vorlagen zu den Abbildungen von Kunstwerken usw. den Schätzen des Goethe-Nationalmuseums entnommen.

Leipzig, im September 1908.

Houben.

Anhang.

Ein Goethe-Aufsatz Eckermanns.

Der im „Nachwort" (S. 698) erwähnte Beitrag Eckermanns zu Brockhaus' „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (4 Bände, 1838—1841), sein Aufsatz über Goethe, hat folgenden Wortlaut:

Goethe, geboren zu Frankfurt am Main am 28. Aug. 1749, gestorben zu Weimar am 22. März 1832, hat sein Dasein mit so verschiedenartigen und so glänzenden Thaten geschmückt und seinen Zeitgenossen mit dem Lichte einer solchen Persönlichkeit vorangeleuchtet, wie wol kein Anderer. Von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, fand bei ihm zwischen Leib und Seele ein seltenes Gleichgewicht statt, sodaß es seinem mächtigen Geiste in einem gleicherweise kräftig gesunden Körper zu wohnen bequem und behaglich war. Seine Sinne frisch und scharf und nach allen Seiten hin die Welt aufzufassen begierig, lagen in seiner Seele, gewissermaßen im Keime schlummernd, mannichfaltige unoffenbarte Kunst- und Naturgesetze, und sein vorwaltender Trieb und eigentliches Leben bestand darin, solche Ahnungen göttlicher Geheimnisse durch fortgesetzte Betrachtung einzelner Erscheinungen in sich zum tageshellen Bewußtsein zu wecken. Was Himmel und Erde in sich hegten, es war für ihn nichts zu groß und nichts zu gering, daß er ihm nicht nachgestrebt hätte. Ja es gab für ihn eigentlich nichts Geringes, indem Dasjenige, was andern Menschen unbedeutend erscheint, bei ihm durch die Verknüpfung mit einem höhern Gesetze geheiligt wurde. Das Licht und die Farbe, die Wolke in ihrer Bildung und Umbildung, das starre Felsgestein der Gebirge, das Erdreich der Thäler und Flächen, das Heer der Pflanzen, die es bekleiden und schmücken, die Geschlechter der Thiere vom Löwen herab bis zur seidespinnenden Raupe, und endlich der Mensch mit seiner Kunst, seinen Thaten und Leidenschaften, und dieses Alles bis auf Jahrtausende rückwärts: ein solches Universum war lebenslänglicher Gegenstand seines Forschens, seines Wissens und seiner Darstellung. Dabei lag in seiner Seele ein edles Wollen und die große Redlichkeit seiner Natur, der die Wahrheit als solche das Höchste und der alles Schielende und irdischer Zwecke wegen Gesagte ein Greuel war. Wenn nun bei solchen Eigenschaften seinem schöpferisch bildenden Geiste die seltene Gabe verliehen war, daß alles von ihm Berührte, ohne an Wahrheit einzubüßen, mit dem Hauche der Schönheit belebt zu Tage kam, so erscheint es fast, als hätte die Natur ihn recht eigentlich dazu ersehen, seiner Nation ein Muster zu sein. Dieses ist er denn auch im großen Umfange geworden, wobei ihm eine gewisse Rastlosigkeit seines

Naturells zu statten kam, vermöge welcher er nicht gern zweimal denselben Weg ging, vielmehr sich immer wieder neue Bahnen brach, während andere gleichfalls große Talente oft lebenslänglich in einer und derselben Richtung beharrten.

Um zunächst von ihm als Dichter zu reden, so hat er in allen Gattungen der Poesie, vom Liede bis zum epischen Gedicht, Meisterwerke hervorgebracht, und zwar dergestalt, daß er darin alle seine deutschen Vorgänger übertroffen und daß die Vorzüglichsten seiner Mit- und Nachstrebenden ihn bis jetzt nicht erreicht haben. Das äußere Leben in der buntesten Mannichfaltigkeit abspiegelnd, reine Klarheit der Auffassung, ohne irgend eine individuelle Beimischung falscher Art, geistige Höhe, Großheit der Ansicht, Tiefe des Gemüths, und überall ein Inneres, das nicht allein vollkommen menschlich gesund aus der Hand Gottes hervorgegangen, sondern sich auch ein langes Leben hindurch an dem Edelsten und Besten einer großen Vergangenheit bildend gesteigert hatte, und zu diesem Allen in Behandlung der Gegenstände die höchste Kunst, und eine Form immer verschieden, immer dem Gegenstande gemäß und immer vollendet, dies sind die Eigenschaften, welche G.'s Dichtungen charakterisiren und wodurch er noch lange ein großes Vorbild und, bei der Dauer seiner Wirkungen, dem Deutschen wie dem Ausländer noch lange ein Mann der Gegenwart sein wird. Byron gesteht, daß G. auf ihn den fruchtbarsten Einfluß gehabt; und Walter Scott äußert unverholen, daß der Hinblick auf ihn seine ersten literarischen Schritte geleitet habe. Schiller verdankt ihm zum großen Theil die Reife seiner spätern Werke; Tieck, Uhland, Rückert, Platen, Chamisso und andere unserer bedeutendsten Talente haben ihm nachgestrebt und sich, wie Rückert sagt, in seiner Verehrung herangebildet. Die besten Köpfe werden nicht aufhören von ihm zu lernen; wer ihn von sich weist, wird hinter Dem zurück bleiben, was er sonst hätte erreichen können.

Wenn nun G. solchergestalt als großer Dichter sich in der deutschen Nation eine bleibende Wirkung gesichert hat, so hat er es nicht weniger als großer Naturforscher; doch mit dem Unterschiede, daß, wenn ihm als Dichter schon bei seinem ersten Auftreten eine enthusiastische Verehrung zu Theil ward, er als Naturforscher anfänglich mit völliger Misachtung zu kämpfen hatte, und ihm nur erst spät und erst in der neuesten Zeit eine allgemeinere Anerkennung zu Theil geworden ist. Namentlich waren ihm bei den sogenannten Männern von Fach die Eigenschaften hinderlich, worin bei ihm seine eigentliche Tugend und Größe bestand. Daß er sich dem Phänomen mit einfach gesunden Sinnen gegenüberstellte und nicht mit künstlich verwickelten Instrumenten, daß er das Object, mit großer Selbstentäußerung, in seiner Reinheit zu erfassen suchte und nicht durch die bequeme Brille subjectiver Meinungen und Befangenheiten, daß er anschaute und nicht rechnete, daß ihm die Einzelnheit nicht als solche genügte, sondern nur insofern sie mit einem allgemeinen Urgesetze zusammenhing, und endlich, daß er überall fähig war, den Gedanken durchgreifender höherer Gesetze zu denken, dies waren Eigenschaften, die zwar den Besitzer groß machten, die man aber auf der andern Seite um so widerwilliger empfand, je weniger sie in dem Gildenwesen gelehrter Corporationen herkömmlich waren. Fragen wir nun nach seinen Thaten auf diesem ihm von der Natur, wie es scheint, vorzugsweise angewiesenen Felde, so sind es vorzüglich zwei große Wissenschaften, als deren eigentlicher Schöpfer er anzusehen ist, nämlich die Farbenlehre und Morphologie, während er in seinen mineralogischen und geologischen Bestrebungen weniger productiv war und sein konnte und mehr als

Mitarbeiter und großer Opponent gegen herrschende Irrthümer zu betrachten ist. G.'s Farbenlehre, ihrem ganzen Umfange nach in einem polemischen, einem didaktischen und einem historischen Theile bestehend, beruht auf dem reinen Begriffe vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen und durch eine vorsichtige Entwickelung desselben uns über die farbigen Eindrücke der ganzen sichtbaren Welt aufgeklärt finden. Das Große und Wichtige an ihr aber ist, daß G. die Farbenerscheinungen allseitig und nicht blos subjectiv auffaßte. Er betrachtet demgemäß die Farben als physiologische, physische und chemische. Die ersten sind ganz subjectiv, die zweiten gemischt, die dritten objectiv. Die ersten, die man bisher als pathologische Phänomene ansah, beruhen auf den vitalen Functionen der Retina, in welchen sich nur die ewige Lebensformel — Systole und Diastole — wiederholt; sie sind in der Erscheinung flüchtig. Die zweiten entstehen größtentheils durch trübe Mittel, sind vorübergehend und zerfallen in verschiedene Rubriken, welche von der Subjectivität der ersten zur Objectivität der dritten die Stufen bilden. Die dritten haften an Stoffen und sind permanent. Bei den ersten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der gefoderten Farben kennen, die sich gegenseitig im Auge bedingen und hervorrufen, als Gelb und Violet, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin ist endlich ein Grundgesetz für Farbenharmonie gegeben, und so wirkt die Theorie von ihrem Gipfel auf die Praxis zurück; wie denn auch Künstler und Techniker das Unfruchtbare der alten Lehre längst fühlten und das Lebendige und Förderliche der neuen Lehre zuerst freudig ergriffen. „Die Methode", sagt Feuchtersleben in seiner trefflichen Abhandlung über G.'s naturwissenschaftliche Ansichten, „wie in dem polemischen Theile von G.'s Farbenlehre der alte Schutt aufgeräumt wird, und im didaktischen der Grund bezeichnet, die Steine geprüft, behauen und geschichtet werden, würde allein schon, als ein ewiges Muster wissenschaftlichen Verfahrens, den Dank der Unsterblichkeit verdienen." Nicht geringeres Lob gebührt dem historischen Theile. G.'s Morphologie oder seine Lehre vom Urtypus der Pflanzen- und Thierwelt, und wie sich dieser in unendlichen Individualitäten manifestirt und in aufsteigender Linie verwandelt und veredelt, ist gleichfalls so bedeutend, daß man von ihr in der Wissenschaft eine neue Epoche datirt und daß anerkannte Gelehrte von ihr sagen, daß, ehe diese Idee von der Metamorphose ausgesprochen worden, es im höhern Sinne keine Naturwissenschaft gegeben habe. Die deutsche Wissenschaft ist jetzt von dieser Idee durchdrungen und die Franzosen ergreifen sie als etwas Zeitgemäßes, dem sie sich entgegengebildet hatten und dessen sie jetzt als einer naturgemäßen Reife bedurften. G.'s Grundansichten sodann als Mineralog und Geolog anlangend, so ist es begreiflich, daß einem Geiste, wie dem seinigen, der sich lebenslänglich gewöhnt hatte, die Natur in ihrem leisen stätigen Werden zu betrachten, alles Gewaltsame und Revolutionaire widerstreben mußte. Lehren, wie z. B. die neueste, von gewaltsamen, das Unterste zu oberst kehrenden Hervorhebungen der Gebirge, waren seiner innern Natur zuwider, und er konnte nicht umhin, sich in Prosa und Versen durch heftige Opposition dagegen Luft zu machen, ja sogar noch am Ende seines Lebens im zweiten Theile des „Faust" jene Hebungstheorie vielfach zu persifliren. Da übrigens die Mineralogie und Geologie keine eigentliche Synthese zuläßt, G.'s vorwaltende Richtung aber in dem Bestreben nach Entdeckung durchgreifender Synthesen bestand, so waren die genannten Wissenschaften nicht G.'s eigentliches Feld, wenigstens nicht der Art, um darin Epoche machende bleibende Lehren aufzustellen. Von seinen Bemühungen in der Meteorologie wäre fast Dasselbe zu sagen. Der Gegenstand

dieser Wissenschaften ist zwar etwas Lebendiges, im steten Werden Begriffenes: der unbekannten Mitwirkungen dabei sind jedoch zu viele, als daß ihm die Entdeckung einer durchgreifenden Synthese möglich geworden wäre. In der Bedingung, wonach das Barometer steigt und fällt, fand er zwar das Urphänomen eines irdischen Heranziehens und Entlassens, welches er die Wasserbejahung und Wasserverneinung nannte, allein damit war das Räthsel der Wetterbildung nicht ausgesprochen, und da er dieses Problem auf rein tellurischem Wege lösen wollte und er dabei alle siderischen Einwirkungen, ja sogar die augenfällige Einwirkung des Mondes entschieden ablehnte, so reichte er nicht aus und seine Synthese blieb mangelhaft. Dennoch sind seine meteorologischen Beiträge höchst schätzbar; sie sind als der solide Grund eines Gebäudes zu betrachten, welches völlig auszubauen einer kenntnißreichern Folgezeit sicher gelingen wird. Fragen wir nun schließlich, was G. vor den meisten Naturforschern älterer und neuerer Zeit auszeichnet, so können wir mit Feuchtersleben antworten: zweierlei: die Beobachtung und die Idee. Es hat seit den Griechen Niemand zu erfahren gewußt wie G.; ja das Erfahren ist ihm recht eigentlich zur Kunst geworden, sodaß die Unschuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit seiner Beobachtungen in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht ihres Gleichen hat. Sodann die Idee anlangend, so leuchtet uns ihr himmlischer Strahl nirgend ungetrübter und glänzender entgegen als bei G. Wenn Aristoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menschenbildung darstellen, so verehren wir in G. die ganze. Wenn er geschaut und gedacht, unterschieden und verglichen, da ward eine Welt vor seinem Geiste licht, und bescheiden nannte er das ein Aperçu, was Philosophen ein System genannt hätten. Seine Werke, auf der ewigen Basis der Natur gebaut, werden den Sturm der Zeiten glänzend bestehen.

Haben wir nun G. als Dichter und Naturforscher ein großes Verdienst zugestanden, so haben wir seine Richtung auf die bildende Kunst nicht weniger zu schätzen. Sie war ihm eine Geliebte, zu der er sich schon als Knabe hingezogen fühlte und gegen welche seine inbrünstige Verehrung am Ende seiner Tage nicht lauer geworden. In ihren Meisterwerken fand er als Jüngling für seine poetischen Bestrebungen ein leitendes Vorbild und er abstrahirte von den Schöpfungen dieser Schwesterkunst geeignete Regeln für seine eigene. Anregend und seine Phantasie anfrischend und unterstützend stand sie später dem männlich schaffenden Dichter zur Seite, und so war und blieb sie ihm während eines langen Lebens eine treue Gefährtin. Länger als ein halbes Jahrhundert hat er sich bemüht, von ihr zu lernen, und wiederum länger als ein halbes Jahrhundert hat er nicht unterlassen, das Wahrgenommene und Gelernte mündlich und schriftlich mitzutheilen und so der Kunst zurückzugeben, was er von ihr empfangen. Er hat sie lebenslänglich zu fördern gesucht, wo und wie er nur konnte. Da er jedoch Geschmack und Einsicht an den höchsten Meisterwerken älterer und neuerer Kunstepochen herangebildet, gereinigt und befestigt hatte, so stand er in seinem Urtheile und seinen Anfoderungen gewissermaßen über seiner Zeit, und inwiefern diese in falschen Richtungen begriffen war, konnte er sie freilich nicht loben. Doch war er in seiner Liebe des Musterhaften nicht eng und ausschließend, wodurch er an den Tag legte, daß er keiner besondern Zeit, keiner besondern Schule und keinem besondern Genre ausschließend huldigte. Seine hinterlassenen, von Kennern sehr geschätzten Sammlungen bestätigen das Gesagte in noch weiterm Umfange; sie lassen nirgend eine besondere Vorliebe für irgend eine Epoche, für irgend eine Nation

und für irgend eine besondere Kunstgattung blicken. An Gegenständen der antiken Kunst finden sich darin: Bronzen, geschnittene Steine und Abdrücke von Gemmen in großer Zahl; sodann aus der neuern Zeit eine sehr schöne Sammlung von Medaillen des 15., 16. und 17. Jahrh., eine nicht unbedeutende Majolica-Sammlung und vor allen reichgefüllte Mappen mit Handzeichnungen, Kupferstichen, Radirungen, Holzschnitten und Clairobscurs der verschiedensten Meister und Schulen. G. war kein eigentlicher Sammler im allgemeinen Sinne des Worts: er sammelte nicht des Besitzes wegen, sondern er sammelte, um zu lernen. Nach seiner Zurückkunft aus Italien war es besonders der Gedanke, die Composition eines Kunstwerks, die ihn beschäftigte und anzog, und er griff nach jeder Nachbildung, die ihm diese vor Augen brachte, mochte sie nun an sich gut oder gering sein. Der in dieser Epoche entstandene Theil seiner Sammlungen, an sich im hohen Grade interessant und bedeutend, enthält neben vielem Ausgezeichneten auch Manches von keinem besondern mercantilen Werth, wie dies bei der damals vorwaltenden Richtung des Sammlers auch nicht anders zu erwarten war. In der spätern Zeit jedoch reizte ihn weniger die Composition an sich, als der frische unmittelbare Ausdruck des künstlerischen Gedankens; er hatte mehr Blick gewonnen für das Technische, für die Art der Ausführung, für die Schönheit der Abdrücke. Während dieser Lebensepoche hat er denn auch eine große Menge italienischer und niederländischer Radirungen und Handzeichnungen nach und nach an sich gekauft, die durchgehend einen bedeutenden Werth haben. Nach Dem, was von Goethe's testamentarischen Verfügungen verlautet, soll von diesen Kunstschätzen nichts vereinzelt werden, vielmehr sollen sie ein Denkmal Dessen bleiben, der sie während eines langen Lebens gesammelt und daraus eine unendliche Fülle von Belehrung und Freude gezogen.

Daß nun aber ein Mann, der so mannichfaltig und so großartig gewirkt, von seinen Zeitgenossen ebenso heftig geliebt wie angefeindet wurde, ist eine Erscheinung, die sich von Alters her wiederholt hat und die sich auch künftig wiederholen wird. Besonders haben es seine Feinde sich angelegen sein lassen, ihn bei seiner Nation auf alle Weise herunter zu setzen, und, nachdem sie seinen Charakter als Schriftsteller vergebens angefochten, haben sie sich bemüht, seinen Charakter als Mensch zu verunglimpfen. Wie kann aber Jemand edle und rühmliche Werke hervorbringen, wenn er als Mensch nicht gleichen Werth hat? Auch sind alle Diejenigen, die für die Tüchtigkeit seiner Werke ein hinlängliches Auge besitzen, von dem Gefühle seiner persönlichen Tüchtigkeit nicht weniger durchdrungen, sowie diejenigen Personen, die ihm im Leben kürzere oder längere Zeit nahe gestanden, seinen hohen menschlichen Werth und besonders seine große Milde und Liebenswürdigkeit im geselligen Leben tausendfältig bestätigen. In seinem Urtheile über Andere war er voll Nachsicht, für das entschieden Vortreffliche leidenschaftlich eingenommen und gerecht selbst gegen seine erklärtesten Feinde. Dabei war seine Persönlichkeit von solchem Umfange, daß er den bedeutendsten Menschen gegenüber, ohne sein Zuthun, in überlegener Größe erschien und daß er mit einem Kinde ein Kind war. Wer ihn in dieser Hinsicht näher kennen zu lernen wünscht, den verweisen wir auf Eckermann's „Gespräche mit Goethe" (2. Aufl., Lpz. 1837), ein Buch, das aus neunjährigem vertrauten Umgange mit G. entstanden, und das uns den Dichter sowol in seinem häuslichen und geselligen Leben als auch in der Werkstätte seines poetischen und wissenschaftlichen Treibens und Schaffens mit anerkannter Wahrheit schildert. Das Neueste von G.'s Schriften anlangend, so findet sich dieses theils

in den nach seinem Tode, in Folge einer testamentarischen Bestimmung, unter Riemer's Mitwirkung von Eckermann herausgegebenen 15 Bänden „Nachgelassener Werke", theils in der letzten, von Riemer und Eckermann besorgten Ausgabe in zwei Bänden (Stuttg. 1836—37). [Folgt Inhaltsangabe]. Wie sehr G. auch vom Auslande längst geschätzt wurde und fortwährend geschätzt wird, davon zeuge nachstehende, wiewol unvollständige Nachweisung der von seinen Schriften erschienenen Übersetzungen in fast alle europäische Sprachen. [Folgt Aufzählung der Übersetzungen]. Übrigens besitzen wir in Deutschland von G.'s Werken bis jetzt noch keine vollständige Ausgabe, indem die Ausgabe in 55 Bänden nur dann vollständig zu nennen sein würde, wenn noch ein Supplementband hinzukäme, der nicht allein den polemischen Theil der „Farbenlehre" und die „Metamorphose der Pflanzen" enthielte, sondern auch alles Neuhinzugekommene der letzten Ausgabe in zwei Bänden.

Namen- und Sachregiſter.

Namen- und Sachregister.

Abbé 590 (d. i. Mr. Lowell, vgl.: Briſtol).
Abeken, Prof. Bernh. Rud. (1780—1866; Hauslehrer der Kinder Schillers 1808—1810, ſeit 1815 Lehrer in Osnabrück; hatte Goethe durch einen Aufſatz über die „Wahlverwandtſchaften" 1809 im „Morgenblatt" ſehr erfreut; aus Abekens Nachlaß erſchien 1904 „Goethe in meinem Leben", hrsg. von Adf. Heuermann) 221. Vgl.: Chriſtiane v. Wurmb.
Brief an Eckermann 221. Kritik der „Geſpräche" 636. 654.
Abendlandſchaft 170.
„Abendzeitung" (Dresdner) 100.
Abenteuerlich 275.
Aberglaube 247.
Abgeſchloſſenheit 384.
Abraham a St. Clara (1644—1709). Reden 398.
Abſicht 50.
Abſolute, Das 312.
Abſolutismus 553.
Abſtammung 546. Vgl.: Geburt.
Abſtrakt 504. 505.
Abſurd, Abſurdität 299. 338. 355. 379. 422. 524. 581. 613.
Achill 183 (Sohn). 202. 314 f.
„Achilleïs" ſ. Goethe, Werke.
Ackerbau 557. 607 (Geſellſchaft zur Beförderung des A.).
Ackermann, Herm. Ant., Amtmann in Ilmenau („einer der älteren anweſenden Herren", nach Sorets Bericht) 602.
Adam 227 (und Eva). 320. 323 (und ſein Sohn).
Adel 73. 225. 271. 380. 433. 448. 514.
Adelige 171. 205 (beſtialiſche Herren).
Adler 404. 464.
Adrianopel ſ. Ruſſen.
Affektation 403. 484. Affektiren 583.
Affen 204. 325.
Afrika 295.
Afrikaniſche Wüſten 421.
Agamemnon 78.
„Agnes Bernauerin" ſ. Törring.
Ägypten 275.
Ägypter 226. Ägyptiſche Vögte 226.
Ahab, König von Israel 400 (die Ähnlichkeit mit Fauſt erwähnt auch Mephiſtopheles in „Fauſt" 2. Teil, Vers 11287).
Ahorn 466. 469.
Ahrens, Lotte 701.
Aix in Südfrankreich 333.
Ajas 478. 479.
Akademien ſ. Univerſitäten.
Akademiker 349.
Aktiv 276.
Albertini, Signora 328.
Album 417 (Ein ſolches Album mit Handſchriften berühmter Männer findet ſich im Goethe- und Schillerarchiv; Luther und Erasmus ſind aber, nach Burkhardt, „Unterhaltungen mit Soret", nicht darin vertreten.)
Aldobrandiniſche Hochzeit, antikes Gemälde (in der von Meyer 1797 gefertigten Kopie, vgl. die Ill. „Juno-Zimmer im Goethe-Hauſe") 41.

d'Alembert, Jean le Rond (1717—1783) 387.
Alessandria (in Oberitalien) 333.
Alexandra, eigentlich Charlotte Prinzessin von Preußen, Tochter Friedrich Wilhelms III., Gemahlin des Großfürsten, spät. Kaisers Nikolaus II. von Rußland (1798—1860) 419.
„Alexis und Dora" s. Goethe, Werke.
Allegorie, allegorisch 301. 302.
Allgemein 38. 140. 488. Allgemeines, Allgemeinheit 31. 50. 128. 322. 371. 425. 609. Allgemeine Durchbildung 225.
„Allgemeine (Hallische) Literatur-Zeitung" 270. 636. Vgl.: Weber, K. G. E.
Allgemeine (Jenaische) Literatur-Zeitung 625. 660.
„Allgemeine Zeitung", red. von C. J. Stegmann (Augsburg) 283.
Allgemein-Menschliches 21. 45. 91. 106. 149.
Alliirte 502 (Invasion 1814).
Alliterationen 353.
Alpen 228. 331. 332. 333. 334. 552.
Altdeutsche Baukunst 44. 535. Poesie (vgl.: Fleming) 157. Röcke 387; Studien 223. Zeit 163 f. 223 (altd. düstere Z.). A. (und gothische) Zimmereinrichtung in jetziger Zeit 164. Altdeutschelnde Künstler 237.
Alten, Die 41. 60 (Literatur). 71. 91 (d. i. Nonnus von Panopolis). 101 (Sprachen). 136 (Studium der A.). 144. 178 (Gedichte). 190 (Stücke). 310. 345 (Philosophen). 485.
Alter 96. 166. 208. 245. 289. 297. 360. 411. 537. 538. 539. 570. 587. 611.
„Ältere anwesende Herren, Einer der" 602 d. i. Ackermann.
„Alter Mann geringen Standes" 589.
Altersstufen 435 (eines Volkes).
Altertum 98. 177. 366. 399. 489 (Studium der Schriften des Altertums) f. 610.
Altertümelnde Schule in der Malerei. 156 f.
Altes 264. Alte und Junge 37. 38.
„Altes Märchen" (beliebte Redensart Goethes) 271.
D'Alton, Jos. Wilh. Ed. (1772—1840; Anatom und Osteologe, aber auch bedeutender Kunstkenner und Kupferstecher und Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Bonn) 189. 455. 597. Vgl.: Bonn; „Morgenröte".
Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar (1739—1807) 247. 292 (Reise nach Italien 1788—1790; Ankunft in Rom 4. Okt. 1788).
Amazonen 270. 284.
âme 386.
Amerika 66. 72 (Trennung von England). 268. 295. Vgl.: Vereinigte Staaten.
Amerikaner 452 f. Calvert.
Ammern 509.
Ammonshörner 512.
Ampère, Jean Jacques (1800—1864; Sohn des Mathematikers und Physikers André Marie A.) 497. 498 (in Weimar; erster Besuch am 22. April 1827; Persönlichkeit). 499. 501. 502. 505 (Ampère hatte im „Globe" Nr. 51 ohne Goethes Willen einen Brief über seinen Besuch in Weimar veröffentlicht; Goethe klagte gegen v. Müller über die „Platituden" darin und erwähnte ebenso gegen Boisserée am 21. Sept. die „kleine Indiscretion"). 631.
Beurteilung der Werke Goethes (in Stapfers Übersetzung) 497. 668.
Amsel 456.
Amsterdam 291.
Amüsant 682.
Amüsieren, amüsabel 213 (Ausdruck Wielands). 515. 516.
Amyot, Jacques (1513—1593). Übersetzung von Daphnis und Chloe 385.
Anakreontische Gedichte 269.
Analytische Methode der Naturforschung 597.
Anatomie 16. 17. 148. 402.
Anciennität 537.

Anekdoten 205. 243. 280. 285. 293. 309. 389. 422 (Anekdote von 1806). 606. 680. 681. 684.
Angeborenes 76. 145. 275 (des Talents). 297 (der Natur).
Angely, Louis, Schauspieler und Theaterdichter (1787—1838).
Sieben Mädchen in Uniform 209 (schon am 30. Dez. 1825 hatte Goethe an Zelter geschrieben, dieses „Soldatengespiele zu einer halblüsternen Posse verwandt" mache auch in Weimar „das Publicum glücklich", wie er an seinen Kindern und anderem „nachwachsenden Lebevolk" beobachten könne).
Anglikanische Kirche 587 f. (Unter der Königin Elisabeth wurde 1571 das Glaubensbekenntnis der Anglikanischen Kirche nach reformierter Lehre in den 39 Artikeln festgesetzt; Artikel 9—16 handelten von Sünde und Erlösung.)
v. Angoulême, Louis Ant. de Bourbon, Herzog 71. (Unter seiner Führung waren die Franzosen widerrechtlich am 7. April 1823 in Spanien eingerückt, um den despotischen König Ferdinand VII. aus den Händen der Cortes zu befreien; Goethe gab, ebenso wie Staatsrat Schultz, dem Herzog Recht.)
Angst 209.
Anhalt-Dessau s. Dessau.
Anmaßlichkeit 296.
„Anmerkungen zu ‚Rameaus' Neffen'" s. Goethe, Werke.
Anmut 69. 175. 181. 194. 242. 291. 308. 322. 380. 472. 484.
Anna Amalia, Herzogin, s. Amalie.
„Annalen", auch „Tages- und Jahres-Hefte" genannt, s. Goethe, Werke.
Anregung 319.
Anschauung, Anschauen 158. 160. 187. 239. 240. 251. 272. 455. 472. 477. 486. 499. 500. 505. 603. Anschauungsweise 571.
Ansichten 39. 87. 196. 377.
Antik 203. 213. 236. 294. 322. 323. 493.
Antike, Altertum 157. 162. 177. 213.
Antike Gefäße 252. Gemme 70 (Theseus holt die Waffen seines Vaters, Ill.). Gesinnung 489 f. Statuen, Bildwerke 29. 294 (Marmorkopf). 303. 487. Stein 69. Tragödie 476—482.
Antizipation 76 (bei poetischer Darstellung). 77.
Aperçu in der Poesie und Kunst 120. 357. 536. 539. 540; in der Wissenschaft 222. 256. 317. 425. 536. 539. 550. 597. 712.
Apokryphische Bücher der Bibel 611 f.
Apostel 320—323 (zwölf). 613 (Paulus an die Thessalonicher, 1 Ep. 5, 19).
Apprehension 220. 313. 418. 502. 517.
Apprehensiv 126. 202. 359.
Aquarellbilder 393. 609.
Aquarellmalerei 393.
Ararat 226.
Arbeit 570.
Arbeitende Klasse 450. 580.
Archipel (griechischer A. im ägäischen Meer) 339.
Architekten 248. 266 („junger A." s. Kirchner). 458.
Architektonisch 459. Architektonische Hefte, Zeichnungen 374. 600.
Architektur 402. Vgl.: Baukunst.
„Archiv für Literaturgeschichte" 668.
Ärgernis 70 (durch Dichtwerke).
Ariosto, Lodovico (1474—1533) 71.
Aristokraten 205. 208. 434. 667.
Aristokratie 45. 73 (der Frommen). 208.
Aristokratisch 575.
Aristoteles (384—322 v. Chr.) 209. 222 (über die Natur; zu rasch mit seinen Meinungen; in der „Geschichte der Farbenlehre" sagt Goethe, den Alten habe die Kunst, überhaupt der Sinn gefehlt, Versuche zu machen). 485. 712. Vgl.: Sophokles, Antigone.
Arnault, Emile Lucien (1787—1863, Sohn des Dramatikers Antoine Vincent A.).
Gustave-Adolphe (1830; nicht „Gustav Wasa"!) 571 (Gemeinplätze; Kritiken).

Arndt, Ernst Moritz (1769—1860) 581.
Arnica 417 f.
v. Arnim, Bettina, geb. Brentano (1785—1859) 405. 631. 646.
Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (1835) 631. 637.
v. Arnim, Freimund (Sohn Bettinens, geb. 1812).
Stammbuch 405 (Goethes Eintragung vom 7. März 1832: „Fromme Wünsche, Freundes Wort, Waltet in dem Büchlein fort!").
Artaria, Mannheimer Kunsthändler 254.
Arzneikunde 68.
Arzt 535. 515.
Äschylus (525—456 v. Chr.) 152. 470. 484. 485.
Stücke 471. Philoktet 183 (Goethe kannte die 1825 erschienene Schrift seines Freundes, des Philologen Gottfr. Herman „de Aeschyli Philocteta dissertatio").
„Asiatische Horden" d. s. die Mongolen (brachen 1240 in Polen und Schlesien ein, siegten 1241 in der Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz, aber mit großen Verlusten durch den Heldentod des Herzogs Heinrich des Frommen von Liegnitz, und zogen sich, weiter geschwächt durch den Sieg Jaroslavs v. Sternberg 1243 infolge innerer Streitigkeiten nach Asien zurück; F. v. Raumers 1824 erschienene „Geschichte der Hohenstaufen" feierte noch Heinrich und J. v. Sternberg als Retter des Abendlandes, so daß sich Goethes Tadel nicht auf Raumer beziehen kann; 1824 erschienen zwei Werke über die Mongolen von D'Ohsson und J. J. Schmidt; gegen letzteres wandte sich 1825 Jul. Klaproth in seiner Schrift „Beleuchtung und Widerlegung der ‚Forschungen über d. Gesch. der Mittelasiat. Völker' von Schmidt"; vielleicht bezieht sich Goethes Äußerung hierauf) 129.
Äskulap, Gott der Heilkunde 482.
Assignaten (Papiergeld) 572. 684.
Assonanzen 353.
Ästhetik 210. 425.
Ästhetiker 129. 283. 490.
Ästhetisch 122. 154. 208. Ästhetische Bildung 198. Regel 178. Welt 284.
Ästhetisiren 430.
Asti, Stadt in Oberitalien 333.
Astrolog 303.
Astrologisches 523.
Astronomie 188 (Goethe beobachtete bedeutende Himmelserscheinungen mit Fernröhren und ließ auch Frau v. Stein und Schiller daran teilnehmen). 552. 554.
Astronomisches 523.
Athen 485. Athenienser 485.
Atlantisches Meer 275.
Atmosphäre 192. 255. 257. 421. 541. 552.
Atreiden (Agamemnon und Menelaos) 479.
Attrativa (nicht „Attractiva"!, vgl.: die „Italienische Reise" über Philipp Neri) 376.
Auber, Daniel (1782—1871).
„Die Stumme von Portici" 379 (Text von Scribe; ihre Aufführung am 25. Aug. 1830 in Brüssel gab Anlaß zu einer Revolution, die die Trennung Belgiens von Holland herbeiführte). 669.
Auffassung 576. 710.
Aufheiterung 223.
Aufklärung 559. 612—614.
Auge 185 (Bedürfnis des Wechsels). 226 (der gewaltigste Sinn). 255. 257. 258. 593.
Augenblick 53 (Repräsentant der Ewigkeit). 62. 99. 162. 275.
Augenblicklicher Zustand 52.
Augsburg, vgl.: „Allgemeine Zeitung".
Ausbildung 122 (gemeinsame A. menschlicher Kräfte). 123. 127.
Ausdruck 603.
Auserwählte 612.
Ausführung künstlerischer und poetischer Arbeiten 39. 78. 140. 161. 224. 317. 357. 361. 376. 425. 540. 576.

Ausgestopfte Vögel 317.
Ausgleichung 607.
Ausländer 42 (bei Goethe). 175 (will Goethes Werke übersetzen, Dilettant). 223. 233. 558. 710.
Ausländisch, das Ausländische 20. 21 (Dichter). 105 (Würdigung des A.). 110 (Gedichte). 181 (Schätzung des A.). 435 (Nachäffung des A.). 579. 656.
Ausleger von Gedichten 54.
Außenwelt 119. 123 (Auffassung). 185. 284. 285.
Äußere, Das 161.
Außerordentliche, Das 139. 534. 542.
Aussprache der Schauspieler 435 f. 681.
Ausübung einer Kunst 123.
Autoren 210. 484.
Autorität 447. 485.
Avantagen 151. 157. 179. 289. 382. 445.

v. Babo, Franz Marius (1756—1822). Otto v. Wittelsbach (1785) 377.
Baccalaureus s. Goethe, Faust (2. Teil).
Bacchus 320. 323.
Bachstelze 526. 528.
Badeaufenthalt 65 (als Gleichnis des menschlichen Lebens). 165. 605. 675.
Bäder 288.
Bajocco, frühere Kupfermünze im Kirchenstaat ($4^3/_8$ Pfg.) 293.
„Ballade von den Kindern und dem Alten" s. Goethe, Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.
Ballanche, Pierre Simon, französ. Schriftsteller (1776—1847) 576.
Ballantyne, engl. Verleger, s. Scott.
Ballett 327. 329. 367.
Baltische Länder 552.
de Balzac, Honoré, französ. Romanschriftsteller (1799—1850) 576.
Bangigkeit 209.
Barbarei 387. 583.
Barbaren 501.
Barbarisch 183. 264. Barbar. Volkspoesien 223. Vorzeit 223.
Baroccio s. Goethe-Haus, Urbino-Zimmer.
Barometer 81 (Wasserbejahung und -Verneinung). 192. 193. 322 (Einwirkung auf den Geist). 421. 712.
Baron (von P.) 148. Vgl.: Mozart.
Bartels, Adolf.
Ausgabe der „Gespräche" 651. 653.
Baschkirenbogen (vgl. Goethes Brief an Oberberghauptm. v. Trebra vom 5.—7. Juni 1814) 468 f.
Baschkirenhäuptling (unter den russischen Hilfstruppen 1814 in Weimar, vgl. Goethes Briefe an seinen Sohn, 17. Jan., und an Boisserée, 14. Febr. 1814; auch Tagebuch 22. März) 468.
Basedow, Joh. Bernh., Pädagoge (1723—1790) 392 (religiöse Ansichten).
Basreliefs 236 (Griechische). 318 (von David). 684.
Bassist 328 (in Mailand).
Bauchredner 301.
Baukunst 52. 261 („Eine erstarrte Musik"; die Stelle hieß: „Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als von einer erstarrten Musik"; damit ist Friedrich Schlegel gemeint, der sie eine „gefrorene Musik" nannte; Schelling nannte die Architektur „die Musik der Plastik"). 266 (der Jesuiten). Vgl.: Altdeutsche B.
Bäume 402. 466. 474. 490. 492. 598 (doppelte Blüten).
Baumfalke 511. Vgl.: Falke.
Bayrhoffer, Buchdrucker, s. „Die Sichtbaren".
Beamte 450.
de Beaumarchais, Pierre Aug. Caron, Verf. des „Barbier v. Sevilla" und der „Hochzeit des Figaro" (1732—1799) 284 (Prozeß gegen Lablache und Gutzmann) f. 386. 387.
Memoiren (1774) 284 f.
Beaumont, Francis (1584—1616), und John Fletcher, gemeinsam dichtende Dramatiker 429.
Beauvarlet, J., s. Französ. Künstler.
v. Bechtolsheim, Julie (eigentlich v. Mauchenheim), geb. Gräfin Keller

(1751—1847; Witwe des Vizekanzlers v. B. in Eisenach, von Wieland 1774 als seine Psyche besungen).

Elegie auf den Tod der Großherzogin-Mutter (im „Chaos" 1. Beilage 24) 594 f.

Beck, Heinrich, Schausp. und Dramatiker (1760—1803).

Schachmaschine (1798) 46. 48. 671.

Beck, Joh. Christoph, Schauspieler, s. Goethe, Bürgergeneral.

Becker, Heinr. (eigentlich v. Blumenthal), Schauspieler (1764—1822; von 1790—1809 in Weimar; Gatte der von Goethe als „Euphrosyne" besungenen Christiane Neumann) 74 (gemeint ist die erste Aufführung von „Wallensteins Lager" 1798, bei der B. den zweiten Holkischen Jäger gab).

„Bedeutende junge Naturforscher" 383 s. Naturforscher.

Bedeutende Menschen 567.

„Bedeutender Mann in Paris" 162, d. i. Saint-Aignan.

Bedeutendes 10. 19. 20. 40. 43. 49. 96. 142. 191. 202. 230. 249. 301. 349 f. 496. 508. 580. 682.

Bedeutung 149.

Bedienter Goethes bis 1. April 1824 Stadelmann, ab 1. Dez. 1824 Krause, s. d.; der „alte Diener", 139, ist Seidel, s. d.; Kammerdiener ist Sutor, s. d.

Beer, Michael, Bruder Meyerbeers (1800—1833) 102.

Paria (ein Stück stark jüdischer Tendenz, das durch Goethes Fürsprache am 6. Nov. 1824 in Weimar aufgeführt wurde) 68 (der „deutsche Paria"). 102 (die Sendung an Nees erfolgte mit Brief vom 12. Nov.; B. studierte in Bonn).

van Beethoven, Ludw. (1770—1827) 43. 358.

Kompositionen 43. Sonaten 415.

Begreifliche, Das 130. 344.

Behandlung 9. 54. 71. 177. 183. 209. 376. 425. 571. 580.

Behörden 463.

Behrisch, Ernst Wolfg. (1738—1809, Studienfreund Goethes in Leipzig, bekannt aus „Dichtung und Wahrheit") 308—310 (ob Behrisch damals, 1796, nicht 1801, noch im Schlosse wohnte, ist fraglich). 351. Vgl.: Dessau.

„Bekannter Schriftsteller" (damit könnte Wolfg. Menzel, dessen Goethehaß in seiner 1828 erschienenen „Deutsche Literatur" zum Ausdruck gekommen war, oder auch Ludw. Börne gemeint sein) 395.

Beleuchtung 286.

Belvedere, Lustschloß bei Weimar 182. 183. 265. 268 (neue Treppe).

Ben Jonson s. Jonson, Benj.

Bentham, Jeremy (1748—1832; Begründer des Utilitarismus; 1824 begann die „Westminster Review" seine Lehre zu verbreiten) 567 (Narr u. Genie). 568 (Radikaler; Überspannung). 586 f.

Beobachtung 21. 324. 330. 392. 438. 439. 600. 712.

„Beppo" von Byron.

Bequemlichkeit 82. 388.

de Béranger, Pierre Jean (1780—1857) 156. 173. 175 (Gedichte; Porträt) f. 264 (Gefangenschaft; Einfluß seiner Umgebung). 288. 318 (Porträt, Ill.) 375. 395 (Talent, das sich selber genug ist). 499 („Abkömmling", d. h. Enkel eines Schneiders) f. 501 f. 535. 579 (Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit). 580 (Bewunderung Napoleons). 581 (Volksstimme).

Gedichte und Lieder 175 (erste Ausgabe seiner „Chansons" 1815; polit. Inhalts erst 1821 u. 1825) f. 181 (unsittliche Stoffe). 264 (wegen seiner 1828 erschienenen „Chansons inédites", die den König verspotteten, wurde B. zu 9 Monaten Haft und 1000 Frs. Strafe verurteilt). 421. 500. 580. 696. Liebeslieder 501 f. 580. Politische Lieder 501 f. 580. 581.

v. Berger, Obrist 25.

Bergkristalle 330.
Bergschotten 546.
Berka, kleiner Badeort an der Ilm, zwei Stunden von Weimar, Spazierfahrt dahin 212—214.
v. Berlichingen, Jos. Graf, vgl.: Goethe, Hermann und Dorothea (lat. Übersetzung).
Berlin 31. 40. 62. 63. 64 (verwegener Menschenschlag). 69. 88. 152. 204. 217. 220 (Naturforscherversammlung). 222. 225. 236. 248. 253. 391 (prosaische Stadt). 424. 446. 498. 505. 515. 547 („nordöstliche Richtung"). 551. 559. 581. 636. 637. 638. 646. 667. 687. 689. 691. 700.
Kgl. Theater 133. 151. 311. 485. Opernhaus 151.
„Berliner Jahrbücher" s. „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik".
Berliner Redensarten 379 (unter diesen Zeichnungen ist die Veröffentlichung von B. Dörbeck gemeint, s. Tagebuch vom 14. März 31).
Berliner Zeitungen 102. 151.
Bern 341.
Bernauerin, Agnes, s. Törring.
Bernt, Friedrich.
Ausgabe der „Gespräche" 651. 657. 684 f.
Bertheau, Luise, s. Soret.
Bertram, Johanna, s. Eckermann.
Beruf 598.
Beschäftigung 265.
Bescheidenheit 593. 594.
Beschränktheit 157. 289.
Beschränkung 123.
Besitz 208.
Besonderes 31. 49 (Darstellung) f. 128. 139. 174. 181.
Besonnenheit 160. 412.
v. Besser, Joh., s. Fleming.
Beste, Das 152.
Bestehende, Das 434. 435.
Besuche 240 (vgl. v. Müller). 444.
Beten 226.
v. Bethmann, Simon Moritz, Bankier in Frankfurt 287.
Bethmann, Wirt, s. Göttingen.
Betrachtende Naturen 234.
Bettina s. v. Arnim.
v. Beulwitz, Friedr. Aug., Oberst 377.
Beurmann, Dr. Eduard.
Kritik der „Gespräche" 637.
Beuther, Friedrich (1777 im Elsaß geboren, schon unter Goethe Dekorationsmaler in Weimar).
Dekorationen 314.
Bevensen in Hannover 15.
Beweglichkeit 538.
Bewegung 146. 541.
Bewußtsein 284.
Beyderwand 12.
Beyle, Marie Henri (1783—1842; Pseudonym: „Stendhal", aus Achtung vor Winckelmann, der in Stendal geboren).
Le Rouge et le Noir (1830) 600.
„Beyträge zur Poesie" s. Eckermann.
Beziehungen 322.
Bibel, heilige Schrift 227. 276 (Altes u. Neues Testament). 320. 354 (N. Test.). 355 (N. T.). 422. 612 (A. T.). 613 (Echtheit). 614 (A. T.). Vgl.: Schöpfung, Biblische Figuren.
„Bibliothek der Gesamtliteratur" 651.
Bibliotheken 344. 501. 559. Vgl.: Jena; Weimar.
„Bibliothèque Universelle de Genève" 636.
Biblische Figuren 320—323 (Darstellung in der Plastik). Bibl. Gegenstände 69 (Darstellung in der Poesie).
Bienen 250. 525.
Bignon, Louis Pierre Ed. Baron (1771—1841).
Histoire de France (1827ff.) 563.
„Bild, Das", von Houwald.
Bild 75 (eines französischen Künstlers s. Französ. Künstler). 90 (Licht und Schatten). 157 (B. eines jetzt lebenden deutschen Malers). 160. 329. 354. 357. 473. 474. 494 (Verhältnis zur Natur) f.
Bildende Kunst 29. 121. 124. 196. 201. 262. 283. 286. 366. 470. 500. 712.
Bildhauer 249. 320. 399 (junger B.). 470. 486. Bildhauerei 470.
Bildlich 310.

Bildsäulen, Statuen 200.
Bildung 21. 25. 87. 89. 106. 223. 237. 270. 315. 326. 356. 387. 411. 484. 498. 500. 502. 554. Vgl.: Kultur.
Bildungsreife 499.
Billardkugeln 191.
Bingen am Rhein 64.
Biography 349. 402. Biographien 21.
Biot, Jean Bapt., s. Soret.
Birken 264. 463. 469.
Bischöfe 199. 587 f. 589. 613.
Bivouac 583.
Blankenhain bei Weimar 265.
„Blätter für literarische Unterhaltung" 636. 654. 698.
Blattern, -Impfung 362 f.
Blaue Farbe, das Blaue 149 f. 153. 170. 192. 213. 239. 253. 256. 281. 339 f. 342. 344. 363. 368. 401.
Blauer Himmel 149. 239. 256. 257. 363. Bl. Schatten im Schnee 255. 256. 257. 259. 261. 363 f. Bl. und gelber Schatten 150. 152 f. 154.
Blinde 593.
Blocksberg, Brockenszenen, s. Goethe, Faust (1. Teil).
v. Blücher, Feldmarschall Fürst Gebhard Leberecht (1742—1819) 98. 280.
Blume 168 f.
Blumenbach, Joh. Friedr. (1752—1840; berühmter Anatom in Göttingen; lernte Goethe schon 1783 kennen und hatte ihn auch 1820 besucht; er bestritt in seinen Schriften die Existenz des Zwischenknochens, gestand aber Goethe später zu, daß er ihn beim Menschen in einzelnen Fällen gefunden habe) 415. 597.
Blumenmaler 389.
Boden 52. 265 (über Boden und Klima vgl. Herder in seinen „Ideen" VII, 3). 546.
Boeckh, Aug., vgl.: Sophokles, Antigone.
Bogen 461. 463—470. 482. Bogengesellschaften 461. Bogenschießen 461—463. 468—470. 621.
Böhmen 198 (Schulen). 270 (Literatoren; frühere Weiberherrschaft, vgl.: Goethes „Amazonen in Böhmen" in den „Nachgelassenen Werken").
Böhmische Gebirge 213.
Böhmische Sprache 565.
Boisserée, Sulpiz (1783—1854) 315. 402. (Boisserée hatte am 15. Dez. 1831, da ihm Goethe seine Absicht mitgeteilt, die „Farbenlehre" neu zu bearbeiten, gewünscht, er möge dabei auch einzelnes ergänzen, z. B. eine Erklärung des Regenbogens einlegen; diese begann der Dichter in der Erwiderung an Boisserée vom 11. Jan. 1832.)
Brief an Goethe (vom 12. Febr. 1830) 315.
Bonaparte, Jérôme (1784—1860; Bruder Napoleons) 358.
Bonaparte, Lucian (1775—1840; Bruder Napoleons) 537.
Bonaparte, Maria Lätitia, geb. Ramolino (1750—1836; Mutter Napoleons) 358. Ihr Gemahl Karl 358. Söhne 358. Töchter 358.
Bonn 93. 102. 236 (mineralogische Verhältnisse). 441 (Freunde in Bonn waren d'Alton, Nees v. Esenbeck, Windischmann, auch A. W. v. Schlegel). 455. 498. 673.
v. Bonstetten, Karl Victor (1745—1832; zu Bern geboren, in Genf erzogen, Freund Johannes v. Müllers und Matthissons; 1802 nach seiner Rückkehr aus Dänemark hatte er sich zu Genf niedergelassen; zuletzt hatten seine „Etudes de l'homme", 1821, und „L'homme du Midi et du Nord", 1824, Goethe angezogen, und B. hatte ihn im Sommer 1828 durch einen herzlichen Brief sehr erfreut) 347.
Borghese, Villa, s. Rom.
Börne, Ludwig. Vgl.: „Bekannter Schriftsteller".
Bornhauser, Th.
Gemma von Art 586.
Bornirtheit 404. 502. 588. 594. 613.
Borromäische Inseln 67.
Botanik 68. 69. 188. 249. 402. 412. 583.

Botaniker 197. 310 (seit L'Héritiers 1787 erschienener „Geranologia"). 390. 439.
Botanische Gegenstände 550.
Böttiger, Karl Aug. (1760—1835; Archäologe). Vgl.: „Italienischer Advokat"; Kotzebue.
Bourbonen 71. 502. 596. 683.
Bourgeois, Maler 151 (Franzosen ... „einer ihrer Besten": zwei „Mémoires" von ihm kannte Goethe seit 1816; sein „Manuel d'Optique experimentale" erschien 1823, lief aber Goethes Ansicht von der Entstehung der Farben schnurstracks zuwider).
de Bourrienne, Louis Ant. Fauv. (1769—1834).
Mémoires sur Napoléon (1828—30; Goethe glaubte an ihre Zuverlässigkeit) 269 („Buch über Napoleon"). 270. 275. 276. 277.
Bouterwek, Friedr. (1766—1828; Philosoph und Ästhetiker in Göttingen) 629.
Boxberger, Rob. 668.
Brabant 15. 16. 461 (Bogenschießen) f. 463. Brabanter Fuhrleute 490. 492.
Brandraketen 430.
Brandt, Heinr. Franz, Medailleur (1789—1845).
Medaille (Theseus, Ill.) 69.
Brasilien s. Eschwege.
Braunelle (Vogel) 526.
Braunschweig 560. 625.
Bremen 560. Bremer Hafenbau (1827 begonnene Anlage von Bremerhaven) 247. 664.
„Briefe des Pastors", von Goethe.
Briefträger (Anekdote) 309.
Brighella, italien. Schauspieler 571. 669.
Bril, Maler Paul (1554—1626) 291. (In dem Entwurfe Goethes über landschaftliche Malerei, der sich unvollendet im Nachlaß fand, wird Brils Bedeutung, aber nicht sein Einfluß auf Lorrain hervorgehoben; zwischen beiden sind die Carracci und Dominichino genannt.)
Brillen (Goethe unangenehm; schon in den „Wahlverwandtschaften", 1809, erklärte Ottilie, daß es den Frauen widerstrebe, sich mit einem Bebrillten zu unterhalten; Ausdruck dieser Antipathie Goethes ist das Gedicht „Feindseliger Blick", das aber erst in der Ausgabe letzter Hand erschien; eine ähnliche Bemerkung wie Eckermann macht auch Wilhelm in den „Wanderjahren", 1. Buch, 10. Kap.) 592 f. 683.
Brion, Friederike (1752—1813) 574.
Bristol, Lord, Bischof von Derby (1730—1803; in Jena am 10. Juni 1797, vgl.: Goethes gleichzeitigen Bericht in den „Biographischen Einzelnheiten", wo jedoch der „Werther" nicht erwähnt ist; nach Tagebuch vom 10. Juni hieß der Kaplan Mr. Lowell) 589 f.
Britische Muse 97.
Brockenszenen s. Goethe, Faust (1. Teil).
Brockhaus, Dr. Eduard 650.
Brockhaus, F. A. 628 (erste Anknüpfung Eckermanns). 632. 633 (Abschluß mit Eckermann; Kontrakt). 639. 640 (Vertrag). 641. 642. 643 (Dritter Teil der „Gespräche"). 644 (zweite Auflage, Neudruck). 645 (Ablehnung des 3. Teils). 646 (Wiederanknüpfung Eckermanns) f. 650 (Ausgabe des ganzen Werkes). 651 (spätere Auflagen). 654. 658. 687. 697. Prozeß mit Eckermann 633. 643. 644 f.
Briefe an Eckermann 632. 633. 640. 641. 645. 648. 652. 671. Über die Verhältnisse der Buchhandlung ꝛc. 644.
Brockhaus, Heinrich 629. 643.
Brockhaus' Konversationslexikon 170 f. (Goethe besaß die 7. Auflage, 1827—29, die noch heute in seinem Arbeitszimmer steht.) 671.
Brockhaus' Konversationslexikon der Gegenwart 698. 709 ff.
Brotstudium 23 f. 25.
Bruder und Schwester 478. 479. 480 f.
Brüssel 462. 546.
Brustwassersucht 60.

v. Buch, Leop., Geognost (1774—1853) 250 (hier muß eine Verwechslung durch Goethe oder Eckermann vorliegen; v. Buch hat eine solche Schrift nicht herausgegeben und war von seiner von Goethe getadelten Annahme eigener Wurfkräfte der Granitfelsen längst zurückgekommen, schon als er 1822 Goethes persönliche Bekanntschaft machte). 268.
Buch, Bücher 72. 110. 111. 225. 283. 292. 344. 415. 591 (moralische Wirkung). 664.
Buchbindergilde 422.
Buchen 512.
Bücherschrank 163 f.
Buchhändler 643. 644.
Buff, Lotte, s. Kestner.
Bühne s. Theater.
Bullenbeißer 387.
Burgau, beliebter Ausflugsort bei Jena 523. 524.
Bürger, Gottfr. Aug. (1747—1794; in seiner Jugend war Goethe dem Dichter der „Leonore" herzlich entgegengekommen, noch 1776 hatte er große Hoffnung auf ihn; dann aber gingen ihre Wege durch Bürgers leidige Entwicklung auseinander; eine spätere Begegnung in Weimar zeigte diese innere Entfremdung um so schroffer; gleichwohl hatte Goethe für die von Bürger geplante Homerübersetzung Subskribenten in Weimar gesammelt) 127 (sittliche Kultur, bedeutendes Talent).
Lieder 501. 669. 696. Frau Schnips (1777) 127.
Bürger 171. 225; -Sinn 264; -Stand 128.
„Bürgergeneral" von Goethe.
Bürgerlich 157. 180. 431. Bürgerliche Scenen 45. Verhältnisse 26.
Burkhardt, C. A. H.
Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller 635; mit Soret 658. 676. 678. 679. 682.
Burns, Rob., schottischer Volksdichter (1759—1796; Carlyle hatte Goethe auf Burns aufmerksam gemacht; dessen mehrfach deutsch übersetztes Gedicht „John Barleycorn" hatte Goethe, ohne den Verfasser zu kennen, längst bewundert) 500 f.
Lieder (nach Carlyle kannte Goethe B.'s Werke in der Ausgabe 1822) 501.
Burschenverschwörung (Wartburgfeier 1817) 273.
Bury, Friedr. (1763—1835; aus Hanau, früh nach Rom gekommen, gehörte zu Goethes liebsten römischen Freunden) 293.
Büttnersche Bibliothek 584 (fiel 1802 durch den Tod des Hofrats Christ. Wilh. Büttner dem Herzog vertragsmäßig zu).
Byron, Lord (1788—1824) 43. 59 (Einfluß auf Goethe). 63 („zu hoffender Besuch in Weimar"; Byron hatte ihn im Juli 1823 in Aussicht gestellt als Antwort auf die an ihn gerichteten Verse Goethes). 69 (freier Geist). 77 (Individualität). 101. 111. 115 (seine Richtungen von der des Publikums abweichend). 116 (außerordentliches Talent in der Erfindung). 117 (Zügellosigkeit, Opposition, Misverhältnis mit der Welt). 118 (revolutionärer Sinn; als Mensch, als Engländer, als großes Talent; Talent incommensurabel; Inspiration; geborenes Talent). 119 (englischer Pär; Hang zum Unbegrenzten; immer im Naturzustande). 128 (Verdienste). 134 („negatives Wirken, verhaltene Parlamentsreden"; Byron hat nur dreimal im Parlament 1812 gesprochen). 141 (Verhältnis zu Goethe). 144 (zu viel Empirie) f. 170. 171. 172. 202 (seine Frauengestalten; „ewiger Selbstquäler"). 203 (Verklärung im „Faust"; Repräsentant der neuesten poetischen Zeit; das größte Talent des Jahrhunderts; unbefriedigtes Naturell, kriegerische Tendenz; Abhandlung über B.). 208. 243 (Kühnheit, Keckheit und Grandiosität). 317. 318 (Porträt, Ju.). 339 f.

354 (an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen). 376 (Damonisches). 386. 420. 440 (Tod; Gipfel seiner schöpferischen Kraft: brennender Dornstrauch). 506 f. 541 (einer der produktivsten Menschen; unseliges Geschick). 542 (Tod am 19. April 1824). 579 (stark vorwaltende Persönlichkeit). 582. 626. 664. 710. Byron und Shakespeare 118. 133. 134. Vgl.: Goethe, Faust (2. Teil); Medwin.

Briefe 305; an Goethe 140 (Dedikation seines Sardanapal). 141 (aus Genua vom Frühjahr 1823, Empfehlung seines Landsmanns Sterling; Brief aus Livorno vom 24. Juli 1823, Antwort auf Goethes Verse).

Werke 118. 199. 201 f. 243. 440.

Gedichte 171 (1806 waren Gedichte von Byron zwar gedruckt, aber nur als Manuskript). 202. Beppo 144. 145. Childe Harold 339. Don Juan 71. 202 (Schilderung Londons im 10. Gesang). 440. Gedicht auf den Tod von Sir John Moore 119. Vision of the Judgement (Das „jüngste Gericht", Parodie des gleichnamigen Gedichts des poeta laureatus Robert Southey, der ihn als „satanischen Dichter" bezeichnet hatte; sie erschien 1821 in dem Blatte „The Liberal" und zog dem Herausgeber desselben eine gerichtliche Strafe zu) 440.

Dramen 579. The Deformed Transformed 111 (Byron sagt selbst im Vorwort, er „gründe sich teilweise auf den ‚Faust' des großen Goethe"). 144. 145 f. Kain 69. 199. Manfred 420. Marino Faliero (Doge von Venedig) 115. 579. The two Foscari 142. 202. Sardanapal 141 (die Dedikation an Goethe fehlte der 1. Ausgabe, da dessen Erlaubnis zur Widmung zu spät eintraf, sie stand erst in der zweiten; er hatte das Blatt an den Buchhändler zurückschicken müssen). 420. Werner 420 (war ebenfalls Goethe gewidmet).

Prosa: English Bards and Scotch Reviewer 117.

Byron, Kapitän John (1755—1791; Vater des Lord Byron) 119 (hat nur zwei Frauen gehabt und nur die erste entführt).

Was unter C fehlt, ist unter K zu suchen.

Cadé. Thomas, s. Goethe, Sammlungen.

Cagliostro, Graf (eigentlich Giuseppe Balsamo; 1743—1795) 252.

„Cain" von Byron.

Calderon de la Barca, Don Pedro (1600—1681) 84. 126 (seine Einführung in Deutschland war ein Verdienst der Romantiker; 1809 wurden die ersten Stücke in Weimar gespielt). 133. 143 (theatralische Vollkommenheit, größter Verstand). 181. 484.

Dramen 75. 143. Der standhafte Prinz (Goethe hatte ihn 1807 mehrfach in Abendgesellschaften vorgelesen; erst am 11. Jan. 1811 wurde er in der Bearbeitung von P. A. Wolff in Weimar aufgeführt und eroberte nach Goethes Wort der Bühne eine ganz neue Provinz) 359.

Calvert, Herr 452 („junger Amerikaner" nach Tagebuch vom 27. März 1825: „N. B. Herr Calvert aus Washington" und vom 29., nicht 30. März: „Ottilie hatte in den vordern Zimmern Theegesellschaft... den Nordamerikaner und einige Engländer").

Campe, Joach. Heinr. (1746—1818) 592. (Goethe sah ihn zuerst 1776 in Dessau, 1810 in Karlsbad; Campes Gereiztheit ist begreiflich, die „Xenien" hatten ihn als Sprachreiniger, „die furchtbare Waschfrau", scharf getroffen, und noch 1804 ließ Goethe in der „Jenaischen Literaturzeitung" ein Stachelditichon ohne Nennung seines Namens gegen

Campe's Deutung der Laokoongruppe erscheinen, durch welche dieser die „heilige Plastik" mißhandelt habe.)
Kinderschriften (darunter „Robinson der Jüngere") 592.
Camper, Petrus (1722—1789; berühmtester Anatom der Zeit) 597.
de Candolle s. De Candolle.
v. Canitz s. Fleming.
Canning, George (1770—1827) 206 (Quengeleien der Tories, unter ihnen Wellingtons).
Rede für Portugal (am 12. Dez. 1826 im Unterhause gehalten zum Schutz Portugals gegen Spanien) 155.
Canobiana, Teatro della, s. Mailand.
Canova, Ant. (1757—1822; ital. Bildhauer) 438.
Cantarini s. Reni.
Carganico, s. K. A. Schubarth.
Carlyle, Thomas (1795—1881) 207. 208. 233 („Verdienste um deutsche Literatur: Geist und Charakter"; Carlyle hatte den „Meister" nicht nur „studirt", sondern 1824 sogar übersetzt). 233. 395. 508 (moralische Macht). 631. 640. Vgl.: Burns.
Aufsatz über Goethe (in der „Foreign Review" 1828) 232 f.; Leben Schillers 208; Specimens of German Romance 207 („Übersetzung deutscher Romane"). 224 (vgl. 207).
Carracci, Lodovico, ital. Maler, seine Neffen Agostino und Annibale C. 291 f.
Cartigny im Kanton Genf 560.
Carus, Karl Gustav (1789—1869; königl. Leibarzt in Dresden) 189. 597. Vgl.: Morgenröte.
Cäsar, Julius 98. 163 (Kriege). 243.
De Bello Gallico 23. 163. (Goethes Angabe ist nicht ganz richtig; Cäsar wurde schon vor Napoleon von militärischen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts behandelt.)
Castiglione, ital. Familie 288. Vgl.: Pius VIII.
Castlereagh, Lord 295 (englischer Gesandter auf dem Wiener Kongreß.
Castor und Pollux 321.
Cedraten (Konfitüren) 560 f.
Celakowsého, Franz Lad. (1799—1852), s. Goethe, Geschwister.
„Cellini" von Goethe.
Ceremonie 96.
Chambéry, Hauptstadt von Savoyen 333.
v. Chamisso, Adelbert (1781—1838) 710.
Champagne (Feldzug in der Ch. 1792) 422.
„Chaos" (eine von Ottilie v. Goethe herausgegebene, Sonntags erscheinende Zeitschrift, an der nur Bekannte anonym in drei Sprachen mitarbeiteten; sie erschien vom 12. Sept. 1829 bis 19. Febr. 1831). 313. 594. 680. Vgl.: Soret.
Charakter, Charaktere 21. 24. 39. 50 (auf dem Theater) s. 76. 79. 90. 97. 129 (Wichtigkeit des Ch. bei einem Schriftsteller; Mangel an Ch. die „Quelle alles Übels"). 158. 165. 170. 174. 182 (historische und poetische Ch.). 225. 231. 233. 248. 251. 265 (Ch. eines Volks, Einwirkung von Boden, Rasse ꝛc.). 326. 336. 355. 376. 386. 395. 400. 425. 463. 474. 479. 480. 484. 489 (Bildung des Ch. durch Studium des Altertums) s. 491 f. 494. 500. 537. 540. 555. 564. 574. 582.
Charaktergröße 490.
Charakteristische, Das 53.
Charlatane 358.
Charles, J. N.
Übersetzung der „Gespräche" 640.
de Chateaubriand, Franç. René Vicomte (1768—1848) 155 (rhetorisch-poetisches Talent). 288.
Chaussee 214. 265. 266. 558. 621. -Arbeiter 213. -Bau 265 f.
Chemie 68. 69. 414. 583.
Chemische Experimente 523. Künste 297.
Cherubini, Luigi (1760—1842).
Der Wasserträger (1800) 229.
v. Chézy, Helmina (1783—1856).
Text zu Webers „Euryanthe" 123.
„Childe Harold" von Byron.

China 180. 475. Kaiser von Ch. 180.
Chinesen 181. 421. 614.
Chinesische Literatur 181. Roman 180 f. (nach Tagebuch vom 3.—6. Febr. las Goethe damals „Chinese Courtship in verse by P. P. Thoms," 1824; auch am 31. Jan. ist von einem „chines. Gedicht" die Rede). Zimmer 164.
Chirurgus 517 (bei Schiller).
Chlor 414.
Chodowiecki, Daniel (1726—1801; berühmter Kupferstecher, der auch Stiche zu Werken Goethes gemacht hat) 45.
Chor im Drama 177. 186. 203. 477 (Vorlesung von Hinrichs) f. 480. Chöre in der Oper 451.
Christen 227. 553 (die ersten Chr.). 590. 613. 668.
Christentum 582. 614 (Hoheit und sittliche Kultur).
Christlich 399. 400. Christliche Kirche 612. Lehre, Religion 195. 244. 260. 321. 524. 553.
Christus 140. 198. 323. 372. 392. 435. 548 (zweiter Chr.). 588. 612 f. 614. 635.
Christus als Vorwurf der Malerei 148. 149. 201 („Jesus im Tempel", aber nicht von einem „italienischen Meister", sondern von Rembrandt, s. d.). 320. 354 („Chr. wandelt auf dem Meere"; Goethe besaß zwei Kupferstiche dieser Szene, einen nach Giovanni Lanfranco, den andern nach Girolamo Muziano). 355. 706.
Chroniken 284. 683.
Chronologische Tabellen 598.
Cicero (106—43 v. Chr.) 23 (Reden). 105 (französische Übersetzung).
Clairobscur 713.
„Clara Gazul" von Mérimée.
Claude Lorrain (1600—1682; französ. Landschaftsmaler) 282 f. 287. 291. 402. 472 f.
Bilder 274. 282 (Ill. nach Stichen von Gmelin, vgl. Goethes Tagebuch vom 5. Mai 29). 283. 287. 291. 292. 495. Liber veritatis. Or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain (von John Boydell) 282. 291.
„Claudine von Villa-Bella" von Goethe.
Clauren, H. (Pseud. für Karl Heun; 1771—1854) 100.
„Clavigo" von Goethe.
Coal 438.
Codille, französisches Spiel 383.
Colebrooke, Henry Thomas („Engländer").
On the philosophy of the Hindus 252.
Comersee 210.
Constable, engl. Verleger, s. Scott.
„Conte Ory", Oper von Rossini.
Cooper, James Fenimore (1789—1851); amerikan. Romanschriftsteller.
Red rover („letzter Roman", 1828) 303.
Cordellier-Delaroue.
Le rire de Mirabeau (erst 1855 in der Sammlung „Les Sillons" gedruckt) 323 f.
Cormayan in Frankreich 423.
Corneille, Pierre (1606—1684) 85. 489.
v. Cornelius, Peter (1783—1867; Historienmaler).
Orpheus vor Pluto (in der Unterwelt) 315. 316.
Corradi-Pantanelli, Signora 327 f.
da Correggio, Antonio (1494—1534).
Entwöhnung Christi 148 f.
v. Cotta, J. F. (1764—1832) 28. 30. 176. 396. 566. Vgl. Stuttgart.
Briefe an Eckermann 30. 34. 626.
Cotta, Verlag J. G. 626. 629. 632. 643. 651.
Cotyledonen 289. 317.
Coudray, Oberbaudirektor Clemens Wenzeslaus (1775—1845; 1816 nach Weimar berufen) 88. 103. 120 (Porträt, Ill.). 146. 200. 248 (einer der geschicktesten Architekten unserer Zeit). 265. 266. 267. 268. 286. 337. 377. 415. 420. 421. 448. 458 (C. trat nicht zurück, sondern leitete den Bau nach einem andern Plan). 600. 666. 707 (Porträt) f.

Zeichnung 200. Riß zur fürstlichen Kapelle 248. Instruktion für den Architekten 266.
Courage 504. 547. 564. 585. 586.
Courier, Paul Louis (1772—1825; französ. Schriftsteller, seine sämtl. Schriften erschienen 1826 und 1828; im „Historischen Taschenbuch" 1830 hatte Wachler Couriers Verhältnis zu seiner Zeit geschildert) 380. 386 (großes Naturtalent).
Werke 386. Flugschriften 386. Übersetzung von „Daphnis u. Chloe" 377. 385 f.
Cousin, Viktor (1792—1867; französ. Philosoph und Politiker, Goethe persönlich bekannt, war 1817 und 1825 in Weimar) 252. 263. 267. 550 (C. und seine Schule). 567.
Vorlesungen (Cours de l'histoire de la philosophie moderne) 252.
„Création, La" s. Soret.
Crokus 389.
Cuba 475.
v. Cumberland, Herzogin Friederike, geb. Prinzessin v. Mecklenburg-Strelitz, später Königin von Hannover (1778—1848, war bei der Krönung Leopolds II. 1790 bei Goethes Mutter in Frankfurt einquartiert gewesen; 1815 hatte sie Goethen auf der Gerbermühle, gegenüber Frankfurt, besucht) 88.
Cumberland, Rich. (1732—1811; engl. Schriftsteller).
Der Jude 442.
„Cupido loser eigensinniger Knabe" ꝛc. s. Goethe, Gedichte.
v. Cuvier, Geo. Baron (1769—1832) 567 (seine Philosophie). 596. Streit mit St. Hilaire 403. 596 (Sitzung der Akademie am 19. Juli) f. 603. 678. 681.
Naturgeschichte (übers. von Fr. S. Voigt) 317. 567 (Darstellung; Styl).

v. D., Herr, d. i. von Diemar.
Daktylus 272.
v. Dalberg, Freiherr Karl (1744—1817; Fürst Primas des Rheinbundes; als er noch Statthalter zu Erfurt, 1772 ff., dann Coadjutor in Mainz war, 1787 ff., stand ihm Goethe nahe) 311 (sein Sturz, weniger seine Wohltätigkeit, hatte ihn arm gemacht). 569.
Dame 43 („geistreiche D.", d. i. Frau v. Savigny). 234 (vgl. Frommann). 235. 237. „Dame mit zwei sehr hübschen jungen Mädchen" 605 f. „Damen aus der Bekanntschaft Goethes" 416 (wohl wie S. 88: Karoline v. Egloffstein, Frln. v. Froriep und Frau v. Pogwisch).
Dämonen, Dämonisches (Goethe spricht darüber ausführlich im 20. Buche von „Dichtung und Wahrheit") 263. 264. 297. 298. 344. 362. 370 f. 373. 374. 375. 383. 390. 391. 412. 534. 539. 542. 549. 553 (retardirende). 574. 581. 604. 611.
Dänemark 638.
Daniel, Prophet 381.
Dänische Sprache 367.
Dante Alighieri (1265—1321) 99 f. 102 (eine Natur). 237. Dante-Büste 99 f. 102. -Medaille 100.
„Daphnis und Chloe" von Longus.
Darstellung (in der Poesie) 116. 145. 161. 201. 202. 209. 224. 481. 571.
„Das brenne nieder", Zitat aus Goethes „Pandora", s. d.
Datteln 270.
Datum 50 (bei Gedichten).
David, König von Israel 320.
David, Pierre Jean (David d'Angers, 1789—1856, französ. Bildhauer, besuchte Goethe 1828 zu seinem Geburtstage und modellierte seine Büste) 318 f. 576.
Goethe-Büste 9. Sammlung von Basreliefs 318 (Jll.). 323. 576. 684.
Davoust, Louis Nik., Herzog von Auerstädt, französ. Marschall (1770—1823) 15.
Dawe, Georg, Maler (1781—1829).
Goethe-Porträt 9.
Decamps s. Deschamps.

De Candolle, Aug. P. (1778—1841) 606.
Organographie végétale 218. (Unter den „Anregungen von seiten der Franzosen" gemeint; Goethe hatte sie schon am 3. Aug. gelesen, die seine „Metamorphose" betreffenden Kapitel mehrmals, und schrieb begeistert darüber an Soret am 14. Juni 1828.)
„Deformed Transformed" von Byron.
Deibel, Franz.
Ausgabe der „Gespräche" 651.
Deklamation 416.
Dekorationen s. Theater.
Dekorationsmaler 287 („in Mailand", d. i. San-Quirico am Teatro della Scala). 314.
Delacroix, Eugène, Maler (1798—1863) 147 (Wildheit).
Faust u. Mephistopheles (Steindruck zur „Faust"-Übersetzung von Stapfer; Goethe zeigte sie in „Kunst- und Alterthum", VI, 1, an) 146 f. 681.
Delambre, Jean Bapt. Jos. (Prof. der Astronomie) s. Franzosen.
Delavigne, Casimir, französ. Dichter (1793—1843) 155.
Paria 68.
Délerot, Emile.
Übersetzung der „Gespräche" 640.
Delikatesse 64.
Delille, Jacques, französ. Dichter (1738—1813) 176.
Delphi 515.
Demokrat 205 (damit könnte Royer-Collard gemeint sein, doch wurde seine Verteidigungsrede vom 11. Febr. 1827 nicht vor Gericht gehalten). 434.
Demokratie 45. 208.
Denken 70. 196. 251. 477.
„Denn alles muß zu nichts" von Goethe, s. seine Gedichte, Eins u. alles.
Departement der Nieder-Elbe 15.
Derb 517.
Derby, Grafschaft in Nordengland 589.
Desavantagen 289.
Deschamps, Emile, französ. Dichter (1791—1871) 318 (Porträt, Ill.). 319 (Brief an Goethe).
Etudes françaises et étrangères (1828 ff.; nicht „Camille D.") 576 (Übersetzung der „Braut von Korinth"). Gedichte 319.
Deschamps, Naturforscher (Bekannter Sorets) 423.
Desobligeantes 311. 593.
Despoten 385. 457.
Dessau 309 (nicht Erbprinz, sondern ein natürlicher Sohn des Fürsten, Franz v. Walderse; der Erbprinz Friedrich, dessen Gouverneur Behrisch später wurde, war erst 1769 geboren worden; auch in „Dichtung und Wahrheit" steht es unrichtig; auch hieße es richtiger „Reise nach Wörlitz bei Dessau"). 310 (Schloß, vgl.: Behrisch).
Detail 160. 177. 210. 211. 224. 376. 378. 402. 455. 600. 609.
Deutlichkeit 326.
Deutsch 20. 177. 434. 576. 594.
Deutsche Almanache 420. — Aesthetiker 202. — Dichter 156 (keine Kenntnisse). 212 (wahrscheinlich Wilh. Müller, der Goethen am 21. Sept. 1827 besuchte). 223. 273 (Originalitätssucht). 501 (allgemeines Loos). 704 f. — Dragoner 545. — Dramatiker 133. — Gelehrte 65. 142. 273 (Absonderung und Verisolirung). 547 (persönliche Erscheinung). 548 (ohne Jugend). — Geschichte 140 (ungünstig für die Poesie). 376 („in fünf Bänden", damit ist v. Pfisters auf 5 Bände berechnete „Geschichte der Teutschen" 1829—1835 gemeint). — Journalisten 565. — Jugend 463. — Kritiker, Rezensenten 203. 497. — Kultur 196. 517. 559. — Künstler 387. — Künstler in Rom 278. 292 f. 387 f. — Literatoren 172 (die beiden Schlegel, s. d.). 347. — Literatur 41. 97. 98. 99. 100 (mittlere L.). 101. 106. 113. 155. 156. 170. 173. 223. 233. 237. 254. 273 (buntscheckig). 354. 389. 429. 502 (in Frankreich). 506. 508. 576. 607. 619. 631. — Maler 157. — Malerei 149. — Muse 97. — Or-

chester 328. — Paria 68 vgl. Mich. Beer. — Philosophen 478 (Sprache). — Philosophie 253. 567. — Professoren 383. — Publikum 83. 240. — Reich 560. — Romane 101. — Romanschriftsteller 420. — Schrift 565. — Schriftsteller 8. 99 (Formlosigkeit). 508. 576. 582 (ein deutscher Märtyrer). 601 (Berufung nach Weimar, gemeint ist Spindler). — Sprache 44. 104. 105 (in England). 106. 123 (so heißt es im 29. venetianischen „Epigramm" Goethes, 1790). 175. 176. 305. 424. 598. 603 (reich und fortbildungsfähig). 631. 677. — Staaten 558. — Städte 36. 450. — Stil 113. — Stücke 138. — Theater 83. 152 (Gastrollen). 329. 448 (Bauten). 452. 560. — Tragödie, Trauerspiele 44 (Verse dazu). 101. 354. — Turnanstalten, -lehrer, -übungen 463 (1819 nach Kotzebues Ermordung durch Sand wurden alle Turnplätze in Preußen geschlossen; nach der Julirevolution kam das Turnen wieder auf und wurde 1842 allgemein eingeführt). — Übersetzungen 105. 126 (Bearbeitungen). — Übersetzer 211. — Volkslieder 501. — Zeitschriften 420.

Deutschen, Die 44. 84. 86. 99 (philosophische Idealität). 105 (Würdigung des Ausländischen). 140. 181 (pedantischer Dünkel). 189. 206. 207. 208. 225 (lauter Particuliers). 238 (Philisterei). 267. 273 (brachten die Idee der persönlichen Freiheit). 295. 339. 386. 392. 421. 471. 478. 501 (von gestern; Barbaren). 504 (wunderliche Leute). 546 (Mangel freier Entwicklung). 548 (Theorie, keine Praxis). 549. 567. 582. 600 (Mangel körperlicher und geistiger Gewandtheit). 710.

„Deutscher Merkur" hrsg. von Wieland (Irrtum Goethes: es handelt sich um einen Brief Wielands) 247.

„Deutsche Rundschau" hrsg. von Rodenberg 659.

Deutsches 128 (in der französischen Literatur).

Deutschland 44. 66. 101. 105 (Boden, Lebensart, Sitten 2c.). 113 (Kultur der mittleren Stände). 120 (jetzige Jugend). 126. 138 (poetische Kultur). 176 (Kultur jetzt unglaublich hoch). 178. 197. 206. 225. 228. 232. 249. 279. 328. 330. 332. 375. 380 (Zustand 1775). 383 (guter Stil). 429. 434. 435. 451. 462. 498 (isolirtes armseliges Leben) f. 499. 501 (Lieder im Volke). 506. 536. 550. 551. 558 (Einheit). 559 (bewunderungswürdige Volkskultur; Kunstsammlungen 2c., Schulen, Universitäten 2c.). 560 (Volksbildung; Sinn für Musik und Gesang; Wohlstand). 572. 576. 581 (Dezentralisation). 626. 627. 639. 646. 684 (1815).

Dialekt 454. Vgl.: Aussprache.

Dialektik 260. 531 f. (Wesen der D. Widerspruchsgeist.)

Dialektisch 386. 481. Dialektisch Kranke 532.

Dialog 162. 186. 224. 241.

Diastole 711.

Dichten 110 (vom Leben zum Gedicht, nicht vom Buche zum Gedicht). 498 (Wechselwirkung zwischen Leben u. D.).

Dichter 9. 20. 21 (Sprache). 37 (Gefahr größerer Arbeiten) f. 50 f. 66. 70 (durch zu große Offenheit Ärgernis). 76 (Kenntnis der Welt angeboren). 97. 110 (Entlehnungen). 115 (Verhältnis zum Publikum). 121 (Dichtende Jünglinge). 122. 123 (Ausbildung). 128 (und die Geschichte). 129 (Wesen des D.). 136 (subjective Empfindungen). 145. 169. 182. 183. 202. 208. 211 (Historiker und Poet). 223 (bedarf der Weltbildung). 234. 235. 246 (D. und Schauspieler; auf den Leib schreiben). 248. 261. 316. 338. 355. 377. 404 (patriotisch wirken). 405 (D. und Politiker). 495. 497 (Lebensepochen). 571. 581. 665. Vgl.: Neuere D.; Politische D.

„Dichterin" 107 (Agnes Franz ?, s. d.).

Dichterinnen 107 (geistiger Geschlechtstrieb). 108.
Dichterische Werke 28 (Beurteilung).
Didaktisch 53.
Diderot, Denis, französ. Enzyklopädist (1713—1784) 156. 386. 387. 412. 499.
Werke 412. Rameaus Neffe 115. 420. 424.
Diebisch-Sabalkanskij, russ. Feldmarschall (1785—1831), s. Russisch-türk. Krieg.
Diederichs, Verlag Eugen 651.
v. Diemar („von D.", laut Tagebuch v. 11. April 29: „Graf Reinhard und sein Schwager, Herr von Diemar") 287.
Dienen 457. 458.
Diener s. Bedienter.
Diesterweg, Adolf (1790—1866). Pädagogische Reise 638.
Dilettanten, dilettantisch, Dilettantismus 92 (in den Künsten). 110. 148. 175. 283. 311. 594.
Diomed 183.
Diplomat 191.
Direktor des Gymnasiums in Hannover 22 ist Ruhkopf.
Dissen, Ludolf, Philologe in Göttingen (1784—1837) 27.
„Distichen" s. Goethe (u. Schiller), Xenien.
Dithyrambisches Gedicht 588.
„Divan" s. Goethe, Westöstl. Divan.
Döbereiner, Joh. Wolfg. (1780—1849; Chemieprof. in Jena, Erfinder des Platinfeuerzeugs) 523.
„Doge von Venedig" v. Byron.
Dogmen 422.
Dombilder 252.
Dominichino (eigentlich Domenico Zampieri; 1581—1641) 281.
Donau 274.
Donau-Rhein-Kanal 79. 476.
„Don Juan" s. Byron und Mozart.
Doolan, Rob. (Freund Eckermanns) 98. 449. 461. 671. 691.
Doppelsterne 552.
Dörbeck, B.
Zeichnungen nach Berliner Redensarten 379 (s. Goethes Tagebuch vom 14. März 1831).
Dornburg an der Saale 218 (Goethe wohnte im sog. Stomannschen Schlößchen, das die weimarische Kammer seit einigen Jahren erworben hatte). 219. 221. 377 (Tür des Stomannschen Schlosses). 585. 662.
Drachenfels s. Noeggerath.
Dramatisch 45. 53. 116. 117.
Dramatischer Dichter 97. 428 f. 481 (sittliche Wirkung). 489 (Wirkung auf das Volk). 540 (körperliche Konstitution). 586. — Entwicklung 241. — Gesetz 116. — Poesie 125. 480 (Leben des Dramatischen). 483. 500. 570 f. 579.
Dramatisch-wirksam 485. 488. 496.
„Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers" s. Hell, Th.
Dresden 78. 85. 232. 560. 638. 645. Galerie 415.
„Dresdner Abendzeitung" s. „Abendzeitung".
Drossel 456. 525.
Dubois s. „Globe".
Du Chatelet, Gabrielle Emilie, französ. Schriftstellerin (1706—1749) 243.
„Du danke Gott" 334 s. Goethe, Westöstl. Divan.
„Du, du liegst mir im Herzen" 217.
Duelle 119.
Dumas, Alexandre, père (1802—1870) 577 („ultra-romant. Richtung").
Henri III. et sa cour 359.
Dummheit 86. 96. Dummköpfe 590.
Dumont, Pierre Etienne Louis (1759—1829; Großonkel Sorets, philosoph. und polit. Schriftsteller, mit den Führern der französ. Revolution befreundet, Sekretär Mirabeaus, begann 1802 Benthams Ideen in eignen Schriften zu verbreiten, seit 1814 Mitglied des Großen Rats in Genf) 563 f. 567 (Verhältnis zu Bentham). 609 (Porträt). 610. 680. 682.
Souvenirs sur Mirabeau (Paris 1832) 610. Reise nach Paris 564. 682. Epigramm auf Scott 682. Hinterlassene Schriften 563 f. 567.
Dünkel 593. 594.

Düntzer, Heinrich, Literarhistoriker (1813—1901).
Ausgabe der „Gespräche" 651. 654. 657. 667. 671. 689. 705.
Dupin, Charles, Politiker (1784—1873) 559.
Dupré, Guillaume und Antoine, Bildhauer (die bedeutendsten französ. Medailleure der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) 344.
Medaillen 342. 344.
Durand, Friedr. Aug., Schauspieler (1812 in Weimar angestellt, seit 1823 Regisseur) 446.
Dürer, Albr. (1471—1528) 395. 535.
v. Düring, Präfekt 15.
Düsseldorf 498.
Düsternbrook bei Kiel 647.
Duval, Madame (Tante Sorets) 560 (und Tochter Marie).

Ebbe und Flut 277.
Ebert, Karl Egon (1801—1882) 270. 284.
Gedichte (1824) 223. Wlasta, böhmisch-nationales Heldengedicht (1829; Bruchstücke erschienen schon 1827 in der „Monatsschrift der Ges. d. vaterländ. Museums in Böhmen", sie gefielen G. sehr) 270. 284. Brief an Goethe 270.
Eberwein, Karl (1786—1868; seit 1802 bei der Hofkapelle angestellt, auf Goethes Empfehlung 1808 von Zelter weitergebildet, seit 1818 Musikdirektor der Stadtkirche und Gesanglehrer beim Gymnasium und Seminar) 88. 157 (Familie) f. 416. Mad. E. geb. Häßler 158. 279. Sohn Karl 158.
Graf von Gleichen (Text von Reg.-Rat Schmidt) 416. 452. Kompositionen zu Goethes „Divan" 158.
Eberwein, Max (Bruder des vorigen; 1775—1831).
Kompositionen 158.
Echt 612 f.
Eckermann, Johanna geb. Bertram 25. 93. 336 (und deren Verwandte). 345. 440. 623. 626. 627. 690. 693 f. 695 (Tod). 698 (Briefwechsel mit Eckermann). 700.
Eckermann, Johann Peter (geb. 21. Sept. 1792, gest. 3. Dez. 1854).
Familie: Eltern 11. 12. 13. 14. 440; Brüder 11. 440; Schwestern 11. 16. 440.
Leben 664: Kindheit 12. 19. 518 f. 639; Schule 13. 14. 15; Malversuche 13 f. 16 f. 702; Konfirmation 14 f.; Advokatenschreiber 15; im Steuerbüreau 15; Mairiesekretär 15; Freiwilliger (1813 f.) 15 f. 17. 18. 19. 461 f. 546; in Hannover auf der Kriegskanzlei 16—25; Gymnasiast 21—23; Universitätsstudium 25—28. 68. 622; erste Reise nach Weimar (1821) 624; nach Weimar 1823 s. unter: Verhältnis zu Goethe; lernt Französisch 334; lernt Englisch 43. 101. 662. 691; engl. Stunden 662. 690 f. 699; literar. Anträge 61. 99—102. 673; Wohnung in Weimar 256. 700. 702; Reise nach Jena (1823) 30. 32. 33 f. 49. 625. 626. 660; Rheinreise (1824) 93. 440 f. 455. 662. 673; Reise nach Hannover (1826) 662; Italienreise (1830) 324—341. 627. 642. 662. 681. 695; Heirat 694 f.; Prozeß mit Brockhaus 633. 643. 644 f.; Anstellung 334. 335. 336. 345 (Erzieher des Prinzen). 662. 693. 694. 695 (Lehrer des Erbprinzen). 699 (Bibliothekar u. Hofrat); spätere Schicksale 636. 647. 690—704; Vereinsamung 697. 700; Krankheit 336. 687. 695. 697. 701; Tod 648. 649; Grabschrift 674; Porträt (Ill.) 707 f.
Verhältnis zu Goethe: erste Kenntnis Goethes 20. 28. 622. 659 f.; nach Weimar 28. 92. 235. 324 (Stammbuch mit Goethes Widmung). 444. 622. 625. 659 f. 690; erster Eindruck 30. 620. 623; Zurückhaltung u. Selbständigkeit 662. 670 f.; Anregung und Zerstreuung 691 f. 694; Verständnis für Goethe 624. 637. 639. 659. 660. 665. 674. 676.

Eckermann:
696; Mitarbeiter, Berater Goethes 316. 319. 622—624. 625. 630. 659. 660. 670. 672; Arbeiten für Goethe 662. 674. 690. 693 f.; Freund, nicht Sekretär 671—674; Briefe an G. 28. 31. 34. 331—341. 342. 343. 345. 628. 662.

Persönlichkeit: 637. 639. 642. 696; Bescheidenheit 622. 642. 664. 701; Bestimmbarkeit und Fügsamkeit seines Wesens 335. 623; diskret 680. 686—688; Mangel eigener Initiative und Energie 626. 670. 691 f.; Ungeselligkeit, Hypochondrie 47. 89. 235. 461. 636. 671. 701; Zug höheren Hinaufstrebens 335.

Fähigkeiten, Talent: Kritik u. Poesie sein Metier 35; kritische Fähigkeit 692; poetische Fähigkeit 692; Mangel an Produktivität 696 f.; Sinn für natürl. Gegenstände 49; Natur-Tendenz 89; Theatersucht 42. 45. 46 f. 89. 164. 235. 444. 671. 693; Virtuose im Hören 685; Vogelsucht 666. 670. 693. 700. 702 f.

Werke: Aufsätze über die „Frankf. gel. Anzeigen" 35; über Goethe 698. 709—714 (Abdruck); für „Kunst u. Altertum" 692; über Platen 60 f. 660; über die „Paria" 68.

Beyträge zur Poesie (1824) 27. 28. 30. 34. 35. 41. 52 (eine kleine Schrift). 63. 624 („Aphorismen"). 626. 654. 692.

Einige Worte über den Rechtsstreit gegen Brockhaus 644.

Faust-Einrichtung 699.

Gedichte 19 f. 23. 25 (Ausgabe 1821). 28. 34. 35. 36. 49. 623. 628 (Ausg. 1821) f. 692. 693. 696—698 (Ausgabe 1838); Glück des Glaubens 628; Ged. über die Jahreszeiten 39. 49; auf König Ludwig I. 317. 697; zu Schellhorns Jubiläum 102; auf Tiefurt 49. 53.

Gespräche mit Goethe 331 f. 334. 336 f. 343. 345. 347. 348. 403. 413. 619—621 (allgem. Wert). 624. 626 (erste Niederschriften).

Eckermann:
627 (Anteil Goethes). 628. 629 („Plan") f. 631 (gesprochenes Werk Goethes). 632 (Goethes Urteil). 633 (Kontrakt, Honorar, Erscheinen). 634 (drohende Konkurrenz v. Müllers). 635 (literar. Erfolg). 636 (kritische Stimmen). 637 (Urteile von Zeitgenossen). 639 (buchhändler. Erfolg) f. 641 (Absatz). 643 (falsche Abrechnung). 645. 646. 650 (später Erfolg) f. 652 (gesproch. Werk Goethes). 659 (Wahrheit). 660 (falsche Wochentage). 661 (Lücken) f. 663 (ungeschriebene Unterhaltungen). 664 (Anordnung). 665 (künstlerische Komposition; Exposition). 666 (Verschiebung des Milieus). 667 (Irrtümer über Schiller). 668 (Irrtümer üb. Goethe). 669 (Übertreibungen u. Paradoxe). 670 (Persönliche Stimmungen). 674 (Stil; Nachahmung Goethes) f. 690. 695. 696. 704. 713. — Vorrede 650. Autobiograph. Vorbericht 622. 628. 633. — Übersetzungen 627. 631. 632. 640. — Nachdrucke 651. 653. 657.

Erster und zweiter Teil 632. 633 (Druck) f. 642 (Inhalt) f. 647. 650. 652—654 (Text). 655. 668 (Fragmentarisches). 676 (Stil). 679. 680. 684. 686 (Fragmentarisches). 687. — Zweite Auflage 631. 639 f. 644 (Neudruck, Abweichungen vom Text). 650. — Register zur 2. Aufl. 640. 650. 654. 705.

Dritter Teil 409 f. 412 f. 641. 642 (fremde Mitarbeit; Honorar). 643 (Probe). 645 (Ausgabe; Absatz). 646. 647. 650 (Ablösung von Heinrichshofen). 652. 654—658 (Text). 666 (Mitarbeit Sorets). 668 (Wiederholung). 670 (Mangel an Stoff). 676 (Stil; Redaktion). 677 (Sorets Tagebücher) f. 679 (Kürzungen und Striche). 681 (Umstellungen). 682 (Nachträge) f. 684 (nicht Soret, sondern Eckermann). 685 (stilistische Redaktion). 686 (Berichtigungen). — Orig.-Manuskript zum 3. Teil 652. 654—657. 682 f.

Eckermann:
— Vorrede zum 3. Teil 658. 674. 679.
Vereinigung der drei Teile 646. 650 (Dritte Auflage) f. 653 f. 685 (Ineinanderverarbeitung der drei Teile). 689. — Register zum Ganzen 650. — Spätere Auflagen 651. 657. 658. — Sechste Auflage, hrsg. von Düntzer 651. 657. — Achte Auflage 651—658 (Text). 684. 685. — Register zur 8. Aufl. 669. 690. 704 f. 706.
Vierter Teil (über Faust II.) 646. 647. 648 (Fragmente) f. 699. Jubiläumsfestschrift („Weimars Jubelfest am 3. Sept. 1825") 662.
Pläne zu sonstigen Werken, Unveröffentlichtes 40. 41. 626. 632. 691. 693. 696. 700 f.; Dramen 24 f. 26. 27. 34. 629; Kompendium der Farbenlehre 252. 255. 259; Übersetzung des Geizigen von Moliere 137.
Nachlaß 648 f. 650. 652. 654. 676. 698 („Aus Goethes Lebenskreise").
Briefe und Tagebücher: Briefe 657; an seine Braut Johanna Bertram 623 f. 626. 627. 662. 673. 690. 691. 693. 694. 698; an Brockhaus 628. 629. 630 f. 632. 633. 634. 635. 641. 642. 643. 645. 646. 647. 648. 652. 654. 658. 671 f. 685. 697. 705; an Goethe s. unter: Verhältnis zu G.; an Heinrichshofen 645. 654. 685; an Kräuter 623; an König Ludwig I. v. Baiern 697; an Soret 642; an Stieglitz 693. 698; an Trapp 700 f.; an Varnhagen v. Ense 636. 646. 675. 687. 696 f. 698. 700. — Tagebücher 96. 214. 338. 646. 660. 667. 687. 688.
Eckermann, Karl, Tier- und Landschaftsmaler (geb. 26. März 1834, gest. 29. August 1891) 648. 658. 695. 700. 701. 702 f.
Vorrede zur 3. Aufl. der „Gespräche" 650. Vorrede zur 6. Aufl. 651.
Edelmann 403.
Edelsteine 419.
Edinburg 508.
„Edinburgh Review" 233 („Edinburger", Angriff der „Ed. R." auf „Dichtung und Wahrheit" im Juni 1816). 237 f.
Edle, Das 488 (durch Widerspruch geweckt). 577. 578. 612.
Edling, Graf 689.
Effekt 494. 578 (äußerer). 604.
v. Egloffstein, Gräfin Julie (1792—1869; malte u. deklamierte, fertigte mehrere Porträts Goethes und dieser hat verschiedene Gedichte an sie gerichtet) 452.
v. Egloffstein, Gräfin Karoline (Schwester der vorigen; älteste Tochter der Gräfin Henriette v. E., spätere Gattin des Generals und Oberhofmeisters v. Beaulieu-Marconnay, dichtete und komponierte) 88. 416 („Damen aus der Bekanntschaft Goethes"). 420 f. 591.
Egoismus 72. 87. 385 (durch Napoleon angeregt). 424.
Egoistisch 582. Eg. Tendenzen, Zwecke 457. 557.
Ehe 85 (Scheidung). 108. 245. 390.
Eichen 264. 466. 467. 469. 473. 474. 490 f. 512. 513. 528.
Eigendünkel 388.
Eigenes 39 („eigene große Erfindungen"). 126.
Eigensinn 174.
Eigentum 208. 610 f.
Eigentümliches, Eigenheiten 52. 59. 60. 90. 105. 106. 132. 402.
Eiger, Schneegipfel der Berner Alpen 430.
Einbildung 593.
Einbildungskraft 147. 300. 354. 367. 505. 565.
Eindrücke 504. 505.
Einfach, Das Einfache 150. 183. 190. 193. 281. 339. 344. 368.
Einfluß s. Influenzen.
Einheit 21. 505. Drei Einheiten im Drama 116. 117.
Einseitigkeit 122. 123.
Einsicht 122. 123. 124.
Einwirkungen 238. 521 (gegenseitige, unsichtbare) f.

Einzelne, Das, Einzelnheit 157. 175. 177. 194. 224. 274. 371. 378. 473. 488. 555. 604.
Eisenach 362 f. 389.
Eisenbahnen 558 (Vermittler der deutschen Einheit).
Eitelkeit 601.
Elba 163. 312.
Elbe 12.
Elefanten 204. 301 (auf der Bühne).
„Elegie" aus Marienbad s. Goethe, Gedichte: Trilogie.
Elektrizität 189. Elektr. Kräfte im Menschen 520.
Elemente 177. 300. 388.
Elfen 649.
Elie de Beaumont (1798—1874) s. Hebungstheorie.
Emigrirte 241.
Empfindlichkeit 458.
Empfindsam 574.
Empfindungen 110. 201. 272. 281. 300. 323. 338. 357. 384 (Delikatesse der E.). 452. 472. 486. 594. 603.
Empirie 76. 144. Empirisch 187. 188. 258. Emp. Welt 77. 145.
Energie 126. 140. 473. 534. 537. 538. 548.
Engel 381.
v. Enghien, Herzog, Ludw. Ant. Heinr. v. Bourbon (1772—1804) 200 (unvorsichtiges revolutionäres Betragen).
England 72. 79 (Konstitution). 85. 105 (Leben, Landeseinrichtungen). 117. 118. 141. 179. 194 (Religionslehren). 199. 233. 267. 274. 275. 385 (Studenten, katholische Frage). 429. 430 (heutiges, 1824). 507. 563 (Geschichte). 568. 582. 587. 588. 609. 627. 631. 640. 646.
Engländer 44. 66. 71. 85. 86 (geborene Redner). 101 (tüchtige Nation). 104. 105. 111. 118 (ohne eigentliche Reflexion, praktische Menschen). 119. 134. 141. 151 (Pedanten). 182. 199. 206. 207. 208. 225. 233. 235. 236 (die ersten Pferdekenner der Welt). 252 (d. i. Colebrooke). 273. 295. 317. 333. 374. 424. 429. 440. 476. 478. 546 (sicheres Auftreten). 547. 548. 565. 579. 630.
Engländer in Weimar 42. 43. 98. 101. 104. 105. 225. 241. 335. 452. 508. 546 (gefährliche junge Leute). 547 (komplete Menschen). 594. 630 (engl. Gelehrter). 640. 662. 690 f.
Englisch 640. Englische Art 225 (verwegene). Bibel 611 f. Bischöfe 199. 587 (Einkünfte) f. 589. Bleifeder 200. Buchhändler 631 (d. i. Saunder & Otley). Bühne zu Shakespeares Zeit 143. Dramatiker 428 f. Enzyklopädie 239. Gedichte 424. 438 (die Geologie behandelnd, d. i. John Scafes 'King Cools Levee or geological etiquette' 1819). Geistlichkeit 69, ihre Besoldung 311. 587. 588. Gesandte (d. i. Lord Castlereagh) 295. Geschichte 128 (trefflich zu poetischer Darstellung). 376. Handschrift 505. Kritiker 233. 237 (frühere Pedanterie; jetzt große Eigenschaften) f. Ingenieur-Officier (H. d. i. Hutton) 104. Journal 99 („European Magazine"). 100. Konsul 347 (in Genua, d. i. Sterling). Klassiker 691. Kupferwerk 133 (Shakespeare in Bildern). Literatoren 117. Literatur 101. 105. 141. 232. 233. 428 f. 508. Nationalgefühl 563. Pär 118. 119. Parlament 206. 267. Romane 180. Schriftsteller 209. 347. 431. 565 (Brief an G.). Sprache 43. 44. 101. 326. 424. 627. 691. Stücke 151. Taschenbücher 305. Zeitungen 207.
„English Bards and Scotch Reviewers" von Byron.
Ensemble 58. 453.
Entdeckungen 425.
Entelechie (dieses aristotelischen Ausdrucks bedient sich G. mit Vorliebe, um die unzerstörbare einzelne Lebenskraft, die Monas, zu bezeichnen; im „Faust" II. wird die aus dem Körper gefahrene, von den Engeln emporgetragene Seele sogar „Entelechie" genannt). 295. 318. 538.
Entführungen 119.

Enthusiasmus 269. 580 f. 597.
Entlehnungen bei Dichter oder Künstler 600.
Entschiedenheit 201. 282.
Entwicklung 65 (des Individuums). 114. 120. 160. 238. 360. 491. 613. 703. Entwicklungsstufen 429.
Enzyklopädien 239.
Epen 500. 502. Das Epische 144. Ep. Behandlung, Form 160. Dichter 97.
Epigramme 425. Epigrammatisch 176.
Epochen 137 (vorschreitende und rückschreitende). „Epoche machen" 91.
„Epos eines andern Dichters" 270 f. Weber, K. G. E.
Erasmus v. Rotterdam, Humanist (1467—1536) 417 (Handschrift).
Erbschaft 588. Erbschaften großer Talente 91.
Erbsünde 273. 546.
Erdball 421.
Erdbeben 56. 670; zu Messina 56. 266. 670.
Erde 192 (als ein- und ausathmendes Wesen, ihre Organisation, Wasser-Bejahung und -Verneinung; G. hatte seine Ansicht schon 1825 in dem vorläufig ungedruckt gebliebenen „Versuch einer Meteorologie" entwickelt). 227 (Epoche der Menschwerdung). 268 (frühere Organisation). 306 f. 565.
Erdwärme 552.
Erfahrung 35. 76. 77. 120. 145. 247. 250. 275. 299. 307. 308. 358. 488. 573. 598. 611. 712.
Erfindung 39 (Warnung vor eigener E. des Dichters). 53. 116. 144. 148. 179. 183. 184. 226. 306. 354. 361. 375. 394. 473. 479. 488. 539. 586.
Erfurt 55. 190. 276. 490. 513. Erfurter Chaussee 368. 519.
Erhaben 221. 358. 453. 490. 500 (Denkungsweise). 683.
Erkenntnis 169. 372.
Erleben, Erlebnis (in der Dichtung) 50. 59. 76. 132. 247. 278. 315. 498 (Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung). 504. 583.
Erleuchtungen (des Menschen) 534.
„Erlkönig" s. Goethe, Gedichte.
Erlöser 548. 612.
Erlösung 548 (vom Druck der jetzigen Zustände).
Ernste, Das 472.
Eroberung 588.
Erscheinung 77. 177. 186. 188. 237. 240. 279. 301. 303. 307. 338. 339. 365. 369. 490.
Erstarrte, Das 251.
Erstaunen 253 (Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann).
Erwachsene Generation 462.
Erzählung 116 (im Drama). 178.
Erziehung 194. 381. 546. 548.
Esche 456. 464. 465. 466. 467.
v. Eschwege, Wilh. Ludw. (1777—1855; seit 1817 Gen.-Direktor der brasilian. Goldbergwerke; G. vermittelte den Ankauf seiner kostbaren Edelsteinsammlung durch den Großherzog, nachdem Soret sie geordnet und taxiert hatte) 415.
esprit 386.
Ethiker 349. Ethisches 398.
Ethnographie 27.
Ettersberg bei Weimar 91. 204. 465. 508. 509. 510. 514. Vgl.: Hottelstedter Ecke.
Ettersburg, Schloß 508. 514 (Buche; Waffensammlung) f.
Ettmüller, Ernst Mor. Ludw., Germanist (1802—1877; habilitierte sich 1830 in Jena) 597 („hoffnungsvoller junger Mensch"). 680.
Eugen Napoleon s. Herzog von Leuchtenberg.
„Eugenie" s. Goethe, Die natürliche Tochter.
Eulen 83.
Euphorion s. Goethe, Faust (2. Teil).
Euripides 152. 358 (das Erhabene bei E.; besonders hatte A. W. Schlegel E. herabgesetzt). 470. 485 (als Theaterdichter).
Dramen 353. 470. 471. Phaëton 116 (bei seiner Herstellung des Stückes aus den Bruchstücken nahm Goethe einen doppelten Szenen-

wechsel vor) 183. 416. Philoktet 183.
Europa 81. 117. 197. 290. 500. 572. 600. 626.
Europäer 471 („wir armen Europäer"). 545 („wir alten Europäer").
Europäische Sprachen 594.
„European Magazine" 99. 100. 102.
„Euryanthe" von Weber.
Eurydice 316.
Eutiner Äpfel 516.
Eva 227.
Evangelien 612. 613. 614.
Evangelisten 227. 355 (Großheit) f.
Ewige Fortdauer s. Unsterblichkeit.
Ewigkeit 53. 381. 538.
Experimente 186. 187.
Exposition 142 (eines Dramas). 169. 175. 178. 183 f. 220. 389. 607. 665. 666.
Extreme 577. 578.

Fabvier, Oberst Charles Nic., Baron (1783—1855; tüchtiger Militär und Philhellene) 318 (Porträt, Ill.).
Fach 123. 124. 125. 710. Fachmänner 422. 438.
Facilität 275 (des Talents).
Facius, Fr. Wilh. (1764—1843; Hofmedailleur und Steinschneider in Weimar) 271.
Siegel Zelters 271. 273.
Fähigkeiten 238.
„Fair maid of Perth" von W. Scott.
Faktum, Fakta 174. 182. 240. 246. 275. 278. 359. 392. 455. 483. 564. 567.
Falk, Joh. Dan. (1768—1826; Schriftsteller und Philantrop, seit 1797 Privatgelehrter in Weimar) 629. Vgl.: Weimar, Waiseninstitut.
Falke 511. 524. 702—704.
Falsches 532. Falsche Tendenz s. Tendenzen.
Falstaff in Shakespeares „Heinrich IV."
Familie 89 („angesehene Familie" wahrscheinlich die des Geh.-Rats K. W. v. Fritsch). 478 (und Staat). 547.
Familienpietät 478.
„Family-Shakespeare" 71.
Farben 78. 151. 153. 154. 185. 251. 256. 281. 286. 315. 316. 343. 403. 433. 467. 709. 711. Geforderte Farben 185. 255. 256. 257. 258. 259. 281. 363. 711.
Farbenlehre 43. 91. 151. 252. 253. 255. 261. 338. 339 f. 344. 366. 401. 414. 421. 425. 426. 476. 710.
Farbiges Licht 260. Schatten 184.
Farnesischer Garten s. Rom.
Faßliche, Das 116 (im Drama). 117. 186. 189.
Fatum 372 (Idee des Fatums).
Faulfieber 276.
Fechten 454.
Federn des Vogels 464.
Federzeichnungen 600.
Fehler 131 f. 178. 251. 291.
„Feinde, Die", von Houwald.
Feiner Umgang 483.
Felleisen in Goethes „Bürgergeneral" 241.
Felsengebirge 475.
Fernrohr 188.
Ferrara 504.
v. Feuchtersleben, Ernst Freiherr (1806—1849, Arzt und Schriftsteller). Beiträge zur Literatur 638 (über die „Gespräche"). Über Eckermanns „Gedichte" 697 f. Sämmtliche Werke 698. 711 (über Goethes naturhistorische Ansichten). 712.
Fichte 463. 512.
Fichte, Joh. Gottl., Philosoph (1762—1814) 294 f.
Fielding, Henry, engl. Dichter (1707—1754) 101.
Fiktionen in Kunst und Literatur 203. 494. 495.
Filiation in der Kunst 157.
v. Finckenstein, Gräfin Henriette (Witwe des 1779 von Friedrich d. Gr. wegen des Arnoldischen Rechtsstreits entlassenen Reg.-Präs. Friedr. Ludw. Karl Graf Finck v. Finckenstein; des Grafen Gut Ziebingen war lange Tiecks Wohnort; nach dem Tode des Grafen 1818 siedelte Tieck 1819 nach Dresden über, wohin

ihm die Gräfin als Hausgenossin folgte) 228. 232.
Finden 196.
Finnland 50.
Finsteraarhorn 430.
Finsterniß 153.
„Fischer" s. Goethe, Gedichte.
Fischer, Anton.
Das Hausgesinde (Wiener Singspiel, Text von Koller) 452.
Fischer, B. G., s. Goethe, „Hermann und Dorothea" (lat. Übers.).
Flandern 15. 463.
Fleming, Paul (1609—1640) 157. (Goethe las am 2. Jan. 1827 im 4. Theil der Biographischen Denkmale von Varnhagen „Die drey älteren deutschen Dichter": Fleming, v. Canitz und v. Besser.)
Fletscher, John (1579—1625) 429. Vgl.: Beaumont.
„Flora subterranea" s. v. Sternberg.
Florenz 386 (Manuskript zu F.).
Bibliothek 377.
Flügel (Streicherscher, 1821 angeschafft, vgl. die Ill. S. 236: Juno-Zimmer) 29. 158.
Flüsse 52.
Flut 277.
Folge unserer Handlungen 131.
Forcirt 165. 540 f. Forcirte Talente 46.
„Foreign Quarterly Review" 637. 654.
„Foreign Review" 232.
Form 9. 53. 62. 71. 98. 112. 213. 357. 577. 578.
Formlosigkeit 99.
Formulare 174.
Forscher 130.
Forstfach, -mann 350.
Fortschreiten 435.
Fossiliensammlung 550.
Fouqué, de la Motte-, Friedr. (1777—1843) 207. 223.
Sängerkrieg auf der Wartburg (1828) 223. Undine (1811) 223.
Frachtfahrer 266.
Franke, Heinr., Schauspieler (geb. 1807; Sohn des spätern Hoftanz- und Fechtmeisters in Weimar; ausgezeichneter Buffo, seit 1834 in Weimar engagiert) 279.
Frankfurt a. M. 40. 46. 51. 93. 139. 200. 287. 288. 324. 325 f. 337. 341. 342. 343. 344. 375. 440. 560. 568. 620. 637. 709.
Judengasse 379. Theater 326. Weißer Schwan 325 („unseres Wirtes").
Frankfurter Freunde 389 (unter ihnen Bürgermeister Thomas; der Sendung gedenkt G. auch in einem Brief an Zelter vom 5. Okt. 1830; er hatte mit einigen Versen gedankt). 534 („lieber Freunde", womit wohl die Frankfurter gemeint sind). Patrizier 514. 620.
„Frankfurter gelehrte Anzeigen" (1772—73) 31. 32. 35. 625. 659 f.
Franklin, Benj. (1706—1790) 189.
Frankreich 19. 79 (Konstitution). 83. 88 f. (Südfr.). 181. 275. 315. 385 (Egoismus der jungen Leute). 434. 500. 502 (Deutsche Literatur). 542. 550 (Annäherung zwischen F. und Deutschland). 559 (Kulturzustand). 560 (Schulen). 563 (Geschichte). 576. 579. 581. 582. 597. 627. 631.
Franz, Agnes (1794—1843; unter „Dichterin" gemeint?).
Gedichte („Die Heimkehr"?) 107.
Franzosen 19. 66. 79 (verdorbene Elemente). 85. 86 (geselliger Natur). 98 (Interesse an deutschen Werken). 99 (Verstand und Geist, kein Fundament und keine Pietät). 147. 151 (gute Köpfe; „einer ihrer Besten", darunter vermutet Düntzer den Maler Bourgeois oder H. S. Leprince). 156. 173. 176. 203. 205 (Höhe welthistorischer Ansicht). 206 (die geistreichste Nation). 207 (haften zu sehr am Realen) f. 208. 210. 218 („bedeutende ... Anregungen von Seiten der F.", gemeint ist De Candolle). 235. 239. 249. 250. 252. 253. 263. 273. 299. 316. 367. 383. 386. 422. 425 (könnte der Prof. der Astronomie J. B. Jos. Delambre gewesen sein, vgl. Reinhard). 478.

502. 536. 537. 559. 563. 567. 575. 576. 577. 579. 580. 581. 583 (zu den kultiviertesten Nationen der Erde). 594 (in Weimar). 603. 604. 610. 630. 640. 668. 711. Feldzug in Spanien (1823) 71.
Französisch 40. 159. 576. 640. Franz. Akademie (in der Sitzung des 19. Juli 1830 war es zwischen den ständigen Sekretären Arago und Cuvier zum Streit gekommen, da ersterer im Sitzungsberichte, wider den Gebrauch, eine von Cuvier gegen die Schrift von Geoffroy de Saint-Hilaire: „Sur la théorie des analogies", eingelegte Protestation, statt ihrer bloß zu gedenken, umständlich vortrug, Cuvier dies mißbilligte und zugleich über die Unvollständigkeit des Resumés sich beklagte, wogegen Geoffroy die Neuerung in Schutz nahm; der Streitpunkt selbst war längst erörtert worden, aber daß die Sache zu einem öffentlichen Streite in der Akademie geführt, schien Goethe hochbedeutend) 596. 597. Vgl.: Cuvier. Armee 71. 276 (unter Napoleon) f. Beweglichkeit 567. Darstellungsweise 576. Dichter (Dramatiker) 116. 156. 263 f. 452. 576 (Gipsmedaillons). Gallerie (Bilder) 67. Gesandtschaft 287. Geschichte 128 (ungünstig für die Poesie). Geschmack 445. Grenze 241. Häfen 275. Herrschaft (1807—13) 15. Infanterie 546. Journale 610. Kaiserreich 15. Kammern 280. 566. Künstler („Bild eines französ. Künstlers", d. i. „Conversation Espagnole" von Charles Vanloo, gest. von J. Beauvarlet) 75. Literatoren 566. Literatur 98. 115. 128 (jetzige Epoche; eindringendes Deutsche). 173. 175 f. 242. 267. 319. 386. 387. 550. 566. 575 f. 577 („ultra-romantische Richtung" Hugos, Merimées, Dumas u. a.). Maler 67. 75. Vgl.: Fr. Künstler. Marschälle 98. Minister 205. Modejournal 420. Okkupation (Weimars 1806) 162. Philosoph 294. Poesie 156. Revolution 72. 79. 91. 156. 241. 359. 433. 434. 536 (18. Brümaire). 572. Rittmeister 326. Romantiker (vgl.: Französ. Literatur) 550 f. 576 f. 579. Schiffe 275. Schweiz 677. Sprache 14. 42. 105 (Sprache des Umgangs). 176. 305. 326. 334. 386 (alte). 413. 603. 627. 642. 677. Stücke 151. Theater 83. 367. 484. Wissenschaft 596. Zeitschriften, Zeitungen 71. 72. 79. 311.
Fraser, William, Hsg. der „Foreign Review" 232.
Frauen 64. 119. 163 (Putzsucht). 202 (in Byrons Werken). 205. 225 (ihr Lesen). 233. 237 („silberne Schalen", vgl.: Shakespeare; in Goethes Werken). 300. 303. 304. 376. 382. 390. 443. 558. 572. 600.
Frauenzimmer 51. 74. 86 (Stil). 107. 108 (-Talente). 110 (schwache Begriffe von der Poesie). 221 („liebenswürdiges F.", d. i. Christiane v. Wurmb, s. d.). 428. 436. 447. 549.
Frei 171. 206. 252. 265. 322. 561. 577. 578. Freie Entwicklung 289. 491. 547. Geist 156. 404. 494. 496. 553. Verfassung 546. Rede 600.
Freigesinnte 553.
Freiheit 117. 131. 157. 171 (physische und ideelle) f. 203. 208. 242. 273 (Idee der persönlichen F.). 291. 319. 384. 404. 434 (F. des Volkes). 487. 503. 547 (persönliche F.). F. des Geistes (beim Künstler) 289. 300. 454.
Freiheitskriege (1813/15) 15. 19. 98. 148. 249. 296. 461. 539. 581.
Freiheitsmütze 241.
Freiligrath, Ferd. 699 (geplante Berufung nach Weimar).
Glaubensbekenntnis 699.
„Freischütz" von Weber.
Freisinnig 412.
Freitisch 24.
Freunde 198 (Freund Eckermanns). 262. 269 („Freunde", vielleicht Goethes Oheim, der lutherische Pfarrer Joh. Jak. Starck). 350 („Brief an einen Freund", d. i. Schmaling). 387 („Goethes Freund aus Rom",

d. i. Mendelssohn-Bartholdy). 425 („einem meiner Freunde", d. i. vielleicht Graf Reinhard). 570 („mit einem guten Freunde", d. i. Eckermann).
„Freunde wir habens erlebt" 456 (Zitat aus Goethes venetianischem Epigramm 33, 4).
Freundin (Ottiliens v. Goethe) 198.
Freundschaft 191.
Friederike s. Brion.
Friedrich, Bedienter, s. Krauße.
Friedrich II., deutscher Kaiser (1194—1250) 129.
Friedrich, Erbprinz, s. Dessau.
Friedrich IV., Herzog, s. Gotha.
Friedrich, Pastor, s. König, Heinr.
Friedrich II. der Große, König von Preußen (1712—1786) 71. 91. 105. 375. 535.
Friedrich Wilhelm III., König v. Preußen (1770—1840) 552.
Friedrich Wilhelm IV., Kronprinz v. Preußen (1795—1861) 184 (Besuch am 1. und 4. Febr. 1827). 537 (sehr bedeutender Mensch).
Fries des Tempels zu Phigalia 236 (von Luise Seidler gemalt).
v. Fritsch, Karl Wilh. (1769—1851; seit 1805 Polizeipräsident, 1810 Mitglied des geh. Conseils, 1815 in das Staatsministerium berufen, 1819 nach Voigts Tod mit den Universitätsangelegenheiten betraut) 89 („angesehene Familie"). 389. 689.
Frivol 600.
Frommann, Alwine („junge Dame", die nach Tagebuch am 11. Okt. 1828 bei Goethe zu Tisch war) 234. 235.
Frommann, Karl Friedr. Ernst (Buchhändler in Jena seit 1798; mit Goethe befreundet; seine Pflegetochter war Minchen Herzlieb, das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften") 33. 531. Druckerei (in der „Kunst und Alterthum" gedruckt wurde) 41. 626.
Frommen, Die 73. 433.
Frömmigkeit 168. 169. 173 (neueste F.). 387. 600.
Frömmler 198.
Frondation 155.
v. Froriep, Emma, Tochter des Obermedizinalrats Ludw. Friedr. v. F. 88. 416 („Damen aus der Bekanntschaft Goethes").
Fuhrleute 266.
Fülle 482. 499.
Fuller, Margaret.
Übersetzung der „Gespräche" 640.
Fundament 173. 262. 291. 299. 317. 331. 359. 360. 367. 370. 372. 389. 425. 426.
Fünf-Frankenstück 600.
Fünfhundert, Die 537.
Furcht 209. 276 (überwunden durch moralischen Willen). Furcht und Hoffnung (im „Faust") 301.
Fürnstein, Anton (1783—1841; zu Falkenau in Böhmen geborener Naturdichter; seit seinem achten Jahre gelähmt; Goethe selbst hatte ihn auf seinem Sesselwägelchen liegen sehen und durch freundlichen Zuspruch erfreut; in „Kunst und Alterthum" IV, 2 hatte er über ihn berichtet und drei Gedichte Fürnsteins, unter ihnen das vom Hopfenbau, abdrucken lassen) 38 f.
Fürst, Walther 503.
Fürsten 72. 96. 122 (vielseitige Ausbildung). 160. 165 (Fürst *** d. i. Putiattin). 171. 190. 204. 242. 261. 267. 280. 312. 320. 379. 457. 479. 489. 514. 515. 537. 551. 553. 554. 555 (Gepränge kaum mehr an der Zeit) f. 559. 560. 590. 599. Vgl.: Regenten.
Fürstendiener, -knecht 457. 458. 666.
Fürstenstand 457.
Fürstinnen 247. 254. 558.
Fürstlich 443. 601.
Fürstlichkeit 514.
Fürst-Primas s. v. Dalberg.
Füßli, Joh. Heinr., Maler (1742—1825).
Zeichnungen (das Portefeuille enthielt 23 Blätter von Joh. Heinrich und Rudolf Füßli) 427. 658.

Füßli, Joh. Rud. (1709—1793). Allgem. Künstlerlexikon (in Goethes Arbeitszimmer) 292. 402.
Fußteppich (gewirkter) 197.

Galant 75. 142. 173. 312.
„Galeerensklaven", Melodrama v. Hell.
Gallier 273.
Ganzes 37. 38. 39. 43. 44. 46. 53. 59. 121. 125. 157. 166. 175. 178. 194. 224. 255. 274. 355. 371. 378. 439. 445. 448. 477. 488. 495. 540. 555. 598. 603. 604.
Garderobe s. Theater.
Gastrollen (Theater) 152.
Gastwirte 266.
Gattungen 83. 84.
Gay, Delphine (1804—1855, seit 1831 vermählt mit Emile de Girardin) 318 (Porträt).
Essais poétiques (Gedichte, 1824—26) 173.
Gazul, Clara, s. Merimée.
Geahndetes 565.
Gebildete 233.
Gebirge 52. 156. 402. 709. 711.
Geburt 403. 537. 547. 588. Vgl.: Abstammung.
Gedanken 148. 201. 240. 325. 378. 380. 425 (angeborenes Eigentum der Menschen). 477. 478. 504. 505. 536. 539 (Geschenke von oben). 594. 595.
Gedichte 19. 38. 50 (Datirung). 54 (Ausleger von Gedichten). 110. 178. 181. 201. 272. 273. 283 (an König Ludwig). 403. 535. 579. Vgl.: Motive; Poesie; Poetische Formen; Politische Dichter; Serbische Gedichte.
Gefühl 249. Gefühlssachen 136.
Gegenstand, Sujet zur Komposition 226 (Oper). 229.
Gegenstände, Stoffe der bildenden Kunst 51 f. 75. 78. 90 f. 123. 160. 286.
Gegenstände, Stoffe von Gedichten ꝛc. 9. 19. 37. 38 f. 40. 49. 53. 54. 77. 98. 99. 114. 122. 123. 140. 169. 181. 183. 190. 201. 223. 234. 245. 269. 359. 376. 377. 403. 404. 452. 471. 488. 501. 579. 586. 607. 608. 609. 710.
Gegenständlichkeit der Goethe'schen Poesie 123.
Gegenteil, Das 195.
Gegenwart 24. 71. 117. 240. 241. 298. 320. 386. 548 (graue Nebeltage der G.). 710. Ihr Wert für den Dichter 37. 49. 53. 59.
Gegenwärtige Generation 91.
Gehalt 84 (einer Dichtung). 376. 377. 380. 471.
Geheimnisse 249. 250. 251. 306. 519. 520. 525. 527.
„Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt" s. Weimar, Webicht.
Gehorchen 199.
Gehöriges 174.
Geibel, Emanuel 699 (geplante Berufung nach Weimar).
Geiger, Ludwig.
Ausgabe der Gespräche 651. 657. 664. Goethe und die Seinen 671.
Geist 46. 70. 144. 148. 149. 152. 157 (soll das Talent leiten). 205. 206. 233. 234. 235. 241. 242. 245. 322 (Wechselwirkung zwischen G. und Körper). 324. 325. 336. 339. 344. 354. 386. 401. 403. 440. 452. 499. 500. 501. 536 (G. und Körper, gegenseitiger Einfluß). 555. 580. 590. 597. 600. 613. Vgl.: esprit.
Geisteshoheit 490.
Geistige, Das 360. 508. 518. 594. 611. 675.
Geistige Ansteckung 387. Geschlechtstrieb 107. Getränke 540. (Vgl.: Wein). Kultur 20. 614. Leben 234. 462. Schöpfung 604. Tugend 196.
Geistliche, Geistlichkeit 225. 268. 427. 569 (Kleidung). 599. 613. Geistlicher Stand 198.
Geistreich 84. 106. 130. 137. 144. 145. 146. 154. 173. 176. 205. 206. 226. 235. 292. 305. 386. 410. 426. 454. 498. 559. 609. „Geistreiche Dame" 43 d. i. Frau v. Savigny.
Geiz 302 (allegorische Figur im „Faust"). „Geizige" von Molière.

Gelbe Farbe 150. 153. 154. 170. 253. 255. 281. 312. 342. 363 f. 368. 401.
Geld 118. 227. 228. 250. 302. 330. 608.
Gelegenheitsgedichte 38.
Gelehrsamkeit 267. 361. 439. 484.
Gelehrt 20. 22. 23. 179. 548. 710.
Gelehrte 33. 110. 198. 273 (Absonderung und Verisolirung). 415. 421. 422 (Kastengeist). 424 (Kleingeisterei; Prioritätsstreit). 439. 549. Vgl.: Deutsche Gelehrte. Gelehrte Dichter 179. Frauen 484. Schulen 163. 500. Welt 426.
Gemacht, Gemachtes 184. 223. 230.
Gemälde 15. 29. 30. 54. 67. 104. 124. 163. 293. 371. 454.
Gemein 603. 683.
Gemeinplätze 284. 571.
Gemeinsames Interesse 191.
„Gemma von Art" von Bornhauser.
Gemmen 713. Vgl.: Antike G.
Gemüt 118. 148. 380. 388.
Gemütlich 545.
Genast, Eduard, Schauspieler (1797—1866; seit 1829 in Weimar engagiert) 245. 246. 279.
Genast, Karoline Christine, geb. Böhler (1800—1860; Gattin des vorigen, ebenfalls am Weimarer Theater engagiert) 245. 246.
General 87.
Generationen 189. 250. 357.
Genf 331—341 (Briefe Eckermanns aus Genf). 342. 347. 412. 560 (Kanton). 568. 599. 609. 636. 642. 658. 677.
Bibliothek 339. Gasthof zur Krone 333. Theater 341.
Genfer 176. 339.
Genial 200. 310. 494. Geniale Naturen 538.
Genie (im 19. Buch von „Dichtung und Wahrheit" spricht Goethe von dem Misbrauch, der um 1775 mit dem Worte „Genie" getrieben wurde) 143. 163. 386. 387. 395. 401. 506. 535. 563. 567. 579. 588. 604. 610. 611.
v. Genlis, Gräfin Stephanie Félicité, franz. Schriftstellerin (1746—1830) 130.
v. Gentz, Friedrich, Publizist (1764—1832) 688.
Genua 141. 332. 333. 334. 337. 339. 347 (englischer Konsul, d. i. Sterling). 542.
Geoffroy Saint-Hilaire. Etienne (1772—1844; franz. Naturforscher, Vorläufer der modernen Evolutionstheorie, da er gegen Cuvier seine Theorie von dem einheitlichen Organisationsplan aller Tiere verteidigte) 402 f. 596 f. 603. 678. 681.
Geognosie 552. 554.
Geographen 421.
Geologie 438 (das Gedicht ist „King Coels Levee" von Scafe). 710. 711. Vgl.: Neptunisten; Vulkanisten.
Georg, Herzog v. Mecklenburg-Strelitz s. „Geschenke".
Geranien 310 (die Unterscheidungen machte L'Heritiers 1787 erschienene „Geranologia").
Gérard, Baron François, franz. Maler (1770—1837; Schüler Davids; Goethe hatte Pierre Adams „Collection des portraits histor. de M. le Baron Gérard" in „Kunst und Alterthum" angezeigt) 162.
Kupferstich (L'entrée de Henri IV à Paris, gest. von Toschi) 162.
Gérard de Nerval (eigentlich Gérard Labrunie, 1808—1855, franz. Schriftsteller).
„Faust"-Übersetzung (1827) 305.
Gerechtigkeit 447.
Gerhard, Wilh. (1780—1858; Kaufmann, Legationsrat in Leipzig) 178 f.
Übersetzungen serbischer Gedichte (in seinen „Gedichten", 4 Bde., 1826—28) 178 f.
Gerichthalten 77.
Germanen 273.
v. Germar, Wilh. Heinr.
Goethes Sterbezimmer (Zu.) 707.
Gesamtheit 599.
„Gesandter in Weimar zur Zeit der Occupation" 162 d. i. Saint Aignan.
Gesang 328 f. 444. 560.

„Gescheite Dinge" (beliebter Ausdruck Goethes) 346.
„Geschenke" 219 (besonders die ihm vom Großherzog Georg v. Mecklenburg-Strelitz gesandte Hausuhr seines väterlichen Hauses, die er eben vorgefunden hatte).
Geschichte 27. 68. 107. 128 (für poetische Darstellung). 182. 211. 212. 273 (Einfluß religiöser Meinungen). 499. 665. Vgl.: Deutsche Geschichte.
Geschichtlich 208.
Geschichtsschreiber 270. 273. 500.
Geschlechter 188 (Bildung der G.).
Geschlossene Gesellschaft 450.
Geschmack 74. 357. 377. 384. 394. 404. 462. 470. 683.
Geschnittene Steine 69. Vgl.: Goethe, Sammlungen.
Gesellig 86. 89. 675. Gesell. Verkehr 446. 545.
Gesellschaft 137. 433. 545 (Gebrechen der G.). 591. Gesellschaften 89. 445. 446.
„Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus" 607.
Gesetze 81 (in der Natur). 116. 150. 153. 154. 185 (auch in den vor befreundeten Damen gehaltenen Vorlesungen pflegte Goethe bei den Naturgesetzen auf die entsprechenden im geistigen Leben hinzuweisen). 193. 234. 259. 263. 339. 363. 364. 369. 373. 375. 401. 402. 455. 476. 494 (in Natur und Kunst). 527. 529. 530. 564. 565. 597. 599. 709. Vgl.: Naturgesetze. Gesetz des geforderten Wechsels 185 f.
Gesetzgeber 320.
Gesetzgebung 568. 599.
Gesetzliche, Das 389. 530 (allgemein Gesetzliches in der Natur).
Gesinnung 84. 140. 173. 233. 357. 614.
Gespenster 302. 578.
Gespräch 664. 672.
Geßler (in „Tell") 503.
Gestalt 286.
Gesund 128. 151. 263. 264. 445. 500. 517. 540. 546. 548. 709. 710. Ges. Menschenverstand 244.
Gewaltsames 457. 573. 711. Gewaltsamer Umsturz 568.
Gewerbe 52.
Gewicht 558.
Gewinn 78.
„Gewisse Journale" 359 d. s. Ludens „Nemesis" und Lindners „Weimarisches Oppositionsblatt".
Gewissen 398 f.
„Gewisse Vorstellung" 300 (gemeint ist vielleicht Kotzebues „Eifersüchtige Frau", die am 19. Dez. 1829 gegeben wurde).
Gewißheit 195. 196.
Gewitter 156. 456.
Gewöhnliche, Das 262. 488. 580.
Gewordene, Das 251.
„Gil Blas" von Lesage.
Gips-Pasten 204 (nach dem Stoischischen Cabinet). 318 (Ill.). 576 (Medaillons). Vgl.: David; Stosch.
de Girardin, Mad., s. Gay.
Giulio Romano, ital. Maler (1492—1546) 291.
Glaube 90. 189. 195. 354. 356. 372 f. 614. 628. Gläubige 320.
Gleiches 537 (kann nur von Gleichem erkannt werden).
Gleichnis 269. 341.
Glenck, Karl, Salinendirektor 307 f. („Salzbohrer in Stotternheim"; Goethe dichtete für ihn zur Überreichung beim Geburtstag der Großherzogin 1828 das Gespräch zwischen den Gnomen, der Geognosie und der Technik: „Die ersten Erzeugnisse der stotternheimer Saline").
„Globe, le" (Zeitung der jungfranz. Romantiker; Herausgeber war Pierre Dubois, der wegen seiner politischen Ansichten 1822 seine Professur verloren hatte; Mitarbeiter waren Ampère, Hugo, Sainte-Beuve, auch Guizot, Cousin u. a.; Goethe erhielt die Zeitung von Sept. 1824 an regelmäßig zugesandt) 42. 155. 210. 225. 315 (wurde 1830 Tageszeitung und brachte jetzt auch Politik; nach Sorets Bericht hatte gleich die erste Nummer, ihres revolutionären To-

nes wegen, Goethe abgestoßen). 497 (Nr. 55—64). 498 (Mitarbeiter). 550. 566. 571 (Kritik über Arnault). 575.
Globus 421 (nach Burkhardt von Joh. Schöner, einem Nürnberger Mathematiker des 16. Jhrdts.).
Glück 65. 74. 87. 161. 330. 432. 488. 534. 542. 598. 599 (des Individuums, der Gesamtheit).
„Glücklichen Gatten, Die", s. Goethe, Gedichte.
Gmelin s. Claude Lorrain.
Gnade 198. 273 (Lehre von der G.). 400.
Goldsmith, Oliver (1728—1774) 101. 239. 536.
Gedicht 536. Vicar of Wakefield 352. 702.
„Good man and good wife" (altschottisches Gedicht) 245. 272. Vgl.: Goethe, Gedichte (Gutmann ꝛc.).
Gore, Miß Elise (Tochter des in Weimar wohnenden reichen Engländers Charles Gore) 311.
Göschen s. Goethe, Vermögen ꝛc.
Gotha 286. 346. 513 (der „jetzt regierende Herr" war Friedrich IV., der seit 1822 seinem Bruder August Emil Leopold gefolgt war; ihre Eltern, Ernst II. und die Herzogin Marie Charlotte Amalie v. Sachsen-Meiningen, waren Goethe befreundet; mit Herzog August verkehrte Goethe noch 1808 in Karlsbad, dem Prinzen Friedrich dichtete er 1811 die Cantate „Rinaldo"; eine Verbindung bestand aber lange nicht mehr). 572.
v. Goethe, Joh. Wolfg. (28. Aug. 1749—22. März 1832.)
Familie: 60. 505.
Vater: Johann Kaspar (1710—1782) 247. 250.
Brief aus Italien 389 (der hier wohl gemeinte zu Venedig nach der Rückkehr aus Neapel im Jahre 1740 geschriebene Brief hat sich erhalten; in ganz Europa, heißt es hier, reise man für sein Geld nicht unbequemer und verdrießlicher als in
v. Goethe:
Italien, von wo man nichts mitbringe als einen Kopf voll Curiositäten, für die man, wenn man sie zu Hause auf den Markt tragen sollte, nicht zwei baare Heller bekäme; aber von den Mosquitos, dem schlechten Essen und schweren Wein steht nichts in diesem Briefe).
Mutter: Katharina Elisabeth, geb. Textor („Frau Aja"; 1731—1808) 88. 247. 379. 568 f. 595.
Schwester: Cornelia, verm. Schlosser (1750—1777) 390 (im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit" findet sich eine ähnliche Schilderung) f. 565.
Gattin: Christiane (1765—1816) 707.
Sohn: Jul. August Walther, Kammerrat (geb. 25. Dez. 1789, gest. 27. Okt. 1830 in Rom) 33. 42. 62 (August war diensthabender Kammerherr beim Erbprinzen). 63. 67 (Studentenzeit). 88. 107. 162. 163. 192. 194. 198. 217. 218. 232. 303. 311. 319 (August war ein leidenschaftlicher Verehrer Napoleons). 320. 322. 324. 325. 326. 331. 332. 333. 334. 344. (Porträt, gemalt von Grünler, Ill.). 346. 347. 414. 415. 418. 420. 493. 550. 568 (August hatte Frau Rat im April 1808 auf einer Reise nach Heidelberg in Frankfurt besucht). 627. 662. 707 (Porträt). Reise nach Italien 324—346 (Eckermann hatte sich durch Augusts krankhafte Lebhaftigkeit gedrückt gefühlt und von ihm getrennt). Tod 345 f. (August war am Scharlachfieber erkrankt; am 27. Okt. 1830 trat ein Nervenschlag hinzu, der ihn dahinraffte; Goethe erhielt die Trauerkunde am 11. Nov.)
Brief an Eckermann 626.
Schwiegertochter: Ottilie Wilhelmine Ernestine Henriette, geb. v. Pogwisch (1796—1872, seit 17. Juni 1817 Gattin Augusts v. Goethe) 29. 42. 43. 58. 62. 63.

v. Goethe:
64. 88. 141. 148. 162. 163. 194. 198. 218. 223. 225. 228. 229. 231. 287. 313. 341. 344 (Porträt, gemalt von Müller, Ill.). 346. 347. 414. 415. 417. 418. 419. 420. 423. 424 (ihre Mutter, Frau v. Pogwisch). 447. 460. 461. 508. 546. 568. 594. 595. 621. 633. 671. 680. 687. 688. 694. 707 (Porträt). Vgl.: „Chaos".

Enkel: Walther Wolfgang (geb. 9. April 1818, gest. 15. April 1885) 29. 43. 62. 199. 218. 311. 313. 341. 600 f. 688. 689. Wolfgang Maximilian (geb. 18. Sept. 1820, gest. 20. Juni 1883) 199 (Stammbuch). 210. 218. 311. 313. 341. 443. 591 f. 600 f. 680. 688. 689. Enkelin: Alma (1827—1844) 341.

Leben: 188 f. 276. 392. 619. 664. 668. 674. Jugend 65. 66. 127. 149. 189. 288. 305. 308 f. 311. 319. 372. 376. 388. 390. 424. 429. 431. 501. 520. 538. 539. 548. 561. 588. 622. Erste Zeit in Weimar 55. 65. 83. 84. 94. 95. 96. 247 („Nichts Poetisches von Bedeutung"). 309. 497 („so gut wie gar nichts gemacht") f. 513. 520. 554. 556. 574. 602. 668. Mittleres Leben 65. 310 (1801). Alter 65. 127. 390. 395. 401. 411. 539 (1815 ff.). 620 f. 638. 674. 680. Jubiläum (1825, seiner Ankunft in Weimar am 7. Nov. 1775) 131. Testament 352. 395 f. 629. 695 713. Tod 403. 405 f. 630. 635. 655. 663. 670. 695. 701. 706. Glück und Schicksal: vom Glück begünstigt 65. 87. 574. Kein eigentliches Behagen 65 f. Außer in Rom nie wieder froh gewesen 229. Immer alleinstehend 262. 569. Haß gegen ihn 582. (Vgl.: Goethe-Gegner.) Adelsdiplom (1782) 514. 620. Gehalt, Privatvermögen und literar. Einkommen 250 (Goethe meint wohl das Vermögen, das er von seinem Vater geerbt hat; das erste bedeutendere Honorar erhielt Goethe für s. „Schriften", 1787—90, vom Verleger Göschen, 2000 Taler). 669.

Reisen und vorübergehende Aufenthalte 171: In Dessau 309 (richtiger Wörlitz bei Dessau 3. Dez. 1776). 310 (Goethe war in Dessau zuletzt vom 2. bis 10. Januar 1796, nicht 1801). — In Dornburg 218 (ging am 7. Juli 1828 hin) f. 377. 662. — In Dresden 78 (1790). 638. — In Erfurt (1808) 276. 431. 590. — Kampagne in Frankreich 241 (nicht Goethe fand das Felleisen, sondern sein Diener Paul Götze). 422. — In Gotha 513 („in frühester Zeit": 1780—81; „eines Abends": vielleicht im Juni 1784). 572 (Aug. 1801). — In Jena 392. 437 (1818). 516—531 (1827). 589 (1797) f. 598 („ein anderes Zimmer" im Schlosse zu Jena). 660 (1823). 666 (1827). — In Ilmenau (1784) 602. — Italienische Reise 70. 82. 107 (Rom). 121 f. 229 (Rom). 247. 263. 285. 289 (Rom). 497 f. 566. 713. — In Karlsbad 165. 261. 359 (1807). 592 (1810). 605 f. 675 (1808). — Reise nach Marienbad (1823) 32. 33. 34 f. 56. 79. 422. 423. 608. 660. 662. — Reisen in die Schweiz, erste 1775: 95 f., zweite 1779—80: 557, dritte 1797: 46. 51 f. 252 (in Zürich). 502.

Liebesverhältnisse, Beziehungen zu Frauen: 247. 605. 669. Gretchen 574. Friederike (Sesenheim) 288. 315. 548. 574. Lili 94—96. 390. 391. 573 f. 669. Frau v. Stein 137. 520 („leidenschaftliche Zustände") f. 669.

Persönlichkeit und Charakter: 29. 40. 235. 602 (Macht seiner P.). 658. 683. 685. 713. Anspruchslosigkeit 261 (geringe Wohnung). 388 (Bequemlichkeit gegen seine Natur). 621. Besonnenheit 412. Egoismus 582. Ohne Empfindlichkeit 458. 666. Ernst seiner Natur 375. Festhalten am einmal erkannten

v. Goethe:
Gesetzlichen 259. Frankfurter Patrizier, Verhältnis zu Fürsten 514. 620. Frische des Herzens 48. Fröhlich 55. Über seine Gegner 86 f. 91. 549. 582. Unverwüstliche Jugend 49. 455. 620. Liebenswürdigkeit 235. Ordnung 261 (zigeunerhaft). 622. Rastlosigkeit 709. Ruhe und Milde 107. 452. Selbstbeherrschung 313. 346. 412. 569 f. Wahrheitsgefühl, Feind aller Phrase 125. 433. 574. 603. Widerwillen gegen Tollhäuser 588. Würde 107.

Ansichten und Überzeugungen: Grundsätze über die Ehe 85. Kein Fürstendiener, -knecht 457. 620. Politische Überzeugungen 72. 205 (Aristokrat). 405. 433 f. 457 (Volksfreund). 568 (gemäßigter Liberaler). 581. 667. 684 (1815). Religion 372 f. 399. 432 f. 582. 612 f. Aberglaube 247.

Talente, Kenntnisse und Beschäftigungen: Mannigfaltigkeit, vielseitige Richtungen 59. 122. 124 f. 411. 709. Auch bei den kleinsten Gegenständen mit einiger Intention 349. Tendenz zur bildenden Kunst 51. 121 (keine Naturanlage) f. 123. 124. 262. 286. 289 f. 366. 712. Architektonische Kenntnisse 248 („vor fünfzig Jahren", wo Goethe viel mit Bauten in Weimar zu tun hatte). Landschaftszeichnen 170. 286. Handzeichnungen: im Manuskript der „Italien. Reise" 566. Landschaften 271 (Ill.). 286. 706. Zum „Römischen Karneval" 565. Zelters Wappen 271 (Ill.). 706. Wissenschaftliche Bestrebungen 424. 620. Natur und Naturforschung 55. 130. 170. 188 f. 222. 251. 262. 305. 402. 455. 597. 598. 605. 677. 709. Astronomie 188. Geologie 710. 711. Mineralogie 213 (Exkursionen). 678. 710. 711. Optische Experimente 677. Philosophie 244. Als Vorleser 86. 134. 179. 269. 306. 415 f. 516. 648 f.

v. Goethe:
Als Dichter und Schriftsteller: Tätigkeit, poetisches Schaffen 65. 66. Beruf als Schriftsteller 598 f. Produktivität 538 f. Unbewußtes poetisches Produciren (in der Jugend) 379 f. 577 (nachtwandlerisches Produciren). Keine Lektüre in produktiven Epochen 575. In seiner Poesie nie affektirt 583. Gegenständlichkeit seiner Poesie 123. „Gelegenheitsgedichte" 38. Polemisches Wirken gegen seine Natur 396. 583 (keine kriegerische Natur). Nordisches Erbteil 140 (Teufel- und Hexenwesen). Griechen 239. Quellen seiner Kultur, Einflüsse großer Persönlichkeiten 127. 238 f. 305. Einfluß auf die französische Literatur und Beeinflussung durch sie 319. 576. 583. Deutscher Dichterfürst 565. Stellung zur jungen Literatur, zu jungen Talenten 61. 582. 601. 620. Äußerungen über Poesie 9 (scheinbarer Widerspruch). Stil, Ausdrucks- und Schreibweise 122 (die Kunst: Deutsch zu schreiben). 574 (Einfluß der Liebe auf Goethes Stil). 652. 653. 655. 656. 674 f. 676. 691. 698. 699. 705. Frauencharaktere 237.

Gesamtwirken 581 f. Als Beamter, oberaufsichtliche Geschäfte in Jena (Universität) 516—523 (diese Reise nach Jena war auch eine Inspektionsreise). 583—585. Theaterleitung (1791—1817) 74. 92. 138. 143 (vgl.: Lauchstedt) f. 152. 165. 241. 359. 416. 422 (Irrtum! Das Theater wurde erst am 26. Dez. 1806 wieder eröffnet). 443. 445—447. 452 (Wahn ein deutsches Theater zu bilden). 453 (Wahl neuer Mitglieder) f.

Im persönlichen Verkehr: Als Haus- und Familienvater 43. 62. 546. 591 f. 620. Fremdenbesuche 444 (im Bette liegen Kriegslist gegen Besuche). 547 f. 592 f. 595. 620. 691. In Gesellschaft 42. 90. 620. Im Gespräch 411. 412. Französisch sprechend 42. 176. 677.

v. Goethe:
Italienisch sprechend 286. Vorliebe für Paradoxe 669. Mephistophelische Laune 88. 498 (Mephistopheles Teil seines eigenen Wesens). 586. 589. 596. 620. 669. 672. 678. Kein Freund von Brillen 592 f. 683. Tägliche Zusendungen 175.

Persönliche und literarische Beziehungen und Verhältnisse, Verkehr: d'Alton 455. Bürger 127. Byron 59. 141. Calderon 126. Franzosen 239. Goldsmith 239. Hegel 531. Herder 97 f. 192. 668. Jacobi 191. Kant 196 f. Karl August 457. 458. 554. 556 f. 666. 669. Klopstock 97. Kotzebue 549. Lavater 563. Molière 126. 137. 483. Naturforscher 455. Preller 657. Schiller 112 f. 114 f. 127 (Schiller oder G.). 144. 191. 238. 246. 262 f. 319. 443. 446. 517 (als Voß nach Heidelberg zog, war Schiller schon tot) f. 523. 653. 667. 668. Vgl.: Goethe, Balladen. Shakespeare 239. 319. Spinoza 372. Sterne 239. Voltaire u. Zeitgenossen 305. J. H. Voß 516 f. Wieland 192. 668. Zeitgenossen 125. 127.

Äußeres 30. 41. 49. 86. 405 f. 410. 414. 418. 419. 426. 538. 709. Kleidung 30. 60. 232. 410. Orden 41 (Falkenorden). 232. 410. 620. Stimme 538. 648 f. Körperliche Rüstigkeit 48. 414. Gesundheit 310. Krankheiten 1805: 588. 1823: 53 f. 59 f. 417 f. 422 f. März 1830: 322. Nov. 1830: 347 (Blutsturz). 628. 1831: 600 f. Handschrift 288. 394 (lateinische und deutsche Lettern). 565. 566. 649.

Werke: 8. 21. 87. 124. 159. 170 (verschiedener Charakter). 175. 233 (können nicht popular werden) f. 235 (reichbesetzte Tafeln). 260 (poetische W.). 360. 411. 412. 416. 420. 432. 497 (Früchte verschiedener Lebensepochen). 549. 556. 565 (verschiedene Ausgaben). 598 (chronologische Notizen). 611. 625. 631.

v. Goethe:
674. 710 f. 714. Privilegien für den Verlag seiner Werke 131.

Ausgabe letzter Hand (redig. von Riemer und Eckermann) 31. 32. 41. 78 f. 92. 93 (Goethe bot aber noch am 3. Juli 1824 Schubarth die Revision an). 220. 311. 321. 347 f. 359 f. 396 f. 398. 424. 433. 622. 634. 652 (Orthographie). 714.

Literarischer Nachlaß 93. 348. 349 ff. 395 f. 397 f. 431. 570. 629. 641. 667. 695. 714.

Ausgabe 1836/7 714.

Ausgabe 1840 ff. 641. 642. 643. 695.

Weimarer Sophien-Ausgabe 634. 663. 675.

Gedichte 20. 59. 70 („zwey höchst merkwürdige Gedichte", d. i. „Tagebuch" und „Römische Elegien") f. 86 (ungedruckte Gedichte). 92. 110. 112. 140 (Gedicht in engl. Sprache, unbekannt; Goethe schrieb mehrere, die er 1766—68 an seine Schwester sandte). 157 (keins, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte). 219 (nach Goethes Tagebuch entstanden in Dornburg: „Früh wenn Thal, Gebirg und Garten", „Und wenn mich am Tag die Ferne", „Dem aufgehenden Vollmonde" und „Der Bräutigam", von denen das vorletzte am 25. August, das erste anfangs September gedichtet ist). 240. 269. 309. 321 (in den „Römischen Elegien"). 347 (nach Tagebuch vom 17. Dez. 1830 brachte Eckermann „die Sammlung der aus den Opern ausgezogenen und ausrangirten Lieder") f. 505. 560. 566. 577 (Entstehung). 593 („neuesten Gedichte", s. „Feindseliger Blick"). 669 (geringe Popularität). — Balladen 319. 322 (illustriert von Neureuther). 576 (verdankt sie größtenteils Schiller, wenigstens dessen Wunsch, für seine „Horen" und seinen „Musenalmanach" ganz eigentümliche Beiträge zu erhalten). — Gedichte an Per-

v. Goethe:
sonen 86 (wohl die Mehrzahl der ungedruckten Ged.). 421 (schon für die „Ausgabe letzter Hand", in der die „Inschriften, Denk- und Sendeblätter" eine stattliche Sammlung bildeten). 697. — Liebesgedichte 534. 583 (erlebt). Lieder 20 (Ausgabe 1806). 23. 63. 234. 269. 501. — „Ach um deine feuchten Schwingen" („Divan" VIII, 45, von Marianne von Willemer; 1815) 158. — Alexis und Dora (1796) 132 (Tadel der Kritiker: leidenschaftlicher Schluß). — An die Damen Duval zu Cartigny im Canton Genf. Den 3. December 1828. 560 f. — An Lord Byron (23. Juni 1823) 141. — An Schwager Kronos (10. Okt. 1774; „Weit, hoch, herrlich der Blick") 513. — An Silvien (v. Ziegesar; 1808) 675. — An Werther 608 (vgl.: Trilogie der Leidenschaft). — Aussöhnung s. Trilogie der Leidenschaft. — Ballade von den Kindern und dem Alten (d. i. „Ball. vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen", 1816; 1814 hatte Goethe eine Oper daraus machen wollen; den Stoff hatte er in Percys „Reliquies of ancient English poetry" gefunden; 1821 gab er in „Kunst u. Alterthum" eine „Betrachtung und Auslegung" des 1820 erschienenen Gedichts) 240 f. — Bei Betrachtung von Schillers Schädel (schon Sept. 1826 geschrieben, also nicht „zu dieser Zeit" 1831) 397. 398. — Die Braut von Korinth (1797) 576 (französ. Übersetzung von Deschamps und Mskr. einer italien. Übers.). — Charon (Neugriechisches Gedicht) 415. — „Cupido, loser eigensinniger Knabe" 268 (Brief aus Italien, jedenfalls an Herder, Nov. 1787; im „Zweiten Aufenthalt in Rom" unterm „Bericht" vom 10. Jan. 1788). 269 (in den „Nachgelass. Werken" sammelten Eckermann und Riemer diese Gedichte im 7. Bd. unter der Überschrift

v. Goethe:
„Lieder für Liebende"). 272. 279. — Distichen 238 f. Vier Jahreszeiten, 377 f. Goethes Brief an Beulwitz. — Eins und Alles (Schlußvers: „Denn alles muß" ꝛc.; am 28. Okt. 1821 entstanden, 1823 gedruckt) 248. — Elegie aus Marienbad s. Trilogie der Leidenschaft. — Epigramme (Venedig 1790) 456 (33,4: „Freunde, wir haben's erlebt"). — Epigramme s. a. Xenien. — Erlkönig (1781) 158. — Erwählter Fels (April bis Mai 1782: „Hier im Stillen") 82. — Feindseliger Blick 593 („neueste Gedichte"; 1827, erschien aber erst in der „Ausgabe letzter Hand"). — Der Fischer (1779; Goethe besaß eine Federzeichnung nach dem Gedicht) 52. — Die glücklichen Gatten (1797; nicht nach dem Vorgang Geigers zu verwechseln mit „Gutmann und Gutweib"!) 240. 241. — Der Gott u. die Bajadere (1797) 209. — Gutmann und Gutweib (Juni 1827 übersetzt; in „Kunst u. Alterthum" 1828 betitelt: „Altschottisch"). — Höllenfahrt Christi (1765?; G. nennt dieses Gedicht übrigens im 2. Buch von „Dichtung und Wahrheit") 139 f. 588 („Dithyrambisches Gedicht") f. — „Ich hab's gesagt schon meiner [nicht 'der guten'] Mutter" (litauisches Brautlied, das Goethe aus Herders Volksliedern in die „Fischerin" aufgenommen hatte) 158. — In das Stammbuch der Frau Hofmarschall von Spiegel (am 25. Febr. 1824) 73. — Inschrift (auf einer Tafel mit Miniaturbildern Herrn v. Reuterns, April 1831) 394. — Jägers Abendlied (1776; „Im Felde schleich ich still und mild") 228. — Ilmenau (3. Sept. 1783) 556 f. — „Johannisfeuer sei unverwehrt" (1804 gedichtet, wie die „Annalen" berichten) 166. — Der Junggesell und die Müllerin (Der Junggesell u. der Mühlbach; Der Müllerin Verrat; Der Müllerin Reue. 1797) 607. — „Kein Wesen

v. Goethe:
kann" s. Vermächtnis. — Kriegsglück (1814) 64. — Herrn Krüger nach der trefflichen Darstellung des Orest in ein Prachtexemplar meiner Iphigenie. Weimar, den 31. März 1827 487 f. — Legende vom Hufeisen (1798) 323 (Ill. von Neureuther). — Metamorphose der Pflanzen (1790) 505. — Metamorphose der Tiere (1806? 1820) 505. — „Nachmittage saßen wir" s. Stirbt der Fuchs. — Paria (Des Paria Gebet. Legende. Dank des Paria. 1821—23; im 3. Heft des 4. Bandes von „Kunst u. Alterthum" 1824; den Stoff hatte Goethe 1783 in der Übersetzung von Sonnerats „Reise nach Ostindien und China" gefunden) 53 f. 57. 68. 608. — Römische Elegien 70 (eins der „zwey höchst merkwürdigen Gedichte"; wurde 1795 beim Druck ausgeschieden). 71. 278. 321 (XV, Vers 28). — Sprichwörtlich 205 (ein Vers daraus: „Wollen die Menschen"). 217 („Wie Kirschen"). — Stammbuchvers (für v. Arnim; 7. März 1832) 405. — Stirbt der Fuchs (1789; „Nach Mittage" nicht: „Nachmittage") 548. — Tagebuch (1810; eins der „zwey höchst merkwürdigen Gedichte") 70. 71. — Trilogie der Leidenschaft (An Werther, 1824; Elegie, 1823; Aussöhnung, 1823) 45. 47 (die „junge Dame" ist Ulrike v. Levetzow; die Elegie entstand auf der Rückreise von Eger nach Jena vom 11.—13. Sept. 1823) f. 57. 58. 608. 665. 681. — Trost in Tränen (1804; darauf hingedeutet in „Wonne der Tränen"?) 420. — Um Mitternacht (1818) 158. 159. — Vermächtnis (1829; „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen") 248 („frisch entstanden" Febr. 1829). 397 (geschrieben schon im Febr. 1829, nicht 1831). 398. 505. — Vier Jahreszeiten: Herbst 238 (1796, mit Schiller gemeinsam, s. dessen „Votivtafeln"). — „Was

v. Goethe:
wär' ein Gott" („Ihm ziemt's, die Welt" 2c. 1816) 399. — Westöstlicher Divan (1819 erschienen) 158 („Jussuf's Reize": Schluß des Divanliedes „Lieb' um Liebe" VIII, 45). 334 („Du danke Gott", Schluß des letzten „Talismanns" im Divan I, 4). 432 (Buch des Unmuts). 539. 541 (IX, 5: „Wie man getrunken hat" nicht: „Wenn" 2c.). — „Wollen die Menschen" s. Sprichwörtlich. — Wonne der Wehmut (1789; darauf hingedeutet mit „Wonne der Tränen"?) 420. — Xenien (1796) 112. 113. 238 (mit Schiller gemeinsam, s. Vier Jahreszeiten). 549 (gegen Kotzebue). 582. — Zahme Xenien 92. 469 („Läßt mich das Alter" II, 57). — Übersetzungen: Ode v. Alexander Manzoni („Der fünfte Mai") 206 f.

Episches:

Achilleïs (von Goethe nicht vollendet, obgleich Schiller ihn dazu trieb) 319.

Hermann und Dorothea 58 (Schillern fertig vorgelegt, vgl. 667). 112 (lat. Übersetzungen von B. G. Fischer und J. Graf Berlichingen). 154 (Stadt). 160. 169. 180. 246 (dramatisiert von Töpfer). 262 (vgl.: Wilh. v. Humboldt). 667. 687 (Stadt).

Tell (Plan Goethes zu einem Epos) 502. 503 (Verzicht zu Gunsten Schillers).

Dramatisches:

Dramen 20. 187. 245 (gemeint ist wohl Goethes Trauerspiel in der „Christenheit" und Schillers „Lustspiel im Geschmack des Bürgergeneral'", vgl. S. 668) f. 471. 497 (Übersetzung von Stapfer).

Die Aufgeregten 433 („politisches Glaubensbekenntnis; 3. Akt, 1. Szene).

Bürgergeneral 241 (das Stück wurde in Weimar zuerst am 2. Mai 1793 gegeben und bis 1805 im ganzen 15 mal; für den Schauspieler, der den Schnaps spielte, Jos.

v. Goethe:
Christoph Beck, hatte Goethe das Stück geschrieben, weil Beck den Schnaps in Ant. Walls, d. i. C. L. Heines „Beiden Billets" und deren Fortsetzung, dem „Stammbaum" so trefflich gegeben hatte) f. 246 (in 3 Tagen 1793 diktiert). 668. 669.
Claudine von Villa-Bella (Singspiel) 269 (Lied Rugantinos im 2. Akt). 278. 279 (Musik von Reichardt).
Clavigo 144. 231. 284. 539 („wie Sie wissen": aus „Dichtung u. Wahrheit"; im Mai 1774 geschrieben).
Egmont 106 (wurde 1775 nur begonnen, erst 1787 in Rom umgearbeitet und vollendet). 107. 111 (Scott im „Kenilworth"). 133. 182 (historisch). 254 f. 434. In Schillers Bearbeitung 114 (am 25. April 1796 gegeben; erst nach Schillers Tod erschien es wieder, am 31. Mai 1806, auf der Bühne). 254 f.
Eugenie s. Die natürliche Tochter.
Faust. (Zitate nach der Weimarer Ausgabe) 1. Teil 20. 44. 77 (Vers 3852; der Vers heißt aber: „Des rothen Monds mit später Glut heran"). 106 („tolles Zeug"). 111 (Mephistos Lied Vers 3682 ff.; vgl.: Byron). 140. 146 f. 231. 247 („Fragmente"). 262. 324. 361 (Halbdunkel). 374. 389. 420 (Übersetzung ins Französische). 498 (Fausts unbefriedigtes Streben Teil des Goetheschen Wesens). 504 (Idee). 561 f. 649 (Handschrift). 680. Auerbachs Keller 146 (gezeichnet von Delacroix) f. 355. Blocksberg, Brockenszenen 147. 158. 252 (Walpurgisnachtraum Vers 4323). 355. 366. Gretchen 77. 146. Hexeneinmaleins 477 (beabsichtigter Unsinn Goethes). Hexenküche 147. 287. 355. Hochgericht 146 (gezeichnet von Delacroix). Mephistopheles 106. 111. 144. 146. 240 („Im Ganzen — haltet Euch an Worte" nicht: „Vor allem" ꝛc.). 324. 373. 498 (Teil des Goetheschen Wesens). 561 f. 586 (mephistophelische Laune Goethes) f. Walpurgisnacht 252. 366.
Faust, 2. Teil 161. 295 f. 297 f. 312. 319. 337 f. 348. 360 f. 400 („Alter Fausts", nach der wohl von Riemer stammenden jenischen Bemerkung ist F. „im höchsten Alter"; Schluß). 401. 504 (richtiger: Morgen vor Sonnenaufgang; Schweizer Localität; Idee). 515 (Szene: Kaiserliche Pfalz). 539. 575. 620. 624. 625. 646. 647. 648 f. 711. 4. Akt 348. 353. 354. 360. 361. 395. 401 (vollendet im Juli 1831). 5. Akt 354. 395. 399 f. Plan 95 (der Plan wurde nicht in „Dichtung und Wahrheit" aufgenommen, sondern erst in der Weimarer Sophien-Ausgabe gedruckt). 119 f. 214 („damals": Goethe beabsichtigte, den Anfang des 2. Teils in der „Ausgabe letzter Hand" im nächsten Jahre erscheinen zu lassen). 231. 296 (schon im ersten Jahr in Weimar überlegte Goethe den Anfang und die Entwicklung des 2. Teils). Baccalaureus 296 („Anmaßlichkeit in ihm personifiziert"; schon 1795 war diese Szene ziemlich ausgeführt). Chiron 310. Euphorion, Knabe Lenker 203 („Denkmal der Liebe" für Byron). 302 (in ihm die Poesie personifiziert). Helena 159 („Vollendung der Helena" im Mai 1826, doch wurde noch manches bis Jan. 1827 überarbeitet). 161. 162 (Fausts „Rede an die Proserpina" wurde nicht ausgeführt). 176 f. 203 („Denkmal der Liebe" für Byron im Euphorion). 298. 299. 303 (Paris und Helena) f. 316. 321. 337. 338 („Hier ist das Wohlbehagen" Vers 9550 ff.; „Und hätt' ich nicht" Vers 7552 f.). 354. 355. 367 (als Theaterstück, als Oper). 493 (sie stand im 4. Bd. der „Ausgabe letzter Hand"; „antiker und opernartiger romantischer Teil"). 502. 648. 649. Homunkulus 296. 297 f. 300 f. 355

v. Goethe:
(Laboratorium). 366. Maskerade, Mummenschanz 301 (Vers 5065 ff.). 302. 355. klassische Walpurgisnacht 161 (Skizze) f. 310. 311. 313. 315. 317. 318. 322. 337. 355. 361 (Hindeutung auf Schellings Kabiren in Vers 8168—8219). 366 f. 575. Knabe Lenker s. Euphorion. Leda 298. 299. Mephistopheles 298. 366. 367. 516. Mütter 306 (schaffendes und erhaltendes Prinzip) f. Papiergeld 302. 355. Philemon und Baucis 399 (die Stelle unmittelbar vor der Szene „Mitternacht", Vers 11381) f. Phorkyas 367. Reichstag 355. thessalische Hexen 366. Wagner 296. 297. 298. 301. — Musik zu „Faust" 177. 249. — Eckermanns Theaterbearbeitung 699. — Übersetzung des „Faust" von Gérard 305.

Die Fischerin (1782) 158 (das litauische Brautlied „Ich habs gesagt" ꝛc. hatte Goethe aus Herders „Volksliedern" in die „Fischerin" aufgenommen).

Geschwister 538 („in drei Tagen geschrieben", am 26. Okt. 1776 erfunden, am 28. und 29. geschrieben, am 30. und 31. diktiert). 565 (Übersetzung ins Böhmische von Celakowsch).

Götter, Helden und Wieland 79. 668.

Götz von Berlichingen 66. 76. 98. 117. 133. 140. 142 (Theatereinrichtung). 376. 439 (1. Akt. Jaxthausen). 506 (engl. Übersetzung von Scott). 561. 565 (erstes Manuskript 1771; Cornelia trieb ihn zur Vollendung) f. 576.

Großkophta 252. 359 (1791 und 1792 viermal gegeben).

Die Hagestolzen von Iffland, Fortsetzung 84.

Hanswursts Hochzeit 374 f. 380.

Iphigenie 39. 182. 245. 323. 452 (unter seiner eigenen Theaterdirektion wurde sie von 1802—15 nur 15 mal gegeben, P. A. Wolff

v. Goethe:
und dessen Gattin gaben die Hauptrollen meisterhaft; sie war eigentlich nur für das Liebhabertheater geschrieben und kam am 15. Mai 1802 zuerst in Schillers Bearbeitung auf die Bühne). 485—487 (Aufführungen; Goethe hatte die 2 ersten Akte zuletzt am 7. Nov. 1825 gesehen). 668.

Die natürliche Tochter (Eugenie) 114.

Opern 269.

Pandora (1808 erschienen) 43 (ein Schema zur Fortsetzung ist jedoch vorhanden) f. 443 (das Zitat lautet richtig: „Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf").

Phaëton. Tragödie des Euripides. Versuch einer Wiederherstellung (1819) 183. 416.

Torquato Tasso 106. 245. 419. 447. 452 (von 1807—1813 wurde „Tasso" 10 mal gegeben; bei Dichtung des „Tasso" dachte Goethe nicht an eine mögliche Aufführung). 498 (gesteigerter Werther). 502. 504 (Idee des Tasso). 668.

Trauerspiel in der Christenheit (1807 entworfen) 245 (eines der „zwey Stücke") f. 668.

Zauberflöte, 2. Theil 420 (Goethe hatte sie am 24. Jan. 1796 dem Wiener Komponisten Paul Wranitzky angeboten).

Erzählendes (Prosa):

Die Novelle (Das Kind mit dem Löwen) 159. 160 (Schema). 161. 164. 166—169 (den Plan dieser Novelle, die „Die Jagd" heißen sollte, hatte Goethe schon 1797 in Jena Schiller und W. v. Humboldt mitgeteilt; diese rieten ab, da dem Stoff eine individuelle epische Handlung fehle). 170. 172. 175. 177 f. 183 f. 378. 380. 381 f. 666. 674.

Die Wahlverwandtschaften 44. 85. 173 (Solgers Urteil; Charakter des Eduard und des Architekten) f. 178. 209. 246 f. (Char. des Mittler). 315.

v. Goethe:

505 (durchgreifende Idee). Vgl.: Abeken.

Werthers Leiden 44. 66. 127 (Tadel der Zeitgenossen). 140. 247 (Irrtum Goethes: „Werther" entstand im Febr. und März 1774). 268 (italienische Übersetzung; die erste bekannte ist von dem Mailänder Gaetano Grassi, der sie mit einer Verteidigung des Romans begleitete; sie erschien in Poschiavo, nicht in Mailand selbst). 276. 288. 424 („zehn Jahre" nicht wörtlich zu nehmen; G. las ihn 1780 ganz durch). 430 (lauter Brandraketen). 431 (pathologischer Zustand; Gespräch mit Napoleon, vgl.: Napoleon; Entstehung) f. 498. 534. 566 (erstes Manuskript). 589 f. 608 (neue Ausgabe 1825).

Wilhelm Meister 20. 44. 112 (Schillers „Tadel" im Brief vom 20. Okt. 1797; „incalculabelste Produktion"). 122 (Jarno liest es VIII, 5 aus dem Lehrbriefe; nicht „Jarno" rät, sondern Montan I, 4). 125 132 (Tadel der Kritiker; schlechte Gesellschaft). 133 (anscheinende Geringfügigkeiten). 233 (übelwollende Kritiker und schlechte Übersetzer in England; Königin Luise). 668. Lehrjahre: Mignon 184 (von Scott im „Kenilworth" nachgebildet) 111. „Wanderjahre" 67. 159. 161. 198. 220 (ein Band war als „Erster Theil" 1821 erschienen; Umarbeitung) f. 246. 249. 261. 396—398. Aus Makariens Archiv. Im Sinne der Wanderer. Maximen und Reflexionen 251 (naturhistor. Aphorismen). 396—398. Novellen der „Wanderjahre" 169 f. 397.

Kunst:

Benvenuto Cellini 108. 112.

Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeschlagen (erschien erst in den „Nachgelass. Werken") 320 f. 323.

v. Goethe:

Kunst und Alterthum (Zeitschrift. 6 Bde. 1818—1832) 28. 33 (Inhaltsverzeichnis). 34. 37. 53. 54. 60. 61. 68. 108. 179. 315. 515. 623. 660. 692.

Rameaus Neffe 420. 424 (vom 21. Dez. 1804 bis 24. Jan. 1805 vollendet). Anmerkungen 115.

Über den Dilettantismus (Schema 1799 mit Schiller entworfen) 92.

Zahns Ornamente und Gemälde aus Pompeji ꝛc. (Mai 1830) 369.

Naturwissenschaftliches:

De osse intermaxillari („erstes Aperçu vom Zwischenknochen"; handschriftlich) 597.

Farbenlehre s. Zur Farbenlehre.

Lehre vom Versuch s. Der Versuch als Vermittler.

Metamorphose der Pflanzen 125. 151. 187 f. 197. 218. 289. 317. 390. 403. 550. 606. 689. Sorets Übersetzung (seit Febr. 1828 geplant) 249. 344 (der Druck war lange unterbrochen worden). 362. 369. 383. 390. 413. 678. 711. 714.

Meteorologie (Versuch einer Witterungslehre 1825) 421. 671. 710. 711. 712.

Naturwissenschaftliche Hefte s. Zur Naturwissenschaft überhaupt.

Rede bei Eröffnung des Ilmenauer Bergbaus am 24. Febr. 1784 602. 681.

Tonlehre (Plan) 187.

Der Versuch als Vermittler von Object und Subject (1793) 197.

Versuch einer Witterungslehre s. Meteorologie.

Zur Farbenlehre 91. 125. 149 (§§ 155—159, das Experiment §§ 66 f.). 150. 184 (§§ 1—4; „weiter" bis § 34) f. 186. 187 (die Entwicklung des Regenbogens begann Goethe kurz vor seinem Tode in Briefen an Boisserée). 188. 239 (G.'s Verdienst). 253. 255 (§§ 65—74). 256 („es steht geschrieben": § 69). 257 („farbige Doppelschatten": § 76). 258—260.

v. Goethe:
261 (Bewußtsein der Superiorität). 339. 340. 369. 383 (so alt wie die Welt). 396. 401. 403 (das „Kapitel über die Mischung der Farben" wurde nicht aufgenommen) 415. 421. 425. 426 (Gefühl der Superiorität). 476. 569. 677 (Soret). 689. 710 f. 714. Zwist Eckermanns mit Goethe über die „Farbenlehre" 255—261. 363. Vgl.: Eckermann, Plan eines Kompendiums der „F.".

Zur Naturwissenschaft überhaupt („Naturwissenschaftliche Hefte" 1817—1824) 154 (seit 1824 erschien nichts weiter davon).

Aufsätze und Vermischtes:

Aufsatz über die Herausgabe seiner Schriften (Abkommen zwischen Goethe und Eckermann vom 15. Mai 1831) 396.

Briefe des Pastors 79.

Cain, a Mystery by Lord Byron. 1824 69.

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen (1772—73) 31 f. 33. 34. 35. 625. 660.

Recensionen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung 625. 660.

Regeln für Schauspieler (Theaterkatechismus) 92. 235 f. 435 f. 674.

Serbische Gedichte (übers. von Talvj) 108.

Theaterkatechismus s. Regeln für Schauspieler.

Biographisches:

Annalen oder Tag- und Jahreshefte 65. 66. 111 („fortgesetzte Selbstbiographie") f. 113. 351. 431 („Skizze" vom Sept. u. Okt. 1808 über seine Begegnung mit Napoleon).

Aufenthalt in Dornburg (Brief und Distichon an Obersten v. Beulwitz) 377.

Aufenthalt in Karlsbad (1807) 359 f. (Die Schilderung des Aufenthaltes lag längst in den „Tag- und Jahresheften" gedruckt vor, so daß Düntzer ein Versehen Eckermanns

v. Goethe:
annimmt und diese Notiz dem Jahr 1824 zuschiebt.)

Aus einer Reise in die Schweiz (i. J. 1797) 46. 51. 424. 669.

Dichtung u. Wahrheit 20. 65. 94—96. 237 („Edinburger", d. s. die Angriffe der „Edinburgh Review" auf „Dichtung u. Wahrheit" 1816). 261. 305. 308 (7. Buch). 309. 315 („Geschichte in Sesenheim"). 348. 370 (Eckermann hatte schon 1824 das Manuskript, damals kaum von der Stärke eines Fingers, durchgesehen; der Band umfaßt die Monate Jan.—Okt. 1775; über das „Dämonische" im 20. Buche). 374. 375. 379 (Goethe änderte entsprechend Eckermanns Vorschlägen) f. 382. 390. 392. 573 (der 4. Bd. wurde erst 1831 geschrieben!). 574 (Stil; Wahrhaftigkeit). 624. 669. 674.

Italienische Reise (1786—88) 148 (Brief aus Neapel vom 22. März 1787). 261. 268 f. 285. 566 (ein richtiges „Original" existierte nicht mehr; die Briefe an Frau v. Stein, aus der die „Ital. Reise" herausgearbeitet worden, waren verbrannt, nur das für sie geschriebene Reisetagebuch von Karlsbad bis Rom erhalten). 669 (Zweiter Aufenthalt in Rom). 285. 289. 315.

Lebensverhältnis zu Byron (auf Medwins Wunsch am 16. Juli 1824 geschrieben) 141.

Das Römische Carneval 565 (erste Ausgabe 1789).

Schweizerreise s. Aus einer Reise ꝛc.

Tagebücher 348. 623. 624. 625. 626. 627. 647. 648. 657. 659. 660. 661. 662—667. 671—674. 679. 692. 694 f.

Tag- und Jahreshefte s. Annalen.

Briefe 652. 659. 662. 663. 664. 667. an verschiedene Personen u. deren Herausgabe 348. 349—352. 642. 674. an Behrisch 351. an Bettina 631. 637. mit Distichon an Oberst Friedr. Aug. v. Beulwitz

v. Goethe:
(vom 17. Juli 28) 377 f. an Cotta 30. 626. an Eckermann 28. 31. 34 f. 342—344. 346. 347 f. 623 (1821). 627 (1830). 629 (1821) 662. Empfehlungsbriefe 351. an einen Freund, d. i. Schmaling, s. d. an Frommann 33. an August v. Goethe 332. an Hackert 351. an Herder 268 („aus Italien"). 669. an Dr. Horn 288. aus Italien 268. 285. 289. an Jung-Stilling 351. an Karl August 247. an v. Knebel 30. 33. 626. an Kniep 351. an Lavater 351. an König Ludwig v. Baiern 282. 288. an die Großherzogin Luise 219. an v. Müller 625. an Schiller 101. 667. an Schmaling (einen Freund) in Halberstadt 350. an Staatsrat Schultz 31. 41. 625. an Scott 506 (12. Jan. 1827). an Frau v. Stein 670. an Weller 33 (vgl. 625). an v. Willemer und Frau 342. Briefwechsel mit Zelter (hrsg. von Riemer) 632. 637. 652. 672.

Bildnisse 9; von David 9; von Dawe 9; von Meyer 82; von Rauch 9; von Stieler 9. 549 f. (Ill.); Statue von Rauch 68.

Goethehaus (Ill. Titelbild). 48 (Ill. Grundriß). 220. 221 (ein Umbau erfolgte 1792). 322. 416. 456. 598. 620. 621. 659. 661. 671. 672. 673. 691. 699. 706. 707 (Röfels Aquarell). Arbeitszimmer 45. 47. 51. 53. 56. 58. 60. 107. 139. 141. 162. 166. 171 (Ill.). 197. 207. 238. 254. 261. 288. 395. 410. 418. 419. 459 (Ill.). 470. 551 f. 565. 621. Bedientenzimmer 60. Bibliothek 576. Büstenzimmer 93. 212. 368 (Ill.). Deckenzimmer 41. 104 (Ill.). 162. 278. 416? 550. 706. Gartenzimmer 217. 219. Junozimmer 29. 66. 197. 200. 236 (Ill.). Majolikazimmer 550. 584 (Ill.). Saal (gelbes Zimmer) 29. 197. 212. 550. Schlafzimmer 171. 404 (Ill.). 419. 621. 707

v. Goethe:
(von Germars Aquarell). Treppenhaus 29 (Ill.). 322. Urbinozimmer (an der Wand hing Baroccios Herzog von Urbino) 162. 368 (Ill.). Vordere Zimmer 171. 320. 443. 496. 621. — Zimmer von August und Ottilie v. Goethe (die oberen Zimmer) 166. 228. 231. — Zimmer Christianens 468 („Nebengebäude"?). 707.

Garten am Hause 196. 197. 212. 388. 389. 468. 469. 470. 492. 502. 550 (Pavillon). 621.

Garten und Gartenhaus an der Ilm („unterer Garten"; der Herzog schenkte ihn Goethe im April 1776; vom 18. Mai 1776 bis Sommer 1782 bewohnte G. das Gartenhaus auch im Winter) 55. 80—83 (Ill.; „vor vierzig Jahren", richtiger „fast fünfzig"). 206. 210. 455. 456. 505. 707 (Röfels Aquarell).

Sammlungen: Ausgestopfte Vögel 317. Basreliefs von David 317. 576. Edelsteine 419. Fossiliensammlung 550. Gemmen 69 (Ill.). 70 („Kasten": Sammlung von 253 Abdrücken von Thomas Cadé). 713. Gipspasten 204 (Stoschisches Kabinet). Handschriften 265. 352. 417. Handzeichnungen und Kupferstiche 104. 201. 280. 315. 347. 427. 432. 493. 515. 599 f. 610. 713. Kristalle 412. Kunstsammlungen 621. 705 f. 712 f. Majolika-Sammlung 713. Mineralien 423. Physikalische Instrumente 414. Porträtsammlung (von Schmeller) 368. 707 f.

Goethe-Gegner, -Feinde 86 f. 91. 372. 405. 432. 549. 569. 582. 713.

Goethe-Jahrbuch 624. 657.

Gothischer Stil 394. Zeit 163. Zimmereinrichtung 164.

Gott, Gottheit 131 (Vernunft, Allwissenheit). 165. 171. 194. 196. 198. 218. 227. 251. 285. 294 (Dasein Gottes). 306. 307. 316. 358. 364. 365 f. 368. 369. 371. 372.

373. 376 (Idee vom Göttlichen). 382. 384. 399 (Allgegenwart). 427 (Misbrauch des göttlichen Namens). 432. 433. 435. 487. 489. 490. 530. 531 (Allgegenwart). 535. 539. 541. 553. 581. 597. 612. 613. 614. 615. Gottes-Verehrung 199.
„Götter, Helden und Wieland" s. Goethe, Dramen.
Gotthard, Berg 430.
Göttingen 25—27. 28. 336 („in der Nähe von G.", d. i. Nordheim). 345 („Wirt" des Gasthofs zur Krone, Bethmann). 415. 491. 522 (Professoren). 628. 629.
Göttliches 530. 534. 540. 555. 611. 612. 613. Göttl. Geheimnisse 131. Kraft 541. Odem 495.
Göttling, Karl Wilh., Professor (1793—1869; Philologe in Jena, seit 1825 Mitarbeiter Goethes an der Ausgabe letzter Hand) 228 (italienische Reise von Febr. bis Sept. 1828, von der er inhaltreiche Briefe an Goethe geschrieben hatte). 229. 261. 321 (vgl.: Goethe, Römische Elegien). 673.
Tagebuch (aus seinen Studentenjahren) 261.
„Gott und die Bajadere" s. Goethe, Gedichte.
Götze, Paul, Diener Goethes, s. Goethe, Reisen.
Gozzi, Graf Carlo (1720—1806; ital. Lustspieldichter, am bekanntesten durch Schillers Bearbeitung seiner „Turandot") 314. 570. 571 (teatro dell' Arte). 681.
Graff, Joh. Jak., Schauspieler (1768—1848) 279. 446.
Grammatiker 349.
Grandios, Grandiosität 243. 254. 265. 301. 590.
Granit 438. -Blöcke 250. -Geschiebe 552.
Grasmücke 81. 399 (mit ihren Jungen). 509. 510. 511. 525—530.
Grassi, Gaetano, s. Goethe, Werther.
Gräuelhaftes 445. 485. 577. 592.
Graue Schatten 256. 257.
Grausam 114.
Grazie 483. 487. 500. 580.
Grenze 253.
Gretchen, Goethes Jugendliebe in Frankfurt 574.
Griechen (die alten) 66. 70. 98. 116. 128. 140. 181. 182 f. 195 (philosophische Erziehungsweise). 236. 237 (persönliche Großheit gegenüber der Natur). 239. 372 (Religion). 373. 403. 471. 483. 485. 489. 500. 501. 517. 614. 712.
Griechenland 117. 541. Befreiungskampf (1821—1830) 43. 200. 263.
Griechisches Altertum 29. 303. 306. Dichter 381. Dichtungen 500 (lyrische und epische). Drama 116. 117. Geschichte 98 (wenig Erfreuliches). 105. Geschichtsschreiber 500. Helden, Heroen 45. 71. 470. 486. Heldensage 471. 479. Kunst 470. 500 f. Künstler 236 (Darstellungen von Tieren, die Natur übertroffen). 237 (persönliche Großheit gegenüber der Natur). Kunstwerke 190. Literatur 489. Mythologie 577. Philosophen 500. Rhetoren 500. Sprache 21. 589. (Dorischer) Tempel 303. Theater 470. Tragiker 471. Tragödie, Trauerspiel 186. 195. 470. 476—482. 488. 500. 648. Vorzeit 490.
Grillparzer, Franz (1791—1872).
Dramen 629. Ahnfrau (1817) 24. Studien zur deutschen Literatur 637.
Grimm, Friedr. Melchior Baron, Schriftsteller (1723—1807) 314. 572 (Anekdote; „eines Tages": 29. August 1801 laut Tagebuch) 684.
Grönland 11.
Groschen 558.
Großartige, Das 472. 500.
Große, Das 129. 130. 155. 190. 222. 237. 243 (alles Große bildet). 249 (alles Große in der Minorität). 265. 370. 430. 453. 504. 612.
Größe 267.
Großen, Die 72. 242. 433. 589.
Großes Bewußtsein 155. Charakter 290. Dichter 453. Städte 34. 84. 545 (Gebrechen der gr. St.) f. Talent

357 (nicht irre zu leiten). Verhältnisse 250 f.
Großheit 177. 237. 391. 489. 710.
„Großkophta" s. Goethe, Dramen.
Grundbesitz 302.
Grundgesetz 188. 339.
Grundsätze 567.
Grüne Farbe 281. 312. 339 f. 401.
Grüner, Karl Franz, Schauspieler (1780—1845; seit 1803 in Weimar) 92. 435.
Grünler, Ehregott, Maler (1797—1881).
Porträt Augusts v. Goethe (Ill.) 344.
Guido s. Reni.
Guizot, F. P. G. (1787—1874) 252. 263. 267. 273 (Tiefblick und Durchblick). 288. 566 (solide; Kenntnisse; über den Parteien) f. 683.
Vorlesungen („Cours d'histoire moderne", 1828—30) 273.
Güte 609.
Gute, Das 118. 123. 181. 356. 357. 404. 434. 457. 487. 488 (Wert des sittlich Guten). 551. 568. „Guter Freund", d. i. Eckermann 570. Guter Geschmack 166. 278. Gesellschaft 106. 483. 572. Menschen 248. Sitte 445. Stücke 151. 152. 241. 445. 451. 459. Werke 198. 273.
Gutsbesitzer 450.
Gutzkow, Karl 639. 692 (vgl.: „Gutzkows ausgew. Werke", hrsg. von Houben, 12. Bd., S. 167) f. Vgl.: Raupach.
Gymnasien 559.

H., englischer Ingenieur-Offizier, d. i. Hutton 104—107.
Hackert, Phil., Landschaftsmaler (1737—1807) 286. 287. 351.
Hafenstück s. Lingelbach.
Hafis, pers. Dichter (gest. 1389, aus Schiras) 176.
Hagen, Aug., Dichter und Kunstschriftsteller (1797—1880) 37.
Olfried und Lisena (1820) 37 (Goethe hatte sich darüber schon in „Kunst und Alterthum" 3. Bd., 1. und 3. Heft lobend geäußert). Trauerspiel 37.
„Hagestolzen" von Iffland.
v. Hagn, Charlotte, Schauspielerin (1809—1891) 549 (Porträt) f.
Halbdunkel 361.
Halbgötter 373.
Halbkultur 430.
Halle 108 („kräftiges Mädchen aus H.", d. i. Therese Robinson). 633.
„Hallesche Litteraturzeitung" s. „Allgemeine (Hall.) Lit.-Ztg.".
Halsbandgeschichte 359.
Hamann, Joh. Georg (1730—1788, philosoph. Schriftsteller, der „Magus des Nordens") 191. 253. 531.
Hamburg 11. 12. 13. 14. 15. 135. 136. 325. 560. Vgl.: Soret.
Hameln 16.
Hanau 268.
Händel, Georg Friedr. (1685—1759). Meisias (1741) 88. 249.
Handel 558.
Handeln 297.
Handelsschiffe 475.
Handlanger 440 (in der Wissenschaft).
Handlung (im Drama) 24. 117. 142. 147. 160. 504. 555.
Handmanschetten 572.
Handschrift 352. 417. Ausdruck des Charakters 265. 564. 565.
Handwerk 122. Handwerker 225. 422. 448. 599. Handwerkslieder 38.
Handzeichnungen 29. 67 (ital. Gegenden). 74. 104. 201 (eines italienischen Meisters, muß heißen: Rembrandts! vgl. S. 706). 202. 245. 281. 347. 427. 609. 610. 713. Vgl.: Kupferstiche; Goethe, Sammlungen.
Hänflinge 81. 518 f. 529 f.
Hannover 15. 16. 17. 18. 19. 23. 28. 93. 440. 441. 444. 560. 621. 624. 650. 651. 700. Archiv 694. Gymnasium (richtiger Lyzeum unter Leitung des Direktors Friedr. Ernst Ruhkopf) 21. 22.
Hannoveranerin 623.
Hannöverische Armee 18.
„Hannoverische Zeitung" 635.

„Hansa-Album", hrsg. von A. Harnisch (1842) 643. 656.
„Hanswurſts Hochzeit" von Goethe.
Harmonie 21. 182. 265. 316. 410. 575. 579. 580. 613.
Harniſch ſ. „Hanſa-Album".
Harpyien 367.
Harzgebirge 513.
Haß 359 (ſchadet niemanden). 395 (erſetzt das Genie). 404. 582. 583. 614. Haſſen 155.
Häßliches 604.
v. Haugwitz, Heinr. Chriſt. Karl Graf, preuß. Miniſter (1752—1831) 95.
Häuptlinge eines Volkes 250.
Hauptmann von Capernaum 320.
Hauſenblaſe 464.
Hausfreunde 591.
„Hausgeſinde", Singſpiel von Fiſcher.
Hebbel, Friedrich.
Brief an Eliſe Lenſing 639. Tagebücher 639.
Hebungstheorie 439 (neueſte; ihr Schöpfer war Elie de Beaumont in ſeinem 1824 erſchienenen „Coup d'oeil sur les mines" und 1829 „Observations géologiques sur les formations dans le système des Vosges"; auch A. v. Humboldt hatte ſich ſchon 1823 in der Goethe widerwärtigen Schrift „Über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane" ähnlich wie Beaumont geäußert).
Heeren, Arn. Herm. Ludw. (1760—1842) 27.
Vorleſungen 27. 68.
Heerrauch 256.
Hegel, Georg Wilh. Friedr. (1770—1831) 244. 253 (als Kritiker). 294. 531 (in Weimar, kam von Paris und berichtete nach Goethes Tagebuch vom 17. Okt. 1827 „von den Pariſer religiöſen, philoſophiſchen, literariſchen Dingen, deren Zuſammenhang und Einwirkung aufeinander").
Hegelſche Philoſophie 477. 531.
Rezenſion über Hamann (in den „Jahrbüchern f. wiſſ. Kritik" 1828, Okt. u. Dez.) 253.
Heidelberg 67. 93. 393. 440 („Freunde in H." waren Paulus und Thibaut, auch Voß). 517. 564.
v. Heigendorf ſ. Heygendorf.
Heilige Allianz 155.
Heilige Grab 290.
Heilige Schrift ſ. Bibel.
Heimat 52. 429. 430. 503 (Liebe zum heimatl. Boden).
„Heimkehr" ſ. Agnes Franz.
Heine, C. L., Schriftſteller (Pſeud.: Anton Wall), ſ. Goethe, Bürgergeneral.
Heine, Heinr. (1797—1856) 582 (ſchamloſe Polemik gegen Platen im 3. Bd. der „Reiſebilder"). 619. 650. 654. 687. 688.
„Heinrich III." von Dumas 359.
Heinrich IV., König von Frankreich (1553—1610) 344.
Heinrich, Herzog von Liegnitz 129. Vgl.: „Aſiat. Horden".
Heinrichshofen, W., Verlag 645. 646. 647. 650. 654. 655. 685. Vgl.: Eckermann, Briefe.
Heiter, Heiterkeit 186. 191. 201. 202. 221. 242. 246. 322. 472. 561.
Helden 139. 250. 485. 578. -Seelen 489. -Volk 489.
„Helena" ſ. Goethe, Fauſt.
Helgoland 362 (Broſchüre von Lappenberg).
Hell, Theod. (Pſeud. für Hofrat K. G. Th. Winkler; 1775—1856).
Drei Tage (nicht „Dreißig Jahre") a. d. Leben eines Spielers 282. Die beiden Galeerenſklaven (22. Sept. 1823 in Berlin zuerſt aufgeführt; Uraufführung in Dresden, 11. Mai 1823). 209. 578.
Henckel von Donnersmark, Oberhofmeiſterin Ottilie Gräfin, Großmutter der Ottilie v. Goethe 424.
Hendel, Verlag Otto 651.
v. Henning, Leop., Philoſoph 689. Der junge H. 595 (vielleicht ein Sohn des erſteren; Goethes Tagebuch vom 23., nicht 22. April 1830 berichtet: „Nach Tiſche Herr von Henning").
v. Herder, Joh. Gottfr. (1744—1803) 63. 97 („negative Seite", womit

Herders philosophische Polemik gegen Kant u. a. gemeint ist; „große Bedeutung"; über die erste Gestalt des „Götz", den ihm Goethe von Wetzlar aus 1772 zusandte, urteilte Herder, alles sei nur gedacht, Shakespeare habe Goethen ganz verdorben). 98 (wenig Urteil). 113. 191. 192 („nach Weimar" 1776; „persönliche Anziehungskraft"). 292 (Italienreise 1788/89 in Begleitung der Herzogin Amalie). Verhältnis zu Goethe und Wieland 192. 668. Vgl.: Kritiker. Werke 97. Ideen zur Philosophie d. Geschichte der Menschheit 97. Stimmen der Völker in Liedern 501. Vgl.: Goethe, Fischerin.
Herkömmliche, Das 117. 156.
Herkulanische Bilder 383.
Herkules 323. 478 (in den „Trachinierinnen" von Sophokles). 610.
Hermann, Gottfr., Philologe (1772—1848) s. Aeschylus.
Hermann, der Cheruskerfürst 140.
Herodot, s. Sophokles, Antigone.
„Herren, Einer der älteren anwesenden" 602 d. i. Ackermann.
Herrnhutisches Gedicht 675.
Herrschen 457. 458. Herrscher 548.
Herschel, Sir William, Astronom (1738—1822) 187 f. („seine großen Entdeckungen", nur die des Ringes des Saturn und der Trabanten des Jupiter; zu seinen späteren Entdeckungen konnte er vollkommenere Fernrohre benutzen).
Herzensgüte 561. Herzlichkeit 580.
Hesse, Verlag Max 651.
Hetschburg, Dorf bei Weimar 213.
Heucheln 432.
Heun, Karl, s. Clauren.
Hexameter 160. 169. 353. 502. 503.
Hexen 577.
Hexenküche, s. Goethe, Faust.
v. Heygendorf, Frau (eigentlich Karoline Jagemann), Schauspielerin (1778—1848; Geliebte des Großherzogs Karl August; verdrängte Goethen 1817 aus der Leitung des Theaters) 92. 419. 458 („Man", d. i. Frau v. H. und ihre Partei).
„Hier im Stillen" 2c. 82 f. Goethe, Gedichte (Erwählter Fels).
„Hier ist das Wohlbehagen" 338 f. Goethe, Faust (2. Teil: Helena).
Himmlischen, Stimme der 300.
Hinkender Teufel s. Lesage.
Hinrichs, Herm. Friedr. Wilh. (1794—1861; Hegelianer, hatte 1825 „Vorlesungen über Goethes ‚Faust'" veröffentlicht). 477.
Wesen der antiken Tragödien (1827) 476—480.
Hiob 111. 324.
Hirt, Aloys (1759—1837; seit 1782 in Italien, tüchtiger Archäologe) 293.
Historiker 182. 210. 211. 665.
Historisch 21. 181. 226. 241. 356. 359. 396. 403. 556. 563. Histor. Charaktere 182. Dinge 497. Factum 182. Kritik, Kritiker 129 (gemeint ist Niebuhr). 130. Stücke 576.
Hochländer 224. 225. 230.
Hoffmann, Ernst Theod. Amad. (1776—1822) 100.
„Hoffnungsvoller junger Mensch" 597 d. i. Ettmüller.
Hofleben 96. 247. 433. 554. Hofleute 96. 309.
Hohelied, Das 108.
Höhere, Das 171. Höhere Bildung 247. 446. Gehalt 352. Kultur 501. 517. Maximen 131. 143. 382. Naturen, Menschen 169. 359. 582. 603. 615. Stände 106. 119. 174. 443. Tendenzen 392. Zwecke 611.
Hohes Gemüt 278. Hohe Personen 278. 288. 292. 351.
Holbein, Hans, der jüngere (1497—1543) 535.
Holländer 291. Holländisch 389.
Hölle 588. 589.
„Höllenfahrt Christi" s. Goethe, Gedichte.
Holstein 15.
v. Holtei, Karl, Schriftsteller (1798—1880) 505 (in Weimar; vgl.: Holteis „Vierzig Jahre", 4. Bd., 1844, S. 386 ff.).

Hölty, Ludw. Heinr. (1748—1776). Gedichte 696.
Holzschnitte 713. Vgl.: Goethe, Sammlungen.
Homer 21. 189. 202. 263. 281. 315 (Einwirkung der Götter). 470. 471. 621.
Ilias 134. 314 f. Odyssee 111 (6. Gesang, Vers 154 ff.). 355.
Homunculus s. Goethe, „Faust".
Honig 270.
Hönninghausen, Friedr. Wilh., Kaufmann 222 (in Weimar; sandte Goethe 1828 Hyazinthen in Basalt aus dem Siebengebirge).
Honorar 25. 28. 34. 626. 632. 633. 642.
Hope von Pinkie, s. Pinkie.
Hopfenbau 38.
Hopfgarten an der Gramme, 3 Stunden westlich von Weimar 465.
Horaz, römischer Dichter (65—8 v. Chr.) 176. 321.
Oden 23.
„Horen" s. Schiller.
Horn 464.
Horn, Kap 476.
Horn, Franz, Schriftsteller (1781—1837) 100.
Horn, Dr. Joh. Adam (1749—1806; Jugendfreund Goethes, aus „Dichtung und Wahrheit" bekannt) 288.
Hottelstedter Ecke (Höhe am Ettersberg; das Dorf Hottelstedt am Fuß des Berges, 2 Stunden von Weimar) 508.
v. Houwald, Christoph Ernst, Dramatiker (1778—1845).
Das Bild (1821) 42. 115. 515. Die Feinde (1825) 116 f.
Höxter an der Weser 491.
Hugo, Viktor, französ. Dichter (1802—1885) 155 (entschiedenes Talent). 318 (Porträt, Ill.). 576. 577 („ultraromantische Richtung"). 604 (schönes Talent). 607. 608 (zu große Fruchtbarkeit). 682. 699.
Gedichte („Odes et ballades" 1821—26) 155. 156. Les deux îles 155 f.
Tragödien: Hernani 608. Marion Delorme 608. 609.
Roman: Notre Dame de Paris 604 (das abscheulichste Buch). 608.
Human 98. 295.
v. Humboldt, Gebrüder 127.
v. Humboldt, Alexander (1769—1859) 127. 147 (Vielseitigkeit). 475. 499. 535. 551 (Verkehr mit dem Großherzog Karl August; große Universalität).
Brief an Kanzler v. Müller 551—553.
Essai politique sur l'île de Cuba (1826; Sonderabdruck des 11. u. 12. Bds. der „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau continent"; Humboldt schickte das Werk am 2. Febr. 1827) 475.
v. Humboldt, Wilhelm, Gelehrter u. Staatsmann (1767—1835) 55. 56. 127. 169. 262. 423 (in Weimar seit dem 12. Nov. 1823).
Ästhetische Versuche (über Hermann und Dorothea) 262.
Hummel, Joh. Nepom. (1778—1837; Klaviervirtuose; seit 1820 Kapellmeister in Weimar) 51. 275. 358. 415.
Humor 283 f. 318.
Hunde 492. 591.
Hungersnot 211.
Huschke, Dr. Wilh. Ernst, Leibarzt der großherzogl. Familie 417. 419.
Hutton, englischer Ingenieur-Offizier 104—107 („Herr H."; in Goethes Tagebuch vom 10. Jan. 1825: „Kam Eckermann mit Capitain Hutton").
Hypochondrie 549. Hypochondrisch 144. 391. 399. 546.
Hypothesen 250. 251. 439. 440.

Jacob, Aug. Ludwig, Philologe, s. Sophokles, Antigone.
Jacobi, Friedr. Heinr. (1743—1819) 191 (geborener Diplomat). Vgl.: Kritiker.
Jacobis auserlesener Briefwechsel, hrsg. v. Roth (1825—27) 191.

Jagemann, Karoline, s. v. Heygendorf.
Jäger, Georg Friedr., s. Naturforscher.
„Jahrbücher der Literatur" (Wien) 369.
„Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik" (Berlin) 207. 253. 637.
Jahreszeiten 39. 49. 384. 403.
Jahrhundert 429.
v. Jakob, Thereſe, s. Robinſon.
Jakobiner-Klub 405.
Jakobus, Apoſtel 321.
Jambus, ſechs- und fünffüßiger 44.
Janin, Jules (1804—1874; Feuilletoniſt des „Journal des Débats") 576.
Japaner 264.
Japaneſiſche Pflanze 264.
Jarthauſen (Burg im „Götz") 507.
Ideal 168. Ideale Literatur 137. Ideales 50. 169. 170. 283.
Idealiſten 252.
Idealität 99. 202. 262. 282.
Idee (in der Poeſie) 45. 57. 504 f. Ideen 93. 172. 186. 255 (vorgefaßte). 262. 312. 479. 548. 712. -Verkehr 550.
Ideelles 84. 99 (dienlich zu revolutionären Zwecken). 168. 169. 208. 245. 283. Ideelle Freiheit 171. 172. Philoſophen 296.
Idylliſch 94. 95. 132.
Jean Paul s. Richter.
Jena 30. 32. 33. 34. 35. 36. 40. 41. 49. 79. 135. 261. 317. 387 (Profeſſor der orientaliſchen Sprache, d. i. Stickel). 415 (Aufſtand der Studenten, Liederſammlung). 422. 437. 500. 516—518. 531. 583. 589. 625. 626. 635. 660. 666. 667.
Bibliothek 583—585 (Ankauf der Büttnerſchen Bibliothek 1802; die gewaltſame Erweiterung fand 1818 ſtatt, die Abtragung der Mauer ſchon 1817). 656. 684. Botaniſcher Garten 516. Gaſthof zum Bären (in der Vorſtadt) 517. 523. 531. Gaſthof zur Tanne (in dem Vororte Camsdorf) 437. Goethes Gartenhaus Hüterhäuschen) im Botaniſchen Garten) 35. Meteorologiſches Kabinett 523. Mineralogiſches Kabinett 516. Naturwiſſenſchaftliche Sammlungen, Muſeum 516. 522. 583. Paradies (Spaziergang in Jena) 392. Schillers Haus (1797—1799; Ill.) 518. 523. 524. Stadtmauer 585. Sternwarte 522 f. Univerſität 415 („Studenten in Aufſtand", waren, wie ſchon öfter, nach dem altenburgiſchen Städtchen Kahla ausgezogen). 517. 583 (Mediziniſche Fakultät) f. 585. 656. 680 (Studentengebräuche). 682. Voß' Haus (vor dem Johannistore in der Bachſtraße) 516.
Jenſeit, Das 212.
Jeſaias, Prophet 320.
Jeſuiten 266 (Feſtigkeit ihrer Gebäude; Kloſter in Meſſina, das von tüchtigen Quadern gebaut war, während bei den übrigen Bauten aus Steinmangel meiſt nur die Vorderſeite von Stein war). 267 (Reichtum). 580.
Jeſus ſ. Chriſtus. „Jeſus im Tempel" ſ. Rembrandt.
Jeſus Sirach 611. 612 (Sprüche).
Jetzige Generation 212. Literariſche Epoche 578. Schriftſteller 601. Zuſtände 548.
Iffland, Aug. Wilh. (1759—1814) 137. Dramen 99. Die Hageſtolzen (1793; 1815 ließ Goethe zu Ifflands Andenken die beiden letzten Akte mit einem Nachſpiel von Peucer aufführen, an dem er ſelbſt mitgearbeitet hatte) 84.
„Ihm ziemt's, die Welt" 399 f. Goethe, Gedichte („Was wär' ein Gott").
Ilias ſ. Homer.
Ilion 482.
Illuſion 270. 322.
Illyriſche Volksgedichte 579.
Ilm, Die 80. 81. 200. 213. 456. 530. -Tal 213.
Ilmenau 513. 556. 602. 681. Bergwerk 602. Vgl.: Ackermann.
Imaginirte oder imaginäre Intereſſen 580.
„Im Felde ſchleich' ich" 228 f. Goethe, Gedichte: Jägers Abendlied.
Immermann, Karl (1796—1840; 1823 Auditeur in Münſter; hatte gegen

die falschen „Wanderjahre" des Pastors Pustkuchen „Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey" geschrieben und Goethe sein Trauerspiel „Edwin" gewidmet; Goethe hatte ihn Schultz empfohlen, vermied aber einen engern Anschluß) 62 (Anstellung, originelles Streben, Geschmack, Talent). 63. 699.
Schriften 62. Gedichte (1822) 63.
Impfung s. Blattern.
Improvisator 135.
Improvisierende Schauspieler 314. Talente 78. 136. Truppe 571.
Improvisiert 202. Stücke 514 (Komödien). 571.
Indier 614.
Indirekt 206.
Indischer Bacchus 320. 323. Gedichte 55 (d. i. Goethes „Paria"). 496 („Râmâyana" und „Hipopadêsa", die Schlegel mit Lassen herausgeben wollte). Götterbilder 496. Kastenwesen 208. Poesie 497. Philosophen 253. Philosophie 252. Zustände 68.
Individualität 9. 50 f. 58. 77. 366. 454. 525.
Individuell 431. 438.
Individuelles 49 (das eigentliche Leben der Kunst). Indiv. Darstellung (in der Dichtung) 50.
Individuum 121. 145. 166. 225. 305. 315. 318. 599.
Industrie 557. 559. 607.
Insluenzen 126 (Einfluß) f. 264.
Ingrediens 578.
Inhalt 577. 578.
Inkommensurables 305 (des „Faust"). 355.
Innere Kultur 34.
Innerliches 161.
Insektenvögel 526. 527. 528. 529.
Inselsberg im Thüringer Walde 513.
Insel-Verlag 651.
Inspiration 118. 418.
Institutionen 26.
Instrumentirung der Oper 328 f.
Insulaner 542. 546.
Intentionen 41. 51. 57. 74. 95. 201. 237. 246. 249. 291. 326. 349. 367. 395. 400. 477. 490. 495.
Interpunktion 652 f. 656 f.
Introduktion 608.
Jod und Chlor 414.
Johannes, Apostel 320.
Johannesevangelium 613.
Johannisfeuer 166.
Johann Parricida, Herzog von Schwaben 382.
John, C. F. (Sekretär Goethes von 1819—1829) 159. 458 (Porträt, Ill.). 664.
Johnson, Samuel, engl. Schriftsteller (1709—1784).
History of Rasselas (1759) 201.
Jonson, Benj., engl. Dramatiker (gewöhnlich Ben J.; 1573—1637) 429.
v. Jordan, Joh. Ludw., preuß. Minister (Gesandter in Dresden, auch in Weimar akkreditiert) 228.
Journale 359 (s. „Gewisse Journale"). 430 (kritisirende und zersplitternde). 683.
Journalisten 113 („Journalist, nach Lessing gebildet"; F. Nicolai, Reichardt oder V. L. Wekhrlin könnten hier gemeint sein). 270.
Joueux s. Russen.
Iphigenie 39.
Irland 274 (Zustände).
Irländer (Emanzipation) 267. 274.
Ironie 106. 500. 578. 580. 586. 589. Ironisch 454.
Irren, Irrlehre, Irrtum 125. 130 (Vergötterung des J. durch die Forscher). 239 (immer wieder gepredigt; Majorität). 250. 251. 256. 259. 281. 283. 340. 343. 357. 368. 422. 439. 467. 710. J. als Existenzmittel 130. 186.
Ismene („Antigone" des Sophokles) 488.
Isoliren 123. Isolirtheit 498.
Israel, Kinder, s. Juden.
Italien 43. 67. 82. 83. 122. 177. 228. 229. 247. 248. 268. 285. 286. 292. 299. 319. 322. 324. 330. 331. 332. 338. 346. 389. 393. 472. 498. 609. 627. 657. 662. 681. 695. 713.

Italiener 99. 102. 235. 286. 328. 329. 440. 452. 713.
Italienisch 177. 209. 576. Ital. Advokat 566 (in Venedig). Charakter 328. Dichter 440. Fischer (müßte richtig „Schiffer" heißen nach Goethes Bericht in seiner „Ital. Reise" unterm 7. Okt. 1786 und in den Fragmenten „Aus Italien", Abschnitt „Volksgesang") 501. Gegenden (Zeichnungen) 63. 67. Maler 126. Meister (muß heißen: Rembrandt) 201 (Ill.). 706. Orchester 328. 330. Publikum 330. Sprache 105. 286. Theater 249. 452.
Juden 226. 227. 442. 515. 596. 614.
Jugend 39. 96. 120 (Einbildung der jetzigen J.). 140. 166 (muß immer wieder von vorn anfangen). 194. 195. 208. 245. 290. 296. 297 (Anmaßlichkeit). 361. 388. 390. 411. 424. 431. 444. 455. 498. 499. 534. 537 (man muß jung sein um große Dinge zu tun). 538. 539. 542. 543. 544. 547. 548. 562. 581. 586. 598. 611. 620.
Jugendfreund 16. 17. 18.
Jugend-Vergnügungen 166.
Julirevolution (1830) 333. 385. 575. 596. 600. 678.
Julius Romano s. Romano.
Jung Heinr., gen. Stilling (1740—1817; Freund Goethes in Straßburg) 95. 351. 379 (verunglückte Augenkur, vgl.: „Dichtung und Wahrheit" 16. Buch, Anfang des 4. Teils).
Junge 31. 38. 570. „Junger Amerikaner" 452 f. Calvert. „Junger Architekt" 226 d. i. Kirchner. „Junger Bildhauer" 399. „Junge Dame" 234 (vgl. Frommann). „Junges Deutschland" 635. 636. 638 f. Junge Dichter 36. 99. 138. 156. 179. 234. 269 (Trauerspiel; vielleicht Waiblingers „Anna Bullen"?). 283. 284. 319. „Junger Freund aus Rom" 387 d. i. Felix Mendelssohn-Bartholdy. „Junger Komponist" 158 d. i. Mendelssohn-Barth. Junge Künstler, Maler 148. 287. 387. Leute, Menschen 166. 284. 294. 385. 498 (Produktion und Urteil) f. 537. 538. 548. 597 („junger Mensch", d. i. Ettmüller). Mädchen 137. Naturforscher 383 (vgl.: Naturforscher) „Junger Physikus" 363. Schriftsteller in Hanau 268 d. i. Heinr. König. Talente 127. 194. 356. 430. 578. 582. 597. 601.
Jungfrau, Berg 430.
Jungfrau mit dem Kinde 91.
Jüngster Tag 545.
Juno, Kolossalstatue (Abguß der Juno Ludovisi, die Staatsrat Schultz 1823 Goethen geschenkt hatte) 66. 197. 236 (Ill.: Junozimmer).
Jura-Gebirge 341.
„Just" 172.
Justiz 599 (rasche und langsame).
Justizbeamter 15.
„Ivanhoe" von Scott.

Kabiren 361. Vgl.: Schelling.
Kaffee 668.
Kaiserkrönung 77.
Kammerdiener (d. i. Christ. Sutor) 55. 670.
Kant, Immanuel (1724—1804) 127. 196 f. 295. Kantische Philosophie 197. Kritik der reinen Vernunft 253. Kritik der Urteilskraft 196.
Kapazitäten 537.
Kapellmeister 327.
Kapernaum, Hauptmann von 320.
Kaplan eines französischen Regiments 422.
v. Kapodistrias, Joh. Graf (1776—1831; 1827 Präs. des neugebildeten griech. Staats; 1831 ermordet) 200. 263.
Karikatur 379.
Karl der Große (742—814) 79 (begann 793 einen Kanal zwischen Regnitz u. Altmühl).
Karl V., deutscher Kaiser (1500—58) 421.
Karl X., König von Frankreich (1757—1836) 71. 333. 596. 600.

Karl, Prinz von Preußen (1801—1883) 184.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar (1818—1901; zu Goethes Zeit „Erbprinz") 336. 345. 347. 352. 378. 380. 388. 392. 412. 413. 558. 565. 598. 600. 602. 605. 633. 658. 677. 682. 695.
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar (geb. 3. Sept. 1757, gest. 14. Juni 1828 in Graditz bei Torgau auf der Rückreise von Berlin) 55. 56. 57. 58. 88. 163. 172. 184. 217 (Tod) f. 219. 221. 247. 248. 250. 265. 267 (G. denkt hier an den Herzog, der wegen seines schlichten Auftretens als Student von Jena bezeichnet wurde). 280 (lakonischer Natur; Restauration von Gemälden). 309. 312. 356 (Interesse für Alles). 373 (dämonische Natur). 376. 377. 389. 391. 413. 418. 419. 442 f. 445. 448. 453. 457. 458 (Jubiläum; Knecht des allgemeinen Besten). 459. 460. 551—558 (Tod; außerordentlicher Geist; gründliche Bildung; geborener großer Mensch; als Fürst; Äußeres; Feind aller Verweichlichung; Jugend; Reise in die Schweiz 1779). 584. 585. 588. 662 (Regierungsjubiläum). 666. 667. 669. 694. Brief an seine Gemahlin 552.
Karl Friedrich, Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar (geb. 2. Febr. 1783, gest. 8. Juli 1853) 161. 218. 220. 265. 311 (Geburtstag). 313. 413. 558. 633. 635. 694. 699. 701.
Karl, Herzog von Württemberg (1737—93) 689.
Karlsbad 261. 592. 605. 675.
Karneval 301 (im „Faust"). 387. Karnevalsgedichte 252.
Karthago 187 (Handelstraktat mit Rom).
Kassel 344. 560.
Kastengeist s. Gelehrte.
Kastor und Pollux 321.
Katastrophe 607.
Kategorischer Imperativ 172. 356.
Katholiken 267 (am 13. April ward der Testeid, der die Katholiken bisher vom Parlament ausschloß, durch eine andere Eidesformel ersetzt). 268. 274 (einer Meute Hunden gleich). 614.
Katholisch 198. 287. Frage 385. Religion 211 (viele Verhältnisse poetischer Art).
Kauffmann, Angelika, Malerin (1741—1807) 423.
Kaufleute 458.
„Keepsake", englisches Taschenbuch 305.
Kegelbahnen, Kegelbahn-Vergnügen 461. 462.
„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen" s. Goethe, Gedichte.
Kellnerin 109.
Kenner 371.
Kenntnisse 20. 21. 26. 123. 147. 156 (der franz. Dichter). 197. 283. 402. 438. 455.
Kerze 149. 150. 153. 239. 257. Kerzenlicht 258.
Kestner, Charlotte, geb. Buff (1753—1828; Urbild der Lotte im „Werther"; Goethe hatte sie 1816 noch einmal in Weimar gesehen) 440.
Ketzer 260.
Kiel 647. 700.
Kielmannseggesches Jägerkorps 15. 16. 18.
Kieser, Dietr. Georg, s. Naturforscher.
Kind, Fr. (1768—1843). Freischütz 229.
Kinder 166. 217. 252. 253. 261. 338. 373. 374 (Unarten). 416 (Torheiten der Väter). 439. 440. 492. 495. 496. 591 (feine Witterung). 592. Kinderschriften 592. Kinderspiele 166.
Kindesmörderin 363.
Kindheit 611.
Kirche 117. 612. 613. Kirchengeschichte 194.
Kirchhöfe 578.
Kirchlich 207. 400. Dogmen 69.
Kirchner, Architekt (vielleicht Sohn des Weimarer Baukondukteurs und Kastellans J. A. Kirchner) 266 (nach Goethes Tagebuch vom 3. April 1829:

„Oberbaudirector Coudray..nachher die Ausfertigungen wegen Kirchners betreffend").
„Kiste vom Niederrhein" s. Mertens.
Klaproth, Jul., s. „Asiat. Horden".
Klarheit, Klar 201. 209. 230. 242. 282. 364. 378. 477. 481. 537. 557. 568.
Klassisch 82. 263 (das Klassische das Gesunde) f. 337. Klassische Bildung 21. Partei 155 (Pedanterie). 156. Stücke 452.
Klassisch und romantisch 263 f. 299. 322 f. 551.
Klassicismus 323.
Klatsch 594.
„Kleine Schrift" s. Eckermann, Beyträge.
Kleine Städte 450.
Kleingeisterei s. Gelehrte.
v. Klettenberg, Susanne Katharine (1723—1774; Freundin der Mutter Goethes, die „schöne Seele" der „Lehrjahre"). 140.
Klima 265. 542.
„Klingsberge" von Kotzebue.
Klingsohr 311.
Klöden, Direktor, s. Schinkel.
Klopstock, Friedr. Gottl. (1724—1803) 20. 97. 140.
Hermann 140. Messias 97. Oden 97 („Die beiden Musen").
Kloster 137 f. 243.
Kluge, Das 131. Klugheit 301.
Knabe 398 (einer der Enkel Goethes?).
Knabe Lenker s. Goethe, Faust (2. Teil).
v. Knebel, Karl Ludwig, Schriftsteller (1744—1834; einer der ältesten Freunde Goethes; seit 1804 in Jena, früher Hofmeister des Prinzen Konstantin von Weimar) 30. 33. 516. 556. 626.
Kniep, Chr. H. (1748—1825) 351.
Knochen 603.
Knop, Kapitän 15.
Kolbe, Heinr., Maler 415.
Kopie der Venus von Titian 415.
Kolibri 527.
Kollektive Wesen 610.
Koller s. Ant. Fischer.
Kolmar im Elsaß 337.
Kölner Dom 45. 120. 252. 535.
Kolorist 387.
Kolumbien 475.
Kolumbus, Christoph 190.
Kometen 387 („zunächst", d. i. 1834). 552.
Komisch 480. Kom. Roman 600.
Kompaß 447.
„Komplete Menschen" 547.
Komplizirte, Das 368.
Komponisten 20. 102. 123. 158 („Quartett eines jungen K.", d. i. Mendelssohn-Barth.). 177. 229. 269. 367. 420. 535.
Komposition, dichterische 50. 146. 168. 211. 221. 297. 299. 315. 355. 378. 393. 604. 665. 705. 713; in der Musik 63. 148. 194. 358. 604 (ganz niederträchtiges Wort).
Konfessionen 439 (in der Wissenschaft).
Konfitüren 560.
König, Heinrich, Romanschriftsteller (1790—1869) 268.
Rosenkranz eines Katholiken (1829; erschien zuerst in der Zeitschrift des Pfarrers Friedrich „Der Protestant" in Frankfurt a. M.; Goethe las das Buch am 3. April 1829) 268.
Könige 242. 249. 264. 299. 301. 320.
Königsberg i. P. 37. 189. 498.
Konsequenz in den Charakteren 76.
Konsonanten 681.
Konstantin, Friedrich Peter, s. Oldenburg.
Konstantinopel 200. 297.
Konstitution 79.
Kontinente 542 (Bewohner großer K.).
Kontraste 420. 575. 666.
Konvenienz 77. 236. 242. 289. 317.
„Konversations-Lexikon" s. F. A. Brockhaus.
Konzentriren auf ein Fach 124. 623. 691 f.
Konzerte bei Goethe 46. 88. 157 f. 415. 422. 671.
Koppel-Pferde 490. 492.
Koran 276.
Korkbaum 197.
Körner, Theodor (1791—1813) 18. 19. 581. 583.

Kriegslieder 583. Leier u. Schwert 18. 19.
Körper 543 f. 594. K. und Geist 322. 536. 538. 540. K. eines Kunstwerks 540.
Körperliche, Das, Körperlichkeit 286. 306. 482. 487. 538. Körperliche Gewandtheit, Übung 462. 463. 600.
Korporationen 250.
Kosaken 15.
Kosmetische Mittel 496.
Koethe, Friedr. Aug. (Prof. der Theologie und Archidiakonus in Jena) 438 (die Verwechslung fand 1818 statt). 681.
Koetschau, Hofrat Dr. Karl 706.
Kotyledonen 289. 317.
v. Kotzebue, Aug., Lustspieldichter (1761—1819) 45 (persönlich achtete G. Kotzebue gering und richtete heftige „Invectiven" gegen ihn, die 1833 und 1836 erschienen) 137. 172. 359 (Ermordung durch Sand). 517 (geplante Schillerfeier im März 1802). 549 („Streitigkeiten mit Kotzebue und Consorten", d. s. Böttiger und Merkel). 599. Vgl.: Turnanstalten. Dramen 84. 99. 420. Die beiden Klingsberge 45. Die eifersüchtige Frau („gewisse Vorstellung"? am 19. Dez. 29 gegeben) 300. Versöhnung 45. 420 (am 2. April 1823 aufgeführt; „Wonne der Tränen" wohl Anspielung auf die Titel Goethescher Gedichte: „Wonne der Wehmut" oder „Trost der Tränen"). Verwandtschaften 45.
Kraft 126. 212. 322. 474. 487. 545. 579. 594.
„Kräftiges Mädchen in Halle", d. i. Therese Robinson.
Kranke, Das 263. 264.
Krankhaftes 445.
Krankheit der jetzigen Zeit 135.
Krauße, Gottl. Friedrich (1805—1860; „Friedrich", Bedienter Goethes vom 1. Dez. 1824 an) 104. 207. 214. 278. 279. 287. 312. 318. 405. 443. 512.
Kräuter, Friedr. Theodor, Bibliothekssekretär (1790—1856; ordnete Goethes Archiv) 31. 51 (Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit). 63. 623.
Krefeld 222.
Kreon („Antigone" des Sophokles) 479. 480. 481. 482. 488.
Kreuzwege 578.
Kreuzzüge 290.
Krieg 98. 156. 211. 535. 589. Kriegsangelegenheiten 52. -Kanzlei 18. 25. -Lieder 583. -Schiffe 475.
„Kriegsglück" s. Goethe, Gedichte.
Kritik 35. 100. 129 (historische). 189 (vernichtende K.). 253 (Kritik der Sinne und des Menschenverstandes). 484 (einseitige). 571.
„Kritik der reinen Vernunft" von Kant.
Kritiker 130 (historisch). 132 (die „wunderlichen Kritiker" waren Herder, die Stolberge, Jacobi und sein Kreis, selbst Niebuhr sah im „Wilh. Meister" eine „Menagerie von zartem Vieh"; besonderes Ärgernis erregte die Gestalt der Philine). 189. 233 (übelwollende K. in England). 234. 235. 353. 357. 382. Vgl.: Rezensenten.
Kritisch 34. 207. 356.
Kritisirendes Zeitungswesen 430.
Krüger, Wilh., Schauspieler (1791—1841; seit 1819 in Berlin) 485—487 (als Orest; Goethes Verse „Herrn Krüger" 2c.).
Kuba 475.
Kuckuck 524—529.
Kuh, Emil 639.
Kühnheit 203. 205. 243. 252.
Kultur 166. 171. 187. 191. 223. 233. 237. 238. 239. 247. 294 („gleichsam der Atmosphäre mitgeteilt"). 316. 320. 331. 353. 381. 384. 389. 392. 393. 446. 484. 498. 582. 583. 614. -Stufen 583. -Zustand 499 (einer Nation) f.
Kultus 614.
Kunst 17. 18. 26. 49. 52 (K. der neueren Zeit). 90 (K. und Religion). 120. 122. 148. 157 (Filiation in der K.). 190. 194. 224. 237. 244. 253. 274. 278. 280. 290. 291.

292. 315. 326. 331. 357. 358. 362. 377. 379. 380. 384. 393. 394. 397. 398. 402. 470. 494 (der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen, eigene Gesetze). 499. 535. 554. 604. 614. 615. 712. Vgl.: Bildende K.; Griechische K.
Kunstbetrachtung 74. -Kenner 371. -Lehre 52. -Richter 357. 358. -Sammlungen 559. (Vgl. Goethe, Sammlungen.) -Verstand 230. -Werke 90 (Auffassung). 124. 495 (mit freiem Geiste zu genießen) f. 540.
Künstler 16. 18. 33. 52. 68. 78. 90 (falsche Tendenz). 119 (in den mittleren Ständen). 147. 201. 234. 235. 245. 248. 278. 291. 300 (Freiheit im K.). 316. 327. 349. 373. 379. 387 (Frömmigkeit und Genie; vgl. dazu: Meyers Aufsatz „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" in „Kunst u. Alterthum" 1. Bd., 2. Heft, 1817). 390. 393. 394 (meist über den Kreis ihres Talentes hinaus). 397. 472. 474. 490. 494 (zweifaches Verhältnis zur Natur) f. 535. 578. 599. 609. 610. Vgl.: Altdeutschelnde K.; Junge K.
Künstlerisch 280. Erscheinungen 21. Fiktionen 203. 494. 495. Geist 148. Persönlichkeit 357. Künstlerisch Strebende 235. Talent 122. Verrücktheit 293. Wirkung 19.
„Künstler-Lexikon" von Füßli, Joh. Rud.
„Kunst und Alterthum" s. Goethe.
Kupferstiche, -werke 44. 63 (italien. Gegenden). 67 (nach Gemälden neuerer Künstler) f. 74. 82. 104. 126 (italien. Meister). 133 (Shakespeare). 162. 163. 201. 237. 245. 278. 347. 356 f. 415. 493. 713. Vgl.: Goethe, Sammlungen.
Kurzsichtig 547.

Laboratorium s. Goethe, Faust.
de Lafontaine, Jean, franz. Fabeldichter (1621—1695) 85 (Großheit des Charakters).
Lago-Maggiore 67.
Lagrange, Jos. Louis, Mathematiker (1736—1813). 248.
de Lamartine, Alphonse, franz. Dichter u. Staatsmann (1790—1869) 155.
Lampmann, W. 679.
Landkarten 421.
Landschaften 68. 121. 180. 194. 241. 284. 286. 356 f. 384. 474. 609.
Landschaftliche, Das 170. 377.
Landschaftsmaler 402 (muß viele Kenntnisse haben).
Landvolk 545 (Depot der Kräfte der Menschheit).
Lanfranco, Giovanni, s. Christus.
Langensalza (E. schreibt dialektisch: „Langensalz", vgl. Ruhla) 513.
Lappenberg, Joh. Martin (1794—1865). Über den ehemaligen Umfang u. die alte Geschichte Helgolands (1831) 362.
Lappländer 227.
La Roche, Karl, Schauspieler (1794—1884; 1822—32 in Weimar) 246. 279. 442.
Lassen, Dr. Christ., Sanskritist (1800—1876) 496 (in Weimar). 497. 673.
„Läßt mich das Alter im Stich" 469 s. Goethe, Zahme Xenien.
Lateiner 66.
Lateinische Schriften des Altertums 489.
Lateinische Sprache 14. 21. 105. 377 (Inschrift). 417. 598. Übersetzungen 112.
Lätitia, Madame, s. Bonaparte.
Laub 401.
Laube, Heinrich, Schriftsteller (1806—1884) 638 (in Berlin). Erinnerungen („Ges. Schriften", 1. Bd., Wien 1875, S. 336; oder: „Laubes ausgewählte Werke", hrsg. von Houben, Leipzig, Hesse, 8. Bd., S. 351) 638. Karlsschüler 689. Neue Reisenovellen 638.
Lauchstädt 143 (Theater; Goethe irrt sich bei seinen Angaben: man spielte vielmehr, mit wenigen Ausnahmen, in L. die vorher in Weimar gegebenen Stücke).
Lausanne 341.

Lavater, Joh. Kasp. (1741—1801) 252 („belog sich und andere"; der „Bruch" erfolgte, ohne Streit, 1786: „keine Tendenz zur Natur"). 562 („intime Freundschaft", stark übertrieben; Mystizismus).
Physiognomik 252.
Lazarettpoesie 212.
Lebemensch 388.
Leben 24. 25. 38 (Mannigfaltigkeit). 40. 45. 46. 77. 90. 93. 102. 107. 110. 111. 112. 120. 131. 132. 133. 141. 145. 147. 164. 184. 185. 193. 201. 212. 228. 235. 241. 253. 300. 365. 395. 397. 410. 429. 430. 431. 452. 473. 480. 483. 484. 485 (inneres und äußeres). 487. 498 (Wechselwirkung zwischen L. und Dichten). 505. 528. 535. 541 (Wendung im mittleren L.). 544. 551. 559. 566. 570. 578. 591 (skandalöse Szenen im Überfluß). 604. 675. 696.
Lebendig 159. 164. 192. 194. 464. 467. 501. 711. Das Lebendige 146. 251. Lebendiges Wissen 147.
Lebens-Rätsel 370. -Stufen 149. 360. 429. -Tätigkeit 122. 123. -Verhältnisse, -Art, -Elemente 25 (höhere). 34. 52. 99. -Weise 545. -Weisheit 500.
Legenden 180. 244. 316. 354.
Lehmann, Rudolf, Maler 702.
Lehnstuhl 45 (hölzerner; erst 1831 gestattete G., daß man eine Kopflehne daran anbrachte). 53. 56. 58. 60. 388 (grüner, vgl.: Goethes Sterbezimmer, Ill. S.). 419.
Lehrer 292.
v. Leibnitz, Gottfr. Wilh., Philosoph (1646—1716) 318.
Leidenschaft 146. 147. 180. 223. 249. 425. 428. 439. 568. 570. 574. 608. Leidenschaften der Seele 77.
Leidenschaftlich 117. 158. 320. 361. 423. 444. 447. 454. 467. 508. 520. 521. 550. 568. 675. 713. Leidenschaftlich Genießende 234. Leidenschaftl. Zustände 59. 94. 132.
Leim 464.
Leipzig 309. 353. Messe 490. Schlacht bei L. 98.
„Leipziger Allgemeine Zeitung" (1837—1872; ab 1843 „Deutsche Allg. Ztg.") 698.
Lemnos, Insel 183.
de Lenclos, Ninon (1616—1706) 314. 570.
Lensing, Elise 639.
Leo, Heinr. (1799—1878) 207 f.
Rezension über Schlosser (in den „Jahrb. f. wiss. Kritik" 1827, März) 207.
Leonardo da Vinci (1452—1519) 148 (im „Trattato della pittura"). 239.
Leprince, H. S. („einer ihrer besten", der Franzosen).
Nouvelle Croagénésie (1819) 151 (vielleicht gemeint).
Lerche 509. 525. 656.
Lernen 190. 194. 364. „Lerne gehorchen" 199.
Lesage, Al. René, franz. Dichter (1668—1747).
Le diable boiteux (1707) 545. Gil-Blas de Santillane (1715—35) 355.
Lesen, Lektüre 42. 58. 225. 376. 431. 564 (lesen lernen). 575. L. von Theaterstücken 138. 142. 246.
Leseproben im Theater 445.
Leser 84. 116. 118. 127. 134. 147. 177. 179. 317. 322 f. 378. 397. 421. Leserinnen 397.
Lessing, Gotth. Ephr. (1729—1781) 113. 127. 130 (Charakter). 189. 190 (die Äußerung Lessings in seiner „Duplik" 1778; „mußte immer polemisch wirken"). 191 (L. ist aber in dem Briefwechsel Jacobis stark vertreten). 196 (am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel). 388. 535 (im letzten Stück der „Hamburg. Dramaturgie").
Stücke 190. 471. Emilia Galotti 190. Minna von Barnhelm 142. 190. 388 (glänzendes Meteor). Nathan 190.
Theoretische Schriften 196. Laokoon 196.

v. Leuchtenberg, Eugen, Herzog (1781—1824; Stiefsohn Napoleons) 79.
v. Levetzow, Ulrike (1804—1899) 47. 423.
Lewald, Fanny (1811—1889) 701.
Lexikonschreiber 402.
L'Heritier s. Botaniker.
Libanon 440.
Liberal 206. Liberale 72. 210. 568 (der wahre L.).
Liberalismus 361. 566
Liberalität 363 (übertrieben).
Licht 78. 153. 226. 235. 243. 257. 258. 315. 401 f. 433. 494 (doppeltes L.). 559. 590. 613. 709. Licht u. Schatten 160. 421. 433. 494.
Liebe 107. 109. 134 (notwendige Eigenschaft des Dichters; Platen fehlend). 151. 168. 174. 252. 272. 399. 400. 428 (L. u. Verstand). 435 („neue Lehre der L.", das Christentum). 478 (geschlechtslose) f. 545. 549. 551. 555. 558. 574 (Einfluß auf Goethes Stil). 592 (impertinenter Natur). 599.
Liebesgedichte 583.
Liebliche, Das 472.
Liebschaften 605.
Lied, Lieder 168. 169. 176. 264. 415. 501. 535.
Liefländisch s. Livländisch.
Liegnitz 129 (Herzog Heinrich von L.). Vgl.: „Asiat. Horden".
Lili s. Schönemann.
Linde 463.
Lindner, Dr. Fr. L., s. „Gewisse Journale".
Lingelbach, Jan (1623—1674). Hafenstück 315 (Ill.).
Lips, Joh. Heinr., Maler u. Kupferstecher (1758—1817; Goethe zog ihn 1788 nach Weimar, das er aber des Klimas wegen verlassen mußte) 293.
Liqueur 172.
Literarische Produktion 24. 27. 28. 34. 39. Ruhm 336. Tagesblätter 61. Welt 238. Wirkung 385.
Literarisches 398. 497.
Literatoren 130. 350. 397.
Literatur 18. 100. 191. 283. 336. 382. 395. 397. 416. 420. 440. 495 (Fiktionen). 535. 536. 570. 578 (Extreme u. Auswüchse). 601. Vgl.: Neuere u. Neueste Lit.
„Literaturzeitung" s. „Allgemeine L.-Z."
Lithographien aus Stuttgart 414 (des Münchener Lithographen Strixner nach Gemälden der Boisseréeschen Sammlung).
Livius, Titus (59 v. Chr.—14 n. Chr). Römische Geschichte 187.
Livländischer Baron 328. 329.
Livorno 141. 333. 334.
Lobeda bei Jena 524 (Gasthof).
Lockhart, John Gibson, engl. Schriftsteller (1794—1854; Schwiegersohn Scotts) 506. 508 (L. war bereits ein wohlbekannter Autor).
Loge 280.
Lokalinteressen 572.
Lokalität 159. 169. 208. 210. 278. 296. 352. 356. 362. 377.
London 136. 202. 232. 329. 630—631.
Longus, griechischer Sophist und Erotiker aus dem 4. oder 5. Jahrhundert. Daphnis und Chloe 377 (neue Handschrift; bisherige Ausgaben; Passow hatte seine Übersetzung 1811 Goethen zugesandt). 381. 382. 383 f. 385 f. Übersetzt von Amyot 385 f., von Courier (1813) 377. 385 f.
Lope de Vega (1562—1635; schrieb über 1500 „Comedias") 124.
Lorbeer 264.
Lorrain s. Claude.
Lory, Gabr. (1760—1836) 609.
Lowe, Sir Hudson, engl. Generalleutnant (1769—1844). Buch zur Rechtfertigung L.s, d. i. „Mémorial relatif à la captivité de Napoléon" von L. selbst 312.
Lowell, Kaplan des Lord Bristol 590. Vgl.: Bristol.
Löwen 167. 204. 365. 703.
Lübeck 560.
Lucidität 552.
Luden, Heinr., Geschichtschreiber (1780—1847; Hrsgbr. der „Nemesis") 163. Vgl.: „Gewisse Journale".

Geschichte des deutschen Volks (1825—37) 163.
Ludovisi, Villa, s. Rom.
Ludwig I., König von Baiern 277 f. 279. 283 (Gedicht an L.). 288. 292. 317 (Gedicht Eckermanns). 549. 570. 697.
Briefe an Goethe (im Goethe-„Jahrbuch", 23. Jahrg., S. 48 ff. gedruckt; Eckermanns Zitat ist sehr ungenau) 277. 278. 280. 283. 313. 570. Gedichte (1829, 2 Bde.) 278.
Ludwig XIV., König von Frankreich (1638—1715) 143. 387. 575.
Ludwig XV., König von Frankreich (1710—1774) 457. 575.
Luft 52. 239. 364 (keine blaufärbende Eigenschaft).
Luftpflanze 315. 316.
Luhe, Fluß 11. 15.
Luise, Königin von Preußen 233.
Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt (30. Jan. 1757—14. Febr. 1830) 218. 219 f. 312. 313 (Tod). 552. 569 (Tod) f. 573. 594. 620.
Luise Ulrike, Prinzessin von Preußen, Schwester Friedrichs d. Gr., spätere Königin von Schweden (1720—1782) 242.
Lukas-Evangelium 613.
Lukretia 129.
Lüneburg 11. 15.
Lüneburger Heide 429. 498.
Lustspiele 24. 143. 209. 448. 484.
Luther, Martin (1483—1546) 91. 417 (Handschrift). 435. 535. 613. Lutherisches Gesangbuch 157.
Lützendorf bei Weimar 509.
Lyon 341.
Lyrisch 45. 168. Lyrische Dichter 99. Poesie 168. 500. Volkslieder 579.

Macchiavelli, Niccolo (1469—1527) 254.
Machen 429. Vgl.: Gemachtes.
Mädchen 137 (gehören nicht ins Theater) f. 203. 243 (junge). 289. 492 (Naturbestimmung). 520. 607.
„Mädchen aus Halle", d. i. Therese Robinson.
Madrid 143.
Magdeburg 645. 646. 650. 655.
Magier 307.
Magnet 520. Magnetische Kräfte im Menschen 520.
Mähren 129.
Majestät 242.
Mailand 182. 268 (Bischof; vgl.: Goethe, Werthers Leiden). 287. 299. 326—330. 332. 342. 347. Marionettentheater 326. Teatro della Canobiana 327. Teatro della Scala 326. 327. 328.
Mailänder 286.
Main, Fluß 325.
Majoliken 713.
Majorität 239.
Maison, Marquis Nic. Jos. (1771—1840) 15.
Makulatur 360.
Maler 14. 15. 16. 121. 122. 147 (junger M.) f. 170. 249. 367. 373. 401. 486. 492. 495. Vgl.: Neuere Maler.
Malerei 52. 137. 156 f. 272. 311. 329. 357. 401. 444. 470. 702. Vgl.: Aquarell-M.; Bilder; Blumen-M.; Landschaft.
Malerisch 213. 390. 461. 473.
Malice 589.
Malkolmi, Schauspieler 241. Vgl.: Am. Wolff.
Malta, Villa di, s. Rom.
„Man" 458 f. v. Heygendorf.
Manier 78. 136. 157.
Manifestationen, Manifestiren 339. 340. 344. 373. 425.
Männer 84 (Stücke für M.). 108 (schreiben wie die Weiber). 202. 303. 304. 390.
Mannigfaltigkeit 21. 53. 59. 353. 355. 411. 578. 710.
Männliche, Das 209. 357 (in der Kunst). Männlicher Geist 357.
Mantsch 198.
Manzoni, Alessandro, ital. Dichter (1785—1873) 155. 182 (zu viel Respekt vor der Geschichte). 206.

208. 209 (innere Bildung). 210 (Jugend). 211 (Historiker; geborener Poet). 212 (hilft uns zu guten Gedanken). Familie, Mutter 182.
Dramen 182. 208. 211. Ode auf Napoleon (übersetzt von Goethe) 206 f. I promessi sposi (1825—26) 206. 208. 209. 210. 211 (Übergewicht der Geschichte) f. 299.
Marathon, Schlacht bei 98.
Maria Antoinette, Königin von Frankreich (1755—1793) 359.
Maria Charlotte Amalie, Herzogin von Sachsen-Meiningen, s. Gotha.
Maria Ludovica Beatrix, Kaiserin von Österreich, Prinzessin von Modena (gest. 1816) 242. 311.
Maria Luise, Kaiserin der Franzosen, Gemahlin Napoleons (1791—1847) 163.
Maria Luise Alexandrine, Prinzessin von Sachsen-Weimar (1808—1877; seit 26. Mai 1827 vermählt mit Prinz Karl v. Preußen) 199 (Porträt).
Maria Magdalena 320. 321.
Maria Paulowna, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, Großfürstin von Rußland (1786—1859) 6. 63. 218. 220. 248. 286. 336. 345. 347. 368. 388. 408. 413. 418. 419. 420. 422 f. 558 (eine der bedeutendsten Frauen unserer Zeit). 560. 569. 573. 586. 598. 601. 602. 631. 632. 633. 635. 636. 642. 677. 687. 699. 701. 704.
Marienbad 32. 33. 34. 35. 47. 49. 56. 59. 79. 93. 212. 422. 423. 441. 608. 660. 662. 665. 680. Marienbader Wasser 111.
Marionettentheater 326.
Markus-Evangelium 613.
Marlow, Christopher, engl. Dichter (1564—1593) 429.
Marmontel, Jean Franç. (1723—1799) 412.
Marmor 438.
Marot, Clém., franz. Dichter (1495—1544) 420.
v. Martius, Karl Friedr. Phil., Naturforscher und Reisender (1794—1868) 225 (in Weimar) f. 227. 228. 390. 550 (in Weimar). 564. 565 (Einbildungskraft) 663.
Apercu der Spiraltendenz 390. 550. 564.
Maschine 604.
„Maschinerie" (Einwirkung der Götter) 316.
Masholder 466. 467. 469.
Maskenzug 312. Maskeraden 164. 276. 311. 678.
Maß, Mäßigung 180. 558.
Masse, Die 72. 130. 234. 239. 249. 262. 430. 556. 559. 582. 587. 588. 598 f. 613. 682.
Massinger, Phil., engl. Dramatiker (1584—1640) 429.
Massot, Maler (Bekannter Sorets) 423.
Materialien 603 (Teile eines organischen Wesens). 611.
Materie 597.
Materiell 459. 603.
Mathematik 151 (erhabenste und nützlichste Wissenschaft).
Mathematiker 151. 248. 421. 426.
Mathematisch 120. 151. 280. Math. Gilde 425.
v. Matthisson, Friedr. (1761—1831) 181.
Maurer 271.
Mauser der Vögel 509 f. 511.
Maximen 357 (falsche). 382 (höhere). „Maximen und Reflexionen" von Goethe.
Mechanik 158 (in der Kunst). 188.
Mecklenburg 15.
Medaillen 58. 69. 100. 342. 344. 419. 422. 713.
v. Medem, Joh. Graf 231 (u. Gräfin).
Medici, Lorenzo (1448—1492) 73.
Mediziner 69.
Medwin Thomas.
Journal of the Conversations of Lord Byron (1824) 111 (Byron über „Faust"; Byron hatte Goethe Entlehnungen aus Hiob, Shakespeare und Calderon nachzuweisen gesucht, als Erwiderung auf Goethes Anzeige seines „Manfred", besonders dessen Bemerkung, er habe seinen „Faust" in sich aufgenommen; auch setzte er seinem „Marino Faliero" eine possenhafte Widmung vor, die

aber vom Verleger nicht angenommen wurde). 115. 141. 626.
Meer 356 („es ist ein Meer auszutrinken", beliebter Ausdruck Goethes nach dem Französ.: „C'est un mer à boire"). 541. 542—544 (Kräfte des Meeres und der Seeluft). Meeranwohner 542. Meeresboden 512. Meerwasser 401.
Meineke, A., s. Menander.
Meinungen 192 (Wind der M.). 196. 222. 225. 250. 262.
Meister 148. 157. 194. 286. 290. 291. 316. 326. 387. 393. 402. 411. 610. Meisterschaft 122.
Melos, Professor 662 (Pensionat). 699. Ida Melos 699.
Memnonsbild 344.
Menagerie 175. 204.
Menander, griech. Lustspieldichter (342—290 v. Chr.) 125 (1823 hatte A. Meineke die erhaltenen Bruchstücke aus Menanders Werken herausgegeben). 483. 485.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Komponist (1809—1847).
Brief an Goethe (vom 5. März 1831; „junger Freund aus Rom") 387. Quartett („eines berühmten jungen Komponisten" nach Tagebuch vom 14. Jan. 1827) 158.
Mengs, Raph., Maler (1728—1779) 18.
Mensch, Menschen 13. 24. 78. 87 (verschiedene Gesinnungs- und Denkungsweise). 89 (für sich bestehendes Individuum). 90. 96 (schwimmende Töpfe). 113. 118. 122 (alle Menschen zusammengenommen die Menschheit). 126 (wir kleinen Menschen). 130 (Erbärmlichkeit; nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen). 131 (Vernunft). 143. 164. 180. 187. 189 (können keine Ruhe halten). 194. 195. 198 (Verhältnis zur Gottheit). 204. 205. 212. 222 (Sklaven der Gegenstände). 223 (durch Leidenschaften und Schicksale verdüstert). 226 (die ersten M.). 249. 251. 253. 262 (loben nur das, was ihnen selber gemäß). 263 (unter dem Einfluß der Dämonen). 264 (nicht so sensibler Natur). 265 (angeborener Charakter). 270. 285 (dunkeles Wesen). 290 (Jugendeindrücke). 294 (Leib und Seele) f. 305. 318. 319 (bedarf der Teilnahme). 320 (berufen die Erde zu bauen). 331. 338. 354. 360 (in seinen verschiedenen Lebensstufen). 364 (Ziel der Schöpfung). 365 (Reste des tierischen Schädels). 368. 369. 370 (überall nur für das Kleine geboren). 373 (alle M. vom Göttlichen durchdrungen). 374 (verschiedene Stufen). 380 (von tausend Wundern umgeben; Glaube an das Übersinnliche) f. 382 (erkennet nur das an, was er selber zu machen fähig ist). 383 (das Dämonische). 384 (Lebensstufen). 424 (Egoismus). 426. 431. 432. 443. 470 (einfaches Wesen). 487 f. 489. 492. 504. 531. 532. 534. 539. 541. 542 (der Mensch muß wieder ruinirt werden). 549. 554. 555. 578. 579. 590. 593 (naturkräftig ausgestattete Menschen in der Regel die bescheidensten). 604. 605. 614. 649. 702. 709. 713.
Menschenbildung 243 (reine). -Liebe 555. -Natur 428 f. 514. 612. 614 (gottbegabt). -Rassen 52. 227 (Abstammung, Menschwerdung). -Wert 514.
Menschheit 72. 118. 122. 149. 155. 181. 189. 234. 244. 297. 323. 545 (Dauer der M.). 553 (Entwicklung der M.). 555. 556. 599. Geschichte der M. 97.
Menschlich 21. 289. 302. 359. 477. 488. 497. 500 (Menschlich-Vollendetes). 516. 612. Menschl. Ausdrücke 603. Charaktere 604. Dasein 545 (ohne falschen Beigeschmack). Dinge 435. Empfindungen 158. Entwicklung 27. 570. Fähigkeiten 193. Geist 295. 344. 564. 614. Leben 211. 240. 392. Natur 224. 244. 271. 460. 488. 503. 544 (wunderbare Kräfte). 545 (Gebrechen der m. N.). 604. Reflexion 487.
Menschwerdung 227.
Mental 283.

Menzel, Wolfg. (1798—1873), s. „Bekannter Schriftsteller".
Merck, Joh. Heinr. (1741—1791) 98 (Merck grade drängte Goethen zur Neubearbeitung des „Götz"). 247. 253 (vielseitig; Naturstudien, Sammlung). 254. 265. 389 (Anekdoten; negative Richtung). 391 (die Kautionsstellung erfolgte 1788, M. löste den Wechsel rechtzeitig ein, Goethe sah M. nie wieder; „wunderliche Großheit"; Spekulationen; Tod, M. erschoß sich am 27. Juni 91).
Poetische Epistel an Wieland 247.
Mergel 438.
Merimée, Prosper, franz. Schriftsteller (1803—1870) 173. 288. 318 (Porträt, Ill.). 501. 577 („ultraromant. Richtung"). 578 (ultraromant. Bahn; ganzer Kerl) s. 684.
La Guzla, ou choix de Poésies Illyriques (1827) 578 s. Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole (anonym 1825; Goethe zeigte das Werk in „Kunst und Alterthum" an und nannte auch den Namen des Verf.) 173. 359. 498. 499.
Merkel, Garlieb (1769—1850) s. Kotzebue.
Merkur, Gott 561.
„Merkur" s. „Deutscher Merkur".
Merseburg 135.
Mertens, Sibylla, geb. Schaaffhausen (1797—1857) 252 („Kiste vom Niederrhein" nach Tagebuch vom 15. Febr. 29: „Nach Tische die Sendung von Madame Mertens aus Cöln ausgepackt. Bedeutende Antiken, Curiosa und Versteinerungen gefunden und reponirt").
„Messias" s. Händel bez. Klopstock.
Messina, Erdbeben (1783) 56. 266. 670.
Metalle 100.
Metamorphose der Pflanzen 151. 307 (ewige M. des irdischen Daseins). 403 (Pflanzen- und Tierwelt). Vgl.: Goethe, Werke.
Metastasio, Pietro, ital. Dichter (1698—1782).
Issipile 449.
Meteorologie 251. 421. 552. 554. 711. Vgl.: Witterungslehre.
Meteorsteine 561.
Methode 187. 234.
v. Meusebach, Karl H. G.
Kritik der „Gespräche" 636.
Mexikanischer Meerbusen 475. 476.
Meyer, Oberamtmann in Winsen 14.
Meyer, Ernst Friedr. Heinr., Prof. der Botanik in Königsberg (1791—1858) 189.
Meyer (aus Westphalen), Friedr. Ad. Karl, später Legationsrat (1805—1884) 66 (in Weimar).
Gedichte 66.
Meyer, Hofrat Joh. Heinr. (1760—1832; aus Stäfa am Züricher See, Maler; Goethe lernte ihn 1786 in Rom kennen und zog ihn als Prof. der Zeichenschule nach Weimar; seit 1807 Direktor der Zeichenschule; „Kunschtmeyer" genannt; wohnte bis zu seiner Verheiratung im Goethehause und überlebte den Dichter nur wenige Monate) 42. 43. 51. 70. 82 („Zurückkunft beider Freunde": Goethe kam im Juli 1788, Meyer erst Nov. 1791 nach Weimar). 120 (Porträt, Ill.). 124 (Kunsteinsicht von Jahrtausenden). 190. 274. 281. 292. 293. 294. 337. 392 (in sich abgeschlossenes zufriedenes Wesen) s. 414. 415. 417. 419. 421. 608. 700. 707 (Porträt) s.
Porträt Goethes 82 (1792). Porträt Coudrays 120 (Ill.). 708. Geschichte der bild. Künste bei d. Griechen (1824—36) 190 („ein ewiges Werk"; von Goethe bedeutend überschätzt). 423.
Meyer, Rich. M.
Eckermann 624.
Meyerbeer, Giacomo, Opernkomponist (1791—1864; 1816—24 in Italien) 177. 249.
Michelangelo 293.
Moses 596.
Milde 609.
Militairs 280. 355 (Brief eines jungen Militärs).

„Million Leser" 127.
Milton, John, engl. Dichter (1608—1674) 310.
Simson 310.
Mineralien 252. 423.
Mineraloge 197. 412.
Mineralogie 188. 222. 236. 251. 368. 402. 414. 583. 678. 710. 711.
Mineralogisch 67. Exkursionen 213.
Mineralwasser 533.
„Minerva", hrsg. von Bran 635.
Minister 249. 299.
Ministerielle Partei (in Paris) 205.
Minorität 249.
Minotaurus 367.
Mirabeau, Hon. Gabr. Riquetti, Graf (1749—1791) 323. 610 (Geheimnis seiner übermenschlichen Tätigkeit). 611. 680.
Misanthropisch 420.
Mißbräuche 587.
Mission 542. Missionäre 321.
Missolunghi, griech. Stadt 203.
Mittel 97.
Mittelalter 553.
Mitteldeutschland 498 (Isolirtheit).
Mittelländisches Meer 339. 542.
Mittelmäßige Stücke und Schauspieler 454.
Mittelpunkt 112.
Mittelstand 448. Vgl.: Mittlere Stände.
„Mitternachtzeitung" 636.
Mittlere, Das, Mittelmäßige 382. 388.
Mittleres Talent 173.
Mittlere Stände, Mittelklassen 119 (große Kultur). 128.
Modehändler (in Paris) 163.
Modern 177. 482. 485. Mod. Literatur 692. 699. Poet 403. 607.
Modernität 52.
Mohammed 356.
Mohammedaner 194 (Erziehung, Religion, Philosophie) f. 196.
Moldenhauer, Gustav.
Ausgabe der „Gespräche" 651.
Molière, Jean Bapt. Poquelin (1622—1673) 126. 137 (reiner Mensch). 138. 459 (als Theaterdirektor; seine Truppe und Familie). 482. 483 (künstlerisches Verfahren; liebenswürdiges Naturell; hochgebildetes Innere). 484 (tüchtige Natur). 489. 499. 582. 653.
Dramen 126. 483. Der Arzt wider Willen 137. Eingebildete Kranke (Malade imaginaire). 482 (Symbol einer vollkommenen Bretterkenntnis) f. Geizige 126 (deutsche Bearbeitung). 137. Gelehrten Frauen 484. Misanthrop 484. Tartuffe 142. 459. 484.
Moltke, Jakob, Tenorist (1809 in Weimar engagiert) 453.
Monaden (Entelechie) 318.
Monarchen 278. 333. 572. Vgl.: Fürsten; Regenten.
Monarchisch 366.
Mönch (Vogel) 510. 526. 528. 529. 530.
Mond 180. 192 (Einfluß auf das Wetter). 346. 712. Mond-Atmosphäre 552. -Licht, -Schein 257. 258.
Mongolen s. „Asiat. Horden".
Montblanc, höchster Berg Europas 254. 341. 363. 429 f.
Mont-Cenis, Berg der Alpen 333.
Monte Rosa, Berg der Alpen 67. 363. 364. 430.
de Montesquieu, Charles, franz. philos.-polit. Schriftsteller (1689—1755) 341.
Montirungswesen 18.
Monumente 200.
Moore, Sir John, General (1761—1809) 119.
Moore, Thomas, engl. Dichter (1779—1852) 101.
Moosbildung 473.
Moral 295.
Moralische Dinge 614. Kraft, Wille 276. 356. 369. Rasse 522. Selbst 398 f. Wirkung 590 (eines Buches) f.
Mord 199 (der erste M.).
„Morgenblatt" 100. 108.
Morgenlandschaft 170.
Morgenröte 189 (dieses Gleichnis brauchte Goethe Ende 1826 in einem Neujahrswunsche an den Leibarzt Karl Gustav Carus in Dresden und den Professor Joseph Wilhelm Eduard d'Alton in Bonn, mit Bezug auf des erstern „Erläuterungstafeln zur ver-

gleichenden Anatomie" und des andern „Vergleichende Osteologie"). 219.
Morphologie 710.
Moses 189 (fünf Bücher; Goethe hatte in den Abhandlungen zum „Divan" 1819 selbst daran „gerüttelt"). 226. 229. 320. 321. 531. 596 („bronzener M."; Goethe hatte ihn 1812 gekauft). 612 (fünf Bücher).
v. Mosheim, Joh. Lor., luth. Theologe (1694—1755) 417 (Handschrift: Stammbuchblatt vom 15. Mai 1747).
Moskau 536.
Motive 98. 99. 108. 110. 114. 133. 241. 384.
Motiviren 114. 199. 385. 398. 431. 473. 480.
Möve 512.
Mozart, W. A. (1756—1791) 234. 249. 297. 311 („als siebenjähriger Knabe", am 18. u. 30. Aug. 1763 in Frankfurt). 329. 358. 542 (Tod). 615. 656.
Brief an einen Baron von P. (Zelter hatte Goethen am 10. Dez. 1824 darauf aufmerksam gemacht; der Brief ist nur teilweise von Mozart) 148.
Opern 445. 535. Don Juan 249. 326. 453. 604. Zauberflöte 83. 88. 177. 420. 453.
Mucius Scävola 129.
Mühlhausen in Thür. 346. 513.
v. Müller, Friedr., Kanzler (1779—1849; seit 1787 in Weimar, 1807 geadelt, seit 1815 Kanzler, mit Goethe bekannt seit 1808) 42. 52. 56. 57. 88. 102. 162. 163. 166. 199. 200. 204. 205. 206. 212. 218. 240 („Besuch"? nach Tagebuch vom 16. Dez. 1828). 280. 283. 337. 415. 416 (Porträt, Ill.). 421. 515. 625. 632. 635. 659 (über Eckermanns „Gespräche"). 661. 662. 680. 684. 687. 707 (Porträt) f.
Briefe an Goethe 299. Zum ruhmwürdigen Andenken S. K. H. Karl Augusts (Sep.-Abdruck aus der „Allg. Jen. Lit.-Ztg.") 551. Unterhaltungen mit Goethe 634 f. 659. 672.
Müller, Heinrich, Maler.
Porträt Ottiliens v. Goethe 344 (Ill.).
Müller, Joh., Physiolog (1801—1858) 260. 689.
Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes ꝛc. (1826) 689.
v. Müller, Johannes, Geschichtschreiber (1752—1809) 689.
Müller, Wenzel, Komponist (1767—1835).
D. neue Sonntagskind 83. Schwestern von Prag 55.
Müller, Wilh. 212 („deutscher Dichter", am 21. Sept. 1827 in Weimar). 704.
Stammbuch 212.
Müllerchen (Grasmücke) 510. 530.
Müllner, Adolf (1774—1829).
Dramen 629. Schuld 24.
München 225. 315. 560. Studenten 366 (politische Tumulte 1830). Vgl.: Schelling.
Münster in Westf. 62.
Münster, Graf (1766—1839) 292.
Murray, Verleger in London 630.
Musäus, Karl, Schriftsteller (1735—1787) 207.
Muscheln 512. Muschelsammlung 438.
Musculus, Gelehrter 640.
„Musenalmanach" s. Schiller.
Musik 14. 47. 52 („kein Wort über Musik" ist übertrieben). 96. 133. 148. 158. 226. 229. 249. 261. 290. 297. 358 (etwas Angeborenes). 375. 381 (magische Gewalt). 444. 543. 560. 669.
Musikalische Abendunterhaltungen bei Goethe s. Konzerte. Musikal. Genuß 121. Talent 358 (zeigt sich am frühesten).
Musiker 249. 373. 439.
Musik-Vereine 199.
Musterhaft 181. 187. 712.
Mut 212.
Mütter, s. Goethe, Faust 306 f.
Muziano, Girolamo, s. Christus.
Myrons Kuh 399 (Goethe hatte darüber in „Kunst u. Alterthum" 2. Bd., 1818, einen schon 1812 geschriebenen Aufsatz veröffentlicht).

Mysterien 369.
Mystifikation 579.
Mystizismus 563.
Mythen 307. Mythologisch 310. Mythologie 321 (versatil).

Naboth 400.
Nachahmung 571.
Nachtigall 461. 510. 525. 530.
Nachtwandlerisches Schaffen 430. 577.
„Nadowessische Todtenklage" von Schiller.
Nagetiere 455.
Nahrung 265. 364. 545.
Naive und sentimentale Poesie 57. Vgl.: Schiller.
Naivität 69. 148. 149. 580.
Name 270 (nichts Geringes). 336.
Napoleon 71. 72. 79. 85. 91. 120. 139 (Kompendium der Welt). 155. 163 (auf Elba; als Konsul, als Kaiser; seine Taten). 200. 206. 263. 267. 269 (gemeint ist das Werk von Bourienne, s. d.). 270 (Zaubergewalt seiner Persönlichkeit). 271 (überlegene Persönlichkeit; Menschenkenntnis). 275 (Zug nach Ägypten; Expedition nach England; zu „jeder Stunde derselbige). 276 (in Ägypten, bei den Pestkranken; Feldbibliothek; „Lever in Erfurt", d. i. Goethes Zusammenkunft mit Napoleon am 2. Okt. 1808, erst am 15. Febr. 1824 schrieb G. den Bericht über diese Begegnung für die „Annalen oder Tag- und Jahreshefte" nieder, hielt ihn aber einstweilen geheim). 277 (durch das rote Meer). 280 (Trieb zu reden). 297 („nicht nach Rom gegangen" im Febr. 1797). 312 (in Weimar am 14. Okt. 1806, als Nap. den abwesenden Herzog wegen seines Festhaltens an Preußen mit Fortnahme seines Landes drohte; auf St. Helena). 319 (Hüte). 358. 373 (dämonische Natur). 385. 403. 423. 431 (Gespräch mit Napoleon; Nap. tadelte am „Werther", daß neben der unglücklichen Liebe auch das Motiv der Ehrenkränkung mitwirke; die Neubearbeitung des „Werther" von 1786 hatte das aber längst beseitigt; Nap. kannte eben nur die französ. Übersetzung der ältern Gestalt). 489. 502. 507 (Biographie von Scott). 534 (Halbgott). 535 (einer der produktivsten Menschen). 536 (Mensch von Granit; Proklamation am 18. Brümaire). 537 (Glanzpunkt seiner Taten in der Zeit seiner Jugend; Wahl seiner Leute). 542. 546. 563. 580. 590 (Unterredung mit Goethe). Napoleon-Büste 342. 343 f. Vgl.: Ill. 170 (die Büste steht auf dem Schreibpult des Arbeitszimmers).
Napoleonische Kriege 163. Zeit 71. 72. 156.
Napoleontisch 417.
„Nathan" von Lessing.
Nation 151. 435. 499. 500. 580. 581. 583 (über den Nationen).
National 163. National-Haß 583 (auf den untersten Stufen der Kultur am heftigsten). -Interessen 140. 581. -Literatur 181. Nationale Vorurteile 502.
Natur 23. 57. 70. 75. 81. 89. 102. 123. 150. 151. 154 (Beschäftigung mit der N.). 157. 170. 180 (äußere N.). 185. 188 (große Entdeckungen) f. 193 (Zugängliches und Unzugängliches; immer etwas Problematisches). 194. 211. 212. 222. 227 (immer verschwenderisch). 235. 237. 245. 251 (immer wahr). 252. 257. 278. 291. 295. 297. 305. 331. 338. 339. 344. 357. 362. 369. 370. 372. 373. 393. 398. 399. 402. 426. 433. 438. 455. 461. 472. 473. 474. 475. 478. 489. 490 (die Verzweiflung des Künstlers; unerreichbarer Zauber). 494 (Verhältnis zur Kunst) f. 499. 504. 509. 511. 512 (Weisheit). 513. 519. 525 (freies Spiel). 527 (Abweichungen vom Gesetz). 528 (nicht skrupulös). 529. 530 (allgemein Gesetzliches). 535. 545. 547. 554. 571. 581. 593. 597 (synthetische und

analytische Behandlungsweise). 598. 603. 604. 605 (unergründlich). 606. 612. 613. 711. 712.
„Natur, Eine" 102. 234. 484.
Naturalisten 326.
Naturanlage 121. -Äußerungen 102 f. -Beobachtung, -Betrachtung 170. 439. -Bestimmung 492. -Dichter 38. -Forscher 123. 222. 225 (in Weimar). 227. 234. 235. 248. 249. 317. 349. 364. 368. 383 („bedeutende junge Naturforscher", d. i. D. G. Kieser, F. S. Voigt, G. F. Jäger und L. Reichenbach). 397. 455. 565. 567. 593. 710. 711. 712. -Forscher-Versammlung in Berlin 220 (begann 18. Sept. 1828). 222. 225. 236. 248; in Heidelberg 564 (seit 1828 wurden diese „Verhandlungen" regelmäßig vollständig veröffentlicht). -Forschung 55. 170. 372. 397. 597. -gemäß 457. -Geschichte 524. -Gesetze 9. 81. 316. 425. 473. -historisch 226. 251. 317. 368. -Sinn 432. -Studien 253. 262. 351. 532. 605. -Talent 127. 386. -Verhältnisse 603 (ungewöhnliche). -Wahrheit 57. 70. 307. 473. 502. -Wissenschaften 124. 154. 188. 189. 222. 240. 251. 402. 424. 602. 614. 677. 681. 711. 712. -Wissenschaftliche Sammlungen 559. 583. -Zustand 119.
Naturell 297. 300. 483. 525. 528.
Natürlich 70. 477. 542. Natürliches 462. Natürl. Entwicklung 491. Erscheinungen 21. Kräfte 599. Notwendigkeit 494.
Natürlichkeit 388.
Neapel 136. 198. 301. 332. 354. 572.
Neapolitanisch 571.
Nees von Esenbeck, Christ. Gottfr. (1776—1858; seit 1819 Prof. in Bonn; mit Goethe in brieflicher Verbindung) 102. Vgl.: Bonn.
Negativ 97. 134. 373. 389. 430. 650. Das Negative 118. 144. Negative Richtung 134 (der Poesie schädlich).
Neger 227. 295. -Kolonien 295.
Neid, Neider 72. 87. 316. 425.
Nemesis 312.
„Nemesis" s. „Gewisse Journale".
Neoptolemos („Philoktet" des Sophokles) 482.
Neptunisten 439.
de Nerval s. Gérard.
Neuere Dichter (im Gegensatz zu denen des Altertums) 41. 178. 183. 202. 310. 487. Komponisten 328 f. Künstler, Maler 52. 67. 157. 194. 356 f. -Literatur 32. 61. 100 f. 120. 223. 284. 635. Naturforscher 222. Philosophen 196. 344. tragische Dichter 46. 137. 165.
Neues 179. 239 (wenig Neues mehr zu finden und zu sagen). 252. 264. 273. 306. 425. 451. 459. 567. 568. 571. 575. 576. Neue Kunst 375. Lehren 564. Stücke, Opern 152. 451.
„Neue Sonntagskind", Das, kom. Singspiel von W. Müller.
Neueste Dichter, Schriftsteller 61. 179. 223. 238. 403. Geschmack 164. 358. Komponisten 158. -Literatur 82. 129. poetische Zeit 203.
Neufchâtel, Kanton in der Schweiz 337.
Neureuther, Eugen Napoleon (1806—1882) 394 („steht über seinem Talent"; N. hatte Goethe seine Randzeichnungen zur „Parabel", später „Die Originalen" überschrieben, zugesandt) f.
Illustrationen zu Goethes Balladen 322. 323. Randzeichnungen (1829) 394 f. (Ill.)
Newa 103. 291.
Newton, Isaak (1642—1727) 426 (Schüler). Newtonsche Lehre, Theorie 91. 125. 186. 239. 339. 396. 425. 433.
Newtonianer 150. 239.
Nibelungenlied 63. 181. 263.
Nicolai, Christ. Friedr. (1733—1811) s. Journalist.
Niebuhr, Barthold Georg, Geschichtschreiber (1776—1831) 387 (in der Vorrede zum 2. Bd. seiner „Röm. Geschichte" vom 5. Okt. 1830). Vgl.: Kritiker.
Römische Geschichte 129 („historische Kritik"). 187 (Niebuhr hatte die

2. Aufl. des 1. Bds. Goethen übersandt, der dafür mit Brief vom 8. Febr. bez. 4. April 1827 dankte; Goethe las das Werk im Jan. 1827 laut Tagebuch: Handelstraktat zwischen Rom und Karthago; N. hatte aus dem von Polybius III, 22. 16 erwähnten Vertrage geschlossen, daß die Geschichte der Röm. Könige Erdichtung sei).
Niedere Stände 176.
Niederlande 107. 402.
Niederländer (Gemälde der N.) 15. 272. 300. 713. Niederländische Schule und ihre Meister 315 („Hafenstück" von Lingelbach). 493.
Niederrhein 252 („Kiste vom N." s. Mertens).
Niedersachsen 626.
Nimbus 270.
Ninon s. Lenclos.
Noah 226 (Arche). 320. 323.
Noeggerath, Jak., Oberbergrat (1788—1877; seit 1818 Prof. in Bonn, stand mit Goethe durch literarische und mineralogische Sendungen, besonders vom Drachenfels, in Verbindung) 236.
Nohra, Dorf an der Gramme, 1½ Stunden westlich von Weimar 465.
Nonnenwerth, Insel im Rhein, 288.
Nonnus von Panopolis s. „Untergehend" 2c.
Nordamerika 295. 475. 595. Vgl.: Verein. Staaten.
Norddeutsche 435 (Aussprache). Kaufleute 171. Seeküste 477. Städte 198.
Norddeutschland 129. 270.
Norderney 696.
Nordheim bei Göttingen 336. 343. 344. 345. 346.
Nordisch 140. 298.
Nordlicht 670.
„Nordöstliche Richtung" 547 (d. i. Berlin).
Nötigung 206.
Notwendige, Das 175. 434. 586.
Notwendigkeit 494.
„Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann" 640.
Novelle 178 (eigentlicher Begriff).
„Novelle" s. Goethe, Werke.
Novi in Italien 333.
Nützlichkeitslehrer 365.
Nymphen 381. 384.

Oberkellner 325 f.
„Oberon" von Weber (Oper) oder Wieland (Epos).
Oberweimar 63. 81. 90. 449.
Objekt 136. 186. 197. 295. 439. 574. 710.
Objektiv 99. 201. 257. 323. 578. 579. 711. Das Objektive 136. 155. 185. 258. 262. Objektive Farben 213. Richtungen 137 (vorschreitende Epochen).
Obrigkeit 118.
Ochsen 365.
Ocker, färbendes Mineral 423.
Oedipus 476. 477. 481 f. „Romant. Oedipus" von Platen.
Odysseus (Ulyß) 202. 470. 481. 482. Odyssee s. Homer.
Ofenschirm 56.
Offenbach 95.
Offenbarungen (göttliche) 612. 613.
Öffentliche Blätter 163. 204. 270. Gebrechen 568. Meinung 456 (vgl.: Publikum). Mündliches Verfahren in der Justiz 599. Wohl 457.
Öffentlichkeit 430 (Präsentirteller der Ö.).
Oken, Lor., Naturforscher (1779—1851) 535. 597.
Ökonomie 52.
Oldenburg 228 (Prinzen von O.; jedenfalls Peter Georg Paul Alexander und Konstantin Friedrich Peter, 1810 u. 1812 geboren).
„Olfried und Lisena" von Hagen.
Oels, K. Ludw., Schauspieler (1780—1833) 279. 446.
Operette 448.
Opern 143. 177. 226. 229 (Sujet und Musik). 327. 328 f. 330. 367. 448. 449. 450. 451 (Einstudiren). Vgl.: Instrumentirung. Opernartig 493. -Szene 520. -Texte 102. 449.
Opposition 117. 118. 134. 155 (Fron-

dation). 198. 205 (C. ohne Einschränkung platt) f. 260. Oppositions-Partei (in Paris) 205.
Optische Experimente 677.
Orchester 185. 327 (deutsches u. ital.) f. 439.
Orden 271. 555. 556.
l'Orfana di Genevra, Ballett 327.
Organisation 365.
Organische Welt 365. 368. 552. Wesen 603 f.
Orient 66. 297.
Orientalisch 158. Kostüm 276. Sprache u. Literatur 387.
Originalität 126 (und Einfluß fremder Persönlichkeiten). 238 (Quellen unsrer Kultur). 273. 547. 610. 611. Orginalitätssucht 273. 692.
Originell 111. 144. 430. 594. 600.
Ornithologie 509. Ornithologen 525. Ornithologische Geschichten 524—531.
Orpheus 381.
„Orpheus vor Pluto's Thron" von Cornelius 316.
Ort 306.
Orthodoxe Bornirtheit 588. 589.
Orthographie 652. 655.
Osmannstedt bei Weimar 200.
Osnabrück 221.
van Ostade, Adriaen (1620—1685). Bauernfamilie („Good man and good wife"; Goethe besaß einen Abdruck nach J. de Visscher) 245 (Ill.). 272.
Österreich 198. 242 (Kaiserin, d. i. Maria Ludovica Beatrix). 581.
Österreicher 435 (Aussprache).
Ostindien 475.
Östliche Küsten 552.
Ostsee 37.
„Otto von Wittelsbach" von Babo.
Ovid, röm. Dichter (43 v. Chr.—17 n. Chr.). Metamorphosen 23.
Oxenford, John. Übersetzung der „Gespräche" 640. 685.
Oxford 507.

v. P., Ulrike, d. i. von Pogwisch.
Pächter 450.
Paganini, Nicc., Violinvirtuos (1782—1840) 373 f.
Paläste 374.
Palästina 356.
Palmella, Graf 295 (portugiesischer Gesandter am Wiener Kongreß).
Pan 83. 301. 302. 381. 384.
Panama 475 (Durchstich der Landenge).
Panckoucke, Madame (Gattin eines reichen Buchhändlers) 164.
Pandekten 26.
„Pandora" von Goethe.
Papagayen 204.
Papiergeld 100. 302 (im „Faust"). 303. 314. 572.
Pappel 463.
v. Pappenheim, Fräulein Jenny 688.
Papst 129. 267. Papstwahl 288. Vgl.: Pius VIII.
Paradoxe 682.
„Paria", Gedicht von Goethe, deutsches Trauerspiel von Mich. Beer, franz. Trauerspiel von Delavigne.
Paris 146. 147. 152. 162 (bedeutender Mann, d. i. Saint-Aignan). 163. 164. 182. 205 (neueste polit. Zustände). 206 (Parteien). 266. 280 (Kammern). 288. 301. 318. 326. 329. 333. 342. 344 (Pontneuf). 375. 385 (Unruhen 1831). 387. 419. 433. 497. 499. 500. 502. 505. 546. 559. 564. 572. 575. 579. 581. 604. 630 (Buchhandlung). 631. 641. 682. 684. 691. Theater 152.
Pariser 452. 546. 579.
Parisius, Superintendent in Winsen 14.
Paris und Helena s. Goethe, Faust.
Parlament 77. 134. 267.
Parodistisch 354.
Parry, Major. The last days of Lord Byron (1825) 128.
Partei 157. 206. 225. 395. 404. 433. 458. 579. Partei der Klassiker s. Klassische Partei. Parteien 72 (in der Politik). 99. 566. 580. 581.
Parteiansicht 502. -Geist 118. -Haß 395.

Particuliers 225 (die Deutschen lauter P.).
Passiv 388. Passive Helden, Figuren 482. 503.
Passow, Franz, Philolog (1786—1833) s. Longus.
Pathologisch 269 (oder romantisch). Pathologisches 172. 269. 431. 711.
Patrioten 404. Das Patriotische 117. Patriotisch wirken 404 (beim Dichter).
Paulus, Apostel 321. 613.
Paulus, Heinr. Eb. Gottl., Theologe (1761—1851) s. Heidelberg.
Pausanias 515.
Pedanten 151 (Engländer). 181. 567.
Pedanterie 155. 156. 233. 567.
Peel, Robert (1788—1850) 274. 292.
Pelargonien 310.
Pelikan 430.
Pensionen 601.
Perser 614.
Persiflage 580.
Persönlich 557. Persönl. Freiheit 547.
Persönlichkeit 116. 270. 271. 357 (in der Kunst und Poesie alles) f. 453. 484 (P. des Autors das Einzige, was in die Kultur des Volkes übergeht). 498. 574. 579 (eines Autors). 598. 674. 691. 700. Persönlichkeiten 205.
Perspektive 148. 402.
Perth in Schottland 230.
Perücken 584 („alte Perücken"). 656 („Porträts alter Perücken").
Pest 211. 276. Pestkranke 276.
Peter Georg Paul Alexander s. Oldenburg.
Peter I. der Große von Rußland (1682—1725) 290 („Werk über P.", d. i. Ségurs „Histoire de Russie"). 291. 375. 535.
Petersburg 102 (Wassersnot v. 19. Nov. 1824; Lage, Plan) f. 139. 192. 200. 290 (Lage) 291. 677.
Petrus, Apostel 321. 354. 355. 613.
Peucer, Heinr. Karl Friedr. (1779—1849; seit 1815 Oberkonsistorialdirektor, erst 1838 Präsident) 415. Vgl.: Livland.
Pfaffen 91. 190. 435. 580.
Pfauen 82. 464.
Pfeil 461. 462. 463. 469 f.
Pferde 271. 490. 492. Pferdekenner 236 (Engländer). -Köpfe 236 (antike). -Rassen 236.
v. Pfister, Joh. Christian. Geschichte der Teutschen 376 („in fünf Bänden").
Pflanzen 188. 249. 251. 289. 317. 365. 372. 374. 402. 403. 457. 466. 467. 550 (Physiologie). 554. 598. 613. 709. 711. Pflanzenlehre 218. -Reich 369. -Welt 264 (eines Landes, Einfluß auf Gemütsart seiner Bewohner).
Pflicht 598.
Pfuscherei 404.
„Phaëton" von Euripides.
Phänomene der Farbenlehre 149 f. 151. 152 f. 154. 184 (des farbigen Schattens). 255 (des blauen Schattens) f. 257. 364. 369. 401. 414. 425. 710.
Phantasie 132. 136. 179. 203. 204.
Pharao 277.
Pharmazie 583.
Phidias 149. 470. 535.
Phigalia 236 (Tempel).
Philemon u. Baucis s. Goethe, Faust.
Philister 253. 392. 462. 492. 547. 582.
Philisterei 238 (der Deutschen).
Philoktet 183. 481 f.
Philologen 21. 22. 62. 88. 177. 353. 480. 481. 485. 489.
Philologie 27.
Philosophen 191. 244. 294. 344. 349. 370. 497. 500. 549. 712.
Philosophie 195 (der Mohamedaner). 211. 244. 311. 440. 497. 548.
Philosophische Bildung 476. 477. Erziehung 195. Gedanken 294. Probleme 295. Schulen 86. Spekulation 86 (vgl.: Spekulation). Systeme 195. 196. Untersuchungen 173. Werke 564.
Phlegmatisch 454.
„Phönix" (1835—1838) hrsg. von Ed. Duller 637. 659.
Phrygische Küste 399.
Physik 414. 421. 552. 554.

Physikus 363 (junger Ph.). 364 (Buch eines jungen Ph., d. i. J. P. Baucher).
Physiognomik 252.
Piemont 333.
Pietät 97. 99. 638.
Pietismus 553.
Pietistische Absonderungen 198.
Pikant 578. 682.
Pillnitz 689.
v. Pinkie, Sir John Hope 506.
Piquen 322.
Pirol 510.
Pius VIII., Franc. Saverio Graf von Castiglione (1761—1830; am 31. März 1829 zum Papst gewählt) 288. 387.
Plaisir 420.
Planeten 219 (drei Planeten: Jupiter, Venus, Mars). 523.
v. Platen, Aug. Graf (1796—1835) 84 (tüchtiger Charakter). 134 (negative Richtung; ihm fehlt die Liebe). 353 (alle Haupterfordernisse eines guten Poeten; unselige polemische Richtung) f. 582. 633. 650. 653 f. 687. 688. 689. 710.
Dramen 82 („neue Schauspiele"; es kann sich nur um den „Gläsernen Pantoffel" handeln, den Platen 1824 an Goethe schickte; G. sandte ihn am 27. März ohne Urteil zurück; erst im Mai wurde dies Stück nebst „Berengar" als 1. Bd. der „Schauspiele" Platens gedruckt). 84. Der romantische Ödipus 354. 582 (Angriffe auf Heine im „Rom. Öd.").
Gedichte 134 (wohl Platens „Thronbesteigung Ludwigs I.", die im „Morgenblatt" erschienen war; frühere Gedichte in den „Lyr. Blättern" 1821 u. den „Verm. Schriften" 1822). Ghaselen 60 (Goethe meint die „Neuen Ghaselen" 1824; die „Ghaselen" 1821 hatte er bereits 1822 in „Kunst u. Alterthum" angezeigt) f. 660.
Plato, griech. Philosoph (427—347 v. Chr.) 239. 381. 712.
Dialoge 173.
Plattmönche s. Mönche.
Plutarch (griechischer Schriftsteller im 1. Jahrhundert n. Chr.) 98 (deutsche Übersetzung). 128. 306 (im „Leben des Marcellus", 20. Kap.).
Pluto 315 f.
Plutus s. Goethe, Faust (2. Teil).
Pöbel 457.
Poesie 13. 26. 35. 46. 110. 121. 123. 124. 128. 129 (Wesen d. P.). 132. 137. 154 (der Franzosen). 156. 181 (P. ein Gemeingut der Menschheit). 189. 194. 196. 204. 211. 212 (Mißbrauch der P.). 240. 272. 283. 302. 322. 323. 338. 357. 358. 369. 370. 375. 380. 381 (wie mit den Seefahrern). 390. 401. 403. 404. 444. 604.
Poeten 68. 110. 115. 116. 119 (in den mittleren Ständen). 122 (Vielseitigkeit). 136. 170. 182. 191. 211. (geborene P.). 212 (schreiben alle, als wären sie krank). 229. 243. 249. 260. 261. 270. 278. 299 (schwächliche Constitution) f. 310. 349. 367. 378. 382. 401. 403. 405. 425. 430. 456. 481. 536. 580.
Vgl.: Junge P.; Neuere Dichter.
Poetisch 38. 133. 145. 202. 207. 210. 212. 284. 359. 390. 501. 553. Poetische Bestrebungen 124. 125. Formen 71. 240. Gabe, Begabung, Talent 181. 358. Gedanken 294. Geist 145. Kultur 138 (in Deutschland). Produktion 108. 379. 497 (Früchte verschiedener Lebensepochen des Dichters). 505. Prosa 168. Revolution 577. Schwung 180. Stimmung 272. Talent 19. Werke 578.
v. Pogwisch, Henriette (Hofdame, Mutter Ottiliens v. Goethe) 88. 416 („Damen aus der Bekanntschaft Goethes").
v. Pogwisch, Ulrike (Schwester der Ottilie v. Goethe) 43. 62. 63. 198. 217. 218. 287. 341. 447. 460. 461.
Polarisation des Lichtes 414.
Polemisch 190. 196. 354. 386. 396.
v. Polignac, Jules Fürst 596 (1780—1847; Minister Karls X.).
Polin (Mad. Szymanowska) 46. 48. 51.

Politik 52. 276. 403 (ist das Schicksal; für den Poeten kein passender Gegenstand). 568.
Politiker 405.
Politisch 630. 645. 683. 699. Polit. Aufregung 596. Dichter, Gedichte 403. 404. 501 f. 580 (Polit. Gedicht Organ einer einzelnen Nation oder Partei; Produkt eines gewissen Zeitzustandes) f. 684. Dinge, Gegenstände 200. 385. 404. 432. 433. 463. Ereignisse 568. Geheimnis 263. Geist 148. Interessen 626. Neuerungen 404. Parteiungen 404. 405. Revolution 577. Tendenzen 553. Verhältnisse, Zustände 254. 380.
Polizei 547. 599.
Polygnot, griech. Maler (5. Jhrhdt.). 515.
Polyneikes („Antigone" des Sophokles) 479. 480. 482.
Pontneuf s. Paris.
Pope, Alexander, engl. Dichter (1688—1744) 119.
Populär 84. 233. 234. 249. 462. 653.
Popularität 44. 140. 267. 669. 697.
Porphyr 438.
Portraite 147 (eines jungen Malers) f. 175. 368.
Portugal 155.
Portugiesischer Gesandter s. Palmella.
Poschiavo in Oberitalien s. Goethe, Werthers Leiden.
Positiv 151. 265. 338. 373. 386. Das Positive 189.
Possen 445. 448. 483.
Post 33. 176. 451. fahrende 30. reitende 30. Vgl.: Schnellpost.
Postbote 308 f.
Potsdam 552.
Poussin, Nicol., französ. Maler (1594—1665) 68 (große Persönlichkeit). 377 (Poussinischer Stil). 472. Landschaften 68. 401. 495.
Praktisch 18. 21. 27. 33. 41. 68. 86. 92. 118. 121. 122. 123. 124. 138. 151. 188. 295. 368. 450. 458. 459. 467. 483. 497. 548. 564. 567. das praktische Leben 179. 251.
Praxis 275. 548.
Predigen 437.
Preller, Friedr. (1804—1878; Maler, ging mit Karl Augusts Unterstützung 1826 nach Italien) 472 (Besuch bei Goethe) f. 474 (geborenes Talent). 657. 704. Studien nach der Natur 473.
Preßfreiheit 205 (Einschränkung) f. 389 (Unfug der P.).
Preß-Gesetz 205 (die am 29. Sept. 1824 aufgehobene Zensur wurde am 24. Juni 1827 wiedereingeführt).
Preußen 367. 404. 581. Die Pr. 190.
Preußisch 40. 55. 228. Preuß. Armee 71. Orden 271. Tresorscheine 303. „Preußische Staatszeitung" 688.
Priester 590. 612.
Primas, Fürst, s. v. Dalberg.
Prinzeß 199 d. i. Marie Luise Alexandrine von Weimar, später Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen.
Prinzeß von Preußen 242 s. Luise Ulrike.
Priorität 424 (Streit der Gelehrten um die P.).
Prismatische Versuche 476.
Privatleute 362.
Proben im Theater 444. 446.
Problematisch 204. 260. 370. 529. Problematisches 193. 290. Probl. Natur 525.
Probleme 130. 198. 227. 294. 295. 305. 328. 355. 567. 568.
Produktion 136. 289. 429. 499 (jugendlich-tüchtige). 575. Produktionskraft 366.
Produktiv 19. 184. 196. 289. 296. 343. 353. 374. 389. 401. 429. 440. 477. 489. 535. 536. 542. 557. 575. 621. 665. 710. Produktive Kraft 511. 535. 540. Naturen, Talente 133. 430. Stimmung 539. 540. 541 (Steigerung durch natürliche Mittel).
Produktivität 156. 294. 354. 386. 511. 534. 535 (P. der Taten). 536. 538. 539 f. 541. 696.
Produktivmachende Kräfte 541.
Produziren 120 (ohne Talent). 121 (pfuscherhaftes). 498 f. 604.

Professoren 186. 387 („Prof. der orientalischen Sprache und Literatur", d. i. Stickel).
Properz römischer Elegiker (49—16 v. Chr.) 321.
Propheten 320. 381. 531. 612.
Prosa 53. 84. 156. 169. 179 (um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben) f. 204. 246. 305.
Prosaisch 157. 160. 168. 381. 391. 474. 504.
Proserpina 162.
Protektion 588. 597 (junger Talente).
„Protestant" f. Heinr. König.
Protestanten 210. 267. 274. 287. 614. Sektenwesen 614.
Provinzen 225. 560.
Provinzialismen der Schauspieler 435. 454.
Provinzialstädte 560.
Prozesse 284 f.
Prüfung 195.
Psychologen 143.
Psychologisch 76. 600. Psychologische Farben 185.
Pubertät 538 (wiederholte).
Publikum 54. 83. 85. 86. 115. 116. 127. 136. 137. 143. 152. 230. 231. 270. 301. 302. 326. 330. 359. 377. 421. 430. 443. 444. 445. 446. 448. 449. 451. 452. 482. 549. 578. 579. 591. 597. 600. 628. 634. 635. 641. 643. 645. 682 f.
Pulcinell, komische Theaterfigur 571. 572 (lebendige Zeitung). 656.
Pustkuchen f. Immermann.
Putiattin, russ. Fürst u. Geheimrat (1745—1830) 165 (*** vgl. 689).
Pyramiden 276.
Pyrites 438.
Pyrmont f. Schmaling.

„Quartett eines jungen Komponisten" 158, d. i. Mendelssohn-Bartholdy.
Quellen (Einflüsse auf den Dichter) 238 f.
Querflöte 217.
Quietismus 253.

Rabelais, François, französ. Satiriker (ca. 1495—1553) 600.
Raben 530 (nach Psalm 147, 9; Luk. 12, 24).
Racine, Jean Bapt., französ. Tragiker (1639—1699) 85.
Radierungen 493. 713.
Radikale 568. 586 f.
Radikalismus 587.
Ramberg, Joh. Heinr., Maler (1763—1840; Goethe hatte ihn 1790 in Dresden gesehen) 16. 17. 18. 78 (improvisirendes Talent). 700. Kupfer 2c. 16. 17. 78.
Rameau, philos. Sonderling, s. Diderot; Goethe, Werke.
Randzeichnungen s. Neureuther.
Raphael Santi (1483—1520) 121. 157 (und seine Zeitgenossen). 234. 281. 291. 293. 297. 387. 432. 535. 542 (Tod). 615. 656.
Rapp, Graf Jean, französ. General 1771—1821). Memoiren (1823) 358.
Rasse 265 (das Angeborene der R.). 492.
„Rasselas" von Johnson.
Ratgeben 355.
Rätsel 527. 530.
Raubvogel 511. 524.
Rauch 150. 239.
Rauch, Christian, Bildhauer (1777—1857). Goethe-Porträt 9. -Statue (für Frankfurt beabsichtigt, kam nicht zur Ausführung; Modell im Goethe-Hause) 68. Brief an Schorn 637.
Rauchen 442. 445. 555. 556.
v. Raumer, Friedrich, Historiker (1781—1873). Vgl.: Solger. Geschichte der Hohenstaufen (1824) 129. Vgl.: „Asiatische Horden".
Raupach, Ernst, Dramatiker (1784—1852) 515 (in Weimar; von Raupachs Besuch erzählt Gutzkow in seiner Sammlung „In bunter Reihe", 1878, S. 206). Erdennacht (1821 in Berlin) 45.
Reales 50. 86. 132. 161. 169. 179. 202 (kein realer Gegenstand unpoe-

tisch). 208. 224. 237. 282. 283. 284. 295. 315. 316. 359. 380.
Realität, Realitäten 64. 156. 170. 186. 201. 202. 211. 247. 270. 380. 392.
Rechte, Das 131. 189. 488.
Rechtswissenschaft 25 f. 27.
v. d. Recke, Elise, Schriftstellerin (1756—1833; Freundin Tiedges; Goethe kannte sie seit 1785; traf sie mehrfach in Karlsbad, so 1820 u. 1823) 605. 606. Vgl.: Tiedge.
Reclam, Phil., Verlag 651.
Reden 280. Redensarten 174.
Reflektiren, Reflexion 57. 118. 184.
Reform 187. 435.
Reformation 273. 613. Reformatoren 198.
Refrain 176. 179.
Regelmäßigkeit 567.
Regeln 551 (nichtssagende).
„Regeln für Schauspieler" s. Goethe, Werke.
Regen 192.
Regenbogen 188. 401. 402. 476. Vgl.: Boisserée.
Regenten 267 (Mittel zur Popularität). 362. Vgl.: Fürsten; Monarchen.
Regentenhaus 140.
Regieren 72 (Metier, das gelernt sein will). 120. 555.
Regierungen 434.
Regierungsformen 361 f.
Regiments-Chef 404.
Regisseur 271. 301. 451. 460.
Rehbein, Wilh., großherzogl. Leibarzt u. Hofrat 56. 57. 60. 61. 88. 107. 108. 414. 417. 418. 419. Vgl.: Vogel.
Rehberg, Aug. Wilh. 440 (Familie).
Reichardt, Joh. Fr., Komponist u. Schriftsteller (1752—1814). Vgl.: Journalisten.
Musik zu „Claudine von Villa Bella" 278.
Reiche 261. Reichtum 547.
Reichenbach, Ludwig, s. Naturforscher.
Reim 61. 161. 169. 179. 272. 353.
Reine, Das 243. 251. 370. 578. Reines Anschauen 151.
Reinhard, Franz Volkmar (1753—1812; Oberhofprediger in Dresden; Goethe lernte ihn 1807 in Karlsbad kennen) 85.
Reinhard, Graf Karl Friedrich (1761—1837; Sohn eines württemb. Geistlichen, 1786 als Hauslehrer nach Frankreich, französ. Staatsmann, Gesandter am Deutschen Bundestag in Frankfurt; Goethe kannte ihn seit 1807) 40 (Goethe empfahl auch Eck. in Brief vom 2. Juni 1823 an R.). 182. 425 („einem meiner Freunde"; der Franzose wäre dann vielleicht Delambre). 440. Vgl.: Bourrienne.
Reinhard, der junge Graf (Sohn des vor.) 287. 288.
Reisen 52. 199. 288. 331. 557. Reisekorb 212 f. 214. -Paß 558. -Wagen 266.
Reiter 545. Reitpferde 492.
Religion 90 (Verhältnis zur Kunst). 157. 194 (der Mohamedaner). 244. 267 (Mittel zur Popularität). 371 (für die Faßlichkeit einer großen Masse berechnet). 372. 381 (Glaube an das Übersinnliche Fundament aller R.). 568. Religionslehren 194 (in England). -Sachen 189. 199 (verschiedene Meinung).
Religiös 635. Das Religiöse 252. 370. Relig. Ansichten, Meinungen 273. 392. Dinge 276. 427. 432. 614. Gespräche 553. Kultus 375. Stoffe in der Kunst 90. Vorstellungen, Vorstellungsarten 140. 403.
Religiosität 600 (Organ der R.).
Rellstab, Ludwig, Schriftsteller (1799—1860) 646.
Rembrandt van Rijn (1606—1669) Bilder 607. Handzeichnung und Kupferstich: Jesus im Tempel 201 (Ill.). 706.
Reminiscenzen 571.
Reni, Guido, ital. Maler (1575—1642) 291 (sein Schüler Simone Cantarini).
Republikaner, Republikanisch 366. 412. 658.
Residenzen 456. 559 (Herzen des Staates). 560.

Respekt 145. 193.
Respiration 418.
Restauration (von Gemälden) 280.
Resultate 196.
Retardirende Einwirkungen 491. Motive 483.
Retina 711.
v. Reutern, Gerh. Baron, Oberstleutnant (1783—1865) 393 f. 686.
Bilder 248. 393 (Aquarellgemälde; Rahmen mit Versen Goethes, betitelt „Inschrift").
Revolution 379. 387. 434 (Schuld der Regierungen). 435. 577. Vgl.: Französ. Rev.; Julirevolution.
Revolutionär 107. 118. 200. 210. 263. 264. 433. 457. 711.
Rezensenten, Rezension 234. 484. 571. 610. Vgl.: Kritik; Kritiker.
Rhein 30. 35. 45. 67. 92. 93. 102. 154. 228. 288. 440. 576. 621.
Rheinbäder 228.
Rhein-Donau-Kanal 79. 476.
Rheinwein 272. 389.
Rhetoren 500. Rhetorik 196.
Rhetorisch 155. 480. 496.
Rhône, Fluß 339 f. 341.
Rhythmus 272.
Richardson, Samuel, engl. Schriftsteller (1689—1761).
Romane 180.
Richter, Jean Paul Friedr., genannt: Jean Paul (1763—1825) 33. 392. 393.
Briefe 675. Wahrheit aus Jean Pauls Leben (8 Bde. 1826—1833) 392.
Richtungen 464.
Riemer, Hofrat, Friedrich Wilhelm (1774—1845; Philologe, Hauslehrer in Rom bei Wilh. v. Humboldt, 1803—1812 bei Goethe; dann Prof. am Gymnasium und Bibliothekar in Weimar, erstere Stelle gab er 1820 auf; Mitarbeiter Goethes bei Drucklegung seiner Werke, auch Mitherausgeber von Goethes „Nachgelass. Werken"; bekannt sind seine „Mittheilungen über Goethe", 1841) 42. 43. 88. 93. 103. 110. 111. 112. 115. 120 (Porträt Ill.) 199. 311. 337. 415. 419. 421. 438. 440. 586. 588. 641. 652. 689. 695. 700. 707 (Porträt) f.
Gedichte 110. 311 (zum 2. Febr., Geburtstag des Großherzogs Karl Friedrich). 419 (Prolog). Vgl.: Goethe, Briefwechsel mit Zelter.
Riepenhausen, Franz (1786—1831) und Johannes (1789—1860).
Bleistiftumrisse (zur Kunstausstellung 1803 gesandt, von Goethe in der „Jenaischen Lit.-Ztg." besprochen, aber mit Bedenken im Einzelnen) 515.
„Rire de Mirabeau" von Cordelier-Delaroux.
Robinson, Therese Albertine Luise, geb. v. Jakob (1797—1870; Schriftstellerin, Pseudonym: Talvj) 108 („unser kräftiges Mädchen in Halle"). 633.
Volkslieder der Serben 108—110.
„Rob Roy" von W. Scott.
Rochusfest zu Bingen (am 16. Aug. 1814) 64.
„Roderik Random" von Smollet.
Roheit 205 (eines Edelmanns).
Röhr, Joh. Friedr., Generalsuperintendent (1777—1848) 88. 157.
Historisch-geograph. Beschreibung des jüd. Landes z. Zeit Jesu (1816; 6. Aufl. 1831) 356.
Rohrstühle 180.
Rom 70. 107. 136. 145. 198. 228. 229. 247. 277. 278. 279. 285. 287. 289. 293. 297. 315. 332. 354. 387 (Revolution). 402. Deutsche Künstler in R. 278. 387. Farnesischer Garten 287. Goethes Wohnung 278. 280 (auf dem Korso, links von der Porta del Popolo; seit 1872 Gedenktafel). Kupferstich von Rom 278. 279. 287 (kleiner Plan). Osterie 293 f. Porta del Popolo 279 f. Sankt Peter 277. 279. Sixtinische Kapelle 294. Tiberbrücke 293. Trinita di Monte 292. Vatikan 279. 292 f. Villa Borghese 287 (Garten).

Villa Ludovisi 277. 279. Villa di Malta 277. 278. 279. 288. 292.
Roman 94. 112. 125. 210. 224. 564. 574. 579. 590. Romanschreiber 421. 574.
Romanticismus 323.
Romantisch 94. 177. 203. 263 (das Romantische das Kranke) f. 269 (oder pathologisch). 284. 299. 322 f. 493. 551. 600. 604 (unselig-romantische Richtung). Rom. Schule 367. 550 (Frankreich) f. 576 (Frankr.) f. 579 (Frankr.). Vgl.: Französ. Romantiker.
Römer (die alten) 129. 182. Römer (moderne) 387.
„Römische Elegien" von Goethe.
Römische Geschichte 98 (nicht mehr an der Zeit). 187 (Handelstraktat mit Karthago, höherer Zustand der Kultur). Helden 45. Kaiser (Porträt) 294. Recht 273. Toga 403. Vorzeit 490.
Roos, Tiermaler, Joh. Heinr. (1631—1685) 75 f. 78.
Radirte Blätter 75 (Ill.).
Roquette, Otto, Schriftsteller (1824—1896).
Ausgabe der „Gespräche" 651.
Rose 457.
Rösel, Samuel.
Aquarelle: Goethes Haus (Ill., Titelbild) 707. Goethes Gartenhaus 80 (Ill.). 707.
Rosenkranz 268.
Rossini, Gioachino, ital. Komponist (1792—1868) 329. 367.
Barbier von Sevilla 341. Il Conte Ory 327. 328. 330. Moses 226. 229.
Rote Farbe 154. 281. 342. 344.
Rotes Meer 277.
Rothschild, Bankhaus 237. 287.
Rotkehlchen 526. 531.
Rousseau, Jean Jacques (1712—1778) 102. 341. 582.
Roux, Charles L.
Kupferstich: Schillers Wohnung in Jena 1797—99 522 (Ill.).
Royalisten 72.
Royer-Collard, Pierre Paul, französ. Philosoph u. Staatsmann (1763—1845) 204 („Demokrat").
Rubens, Peter Paul (1577—1640) 194 (außerordentliches Gedächtnis für die Natur).
Landschaften 537. Landschaft mit den doppelten Schatten 193 f. 203. 493. 494 (Ill.). 495. 686. 705.
Rückert, Friedrich, Dichter (1788—1866) 581. 710.
Östliche Rosen (1821 erschienen; von Goethes Divan beeinflußt; in „Kunst u. Alterthum" III, 3 von G. freundlich begrüßt) 54 f.
Ruhe 194. 328. 541. 609.
Ruhkopf, Dir. Friedr. Ernst 22. Vgl.: Hannover.
Ruhla (dialektisch: Ruhl, vgl.: Langensalza) im Thüringer Wald 389.
Ruhm 417. 557 f.
Rührendes 454. Rührung 209.
Russen 274. 275. 297. 595 (Besuch zweier R.; nach „Goethes Unterhaltungen mit Soret" S. 114 hieß der eine Joyeux).
Russisch 689.
Russisch-türkischer Krieg 274 (die Russen mußten von Schumla wieder zurückgehen). 287. 297 (Diebitsch eroberte am 20. Aug. 1829 Adrianopel; die Einnahme Konstantinopels verboten der Zustand des Heeres u. der Einspruch der Mächte).
Rußland 218.
van Ruysdael, Jakob (1628—1682) 90. 315.
Studien zu s. Kirchhof der Juden bei Amsterdam 315.

Saale 219. 516. 523. 524.
Sachsen 404. Die S. 190. 435 (Aussprache).
Sachsen-Weimar 373. 457. 555. 557. 558.
Sage 284.
de Saint-Aignan, Baron, französ. Gesandter 162 („bedeutender Mann in Paris"; vgl.: Düntzer, „Zwei Be-

kehrte", S. 426. 432 ff., und Geiger, „Aus Alt-Weimar", S. 191. 193 f.).
Sainte-Beuve, Charles Aug., französ. Kritiker u. Dichter (1804—1869) 576. 640.
Tableau historique et crit. de la Poesie franç. 576.
Saint-Hilaire s. Geoffroy S.-H.
de Saint-Pierre, Bernardin, französ. Schriftsteller (1737—1814) 340 f.
Paul et Virginie 340. La chaumière indienne 340.
Saint-Simon, Louis de Rouvroy, Herzog von (1675—1755) 575.
Mémoires complets et authentiques (1829/30) 575.
Saint-Simonisten 598.
Salomo, König von Israel.
Buch der Weisheit 611. 612.
de Salvandy, Narcisse Achille, Graf (1795—1856; seinen Roman „Don Alonso ou l'Espagne" schätzte Goethe) 288.
Salz 533. Salzbohrer 307 (in Stottern-heim, d. i. Karl Glenck). 416 (Salz-quellen).
Samenesche 465.
Sand, Karl Ludwig, Student, Mörder Kotzebues (1795—1820) 359. Vgl.: Turnanstalten.
Sänger 136. 177. 224. 326. 327 f. 330. 449. 451. 472. Sängerinnen 177. 326. 327 f. 330. 436. 449.
„Sängerkrieg auf der Wartburg" von Fouqué.
Sankt Gotthard 430.
Sankt-Peter s. Rom.
San Quirico, Dekorationsmaler 287 („in Mailand"). 327.
Sanskulotten 155.
„Sardanapal" von Byron.
Saul, Sohn des Kis 113.
Saunder & Otley 631 (engl. Buch-händler).
de Saussure, Horace Benédicte (französ. Naturforscher; 1740—1799) 255.
Savary s. Talleyrand.
v. Savigny, Friedr. Karl (1779—1861) 42 („mehrere andere angesehene Herren"; nach Sorets u. v. Müllers Bericht vom 14. Okt. 1823 war Savigny dabei). 273. Frau v. S., Schwester der Bettina v. Arnim 43 („geistreiche Dame", Kanzler Müller berichtet unterm 14. Okt. 1823, daß sie „viel von Beethovens Singularitäten und Geldverachtung" erzählte).
Savoyardenknabe 325.
Scafe, John.
King Coals Levee (1819) 438.
Scala, teatro della s. Mailand.
„Schachmaschine" von H. Beck.
Schachwitz, Gut 689.
Schafe 75. 365.
Schaffen 430.
Schale s. Trinkbecher.
Schall 266.
Schandy 533 f. Sterne.
v. Schardt s. Charl. v. Stein.
Schatten 256. 421. 433. 494. 686. Farbiger Doppelschatten 257 f. 259. Vgl.: Blaue und graue Schatten.
Schattierung 148.
Schauspiel 449. 450. 535. 590.
Schauspieler 50 (Individualität). 58. 92. 96. 122. 138. 152. 177. 235 f. 241. 246 (Sch. u. Dichter; auf den Leib schreiben). 271. 300. 314. 349. 422. 435 (Aussprache). 445. 446 (Hebung des Standes). 449. 450 (Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte) f. 452. 453 (Selbstbeherr-schung). 454 (Dialekt, Provinzialis-men; Tanzen, Fechten). 459. 460. 485. 486. 487 (körperliche Mittel; Studium antiker Bildwerke, alter und neuer Schriftsteller; Abhän-gigkeit vom Souffleur) f. 571. 601.
Schauspielerinnen 177. 446. 447.
Schauspielkunst 300. 444. Vgl.: Theater.
Scheinfarbe 185.
Schellhorn, F. W., Kammerarchivar 102 (2. Dez. 1824 Dienstjubiläum).
v. Schelling, Fr. Wilh. Jos., Philosoph (1775—1854) 82. 366 (rhetorisches Talent).
Rede an die Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität (am 30. Dez. 1830) 366. Über die

Gottheiten von Samothrake („die Kabiren“: 1816) 361. 366.
Schema 160. 161. 162. 264. 354. 380. 390.
Schickliche, Das 180. 242. 483.
Schicksal 24. 96. 195. 223. 312. 370. 371. 403. 534 (des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal).
Schicksalsidee 629. Vgl.: Griechen.
Schiefer 438.
Schikaneder, Emanuel (1751—1812). Text zur „Zauberflöte“ 420.
v. Schiller, Charlotte geb. v. Lengefeld (1766—1826) 382 („Einfluß von Frauen“). 518.
v. Schiller, Friedrich (1759—1805) 20. 57 philosoph. Richtung, Reflexion). 58. 63. 84. 86 (Stil). 87 (Verdienste) f. 101. 112—115 (stolz und großartig, Talent mehr deultorisch, für Theater geschaffen, „Sinn für das Grausame, Urteil; Äußeres; Handschrift). 126. 127 (Schiller oder Goethe? „überall ein paar Kerle“). 143. 144. 165 (seit 1800 nahm Sch. an der Theaterleitung teil; grandioser Geist und Charakter; „wenn Sch. sich die Nägel beschnitt“ ꝛc.). 169. 170 (sein Naturbetrachten; eigentliche Produktivität im Idealen). 172 (physische Natur: Schiller war es bei niederm, Goethe bei hohem Barometerstande wohl; Familie; Mäßigkeit; Irrtum Eckermanns vgl. S. 668). 191. 197 (Studium Kants). 211 (geborener Poet). 221 (erhabene Natur am Theetisch wie im Staatsrat) f. 238. 255 (etwas Gewaltsames in seiner Natur). 262 (Voreilendes in seiner Natur; Idealität). 263 (der philosophischen Spekulation müde). 278. 284 (Studium der Überlieferung). 300 (beständig krank). 314. 319. 323. 382 („Einfluß von Frauen unterworfen“: Charlotte v. Schiller und Karoline v. Wolzogen). 392 (in Jena: krank). 397 (Gedicht Goethes auf Schillers Schädel). 398 (Motiviren nicht seine Sache). 434 (Aristokrat, Freund des Volkes). 443. 446 („Verkehr mit Schauspielern“, starke Übertreibung Goethes). 486. 499. 514. 517 (großartiger Charakter, Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen) f. 518 (Geruch fauler Äpfel). 571. 576 f. 586. 595 (Praktikus im Streichen). 644. 648. 653. 667 (Aristokrat). 681. 710.

Leben: Jugend 171. 172 (in der Militärschule). 208; in Weimar (1787—89, dann 1799—1805) 172 (Gehalt: Irrtum Goethes). 521 (Haus). 667; in Jena (1789—1799) 300 (Goethe verwechselt die erste Begegnung im Sept. 1788 mit seinem spätern Besuch Schillers in Jena im Okt. 1791; letzterer ist gemeint; die Rückkehr aus Schwaben erfolgte erst am 25. Mai 1794). 518. 523 (mit Goethe; Wohnung, Ill.). 667; in Ettersburg (Mai 1800, wo er den 5. Akt. der „Maria Stuart“ schrieb) 514; Berufung nach Berlin (1804) 667. — Verhältnis zu Goethe s. unter Goethe.

Dramen: 57. 165. 166. 171. 172 (pathologische Stellen). 398 (Theaterwirkung). 445. 446. 471. 586. 668. Don Carlos 165 („seine ersten Stücke“; Schiller begann übrigens eine neue Bearbeitung nach seinem Brief an Goethe vom 20. März 1802). 392 (erschien schon 1787). 586. Bearbeitung von Goethes Egmont 254 f. Fiesco 165. 166. 499. 586. Kabale und Liebe 165. 499. Lustspiel im Geschmack von Goethes Bürgergeneral 246. 668. Die Räuber 114. 165. 166. 499. 586. 689. Tell 114 (von dieser Änderung spricht Schillers Brief an Goethe vom 15. März 1804). 170. 284. 382 („Schluß“: 5. Akt, 2. Szene, wo Schiller der Tat Tells die des Johannes Parricidas gegenüberstellt). 503 (statt „Winkelried“ muß es „Melchthal“ heißen). 504. 667. Wallenstein 57. 58. 74. 142. 169. 211. 398 (Goethes Anteil; Kapuzinerpredigt). 523.

Gedichte: Musenalmanach 101. 112. 595. Vgl.: Goethe, Balladen.

Nadoweſſiſche Totenklage 262 (Schiller hatte die Abſicht, noch einige Nadoweſſiſche Lieder folgen zu laſſen). Xenien 113 (Tierkreis). 238 (mit Goethe gemeinſam, gemeint ſind beſonders auch die „Votivtafeln", von denen mehrere auch in Goethes Werken ſtehen; vgl.: Goethe, Gedichte: Vier Jahreszeiten).

Proſaiſches: Horen 101. 112. 577. Vgl.: Goethe, Balladen. Über naive und ſentimentale Dichtung 57. 323.

Briefe: an Goethe 86. 114 (vom 24. April 1805, aber nicht der letzte, vgl. S. 667) f. 262. 667; an Humboldt 57 (gemeint iſt der Brief an H. vom 30. Nov. 1795; der Briefwechſel erſchien erſt 1830).

Schinkel, Karl Friedr., Architekt (1781—1841).

Bauriſſe, Vorlegeblätter 266 (Direktor Klöden hatte darüber in einem Programm der Berliner Gewerbeſchule berichtet).

Schlachten 464 f. 467.

Schlaf 541.

Schlechte, Das 101. 118. 123. 434. 488.

Schlechte Geſellſchaft 132 f.

Schlegel, Gebrüder, Auguſt Wilh. und Friedrich (1772—1829) 33. 85. 100. 127. 172 („berühmte deutſche Literatoren"; dieſe Äußerung Schillers, eben über die Schlegel, findet ſich in Goethes Brief vom 26. Okt. 1831 an Zelter). 323.

v. Schlegel, Aug. Wilh., Dichter (1767—1845) 393. 484 (außerordentliche Kenntniſſe; große Beleſenheit). 485 (eigenes Perſönchen). 496 (in Weimar; kosmetiſche Mittel). 497 (kein Mann; große Verdienſte). 673 (in Weimar). 689. Vgl.: Bonn.

Vorleſungen über dramat. Kunſt u. Literatur (1809—11) 483 (über Molière in der 22. Vorleſung) f.

Schleſien 129.

Schleſiſcher Krieg (1740—1763) 91.

Schlitten 182. 183. Schlittenfahrten 514.

Schloſſer, Friedr. Chriſt., Geſchichtſchreiber (1776—1861) 207.

Schloſſer, Joh. Georg, Schriftſteller (1739—1799; Goethes Schwager) 391.

Schloſſer, Joh. Friedr. Heinr. (1780—1851; Sohn des vor.; Goethes Neffe; ultramontaner Schriftſteller) 440.

Schloßgarten 606.

Schmaling, Kriminalrat in Halberſtadt 350 („Brief Goethes an einen Freund"; Schm. war mit G. in Pyrmont 1801 zuſammen).

Schmeller, Joſ., Hofmaler.

Goethe im Arbeitszimmer 458 (Ill.). 671. 708. Porträts der Freunde Goethes: 56 (Ill.: Eckermann). 120 (Ill.: Meyer u. Riemer). 416 (Ill.: v. Müller u. Soret). 707 f.

Schmidt, Reg.-Rat Chriſtian Friedrich (Klaviervirtuoſe und leidenſchaftlicher Verehrer Beethovens) 43. 415. Vgl.: Karl Eberwein.

Schmidt, Maria, Sängerin 279.

Schmidt, J. J., ſ. „Aſiat. Horden".

Schminke 328.

Schnee 255. 256. 257. 259. 364. 368.

Schneeglöckchen 389.

Schnellpoſt (ſeit 1821 in Preußen eingeführt) 451. 691.

Schnorr v. Carolsfeld, Franz, ſ. „Archiv f. Literaturgeſchichte".

Schnürbrüſte 492.

Schön, Friedr. Gotth.

De personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentat. (Lipsiae 1831) 353.

Schöne, Karl Chriſt. Ludwig.

Brief („eines jungen Studirenden") an G. (22. Juli 1821) 119.

Schöne, Das 174. 179. 277. 278. 298. 404. 462. 473. 490 (ein Urphänomen). 493 (immer vernünftig). 543. 577. 604.

Schöne Künſte 13. Literatur 130. Menſch 181. 278 (ſchöne Menſchennatur).

Schönemann, Eliſabeth (Goethes Lili, verheiratete v. Türckheim; 1758—1817) 94. 95. 96. 573 f. 669.

Schöner, Joh., ſ. Globus.

Schönheit 203. 304. 384. 385. 390 (des Körpers). 403. 428 („junge Sch.

der Weimarischen Gesellschaft"). 444. 458. 488. 492. 501. 505. 545. 709.
Schönheits-Katechismus der Philister 492.
Schönkopf s. Weinkeller.
Schopenhauer, Arthur, Philosoph (1788—1860; besuchte Goethen 1819) 260 (*** vgl. 688 f). 425 f. (Über das Sehn und die Farben 1816.)
Schopenhauer, Johanna, Schriftstellerin (1766—1838; Mutter des Philosophen, seit 1806 in Weimar und mit Goethe befreundet) 287. 288.
Schöpferisch 203. 440.
Schöpfung 364 (der Mensch das Ziel der Schöpfung). 365. 554. 615 (sechs Schöpfungstage). Schöpfungsmaximen 597.
Schorn, Hofrat J. K. L. (1793–1842) 637.
Schotten 233 (frühere Pedanterie verwandelt in Ernst und Gründlichkeit).
Schottische Bogen 467.
Schottisches Gedicht s. „Good man and good wife 66.
Schottland 395.
Schreckliches 445.
„Schrift" („eine kleine") s. Eckermann, Beyträge.
Schriftsteller 20 (Nutzen aus dem Studium eines großen Schriftstellers). 85 (persönlicher Charakter). 86 (Stil und Charakter). 360 (Denkmale aus verschiedenen Stufen seines Lebens). 395 („bekannter Schr.", s. Menzel und Börne). 590. 598. 599. 696.
Schriftstellerinnen 318.
Schrön, Ludw. Heinr., Professor (1799—1875; Inspektor der Sternwarte in Jena) 522. 523.
Aufsatz über Kometen 387.
Schubarth, Karl Ernst (1796—1861; vom 24.—28. Sept. 1820 bei Goethe, der ihn für seine Arbeiten zu gewinnen gedachte, aber später von diesem Plane abkam) 44. 62 („mit den Philologen verdorben" durch seine Schrift: „Ideen über Homer und sein Zeitalter" 1821). 622. 625.
(Mit Carganico:) Über Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosoph. Wissenschaften insbesondere (1829) 244. Zur Beurteilung Goethes (1818, 2. Aufl., 2 Bde. 1820) 622.
Schulen 21. 239. 463. 547. 548. 559. 560.
v. d. Schulenburg, Friedr. Albr., Graf (1772—1853; sächs. Geheimrat u. Gesandter in Wien) 505.
Schüler 186. 187. 260. 291. 316. 383. 411. 567.
Schuljugend 587.
Schultz, Christoph Ludwig Friedrich, preuß. Staatsrat (1781—1834) 40 f. 625.
Briefwechsel mit Goethe 31.
Schuster (in Rom) 294.
Schutzblattern 362 f.
Schütze, Stephan, Schriftsteller (1771—1834; seit 1804 in Weimar; Hofrat) 141. 214. 415.
Heitere Stunden (1821, 3 Bde.) 141.
Schwabe, Joh. Fr., Oberkonsistorialrat (1779—1834; seit 1827 Hofprediger in Weimar) 367 f.
Predigten 367. Schulbücher (z. B. sein „Lese- und Lehrbuch zum Bedarf der Volksschulen", 6. Aufl. 1829) 367.
Schwaben (Territorium) 382 (Herzog von S., Johann Parricida). 392. 405. 644. Die Schwaben 435 (Aussprache).
Schwäbische Schule 639.
Schwache, Das 249 (Charakterzug unseres Jahrhunderts). 264. 357 (Es lebt ein schwächeres Geschlecht). 387. 445.
Schwäche 212. 363.
v. Schwanefeld (Swanevelt), Herrmann (1600—1655?) 402 (Landschaften).
Schweden 242 (Königin d. i. Luise Ulrike). 552. 644.
Schweitzer, Chr. W., Geheimrat (1781—1856; seit 1818 Mitglied des weimar. Staatsministeriums) 453.
Schweiz 46. 51. 67 (Eindruck auf Goethe). 170. 284. 424. 429 (Gebirge) f. 502 f. 504. 557. 609. 642.

„Schweizerreise im J. 1797" von Goethe.
„Schwestern von Prag", Volksoper von Wenzel Müller.
Schwester und Bruder 478. 479. 480 f.
Schwimmen 543.
Scott, Walter, schottischer Dichter (1771—1832) 101. 111. 184. 224 (Kenntnis der menschlichen Natur, der realen Welt; Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung). 228. 230 (Kunstverstand). 231 (Verfasser des Waverley). 232. 375 (nicht seines Gleichen). 376 f. 378 (Darstellung des Details) f. 507 („schwere Verluste" durch den Bankerott seiner Verleger Ballantyne und Constable, an deren Geschäft er Teilhaber war; um sich von der Schuldenlast, die ihm dadurch erwuchs, zu befreien, schrieb er das „Leben Napoleons"). 682. 710. Brief an Goethe (Goethe hatte am 12. Jan. 1827 an Scott geschrieben) 505—508. Familie 506. 507 (Frau, Söhne, Töchter). 508.

Werke 111 (Nachbildung der Mignon). 184 (Mignon). Fair maid of Perth 223. 224 f. 228. 229 f. 506? Übersetzung des „Götz von Berlichingen" 506. Ivanhoe (1819 in der 3. Reihe der „Tales of my landlord" erschienen) 375. 378. Kenilworth (1821; „benutzte eine Scene meines ‚Egmont'"; Goethe hatte den Roman 1821 gelesen) 111. Leben Napoleons (1827; Scott schickte es Goethen zu) 507. 508. 563 (Ungenauigkeit, Parteilichkeit; Goethe fällte darüber an Soret am 22. Jan. 1830 ein strenges Urteil). Rob Roy (1817) 376. Waverley (1814) 209. 230 f. 232.
Scribe, Eugène, französ. Theaterdichter (1791—1861) s. Auber.
v. Seckendorf, Karl Sigm. Freiherr, Kammerherr (1744—1785; seit 1775 in Weimar) 556.
See, zugefrorener 187.
Seele 77 (Zustände und Leidenschaften). 239. 294 (Leib und Seele ewiges Problem) f. 604.
Seeluft 542. -Städte 457 f. -Ungeheuer 311 (auf der Bühne).
v. Ségur, Phil. Graf (1780—1873). Histoire de Russie et de Pierre le Grand (1829) 290.
Seidel, Max Joh., Schauspieler (seit 1822 in Weimar engagiert) 217. 442. Frau Dorothea S. geb. Meyer (1823 nach Weimar) 246.
Seidel, Philipp (1753—1820; „alter Diener Goethes" bis 1810, als Rentamtmann in Weimar 1820 gestorben) 139.
Seidler, Luise, s. Fries.
Sekretär Goethes 159 (d. i. C. F. John).
Selbstbeherrschung 322. 412. 453.
Selbsterkenntnis 285. 289.
Selbstmord 589.
Selbstquäler 202.
„Semmelköpfe" 514.
Sensibel, Sensibilität 264. 300.
Sensualisten 252.
Sentiment 201. 209.
Sentimental 249. Das Sentimentale 201. 445. Sent. und naive Poesie 57.
Sentimentalität 209. 420 f.
Serbische Gedichte 108 f. 110. 178 f. 223. Vgl.: Gerhard; Talvj.
Serbische Literatur 181.
Sesenheim 288. 315. 548.
Shakespeare (1564—1616) 68 (große Manier). 70. 71 (Family-Shakespeare). 85 (Wesen höherer Art) f. 101. 110 f. 116. 118. 119 (Heiterkeit). 133 (Sh. in Bildern, engl. Kupferwerk; kein Theaterdichter; „in silbernen Schalen goldene Äpfel," vgl. Frauen). 134. 143 (als Theaterdichter und Dichter; Psychologe). 144. 182 (Charaktere). 208. 239. 284. 297. 319. 428. 429 f. 459 (als Theaterdirektor). 484. 489. 615.

Dramen 21. 116. 133. 143. 186 (heitere Scenen). 284 (Benutzung der Chroniken). 445. 496 (für die Bühne bestimmt). 540. Hamlet 83. 111 (altengl. Volkslied Opheliens im 4. Akt, 5. Szene; Goethe hatte es wesentlich umgestaltet). 540. Heinrich IV. (Falstaff) 116. Macbeth

133 (bestes Theaterstück) f. 144 f. 495 (1. Akt, 7. Szene; Macduff: 4. Akt, 3. Szene). 496. Romeo u. Julie (3. Akt, 5. Szene) 257. Troilus und Cressida 134. Der Widerspenstigen Zähmung 111 („eine Situation", IV 5).
‚Sichtbaren, Die" (Zeitschrift in Frankfurt im Verlag des Buchdruckers Bayrhoffer, 1766) 139.
Siebengebirge s. Hönninghausen, Roeggerath.
Siebenjähriger Krieg (1756—1763) 71. 72.
„Sieben Mädchen in Uniform" von Angely.
Simplon, Paß 330.
„Simson" von Milton.
Singen 136.
Singvögel 527. 528.
Sinne, Die 185. 188. 251. 253. 369.
Sinnenlust 582.
Sinnlich 97. 177. 360. 390. 411. 479.
Sinnliche, Das 548. Sinnl. Gegenstände 21.
Sinnlichkeit 148 (den jungen Malern gänzlich verloren gegangen) f. 245 (keiner Kunst entbehrlich). 367.
Sirach, Jesus.
Sprüche 611. 612.
Sittenverderbnis 176.
Sittlich 70. 180. 181. 248. 270. 305. 359. 390. 594. 611. Das Sittliche 117. 195. 243. 252. 487 (wie das S. in die Welt gekommen). 488 (das Sittlich-Schöne). 508. Sittl. Bildung 233. Großheit 356. Kultur 127. 356. 614. Schönheit 488. Tendenz 481. Wirkung 481.
Sittlichkeit 487. 561. 612. 613.
Situationen 24 (im Drama). 63 (im Gedicht). 108. 110. 133. 147. 160. 180. 224. 229. 231. 299. 316. 540.
Sixtinische Kapelle s. Rom.
Skelette 522.
Skeptiker 253.
Sklavenhandel 295.
Smeraldina, Schauspielerin 669.
Smollett, Tobias, engl. Romanschriftsteller (1721—1771).
Roderick Random 201.
Sodom und Gomorrha 69.
Sokrates, griech. Philosoph (470—399 v. Chr.) 485.
Soldaten 64. 195. 263.
Solger, Karl Wilh. Ferd. (1780—1819) 173. 174 (Liebe zu Goethe). 175.
Übersetzung des Sophokles 173. 207. Nachgelassene Schriften und Briefe (hrsg. von Tieck und Raumer) 173 (Brief an Tieck über die „Wahlverwandtschaften") f.
Solide 566.
Solling, Teil des Wesergebirges 491.
v. Sömmering, Sam. Thom., Anatom und Physiolog (1755—2. März 1830; mit ihm stand Goethe seit lange in Verbindung) 586. 597 (wollte anfangs nicht an den Zwischenknochen glauben).
Sonne 91. 297. 364. 369. 388. 424. 466. 473. 613. 615. Sonnenflecke 552. -Licht 255. 258. 281.
Sonnerat s. Goethe, Gedichte: Paria.
Sonntag 450 (Theater am S.; bisher war nur an 3 Wochentagen gespielt worden).
Sophokles, griech. Tragiker (496—406 v. Chr.) 21. 125. 152. 182 (Charaktere). 479. 480 (seine Charaktere; rhetorische Bildung). 481 (sittliche Tendenz; Theaterkenntnis). 484. 485.
Dramen 470. 471. 476. 479. 480. 481. Ajax 478. 479. Antigone 476. 478. 479. 480 (die „Stelle" Vers 905—912; schon Aug. Ludw. Jacob hatte sie 1821 für unecht erklärt, A. Böckh aber 1824 sie verteidigt wie schon Aristoteles; eine ähnliche Stelle bei Herodot III, 119; die Frage ist bis heute noch ungelöst) f. 487 (hohe Sittlichkeit) f. 489. Ödipus 476. 477. 481 f. Philoktet 183. 481 („alt" ist Philoktet nicht; auch kommt erst Neoptolemus zum Phil., und als dieser schwankt, erst Odysseus) f. Trachinierinnen 478.
Übersetzungen: von Solger 173. 207; von Georg Thudichum (1827—38) 207.

Soret, Hofmaler 677.
Soret, Friedrich Jakob (Sohn des vor.; am 13. Mai 1795 zu Petersburg geboren, seit 1800 in Genf erzogen, übernahm 1822 auf den Wunsch der seiner Familie gewogenen Großfürstin Maria Pawlowna die Erziehung des vierjährigen Erbprinzen Karl Alexander; er hatte wegen der Unduldsamkeit der Genfer Theologen das Studium der Theologie mit dem der Naturwissenschaft vertauscht; nach Vollendung seiner naturwissenschaftlichen Studien war er zur weitern Ausbildung nach Paris gegangen, wo er sich mit dem Mathematiker und Physiker Jean Baptiste Biot befreundete, dessen Lehre über die Polarisation des Lichts Goethe widerwärtig war; er blieb bis 1836 in Weimar, verheiratete sich dann mit Louise Bertheau in Hamburg und kehrte nach Genf zurück, wo er seinen wissenschaftlichen und politischen Interessen lebte; er starb 18. Dez. 1865) 58. 175 f. 248. 313. 332. 343. 345. 369. 380. 392. 412 (Verhältnis zu Goethe) f. 416 (Porträt, Ill.). 633. 642. 658. 661. 676. 677 (S. und Goethe) f. 679 (nach Weimar). 680—686. 707 (Porträt) f. Familie, Eltern und Bruder 333. 347.
Aufsatz über die „Gespräche" 636. Briefe an Eckermann 345. Gedichte (Trilogie: L'invocation du Berger, L'Etoile filante, Minuit; die ersten beiden Teile erschienen in der Zeitschrift „Création", der letzte im „Chaos") 607 f. 682. Tagebücher 413. 642. 658. 676—686. Auszüge für Eckermann zum 3. Teil der „Gespräche" 642. 666. 669. 676. 679 f. 681. 682 f. 684. 685. Übersetzung der „Metamorphose der Pflanzen" 344. 362. 369. 383. 413. 678.
Sorge 96.
Souffleur 487. -Kasten 303. 326.
Spanien 71 (Feldzug der Franzosen). 542.
Spanier 71. 421.
Spanischer Hof 254. Span. Sprache 105. Stücke 151.
Spechte 524.
Spekulation 57. 73. 86. 263. 548.
Sperlinge 509.
Spezia, La (nicht Spezzia; am Golf von S.) 334.
v. Spiegel, Oberhofmarschall 287. Frau Emilie v. Sp. 73 (Stammbuch, vgl.: Goethe, Gedichte). Sohn Karl 403.
Spiel 313.
Spindler, Karl, Romanschriftsteller (1796—1855) 601 („deutscher Schriftsteller", geplante Berufung nach Weimar, vgl.: 680).
Spinoza, Baruch, Philosoph (1632—1677) 372.
Spirale 362. 390. Spiraltendenz der Pflanzen 550. 564. 605. Vgl.: v. Martius.
Spiritus 150. Spirituosen 172.
Spottvogel 510.
Sprache 602—604 (Unzulänglichkeit).
Sprachlich 21.
Sprunghaftes 457.
Staat 117. 120. 264. 267. 362. 385. 478. 479. 538. 559 (Körper mit vielen Gliedern). 599. Staaten 98. Staatsangelegenheiten 404. -Bürger 599. -Diener 548 (theoretisch-gelehrte, nicht praktische Kenntnisse) f. -Dienst 601. -Männer 122. -Tugend 478. 479. 480. -Verbrechen 480. -Verwaltung 535. 587.
„Staberle" (Wiener Possenfigur) 83.
Stadelmann, J. Karl W. (Goethes Diener bis 1. April 1824) 29. 30. 45. 46. 47. 51. 59. 60. 70. 74. 81.
Städte 52. 199. 225. 560. Städter 384. 385. Städtische Einrichtung, Verwaltung 52.
Stadthaus s. Weimar.
v. Staël, Anne Luise Germ., franz. Schriftstellerin, geb. Necker (1766—1817) 416.
Stahr, Adolf.
Eckermann-Nekrolog 701—704.
Stände 405.
„Standhafter Prinz" von Calderon.

Stanzen 169.
Stapfer, Philipp Albert.
Franz. Übersetzung der Dramen Goethes („Oeuvres dramatiques de Goethe", 4 Bde., 1826) 420? 497.
Stapfer (nach Goethes Tagebuch vom 3. Mai 1827: „Herr Stapfer aus Bern, Verwandter des Übersetzers") 501. 502.
Starck, Pfarrer Joh. Jak., s. Freunde.
Statuen s. Bildsäulen.
Stauffacher (im „Tell") 503.
v. Stein, Charlotte, geb. v. Schardt, Goethes Freundin (1742—1827) 520 f. 669. Vgl. Goethe, Werke: Italienische Reise.
Steinarten, Steine 52. 124.
Steinsalz 307. 416.
Stendhal s. Beyle.
Sterling, engl. Konsul in Genua 347.
Sterling, Charles (Sohn des vor.; durch Byron an Goethe empfohlen, vgl.: Byron, Briefe; August v. Goethe hatte ihn in Genua getroffen) 339. 341.
Brief an Eckermann 334.
v. Sternberg, Kaspar Graf (1761—1838; Goethe lernte ihn 1822 in Marienbad kennen, wonach sich ein lebhafter brieflicher und wissenschaftlicher Verkehr entwickelte; St. war schon Juli 1824 in Weimar) 197 (Persönlichkeit, Kenntnisse, Wirkungskreis; seine Geschichte) f. 199.
Briefe an Goethe 476. Flora subterranea 197.
v. Sternberg, Jaroslaw 129. Vgl.: „Asiat. Horden".
Sterne, Lawrence, engl. Dichter (1713—1768) 239. 308.
Tristram Shandy (1759—66) 533. Yoriks empfindsame Reise (1765) 546 (in dem Kap.: Der Zwerg).
„Stern von Sevilla" von Zedlitz.
Stickel, Joh. Gust., Orientalist (1805—1896 Prof. in Jena; war nach Tagebuch am 22. März 1831 bei Goethe, nicht am 21., wie Eck. angibt) 387.
Stieglitz, Heinrich, Dichter (1801—1849) 693. 698 (Briefwechsel mit Eckermann).
Stieler, Jos., Hofmaler (1781—1858; seit 26. Mai 1828 acht Wochen in Weimar) 549. 550.
Goethe-Bildnis 9. 549 (Ill.) f. 679. 707. 708. Porträt der Charl. v. Hagn 549 f.
Stil 113. 185. 383 (guter St. in Deutschland). Stil verschiedener Schriftsteller 86.
Stiller Ozean 475. 476.
Stilling s. Jung.
Stimmung 162. 201. 261. 264. 272. 279. 300. 665.
Stoffartig 284.
Stoffe s. Gegenstände.
v. Stolberg, Christian Graf (1748—1821) 95. Vgl.: Kritiker.
v. Stolberg, Fr. Leop. Graf (1750—1819) 95. Vgl.: Kritiker.
v. Stosch, Philipp, Baron (1691—1757) 204 („Kabinet").
Stotternhein, Dorf in S.-Weimar 307 (Saline).
Straßburg i. E. 288. 337. 341.
Münster 45. 535.
Straßenbau 52.
Strauß, David Friedr., theologischer Schriftsteller (1808—1874).
Leben Jesu 635.
„Strauß, Der" (Lied) 217.
Strauß (Vogel) 527.
Streckfuß, Karl, Geheimrat (1779—1844; Dichter und Übersetzer) 515.
Streichen von Gedichten 595.
Strixner s. Lithographien.
Stücke für Männer 84; in Prosa 46 (Probirstein des Talents). 246.
Studenten 67. 119 („junger Studirender" d. i. Schöne) f. 166. 359. 385. 415 (Aufstand der Jenaer St.). 437 („Studiosus der Theologie") f. 448. Vgl.: Jena; Schelling.
Studien 120. 300.
„Stumme von Portici" von Auber.
Stürme (und gewaltsame Naturerscheinungen) 102.
Sturm- und Drangperiode 247.

Stuttgart 46. 51. 414. 560. 566 (Druckerei Cottas war in Augsburg). 626. 651. Militärschule 172.
Subjekt 99. 120. 197. 213. 256.
Subjektiv 87. 137. 257. 258. 323. 369. 372. 439. 476. 579. 710. Das Subjektive 185. 240. 361. 425. Subj. Epochen 137. Erscheinungen 255. 256. 258. Richtungen 136. Urteil 127.
Subjektivität 99. 135. 711.
Subskription 25. 647.
Succeß 87. 88. 450 f.
Suchen und Irren 467.
Südsee-Inseln 545. -Insulaner 703.
Suezkanal 476.
Süjet s. Gegenstand.
Sultan 423.
Sünde 649. Sündenfall 612.
Sündflut 81. 226.
v. Sussex, Aug. Friedr. Herzog (1773—1843) 292.
Sutor, Christoph (Goethes Kammerdiener von 1776—1788) 669 f.
Swanefelt s. Schwanefeld.
Sylvestre, Fräulein (in Genf) 333. 339.
Symbol 149. 166. 289. 320. 392. 399. 482. 553. Symbolisch 92. 142. 329. 375.
Symmetrie 606 (Lehre von der S.).
Synthese in der Naturwissenschaft 251. 259. 455. 597. 711. 712.
Syrische Wüste 536.
System 712.
Systole 711.
Szymanowska, Madame, geb. Wolowska (erste Klavierspielerin der Kaiserin v. Rußland; ihr gilt das 3. Stück der „Trilogie der Leidenschaft") 46. 48 f. 51 (Kraft und Fertigkeit). 57. 422. 608.

Tabackspfeifen 387.
Tabellen 598.
Table d'hôte 325. 328. 333. 345.
Tagesgeschmack 578.
Tageslicht 257. 258.
Talent 101. 102. 107. 119. 120. 138 („Talente jetzt zu hunderten") 148. 149. 156 (muß sich durch Kenntnisse nähren). 157. 172. 220. 221. 233. 243. 246. 247. 248. 250. 275 (das Angeborene des T., Facilität). 283. 286. 291. 294. 299. 357. 358 (nicht erblich). 394. 395. 415. 447. 453. 472. 474 (geborenes T.). 484. 498. 499. 500. 537. 559. 578. 582. 586. 600. 604. 609. 610. 611. Vgl.: Forcirte T.
Taler 558.
Talleyrand-Périgord, Fürst Charles Maur. (1754—1838) 590 (T. war bei der Begegnung Goethes mit Napoleon nur kurze Zeit zugegen; er und Savary stellten Goethe vor).
Talvj s. Robinson.
Tannenhölzchen 368.
Tänze 185. 514. Tanzen 454.
„Tartüffe" von Molière.
Taschenbücher 38. 08.
Taschenspielerkunststückchen 600.
Tasso, Maler, Agustino (nicht Antonio!, 1566—1642) 291.
Tasso, Torquato (1544—1595) 440 (Ceder des Libanon). 498. 504 (Leben).
Befreites Jerusalem 440. 501.
Tastu, Mad. Amable (1798—1885). 318 (Porträt).
Gedichte 493.
Taten 535. 536. 551. 610. 614.
Tätigkeit 194. 220. 245 (Gewißheit der Unsterblichkeit). 298. 308. 315. 331. 399. 400. 432.
Tatkraft 463. 548. Tatkräftig 542.
Tatsachen 39. Vgl.: Fakta.
Taube 703.
Taugenichtse 590.
Taunus, Gebirge 324.
Teatro della Canobiana und della Scala s. Mailand; T. dell' arte s. Venedig.
Technik 559.
Technik, Technisches in der Kunst, Musik und Poesie 17. 110. 120. 122. 126. 158. 179. 353. 354. 713.
Teegesellschaften im Goethe-Hause 41. 46. 231. 452. 461. 496. 531. 671.
Teegespräch 461.

Teilnahme 319. [480.
Teiresias („Antigone" des Sophokles).
„Telegraph", hrsg. von Beurmann 637.
Teleologische Ansicht, Richtung in der Naturwissenschaft 197. 364 f.
Tellsage 502—504.
Tellurisch 192.
Temperament 300.
Temperatur 552.
„Temps, le" (oppositionelle Zeitung) 311. 315. 566. 571. 575.
Tendenzen 89. 90. 112. 210. 368. 467. 475. 490. 553. 557. 564. Wahre u. falsche T. 121. 286. 289 f.
Teniers, David d. J. (1610—1690). Gemälde 224.
Teplitz 552.
Terzinen 504.
Testament, Altes und Neues, s. Bibel.
Teufel 577. Teufels- und Hexen-Wesen 140.
Tewes, Friedrich.
Aus Goethes Lebenskreise 698. Eckermanns Faustbearbeitung 699.
Theater 24. 25. 34. 42. 43. 45. 47. 52. 89. 105. 114. 115. 117 (Verwandlung der Szene). 123 (Kenntnis der Bühne). 133. 134. 137 (bloß für Männer und Frauen). 138. 142. 144. 151 (Repertoir). 164. 177. 185. 194. 226 (auf dem Th. soll man nicht beten). 231. 235. 241. 246 (für das Theater schreiben ein Metier, das man kennen muß). 255. 279. 301. 308. 329 (nächtliche Szenen). 351. 359. 367. 422. 444 f. 449 (Spielen am Sonntag; Einnahmen) f. 451 (Einstudiren; Wiederholungen). 453 (Wahl neuer Mitglieder). 454 (Besetzung von Stücken). 456. 458. 459 (Zweck: Geld zu verdienen; Einnahmen) f. 479. 481. 482. 496. 570. 571 f. 693. Beleuchtung 329. Dekorationen 177. 248. 287. 314. 327. 367. 445. 448. 449. 452. Garderobe 177. 314. 327. 367. 445. 449. Gastrollen 143. 152 (vier Theater mit Gastrollen versehen). Verwandlungen 367.
Theater-Bearbeitungen 115. -Darstellung 50. -Dichter 133. 143. 485. -Direktoren 367. 459. 460. -Form 143. -Gesetze 460 (nur Strafbestimmungen). -Katechismus s. Goethe, Regeln für Schauspieler. -Kenntnis 481. 482. -Leitung 143 (Feststehendes und Zufälliges). 451. 453. 459. -Repertoir 143 (neue Stücke). 241. -Stücke 134. 142. 143. 144. 169. 246 (auf dem Papier). 403. 445. 450 f. 454 (Besetzung). 484. 586. 591 (moralische Wirkung). -Wirkung 398.
Theatralisch 142. 143. 359. Effekte, Wirkung 420. 481. 483.
„Théâtre de Clara Gazul" s. Mérimée.
Theologen 437. 489. 677.
Theoretiker 439.
Theoretisch 28. 34. 52. 396. 403. Theoret. Geist 240.
Theorien 483. 548.
Theseus 69 (Medaille und antike Gemme, Ill.). 321.
Thessalische Hexen 366.
Thibaut, Ant. Fr. Just., Rechtslehrer (1772—1840) s. Heidelberg.
Thomas, Bürgermeister, s. Frankfurter Freunde.
Thoms s. Chinesischer Roman.
Thomson, James, engl. Dichter (1700—1748).
Gedichte: Die Jahreszeiten (1730) 403; über die Freiheit 404.
Thudichum, Georg (1794—1873) s. Sophokles.
Thüringen 513. Thüringerwald 512.
Tiber 279. 293 (Anekdote einer nächtlichen Überfahrt).
Tieck, Ludw. (1773—1853) 33. 85 (Talent von hoher Bedeutung). 228 (Rheinreise; in Weimar). 231 (als Vorleser). 232. 673 (in Weimar). 710. Briefwechsel mit Solger 173. Frau Amalie T., geb. Alberti (vermählt 1798, gest. 1837) 228. 232. Töchter: Dorothea (1799—1841; Mitarbeiterin ihres Vaters) 228. 232. Agnes (geb. 1805) 228. 232.

Tiedge, Christ. Aug. (1752—1841) 73. 74 (seit 1819 lebte T. als Hausfreund bei Elise v. d. Recke in Dresden).
Gedichte 73. Urania (1801) 73.
Tiefurt, Lustschloß nebst Park, dreiviertel Stunden von Weimar (seit 1781 der Lieblingsaufenthalt der Herzogin Amalia) 49 (Gedicht auf T.). 53. 91. 502. 530.
Tiere 13. 204. 236 (Darstellung bei den Griechen). 365. 382. 403. 531. 554. 613. 702. 703. 709. 711. Vgl.: Malerei.
Tierkreis s. Schiller, Xenien.
Tierschädel 252. 365. -Welt 249 f.
Tiger 703.
Tiroler Sänger 217. 218.
Tischler 464. 466.
Titel von Gedichten ꝛc. 178.
Tizian (1477—1576, größter Maler der venez. Schule) 357. 387.
Venus (Kopie von Kolbe) 415.
Tobias (Altes Testament) 611 f.
Tod 91 (Unsterblichkeit). 313. 314. 570. 573. 590.
Tollhäuser 588. 589.
Ton (Tonerde) 438.
Tonlehre 187.
Tonndorf, drei Stunden südlich von Weimar 214.
Töpfer, Karl, Lustspieldichter (1792—1871).
Hermann und Dorothea (in Wien 1820 aufgeführt, 1824 in Weimar) 246.
Töpffer, Rud., Maler und Novellist (1799—1846) 599 (durchaus originell) f. 609. 684.
Zeichnungen 599 f. 609. Abenteuer des Doctor Festus („Le Dr. Festus") 600. Aquarellbilder 609.
v. Törring, Graf Jos. Aug. (1754—1836).
Agnes Bernauerin (1780) 377.
Toschi, Paolo, ital. Kupferstecher (1788—1854) s. Gérard.
Tote, Das 251.
Tournai in Belgien 16.
Tradition 280. 670.
Tragisch 94. 95. 126. 312. 478. 488. 609. Das Tragische 112. Trag. Handlung 478. Helden 482. Konflikte 478. Kunst 478. Künstlerinnen 177. Personen 478. 482. Schicksal 478. Schicksalsidee der Griechen 403. Situationen, Sujets 314. 471. 482. 571. Stimmung 481.
Tragödie, Trauerspiel 84. 143. 151 (schlechtes). 177. 179. 185. 209. 269 („Trauerspiel eines jungen Dichters", nicht näher festzustellen). 354. 445. Vgl.: Griechische Tragödie.
Transcendieren 189.
Trapp, Arzt 700 f.
Trappe 464.
Trauben 235. 621.
Träume 154. 518—522. 533. 542—544. 545. 561. 577.
Treppe 268 (in Belvedere). 322 (Begriff der schönen Treppen).
Treuttel & Würtz, Buchhändler in Paris 507.
Trilogien 54. 607 f.
Trinità di Monte s. Rom.
Trinkbecher, goldener 513. 514. 621.
Trinkgläser (wie Goethe sie zuerst 1822 in Karlsbad gefunden hatte) 253.
Tristram s. Sterne.
Trivial 548.
Trochäisch 272.
Troja 78.
„Troilus u. Cressida" von Shakespeare.
Tropus 603.
Truthahn 464.
Tüchtiges 128. 130. 144. 500. 551.
Tuffstein 438.
Tugend 480.
Tulpen 389.
Turban 276.
v. Türckheim, Friederike Elisabeth Cäcilie (Enkelin Lilis; geb. 1808, Tochter Karls v. T. und seiner Gattin Cäcilie Waldner v. Freundstein) 573 (in Weimar 1830). 574. Vgl.: Schönemann.
Turin 333.
Türkei 274.
Türken 164. 200. 287. 290. 376.

Türkische Gefangene 275 f. Sprache 641. Vgl.: Russisch-türk. Krieg.
Turnanstalten, -lehrer, -übungen 462 f.
„Two Foscari" von Byron.
Tyrannen 457. 575.
Tyrtäische Poesie 212.

Übel 599.
Überlieferungen, das Überlieferte 77. 179. 184. 189. 262. 284. 306. 401. 425. 479. 613.
Übermut 586.
Übersetzungen 175. 281. 305. 424. 576.
Übersinnliche, Das 381.
Übung 401.
Uhde, Hermann.
Goethes Briefe an Soret 679.
Uhland, Ludwig, Dichter (1787—1862) 44 (Popularität). 405 (politische Richtung). 639. 710.
Gedichte (1815; 2. verm. Auflage 1820) 44. Balladen 44.
Ultras 553. Ultra-romantische Richtung 577. 578.
Ulyß 183.
Ülzen in Hannover 15.
Umarbeiten 98.
„Um Mitternacht" s. Goethe, Gedichte.
Umsturz 457. 568.
Unbedeutendes 10.
Unbegreifliche, Das 344.
Unbeständigkeit der irdischen Dinge 200.
„Und hätt ich nicht gerüttelt" 338 f. Goethe, Faust (2. Teil: Helena).
„Undine" von Fouqué.
Unerforschliche, Das 371. 372. 373.
Unerhörte Begebenheit 178. 183.
Unerreichbare Talente 297.
Ungerechtigkeit 433.
Unglaube 90.
„Universal-Bibliothek" (Reclam) 651.
Universalität 551. 564.
Universitäten, Akademien 21. 23. 25. 26. 27. 68 f. 239. 425. 500. 559.
Universum 131.
Unmittelbarkeit 59.
Unmöglichkeit 573.
Unmoralische Wirkung 590 (eines Buches) f.
Unnatürlich 165.
Unpoetisch 202. 578.
Unpraktisch 598.
Unproduktiv 536. Unproduktive Stimmung 539. 540. Zeit 353.
Unsittlich 24. 70. 181. 375.
Unsterblichkeit 73. 74 (Unsterblichkeitsgedanken). 91. 177. 244 f. 294 f. 544 (Möglichkeit einer künftigen Existenz).
Unstrut, Nebenfluß der Saale 512.
„Untergehend sogar" 2c. (Wort des Nonnus von Panopolis; Goethe kannte den Pentameter aus einer Schrift von Uwaroff über diesen griech. Dichter, 1817) 91.
Unterscheiden 196.
Unwesentliche, Das 281.
Unzelmann, Karl Wolfg., Schauspieler (1786—1843; Sohn der Friederike Unzelmann; Goethe war sein Pate; seit 1802 in Weimar) 300.
Unzugängliches (in der Natur) 193.
Unzulänglich 251. Unzulänglichkeit 125.
„Urania", Taschenbuch (Verlag F. A. Brockhaus) 628.
„Urania" s. Tiedge.
Urgebirge 360.
Urgesetze 186. 344. 710.
Urkalk 438.
Urphänomene 240. 251. 253. 343. 364. 368. 401. 490. 564. 711. 712.
Urreligion 612.
Ursachen 44.
Urteil, Urteilen 234. 498. 499 (jugendlich-tüchtiges Urteil). 683.
Urwelt 552. 554.
Uwaroff s. „Untergehend".

Vampyre 577. 578.
Vanloo, Charles Maler (1705—1765) s. Französ. Künstler.
Varnhagen v. Ense, Karl Aug., Schriftsteller (1785—1858) 636 (V. in Weimar). 638. 645. 646 (bei Goethe). 675. 686. 687 (in den „Gesprächen" nicht genannt). 696. 698. 700.
Aufsatz über die „Gespräche" 636. 687; über Jean Paul 675. Gallerie aus Rahels Umgang 688. Tagebücher 646. — Brief an Eckermann (vgl.: Eckermann, Briefe an V.) 686;

an Goethe 154 („wollen sie wissen"). 687.
Varnhagen, Rahel (1771—1853; Gattin des vorigen) 646 (bei Goethe). 688.
Vaterland 404. 569. 581. 582.
Vaterländisch 129. 503 (Gesetze).
Vatikan s. Rom.
Vaucher, Jean Pierre, Physiker.
Histoire philosophique des plantes d'Europe (1830) 364.
Venedig 314. 332. 347. 357. 579.
Teatro dell' arte 314. 571. Vgl.: Italienischer Advokat.
Verachtung 359.
Veraltet 164. 403. 432. 434. 551.
Verbrecher 363 (ihre Zurechnungsfähigkeit).
Verdüsterungen 534. 538.
Vereinigte Staaten 475. 476. 595. Vgl.: Nordamerika.
Verfassung 105.
Verfinsterung 157.
Vergangenes, Vergangenheit 49. 240. 263. 284. 443. 499. 710.
Verhältnisse (in der Kunst) 286.
Verjüngungsepoche der Erde 554.
Verkehrte, Das 131.
Verleger 421.
Vernet, Horace, Maler (1789—1863) 387.
Vernunft 249 (nie popular). 251 (Tendenz zum Göttlichen). 268. 368. 373. 375. 376. 378. 612. 613.
Vernünftig 213. 227. 493 (nicht immer schön).
Veronese, Paul (1528—1588) 357.
Verruchtheiten 577. 578.
Verse, Versmaße 46 (im Drama). 71. 179. 272. 353.
„Versöhnung" von Kotzebue.
Verstand 69. 113. 147. 178. 196. 203. 204. 251. 253. 305. 368. 373. 375. 376. 377. 385. 388. 393. 428. 505. V. in Bezug auf die Bühne 134. 143.
Verständig 180. 454.
Versteinerungen, versteinerte Knochen, Stämme 268. 550.
Verwandelnde, Das sich 251.
„Verwandtschaften" von Kotzebue.
Verwegen, Verwegenheit 64. 73. 225. 242. 278. 285. 308. 324. 359.
Verwickelung, das Verwickelte 281. 344.
Verwirrung 189.
„Vicar of Wakefield" s. Goldsmith.
Victoria 301.
Viehzucht 557.
Vielseitigkeit 39. 122. 123. 147. 253.
Vierlande 12.
Vierwaldstätterse 339. 341. 502. 504.
de Vigny, Alfr., französ. Dichter (1797—1863) 318 (Porträt). 501. 576.
Villa Borghese, Villa Ludovisi, Villa di Malta, s. Rom.
Villemain, Abel François (1790—1870) 252. 253 (über Voltaire erhaben). 263. 567 (Redner).
Vorlesung („Cours de littérature française". 1828—30) 267.
Vinci s. Leonardo.
Violett 415.
Virgil, röm. Dichter (70—19 v. Chr.) 377.
Hirtengedichte („Eclogae") 23.
Virtuosen 121. 415.
Vision 486.
de Visscher, J., s. Ostade.
Vogel, Hofrat Dr. Karl (nach Dr. Rehbeins Tode von Liegnitz nach Weimar als großherzogl. Leibarzt berufen) 158. 287. 310. 313. 347. 362 f. 389 (nach August v. Goethes Tode beteiligte sich Vogel an den oberaufsichtlichen Geschäften).
Vögel 317 (ausgestopfte). 656. 670. 702. Vgl.: Falke; Grasmücke; Kuckuck; Lerche; Mönch; Pirol; Rotkehlchen; Zaunkönig. Vogeleier 527.
Voigt, Hofrat, Friedr. Siegism., Botaniker (1781—1850; Professor in Jena) 317. Vgl.: Naturforscher.
Übersetzung Cuviers 317.
Volk, Völker 24. 45. 110. 205. 249. 250. 265 (Charakter eines V.). 267. 307. 333. 359. 379. 381. 433. 434. 435 (Altersstufe). 450. 455. 456. 457. 458. 478. 480. 488 (Völker). 489. 498. 500. 501. 503. 524. 537. 548. 558. 559. 579. 580. 599. 697.
Volksbewußtsein 478. -Bildung 456.

560. -Charakter 265. -Dialekt 572. -Freund 457. -Gunst 558. -Kultur 484. 559. -Leben 34. 478. 552. -Lieder 500 f. -Partei 301. -Poesien 223 (barbarische). -Stimme 581. -Theater 456. Vgl.: Weimar, Theater.
Volkstümlich 669.
Vollendetes 184. Vollendung 213.
de Voltaire, François Arouet, franz. Dichter und Philosoph (1694—1778) 130 (Freiheiten und Frechheiten). 242 (vornehme Figur, Verhältnisse zu Großen und Mächtigen). 243 (sein Talent jeden Augenblick zur Hand). 250. 253. 267 (oberflächliches Wesen). 300. 305 (u. s. Zeitgenossen, Einfluß auf Goethe). 317. 319. 386. 387. 499. 582.
Kleine Gedichte an Personen 223. 242 f. Prolog 243. Les systèmes (1772) 305.
Tod Julius Cäsars 242.
Vorfahren 181. 500.
Vorgänger 190.
Vornehm 561. Vornehme Stände 74.
Vorsehung 195. 542.
Vorspann 266.
Vorstellung („Gewisse V.") 300 (vielleicht Kotzebues „Eifersüchtige Frau" s. d.).
Vortreffliche, Das 445. 459. 483. 484. 493. 612.
Vorurteile 404.
Vorzeit 223. 489. 490. 578.
Voß, Joh. Heinr. (geb. 20. Febr. 1751, gest. am 29. März 1826; Goethe schätzte ihn sehr, obgleich Voß keineswegs auf Goethe und Karl August gut zu sprechen war; 1805 war er zu Goethes Leidwesen von Jena nach Heidelberg übergesiedelt, s. Heidelberg) 281. 353. 516 (in Jena). 517 (nach Heidelberg, aber erst nach Schillers Tode; gesund und derbe). Familie (Gattin Ernestine) 516.
Homer-Übersetzung 281. Lieder 501. 669. Luise (1782—81; die vollständige Ausgabe, metrisch durchgearbeitet, erschien 1795) 352 (ohne höheren Gehalt) f.
Vulkanisten 222. 439.

Wachler s. Courier.
Waffensammlung (in Ettersburg) 515.
Wagner, der 464. 465. 466.
Wahlverwandtschaft 605.
Wahr 70. 430. 470. 545.
Wahres 9. 129. 130. 189. 195. 239. 251. 269 (großartiger Charakter). 270 (Gewalt des W.). 344. 532. 613.
Wahrheit 39. 64. 75. 76. 77. 107. 129. 132. 136. 137. 145. 154. 169. 170. 174. 186. 187. 193. 194. 196. 224. 225. 239. 247. 252. 259. 270. 275. 281. 282. 284. 310. 340. 376. 389. 392. 425. 432. 439. 474. 478. 541. 604. 697. 709.
Wahrheitsgefühl, -liebe 125. 439.
Wahrnehmungen 185.
Waiblinger, Wilh. Friedr., Schriftsteller (1804—1830) s. Junge Dichter.
v. Waldersee, Franz, vgl. Dessau.
v. Waldner-Freundstein, Hofdame Frl. Luise Adelaide (geb. 1746; seit 1775 mit der Großherzogin Luise nach Weimar gekommen) 569. Vgl.: v. Türckheim.
Walfische 311 (auf der Bühne). 512.
Walhalla 189 (Helden).
Wall, Ant., Pseud. für C. L. Heine.
Walnuß 466. 467. 469.
Walpurgisnacht s. Goethe, Faust.
Wappenschild 598.
Warme Quellen 552.
Wartburg 223. 273 (Wartburgfeier 1817).
Wasser 136. 541. Wasserbejahung und -Verneinung 81. 192. 712. -Sucht 418.
„Wasserträger", Oper von Cherubini.
Waterloo, Schlacht bei 98. 546.
„Waverley" von W. Scott.
v. Weber, Karl Maria, Komponist (1786—1826) 123.
Euryanthe (1821. Text von Chezy) 123. Freischütz (1820; erste Aufführung in Berlin am 18. Juni 1821) 209. 229. Oberon (1826) 217.

Weber, Karl Gottlieb Ernst, Pastor und Dichter (1782—1865) 270.
Die Völkerschlacht (1827) 270 („Epos eines anderen Dichters"; hatte in den Ergänzungsblättern zur „Allg. [Hallischen] Lit.-Ztg." 1828, Nr. 75 eine vernichtende Kritik erfahren).
Weberlied 38.
Webicht s. unter Weimar.
Wechsels s. Gesetz des geforderten W.
Wegebau 248. 599.
Weib, Weiber 51. 108. 118. 179. 261. 270 (Weiberherrschaft in Böhmen). 478. 546. Das Weibliche 307.
Weimar 10. 28. 29. 32. 35. 36. 40. 41. 63. 64. 80. 81. 83. 84 (kleine Verhältnisse). 89. 91. 92. 93. 95. 96. 139. 162 (französ. Okkupation 1806). 163. 192. 193. 212. 220. 285. 286. 309. 324. 332. 334 f. 341. 343. 344. 345. 346. 348. 352. 375. 412. 413. 443. 456 (zehntausend Poeten und einige Einwohner). 461. 497 f. 500. 504 (Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse). 512. 515. 519. 531. 546. 547. 549. 554. 569. 573. 574. 591. 596. 601. 619. 622. 623. 624. 629. 630. 631. 633. 634. 635. 637. 638. 640. 644. 646. 647. 648. 658. 660. 662. 667. 668. 673. 675. 677. 679. 680. 687. 690. 691. 692. 693 (Klima). 694. 695. 699. 700. 701. 704. 709. Vgl.: Oberweimar.
Armbrustschützen-Gesellschaft 598. Bibliothek 36. 51. 356. 421. 662. 708. Buchbinder 422. Elefant (Hotel) 515. Esplanade 521. Fuhrleute 465. Fürstenhaus 286 (der Westflügel wurde weiter ausgebaut). 448. Fürstliche Kapelle 248. Geschäftsmann 688 (***). Gesellschaft 36. 428. 446. 594 (Spiegel ihrer geistigen Höhe). 680. Gewerkschule (die früher zur Zeichenschule gehörige Bauschule wurde 1829 als freie Gewerkschule eröffnet) 266. Goethe-Haus s. unter Goethe. Goethe-National-Museum 706. 707. 713. Großherzogl. Hof 247 („Fragmente vorgelesen"). 248. 254. 289. 413. 414. 450 (Sonntags-Soiréen). 504. 520. 634. 659. Jakobstor 509. Industrieschule (das „patriotische Fraueninstitut" zur Erziehung und zum Unterricht elternloser Mädchen) 248. Kegelbrücke 270 (Ill.: Zeichnung v. Goethe). Markt 515. Ministerium 266. Oberbaubehörde 266. Ökonomie (Viehmastung) in Oberweimar 81. Palais (Wittumspalais) 521. Park 63. 80. 81. 90. 200. 210. 461. 515. 671. Publikum 143. 359. 443. 445. 446. 448. 452. 455. Schießhaus 530. Schillerhaus 521. Schloßbau 248 (schon 1778 angeregt, erst nach Goethes Rückkehr aus Italien begonnen). Schulen 436. Stadthaus 448. 452 (Schauspiel im St.). Theater s. unten. Umgegend 450. 550. Wachposten, Kaserne 56. 80. Waisenanstalt (Waisenanstalt, mit der von J. D. Falk 1813 gegründeten Anstalt für verlassene Kinder 1826 vereinigt; später „Falksches Institut" genannt) 248. Webicht (Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt) 91. 496. 502. Zum weißen Schwan 63 (Ill. s. Titelbild).
Weimar, Theater (1779 erbaut, 1798 neu eingerichtet) 31. 36. 40. 42. 45. 46. 48. 50. 53. 55. 57. 58. 60. 74. 88. 92. 98. 102. 105. 107. 112. 138. 143. 144. 151. 164. 165. 166. 217. 218. 225. 226. 235 f. 240 f. 279. 282. 287. 300 („gewisse Vorstellung" s. Kotzebue). 312. 326. 327. 359. 379. 416 (Oper). 419. 420. 436 (Schauspieler) f. 443. 444. 445 f. 447. 449. 450 (man spielte bisher nur an 3 Wochentagen). 452. 460 (Zuschuß des Großherzogs). 485. 515. 519. 601. 666. 682. 699. Dekorationen 448. 449. 452. Garderobe 449. Orchester, Kapelle 157. 443. 449. Personal 449. Brand des Theaters (22. März 1825) 442 (Ill.) f. 446. 447. 448. Neubau des Theaters 442 (Ill.). 448. 455. 458 f. Goethes

und Coudrays Grundriß zum Neubau (seit 1819 geplant infolge des Berliner Theaterbrandes 1819) 448 f. 453 („Gegenwirkungen", nach Goethes Brief an Zelter vom 11. April wollte die eine Partei ein „quasi Volkstheater", die andere ein „Hoftheater"; letzterer trat Karl August bei). 455. 458 (Coudray behielt die Leitung, aber nach einem andern Plan; „Man" ist Frau v. Heygendorff" 666.
Weimaraner 436. 558.
Weimarisch 653.
„Weimarisches Oppositionsblatt" s. „Gewisse Journale".
„Weimarische Zeitung" 679.
Wein, Alkohol 43. 51. 83. 111. 113. 172. 214. 272. 327. 389. 410. 513. 523. 524. 534. 540. 541 (produktiv machende Kraft). 554. 556. 570. 621. 668. Weinkeller (Wirtschaft von Schönkopf in Leipzig) 308. Weinstock 320. 323.
Weinerliches 445.
Weiser 66 (das Wort wird im 16. Buch von „Dichtung und Wahrheit" einem „geistreichen Franzosen" zugeschrieben).
Weisheit 488.
Weissagen 48 (beliebter Ausdruck Goethes im Sinne von: seine Meinung sagen).
Weiße, Christ. Herm., Philosoph (1801—1866).
Kritik der „Gespräche" 637.
v. Weißenthurn, Johanna Franul, geb. v. Grünberg, Schauspielerin und Schriftstellerin (1773—1847).
Johann von Finnland 50.
„Weit, hoch, herrlich" s. Goethe, Gedichte: An Schwager Kronos.
Wekhrlin, W. Ludw. (1734—1792) s. Journalist.
Weller, Dr. Christian Ernst Friedrich 33. 625.
v. Wellington, Arth. Wellesley, Herzog (1769—1852) 98. 139 (Porträts). 200 (Gesandtschaft nach Petersburg). 546. Vgl.: Canning.
Welt 38 (Größe). 40. 66. 76. 77. 107. 110. 117. 119. 121. 122. 126. 127. 130. 133. 137. 139. 145. 166 (sich ewig abnutzende und immer sich verjüngende W.). 170. 190. 212. 228. 230. 234. 238 (Einwirkungen). 239 (konfuse W.). 254. 275. 282. 283. 285. 295. 296. 297. 300. 302. 311. 349. 351. 355. 360. 361. 366. 371 (das große Schicksalsgemälde der W.). 383. 384. 386. 395. 399. 400. 410. 432. 440. 565. 568. 575. 578. 582. 588 (voller Schwachköpfe und Narren). 590. 610. 611. 615.
Weltall 131. -Anschauung, -betrachtung 106. 439. -Begebenheiten 372. 373. -Bildung 223. 388. -Bürger 502. -Geschäfte 95. -Geschichte 24. 177. 267. -historische Ansicht 205. 206. -historische Gegenstände 128 (in Bezug auf die Poesie). -Kenntnis 76 (dem Dichter angeboren) f. 133. -Kultur 166. 352. 431. -Leute, Weltmann 145. 197 f. 220. 438. Weltliche Verhältnisse 26. Weltliteratur 181. 208. -Menschen 132. -Rätsel 370. -Stadt 499. 500. Umsicht 35.
Werden 190. Werdende, Das 251.
Wernekke, Direktor Dr. Hugo 676.
Werner, Abraham, Mineralog (1750—1817) 188 (die Wernerische Lehre).
Werratal 28.
Wertherzeit 431.
Wesen 9. Wesentlich 281.
Wesertal 491.
Westfalen 66.
Wetter 52. 56. 192. 712.
Wetterhorn in den Berner Alpen 430.
Weygand, Verleger 608.
Whist 364. 445.
Widerspruch 477 (macht productiv). 478. 488. 496 (scheinbarer). 568. Widersprüche 9. 195. 196. 203. 228. 372. 392. Widerspruchsgeist 532.
Wiederholungen von Stücken und Opern 451. 452.
„Wie Kirschen und Beeren" 217 f. Goethe, Gedichte: Sprichwörtlich.
Wieland, Chr. M. (1733—1813) 63. 113 (Stil). 191 („einem Rohre ähn-

lich" 2c.) f. 213 (amüsiren — amüsabel). 247. 317. 576 („immer deutsch"; manches seiner Werke war übrigens längst übersetzt). 668 (Verhältnis zu Herder und Goethe). Wielands Grab zu Osmannstedt 200.
Kleine Erzählungen 192. Oberon 317 (Goethes Vorwürfe hält Düntzer für unbegründet, da alles wohl motivirt sei). Rezension über Jacobi (nicht im „Merkur", sondern in einem Briefe; auf Mercks Epistel antwortete W. am 31. Mai 1776) 247.
Wien 136. 326. 498. 559. 581. 638. 646.
Wiener Jahrbücher s. „Jahrbücher".
Wiener Kongreß (1815) 295 (der engl. Gesandte war Castlereagh, der portugiesische Graf Palmella; auch der spanische widersetzte sich der Aufhebung des Negerhandels).
„Wiener Zeitschrift" 697.
Wilde, Das 454. 472. Wildheit 547.
Wilhelm, Prinz von Preußen, späterer Kaiser Wilhelm I. (1797—1888) 184.
Wilhelm I., König von Württemberg (1781—1864) 286. 605.
Wilhelmsthal, Schloß bei Eisenach 218.
v. Willemer, Geheimrat Joh. Jak., und Frau Marianne (früher Schauspielerin; 1784—1860; Goethe lernte sie 1814 kennen; sein „West-östl. Divan" enthält mehrere Gedichte von ihr, s. d.) 342. 343. 440.
Brief an Goethe 671.
Willenskraft 322 (Gewalt über den Körper).
Willkür 434. 604.
Winckelmann, Joh. Joach. (1717—1768) 18. 127. 190. 204. Vgl.: Beyle.
Beschreibung des Stoischischen Kabinets 204. Über die Nachahmung griechischer Kunstwerke 190.
Wind 52.
Windischmann s. Bonn.
Winkelried (im „Tell" muß heißen: Melchthal) 503.
Winsen a. d. Luhe 11. 14. 15. 621.
Winterberger, Schauspieler (1804 geboren; Schüler P. A. Wolffs; seit 1829 in Weimar) 246.
Winterkälte 552. 554.
Wirken 118. 173. 245. 246. 404 (patriotisch wirken). 405. 578. 611.
Wirklichkeit, Das Wirkliche, wirkliche Welt 38. 77. 136. 154. 237. 282. 380. 478. 495. 565. 573.
Wirkung, Wirkungen 44. 71. 91. 113. 115. 117. 127. 130. 134. 140. 142. 176. 178. 182. 184. 205. 208. 231. 232. 235. 244. 254. 279. 286. 301. 307. 315. 331. 336. 351. 374. 375. 389. 395. 425. 431. 452. 454. 473. 481. 482. 483. 485. 486. 489. 494. 496. 508. 535. 560. 571. 578. 579. 590 f. 599. 665. 696. 710.
Wissen 331. 361. 439.
Wissenschaft 130 (als Mittel zur Existenz). 244. 365. 424 (Egoismus in der W.). 425 (als Existenz; alle Wirkung im Aperçu). 438. 439 (Konfessionen). 440. 535. 564. 596. 605. 614.
Wissenschaften 22. 425.
Wissenschaftlich 21 (Kenntnisse). 124. 235 (Strebende). 365. 414. Wissenschaftl. Behandlung 125. 187. Dinge 432. Wahrheit 389. Werke 564.
v. Wittelsbach, Otto 377. Vgl.: Babo.
Witterungslehre 421. Vgl.: Goethe, Versuch einer Witterungslehre.
Witz 283. 386. 580.
Witziges 454.
Wohlstand 559. 560.
Wohlwollen 360. 545. 549. 555. 564. 570. 591. 592.
Wolf, Friedr. Aug., Philologe (1759—1824) 63. 88 (in Weimar) f. 672.
Prolegomena ad Homerum (1795) 189.
Wolff, Amalie geb. Malkolmi, Schauspielerin (1783—1851; Gattin von P. A. Wolff) 300.
Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, Improvisator (1799—1851) 135 (Besuch bei Goethe; entschiedenes Talent) f.
Kritik der „Gespräche" 636. 659.
Wolff, Pius Alexander, Schauspieler (1782—1828; 1803—16 in Weimar, dann in Berlin) 92. 235 (Goe-

thes einziger Schüler; Wolff war während Goethes Aufenthalt in Dornburg auf der Durchreise von Ems nach Berlin in Weimar am 28. Aug. 1828 gestorben). 435. 446. Vgl.: Calderon.
Wolken 52. 81. 156. 192. 277. 301. 307. 324. 440. 456. 709.
Wollen 126. 148. 608.
„Wollen die Menschen Bestien sein" ꝛc. 205 f. Goethe, Gedichte.
Wolowska s. Szymanowska.
v. Wolzogen, Karoline, geb. v. Lengefeld (1763—1847) 382 („Einfluß von Frauen"). Vgl.: v. Wurmb.
„Wonne der Tränen" s. Goethe, Gedichte.
Worte 240.
Wranitzky, Paul, s. Goethe, Zauberflöte.
Wunder 358. 380. 520. 521. 525 (wir stecken in lauter Wundern). 529. 589. 610.
Wünschelrute 79.
Würfelspiel 383 (Codille).
v. Wurmb, Christiane, Rudolstädter Hofdame (Schillers Cousine, später Gattin B. R. Abekens, s. d.).
Aufzeichnungen über Schiller (diese Tischreden aus dem Jahre 1801 erschienen zuerst in „Schillers Leben" von Karoline v. Wolzogen, genauer in Abekens „Goethe in meinem Leben") 221.
Württemberg, König von, s. Wilhelm I.

„Xenien" s. Schiller; Goethe.

Yorik s. Sterne.

Zahlen 311.
Zahn, W.
Ornamente und Gemälde aus Pompeji 369.
Zähne 522.
Zampieri s. Dominichino.
„Zauberflöte" von Mozart.
Zaunkönig 526. 527. 528. 530 f.
Zauper, Jos. Stan. (1784—1850) 60. 270. 625.
Brief an Goethe 476. Studien (über Goethe. 1822) 49.
v. Zedlitz, Joh. Christian, Freiherr (1790—1862).
Stern von Sevilla (nach Lope) 312.
Zehn Gebote 596.
„Zeichnungen nach Berliner Redensarten" s. Dörbeck.
Zeit 70 (ein Tyrann). 97. 125. 135 (Krankheit der jetzigen Z.). 137 (jetzige Zeit subjektiv). 149. 152 (unsere schlechte Z.). 157. 173. 176. 181. 190. 211 (unsere Z. so schlecht). 237. 249. 251. 291. 294. 303. 306. 356. 431. 432. 435 (ewiges Fortschreiten). 457. 462. 470. 500. 541. 515 (Elend unserer Z.). 551. 553. 579. 581. 604. 610. 614.
Zeitalter, Zeitgenossen 485. 539. 713.
Zeitschriften 19. 38. 61. 108. 142. 268 (Zeitschrift, d. i. „Der Protestant").
Zeitungen 43. 72. 103. 107. 239. 274. 277. 292. 311. 333. 346. 572. 621. Zeitungsnachrichten 451. Zeitungswesen 430.
Zelter, Karl Friedr. (1758—1832; Prof. der Musik an der Berliner Akademie der Künste, Gründer der Berliner Liedertafel; seit 1799 stand Goethe mit ihm in engstem Verkehr; ihren Briefwechsel gab Riemer 1833—34 in 6 Bänden heraus) 62 (in Weimar seit 24. Nov. 1823; geistige Freiheit) f. 64 (das Wohltätige seiner Persönlichkeit). 199 (immer grandios und tüchtig). 265 (Handschrift). 268. 271 (preußischer Orden, Adel, Wappen, Ill.; Familie). 327. 455 f. 531 (in Weimar seit 13. Okt. 1827). 593. 672. 673 (in Weimar) f. 706.
Briefe an Goethe 133 (16. Dez. 1825) f. 199. 249 (31. Jan. 1829). 265. 455 (19. April 1825) f. 487 (14. März 1827). 632. 637. 652. Gespräche mit musikalischen Schü-

lern 199 f. Kompositionen 63. 158 (Um Mitternacht).
Zeremoniel 171.
Zersplitterung 67. 101.
Ziebingen s. v. Finckenstein.
v. Ziegesar, Silvie 675 (Gedicht Goethes an sie).
Zigarren 442. 445. 555.
Zimmereinrichtungen 164.
Zimmern, Dorf an der Gramme, drei Stunden westlich von Weimar 465.
Zither (Musikinstrument) 217.
Zollwesen 558.
Zufall 520. 588. Zufälliges 143.
Zugängliches und Unzugängliches (in der Natur) 193.
Zukunft 24. 91. 378. 385. 457. 475. 508. 519. 549 (künftige Generationen). 554.
Zulänglich 251.
Zurechnungsfähigkeit 363 (der Verbrecher).
Zürich 252.
Zustände 52. 53. 67. 76. 77. 89. 110. 118. 129. 132. 209. 212. 221. 224. 247. 269. 272. 275. 285. 305. 310. 322. 345. 351. 352. 353. 355. 380. 384. 470. 520. 533. 534. 541. 545. 548. 569. 579. 596. 625. 675. 692.
Zweck 271 (egoistische Zwecke). 365 (Frage nach dem Z.).
Zweckmäßig, Zweckmäßigkeit 213. 492.
Zweifel 195. 196. 294 (Periode des Z.). 354. 372. 590.
Zwischenaktsmusik 185.
Zwischenknochen 597.
Zwölf Apostel 320.
Zwölf biblische Figuren 320—323.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BINDING SECTION

LG
G599geHo

Goethe, Johann
Gespräche mit
ed. by H.H. Hou

DATE	N.
Jan 20/56	J. Mc